


Library of


Dei
Sub Numine
Viget



ARCHIV

FÜR DAS

STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN

UND LITERATUREN.

HERAUSGEGEBEN

VON

LUDWIG HERRIG.

XVIII. JAHRGANG, 33. BAND.

BRAUNSCHWEIG,

DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN.

1863.

Inhalts-Verzeichniss des XXXIII. Bandes.

Abhandlungen.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Programmenschau.

Miscellen.

Bibliographischer Anzeiger.

Ueber Schiller's Räuber,*)

mit besonderer Rücksicht auf Dr. Eckardt's Auffassung im Archiv XVI. und in seinem Werk über Schiller's Jugenddramen.

Eckardt hat auf meine Abhandlung über Schiller's „Räuber" in Nro. 39 der Blätter für literarische Unterhaltung unlängst in dieselben Blätter eine Entgegnung einrücken lassen, die aus Entstellungen, Missverständnissen und Selbstwidersprüchen zusammengesetzt ist. Er sagt, im Verlauf seiner Schrift liege die Antwort auf jede meiner Bemerkungen entweder als Entgegnung oder als ergänzende Erwähnung; Blatt für Blatt halte er seine Darstellung mir gegenüber aufrecht. Dagegen bemerke ich sogleich, dass ich Eckardt auf S. 95 und S. 100 seiner Schrift einen auffallenden Widerspruch nachgewiesen habe, bei dem alle Ergänzungs- und Ueberbrückungsversuche scheitern. Nach S. 95 nämlich ist Franz der Herrscher des 18. Jahrhunderts, in dem unsere Dichtung spielt, der Repräsentant der

*) Vorstehender Aufsatz ist ursprünglich eine Antwort auf die „Erwiderung," die Dr. Eckardt auf meine Abhandlung über Schiller's Räuber (in den Blättern für literarische Unterhaltung 1862, Nro. 39) in Nro. 45 der gedachten Zeitschrift einrücken liess. Um die vom Plan der Blätter ausgeschlossene Polemik nicht weitergreifen zu lassen, wies die Redaction meine Antwort zurück. Dieselbe folgt nun hier und ist für die Leser des Archivs, auch wenn ihnen die Blätter für literarische Unterhaltung nicht zur Hand sind, um so mehr verständlich, da Eckardt schon im Archiv XVI, 241 seine von mir bestrittene Auffassung der Räuber weitläufig entwickelt hat und überdies in dieser Antwort die allermeisten Punkte meiner ersten Abhandlung wiederholt und genauer begründet werden.

damaligen selbstsüchtigen Gewalthaber; ihre Vorfahren haben, wie auch der Vater Moor noch ein patriarchalisches Verhältniss zu ihren Unterthanen gehabt. S. 100 dagegen presst Eckardt eine andere Stelle, wo der alte Moor sagt, die Sünden von Karl's Vätern werden heimgesucht im dritten und vierten Glied; ob auch die Ahnen gut gewesen seien, dies sei eine andere Frage, als die, ob der alte Moor gut war; er (dies ist unrichtig; Franz Moor sagt dies I, 1) nenne sein Geschlecht zwar ein seit 7 Jahrhunderten unbeflecktes, er spreche aber auch von den Sünden der Väter und namentlich — von den Geistern seiner Ahnen, die nach dem Volksglauben in den Ruinen spuken, eine Stelle, deren mehr als zweifelhafte Beweiskraft ich hinlänglich dargethan habe. Nun ist doch klar, dass die Ahnen nicht patriarchalisch und tyrannisch zugleich gewesen sein können. Oder ist in unsern Tagen das Geheimniss gefunden worden, Grossmuth und Arglist zu verbinden? Wenn nach S. 100 der Fluch des Volks auf den Ahnen lag, so kann ihr Geschlecht nicht unbefleckt gewesen sein und können sie nicht patriarchalisch regiert haben. Ja Eckardt widerspricht sich auf S. 100 selbst. Denn wenn, wie er hier sagt, der alte Moor eine kranke und in Verfall gerathene Zeit vertritt, so muss diese Zeit früher, d. h. unter seinen Vorfahren gesund und stark gewesen sein, was doch Eckardt auf derselben Seite wegen der Schlossgespenster leugnet. Und wenn nach S. 95 Franz Moor das 18. Jahrhundert vertritt, so werden wohl seine Vorfahren das 17. Jahrhundert vertreten sollen? War nach Eckardt das 18. Jahrhundert das traurigste seit den Zeiten der letzten römischen Kaiser, so muss das 17. glücklicher gewesen sein. Wo bleibt aber dann die Tyrannei und der Fluch des Volks, der nach Eckardt auf den Ahnen ruht? Wenn Eckardt mich beschuldigt, ich übersehe die Zeit, die Karl Moor gebar, und doch sei gerade der Charakter dieser Zeit, in welchem auch die Erziehungsfehler des alten Moor wurzeln, die Hauptsache, so thut er mir Unrecht, S. 713, 1 unten gehe ich sehr bestimmt auf den Charakter jener Zeit ein und weise Eckardt's Beweisführung als abstract, erkünstelt und geschichtlich unwahr nach. Eckardt stellt nun gutes Muths die für die Ahnen der gräflichen Familie günstige Stelle und die zwei für dieselben ungünstigen

Stellen zusammen, und gibt dann ohne nähere Gründe den zwei letzten Stellen den Vorzug, womit er, wie bemerkt, der Auffassung auf S. 95 schnurstracks widerspricht. Ein besonnener Kritiker hatte hier nun zwischen zwei Ausnahmen die Wahl: Entweder hat Schiller im Charakter der Vorfahren sich gänzlich widersprochen oder ihre Charakterzeichnung stimmt in sich selbst überein. Da man nach einem bekannten Rechtsgrundsatz von Jedermann so lange Gutes annehmen muss, als es nur immer möglich ist, habe ich Schillern nicht einen so grossen Widerspruch mit sich selbst aufbürden mögen und deswegen gesagt, wie man die zwei Stellen von den Sünden der Väter und den Gespenstern ganz ungezwungen so erklären kann, dass keine specielle, auffallende, fluchartig sich forterbende Verschuldung angenommen werden muss. Ich habe namentlich die erste aus der Gemüthsstimmung des etwas schwachen alten Grafen erklärt, während Franz sein Wort über das unbefleckte Geschlecht seiner Väter mit seiner gewöhnlichen Kälte ausspricht und diese Aeusserung gar nicht anders genommen werden kann, als sie buchstäblich lautet. Gewiss habe ich also Recht, wenn ich sage, Schiller habe nicht an eine greuelvolle Vorgeschichte des Hauses Moor gedacht. Später dachte er allerdings an eine solche, vergl. Eckardt S. 84. „Einige Mal, erzählt Frau von Wolzogen, gedachte er auch seines früheren Planes, einen zweiten Theil der Räuber zu geben. Man müsse eine tragische Familie erfinden, fiel ihm einmal ein, ähnlich der des Atreus und Laius, durch die sich eine Verkettung von Unglück fortzöge. Am Rhein, wo die Revolution so viele edle Geschlechter vom Gipfel des Glücks herabgestürzt und wo in schwankenden Verhältnissen der Doppelsinn des Lebens die ebene Bahn leicht verwirren könne, sei der passendste Platz für ein solches Gemälde des Menschengeschicks in seiner Allgemeinheit.“ Das hätte allerdings eine Vorgeschichte gegeben, ähnlich derjenigen in Göthe's Iphigenie. Aber in unseren Räubern findet sich eine solche Vorgeschichte nicht, weswegen Schiller eben an einen zweiten Theil der Räuber dachte. — Wenn Eckardt das 18. Jahrhundert so schroff beurtheilt, so geht er zu weit. So sehr Schiller's Zeit aus den Fugen, ungesund und unterwühlt war, so sehr man das ferne Rollen des Donners

der Revolution in den „Räubern“ hört, so darf man doch auch die Lichtseiten nicht übersehen. Dieses Jahrhundert hatte viel Schatten, aber auch viel Licht und ist in mancher Hinsicht der Stolz unsers Volks durch seine leuchtenden Sterne in Kunst und Wissenschaft und durch Regenten wie Friedrich der Grosse, Karl August, Karl Friedrich, Maria Theresia und Joseph, lauter Zeitgenossen des jugendlichen Schillers. Herzog Karl selbst befand sich, als die Räuber geschrieben wurden, in seiner für Würtemberg verhältnissmässig glücklichen zweiten Periode. Das 17. Jahrhundert verdient ohne Frage in jeder Hinsicht das Prädicat, das Eckardt dem 18. gibt. Schiller hielt sich natürlich an die so stark hervortretende Schattenseite jener Zeit und malte die Zustände so grell als möglich, und zwar, weil er nach seinem eigenen Geständniss Welt und Menschen noch nicht kannte. Wenn Eckardt sagt, ich verlange, dass man sich für die Worte des alten Moor: „Mein ist alle Schuld“ das Ohr verschliesse, so sagt er die Unwahrheit. Ich gebe eine freilich sehr relative Schuld des Grafen zu, spreche von seiner schwachen Gutmüthigkeit und suche jene Worte aus seiner Stimmung zu erklären. Will Eckardt diese Worte wörtlich nehmen und „das ganze, sage das ganze Gewicht der Schuld, die die Söhne verfolgt, auf des alten Moor Haupt fallen lassen,“ so muss er nothwendig die Vorfahren ihrer Schuld entladen, sonst hat der alte Moor nicht mehr alle Schuld. Damit aber kommt Eckardt in einen neuen Widerspruch mit seiner Auffassung der Schuld der Ahnen S. 100. Betrachtet man jene Worte des Vaters genauer, so gehen sie überdies mehr auf die Zukunft, als auf die Vergangenheit. Franz, der schon lange nach dem Herzen seines Vaters gezielt hat, verlangt zuletzt, dass er sich seines Sohnes entäussere. „O dass Ihr begreifen lerntet, dass Euch die Schuppen fielen vom Auge! aber Eure Nachsicht muss ihn in seinen Liederlichkeiten befestigen, Euer Vorschub ihnen Rechtmässigkeit geben. Ihr werdet freilich den Fluch von seinem Haupte laden, auf Euch, Vater, auf Euch wird der Fluch der Verdammniss fallen.“ Der alte Moor. „Gerecht, sehr gerecht! — Mein, mein ist alle Schuld!“ — insbesondere, ist der Sinn, wenn ich jetzt nicht einen Schritt gegen Karl thue. Wie kann Eckardt diesen Schmerzensschrei eines alten,

von seinem unnatürlichen Sohn mit Klagen, Vorwürfen und Hiobsposten ganz übertäubten Vaters so pedantisch pressen — und dabei doch noch sich selbst widersprechen? — Wenn ein Franz im Anfang die verkehrten Erziehungsgrundsätze seines Vaters darlegt, so verlange ich mit Recht, dass man diesem Lügner nicht ohne Weiteres glaube, mache auf das Hypothetische und Hyperbolische in seinen Worten aufmerksam und bringe eine Reihe von Beweisen aus dem anderweitig bezeugten Charakter des Vaters und namentlich ex silentio vor. Hierher gehört namentlich V, 2. Hier löst sich der Knoten; hier, wenn irgendwo, muss sich uns der Zusammenhang des Stücks enthüllen. Wie mächtig appellirt Karl an das Gewissen des Thurmbewohners: „Geist des alten Moor! Was hat dich beunruhigt in deinem Grabe? — Hast du das Gold der Wittwen und Waisen vergraben?“ Vergl. darüber meine Abhandlung S. 712 unten und 713 oben. Von einer dämonischen Besitzung lauten die Worte des Vaters, aber nicht von verkehrter Erziehung. Will es, um Eckardt eine an mich gerichtete Frage heimzugeben, will es Eckardt besser wissen, als Schiller? „Ich leide gerecht — Mein Karl! Mein Karl! und er hatte noch keine graue Haare.“ — Sinn und Zusammenhang dieser Worte des Vaters ist wie oben. Karl selbst klagt nie über eine verkehrte Erziehung. Franz selbst sagt I, 1 in seinem ersten Monolog, wo er mit materialistischen Scheingründen sein Gewissen „weiter aufschnallt:“ „Es ist dein Vater! Er hat dir das Leben gegeben — also sei er dir heilig. Soll ich ihm darum gute Worte geben, dass er mich liebt?“ u. s. w. Unwidersprechlicher Beweis, dass der Vater die natürliche Liebe zu seinem Sohn Franz nie verleugnet hat; und V, 2 will der alte Moor dem unnatürlichen Sohn verzeihen — „meine Rache sei verdoppelte Liebe.“ Im Angesicht solcher Stellen schreibt Eckardt S. 103: „Franz hat nie etwas Anderes als Zurücksetzung erlebt und wird darüber zum Verbrecher; in seinem Busen kann nur ein Echo des Hasses leben, weil man ihm mit Hass begegnet, und nur Selbstsucht gedeihen, da Niemand seiner gedenken würde, wenn er es nicht thäte.“ Mit geschäftiger Phantasie führt Eckardt die im Anfange des Stücks, nachher nie mehr, zu einem bestimmten Zweck von Franz

seinem Vater in's Gesicht geschleuderten Vorwürfe weiter aus und tritt die Lügen förmlich breit S. 109—111. Hier lesen wir auch: „Erst sterbend spricht der alte Moor von zwei hoffnungsvollen Söhnen." Falsch; schon II, 2 sagt er: „und das all — all — von zwei Kindern voll Hoffnung — du hast sie gegeben" u. s. w. Und schon I, 1 sagt er zu Franz: „Gott segne dich für das, was du mir warst und sein wirst." Wie kann freilich der alte Moor zu gleicher Zeit gut (Eckardt S. 100: „der alte Mann ist gut," S. 101 etwas unbestimmter: „Er selbst mag gut gewesen sein") und unväterlich, gleichgültig, kalthöhnisch und zurückstossend gegen einen Sohn gewesen sein? Wieder ein Selbstwiderspruch, wieder ein Verstoss gegen die Logik, wie oben bei den Ahnen der Familie. — S. 102 bringt Eckardt noch einen Grund, nämlich die Worte Karl's V, 2 in seinem Monolog vom Selbstmord: „Warum hat mein Perillus einen Ochsen aus mir gemacht, dass die Menschheit in meinem glühenden Bauche bratet?" Eckardt bemerkt dazu: „Der alte Moor ist Ursache, dass Karl von frühe auf gewohnt war, seinen Leidenschaften nachzugeben und seinen Willen durchzuführen. Wie Perillus durch sein eigenes Werk, so geht auch der Vater Moor durch ein Verderben, das er selbst gross gezogen hatte, zu Grunde." Ganz falsch. Wenn Karl unmittelbar vor jenen Worten ausruft: „Glaubt ihr, ich werde zittern? Geister meiner Erwürgten! Ich werde nicht zittern. (Heftig zitternd.) — Euer banges Sterbegewinsel — euer schwarz gewürgtes Gesicht — eure fürchterlich klaffenden Wunden sind ja nur Glieder einer unzerbrechlichen Kette des Schicksals, und hängen zuletzt an meinen Feierabenden, an den Launen meiner Ammen und Hofmeister, am Temperament meines Vaters, am Blut meiner Mutter" — so spricht er als Fatalist von dem ihm angeborenen Temperament seiner Eltern, das seinen Lebensgang unwiderruflich bestimmt. Wie die Extreme sich berühren, wie Franz und Karl in der Empörung gegen Gesetz und Herkommen übereinstimmen, so spricht, hier wenigstens, Karl die materialistisch-fatalistischen Grundsätze seines Bruders aus. Karl's Perillus ist also a. a. O. sein Schöpfer und Herr, der ihn zu einem Gefäss des Zorns gebildet hat, das Schicksal, das Verhängniss. — Dass ein Unterschied in

der Behandlung der Söhne in der Natur lag, sage ich in meiner Abhandlung S. 712, und man kann also mit Franz I, 1 sagen, Karl sei des Vaters Schoosskind gewesen. Dies beweist aber nichts für Eckardt's Auffassung und gegen mich. Eckardt selbst will es ja S. 101 dem alten Grafen nicht zum Vorwurf machen, dass der schon von Natur begünstigte Sohn auch im Herzen des Vaters der erste, d. h. doch wohl, dass er des Vaters Liebling war. Wenn aber Eckardt dem Grafen vorwirft, dass er die Vorliebe zur Schau trug, so kann er sich nur auf die tendenziösen und dabei doch so hypothetisch gehaltenen Vorwürfe des Lügners Franz berufen, die einzig und allein im Anfang des Stücks sich finden. Eckardt, der doch sonst so manche psychologische Bemerkung bringt, hätte auch anführen können, dass missgestaltete Menschen leicht misstrauisch werden. Endlich, wenn auch Karl des Vaters Liebling war, so ist damit durchaus noch nicht gesagt, dass Franz so stiefväterlich und lieblos behandelt wurde, wie Eckardt malt S. 101. 103. 111. „Er sah verächtlich auf Franz in der Ecke hin und brauchte Schmähworte gegen ihn. Franz musste an den spärlichen Resten der väterlichen Liebe seinen Hunger stillen. Und diesem Franz sollte man es verübeln, wenn er Niemand als sich selbst liebt?“ — Der Vater lässt sich von Amalien die Geschichte Josephs vorlesen, natürlich nicht zur Erheiterung, aber auch nicht weil er sich schuldig fühlt. Der Vater ahnt, dass ihm sein Liebling durch einen Schurkenstreich entrissen worden ist und grämt und härmt sich darüber. Dies liegt im Inhalt des Vorgelesenen; von Gewissensbissen des alten Grafen steht nun einmal nichts da und Eckardt muss, um diese herauszubringen, nach seiner Manier „nachhelfen, nachschaffen,“ d. h. verwischen und zerstören. —

Was Karl's Betragen gegen Franz betrifft, so weiss Franz in dieser Hinsicht nichts vorzubringen. IV, 4 ruft Karl aus: „Bruder, Bruder! Du hast mich zum Elendesten auf Erden gemacht, ich habe dich niemals beleidigt, es war nicht brüderlich gehandelt — ernte die Früchte deiner Unthat in Ruhe, meine Gegenwart soll dir den Genuss nicht länger vergallen — aber gewiss, es war nicht brüderlich gehandelt. Finsterniss verlösche sie auf ewig und der Tod rühre sie nicht auf.“ Auch

hier ist Eckardt geneigt, Franz zu entschuldigen. Er sagt S. 102: „Karl mochte seinen Bruder nie beleidigt haben" und S. 112: „Höher strebend beachtete er wahrscheinlich den Bruder nicht." O „mochte" und „wahrscheinlich!" Vergl. meine Abhandlung S. 713. — Liegt es nicht näher, bei Karl Mitleid mit Franzens unglücklicher Physiognomie (IV, 3) anzunehmen? — Nun kommen wir zu Eckardt's Hauptgrund. Auf dem Mannheimer Theaterzettel heisst es bei dem alten Moor: „Verzärtler und Stifter vom Verderben und Elend seiner Kinder." Diese Charakteristik beweist nur scheinbar für Eckardt's Auffassung; denn sie bezieht sich nur auf den einen Sohn, Karl; aber allerdings war auch schon in diesem Falle der Graf Verderber, wenn auch nicht alleiniger Verderber seiner Kinder. Nun aber habe ich schon in meiner Abhandlung (S. 715 in der Mitte) gesagt, dass Eckardt seine fixe Idee sogar gegen Schiller's Selbstrecension wendet. Eckardt steht auf Seiten des Mannheimer Theaterzettels, ich auf Seiten der Selbstkritik. Fragt mich Eckardt, ob jener Theaterzettel unterschoben sei, so richte ich in Betreff der Selbstkritik dieselbe Frage an Eckardt. Der Theaterzettel ward unter dem 12. December 1781 von Schiller abgeschickt und am 13. Januar 1782 in Mannheim ausgegeben; die Selbstkritik erschien im ersten Stück des würtembergischen Repertoriums 1782 unter der Maske R....r (man denkt unwillkürlich an: Räuber). „Unter der Bezeichnung „Worms 15. Januar 1782" folgte der Kritik ein Anhang über die erste Aufführung, voll Anerkennung für Dalberg und die Schauspieler." Eckardt sagt S. 78: „Nachdem Schiller das Schauspiel als das einzige in Würtemberg entstandene betont und den Charakter Karl's mit unverkennbarer Vorliebe entwickelt, spricht er über den Vater Moor, Amalia und Franz ein um so härteres Urtheil aus. Der erste sei, statt zärtlich und schwach, klagend und kindisch und glaube Franzens plumpe Erfindungen zu einfältig; in der zweiten habe der Dichter etwas Ausserordentliches liefern wollen und uns um das Natürliche gebracht; er scheine überhaupt mehr zum Heroischen und Starken, als zum Weichen und Empfindlichen zu neigen. Die Scene im Garten ist jedoch ein wahres Gemälde der weiblichen Natur. Von Franz endlich heisst es, es sei

eine Versündigung gegen die menschliche Natur, ein solches Monstrum in eine Jünglingsseele zu versetzen; man werde nicht so urplötzlich, sondern nur durch tausend Labyrinthe hindurch ein solcher Bösewicht; man müsse sich fragen, woher unserm Jüngling, aufgewachsen im Kreise einer friedlichen, schuldlosen Familie, eine so herzverderbliche Philosophie gekommen sei; sein Kopf verspreche mehr, als seine Intriguen erfüllen; so sehr der Charakter mit der menschlichen Natur missstimme, so sei er aber mit sich selbst ganz übereinstimmend; seine endliche Verzweiflung bringe ihn uns wieder näher, sein Selbstmord adle ihn fast." — Eckardt bemerkt dazu: „Das Urtheil über Franz ist wohl zu streng und derselbe hier abermals auf Kosten Karl's zurückgesetzt. — Je näher etwas Schiller's Subjectivität steht, desto liebevoller bespricht er es und sagt seinen Tadel in einem Tone, der wie Lob klingt; je fremder ihm etwas ist, z. B. ein Charakter wie Franz, den er fast preisgibt, desto unbefangener ist sein Urtheil, ja es ist eher zu herb. — Schiller schrieb die Wahrheit einem Vater gleich, der von seinen Kindern das Schärfste, oft zu Scharfes sagt, aber von dem Lieblingskinde mit verdoppelter Wärme spricht. Ein solcher Vater spricht vieles Wahre, ist aber nur bedingungsweise wahr, weil nicht vollkommen unbefangen. (Und doch hiess es oben, Schiller sei bei Franz unbefangener und wahrer gewesen, als bei Karl). Ich glaube Franz gegen seinen Dichter in Schutz nehmen zu können." Und ich glaube nicht, und zwar aus einem Grunde, den mir Eckardt selbst an die Hand gibt S. 68 und 69, in einer Stelle, die ich vollkommen billige. Eckardt spricht hier von dem jetzigen Vorwort, das auf die Ostermesse 1781 geschrieben war, und bemerkt: „Dieses Vorwort verrückt den Standpunkt, auf dem Schiller gedichtet hat, in Folge eines unglücklichen Versuchs, seine Dichtung mit jenem Theile des Publicums zu vermitteln, das ihn und seine sittliche Tiefe gleichwohl nicht versteht und sein Werk stets als ein unsittliches ansehen wird. Oder konnte er je wahrhaft glauben, dass es ihm auch nur Einer glaube, er habe die Räuber absichtlich zu Schriftverächtern gemacht, um die Gegner der Religion zu züchtigen und dieser einen Triumph zu verschaffen? Der Schluss mag zeitklug gewesen sein, aber er ist nicht schillerisch: „Ich

darf meiner Schrift zufolge ihrer merkwürdigen Katastrophe mit Recht einen Platz unter den moralischen Büchern versprechen; das Laster nimmt den Ausgang, der seiner würdig ist. Der Verirrte tritt wieder in das Geleise der Gesetze. Die Tugend geht siegend davon. Wer nur so billig gegen mich handelt, mich ganz zu lesen, mich verstehen zu wollen, von dem kann ich erwarten, dass er — nicht den Dichter bewundere, aber den rechtschaffenen Menschen in mir hochschätze." Und neben diesen zahmen Worten steht der Löwe mit der Inschrift: In tyrannos. Wer verkennt hier Schwan's Einfluss? Schiller hätte von sich aus nie diese Sprache gesprochen, sich nie so tief heruntergelassen, den Philister zu spielen, um den Philister zu gewinnen. Die Tendenz des jetzigen Vorworts ist in Schiller hineingetragen und daher unwahr. Man verstehe mich. Die „Räuber" sind eine Dichtung von grossem sittlichen Gehalte, aber dieser sittliche Gehalt war nicht der Zweck, um dessen willen sie geschrieben worden sind. Der junge Schiller wollte kein auferbauliches Buch schreiben, sondern eines, das öffentlich verbrannt werde." — Vollkommen richtig, aber ganz in meinem Interesse. Man wende dieses sehr gesunde Urtheil auf den durch und durch moralisirenden Mannheimer Theaterzettel an. Eckardt selbst erzählt S. 76, dass dieser Zettel von Schiller verfasst, aber von Dalberg noch in Einigem verändert worden sei. Schwab in Schiller's Leben S. 94 sagt: „Dem Zettel war eine auf Dalberg's Rath von Schiller verfasste Verständigung über das Stück angehängt, worin Karl und Franz Moor's Charaktere angedeutet und das liebe Publicum angewiesen wurde, seine Leidenschaften unter die Gesetze der Religion und des Verstandes zu beugen: „Der Jüngling sehe mit Schrecken dem Ende der zügellosen Ausschweifungen nach, und auch der Mann gehe nicht ohne Unterricht aus dem Schauspiel, dass die unsichtbare Hand der Vorsicht auch den Bösewicht zu Werkzeugen ihrer Gerichte brauche und den vorworrensten Knoten des Geschicks zum Erstaunen auflösen könne." Die Furcht vor Missverständnissen hatte diese Worte eingegeben: im Uebrigen war das Gedicht weder mit derlei Absichten geschrieben, noch mit solchen Wirkungen begleitet. Es war ein Werk der Jünglingsideale und des Jünglingstrotzes, gereift in

einer wechselschwangeren Zeitatmosphäre, der Ruf eines poetischen Wettervogels, der von Unzufriedenen und von Hoffenden wohl verstanden wurde.

Fragt Eckardt bei der Vorrede: Wer verkennt hier Schwan's Einfluss? so frage ich beim Theaterzettel: Wer verkennt hier den von Eckardt selbst erwähnten Einfluss des ängstlichen Freiherrn von Dalberg? Es wäre sogar möglich, dass die Charakterisirung des alten Moor von Dalberg herrührt. Uebrigens war Schiller schon von der Karlsakademie her an Accommodationen gewöhnt; denn die überschwenglichen Huldigungen, die er um jene Zeit dem Herzog darbrachte, muss man doch zum grössten Theil und in Schiller's eigenem Interesse auf Rechnung eines unnatürlich erhitzten Pathos schreiben, namentlich wenn man bedenkt, wie viele Anspielungen auf des Herzogs Hofleben, das auch in seiner zweiten bessern Periode noch durchaus nicht musterhaft war, in den Räubern und in Kabale und Liebe liegen, zwei Stücken, die zum grossen Theil auf Stuttgarter Eindrücke und Anschauungen zurückzuführen sind. Auch darin, wie in so manchem Andern, hat der jugendliche Schiller Aehnlichkeit mit Schubart, der bald den Herzog im Epopöenton pries und seine Schöpfung, die Karlsschule, in den Himmel hob, bald letztere eine Sclavenplantage nannte und auf ihren Schöpfer das bekannte Epigramm schrieb:

„Als Dionys von Syrakus
Aufhören muss,
Tyrann zu sein,
Da ward er ein
Schulmeisterlein."

Für Schiller's Charakterentwicklung war, wie Gödeke mit Recht bemerkt, die Flucht aus Stuttgart die grösste Wohlthat. Jedenfalls aber hat Dalberg auf die Abfassung des Theaterzettels eingewirkt. Die Selbstkritik ist ruhiger, unbefangener, vom ästhetischen Standpunkt aus gehalten, während im Theaterzettel der ästhetische Standpunkt gegen den moralischen sehr zurücktritt. Uebrigens, wie schon bemerkt, kann Eckardt auch aus diesem Zettel nur die einzige Notiz über den Vater Moor für sich anführen, die sich auf die Erziehung Karl's bezieht. Von

der Erziehung Franzens steht kein Wort darin. Bei Franz heisst es: „Ein heuchlerischer, heimtückischer Schleicher, entlarvt und gesprengt mit seiner eigenen Mine.“ Zur Erklärung von Karl's Laufbahn reicht eigentlich die Notiz schon hin: „Zügelloses Feuer (dies ist, setze ich hinzu, was Karl im Monolog vom Selbstmord das Temperament seines Vaters und das Blut seiner Mutter nennt) und schlechte Kameradschaft verdarben sein Herz.“ Nur einen Ausweg sehe ich noch für Eckardt, einen Ausweg, der nicht unmöglich, aber doch sehr unwahrscheinlich ist. Es wäre möglich, dass Schiller, der an den Räubern so lange arbeitete und so viel daran veränderte, im Anfang den Plan hatte, den alten Moor als schuldig am Verderben seiner Kinder darzustellen. Angenommen, aber durchaus nicht zugegeben, dass dies wirklich der Fall war, hat Schiller bei der letzten Bearbeitung seines Werks ein paar solcher Züge am Anfang stehen lassen, weil er nicht befürchten musste, diese Züge, die sogar allgemein und unbestimmt gehalten sind, werden in das Ganze des Stücks einen störenden Missklang bringen, woher es denn auch kam, dass Eckardt's mikroskopischer Scharfblick zuerst diese Spuren entdeckte. Aber auch in diesem Fall hat Eckardt nichts gewonnen und hat er kein Recht, diese wenigen stehengebliebenen Stellen, die sich doch mit dem übrigen Text auch bei der gewöhnlichen Fassung des Stücks recht wohl vereinigen lassen, zu einer so ungebührlichen Wichtigkeit hinaufzuschrauben und sie zum Correctiv und zur obersten Richtschnur für die Erklärung des Ganzen zu erheben. Ich glaube, dass das Werk, wie es vorliegt, wenigstens in dem Punkt, um den es sich hier handelt, aus einem Guss und Fluss ist, und dass die Widersprüche, in welche Eckardt so oft sich verrennt, in Hinsicht auf die Ahnen, den alten Moor, Karl's Betragen gegen Franz, Franzens Charakter selbst, wie ich weiter unten darlegen werde, nicht dem Dichter der Räuber selbst aufgebürdet zu werden brauchen. Den Beweis glaube ich geliefert zu haben. — Nur eine Aeusserung muss ich zurücknehmen, nämlich die Beziehung des Ausspruchs Eckardt's, wonach der Dichter, so lange er an einem Werke schafft, in dem heiligen Zauberkreise der Idee steht und wenn er aus diesem heraustritt, nachträglich seine eigene Schö-

pfung zerstört, — die Beziehung und Anwendung dieses Ausspruchs auf die Theaterbearbeitung*) der Räuber; aber in der Anwendung dieses vollkommen wahren Ausspruchs auf den Theaterzettel mit seiner moralisirenden Tendenz habe ich dennoch Recht. — Dass auch sonst Eckardt im Auslegen munter gewesen ist, habe ich bewiesen. Eckardt selbst nennt freilich sein Verfahren „einen blässer gezeichneten Zug schärfer beleuchten, dem Dichter nachschaffen und nachhelfen.“ Ja wohl, und zwar so, dass man die ganz unzweideutigen Hauptstellen und den Geist und Charakter des Ganzen wegschafft, verwischt und zerstört. — Ein ergötzliches Beispiel von tieferer Exegese hat er an Karl's Hofmeister und Robin Hood geliefert. Leider hat er übersehen, dass Karl nach seinem Monolog vom Selbstmord auch eine Amme oder mehrere Ammen hatte und dass ganz unzweideutig diese Amme auch der Frage an Kosinsky zu Grunde liegt: „Geh, geh! Du bist Deiner Amme entlaufen, weil sie Dir mit der Ruthe gedroht hat!“ Die alte Susel in IV, 4 hat ja den Kuckuck, mit dem Karl spielte, zerschlagen, in Grundsboden geschlagen, verwettert, wie sie die Stube fegte — wahrscheinlich jedoch absichtlich, um dem unheilvollen Einfluss des Vaters und des Hofmeisters entgegenzuarbeiten, weswegen Karl immer eine gewisse Furcht vor ihr hatte und seine Worte an Kosinsky sich aus seiner eigenen Erfahrung erklären.

Auch hat Eckardt einen Punkt übersehen an den sich eine Menge Bemerkungen anknüpfen liess, nämlich dass die Personen in den Räubern Katholiken sind. — S. 161 bemerkt er: „Karl, das verstossene Kind, wird jetzt wie Cordelia Retter des Vaters; er, der nie frömmelte, wird der junge Tobias, der dem geliebten Urheber seines Daseins das Licht des Tages zurückgeben kann.“ Ein feiner tiefer Bezug auf die Vorwürfe Franzens I, 1: „Ahnte mir's nicht, da er die Abenteuer* des Julius Cäsar — lieber las, als die Geschichte des bussfertigen Tobias?“ — Eine interessante Entdeckung macht Eckardt S. 77, wo er von der ersten Aufführung der Räuber in Mannheim am

*) Sofern nämlich in der Theaterbearbeitung, soweit ich sie kenne, die Stellen, um die es sich in unserer Frage handelt, nicht abgeändert worden sind.

13. Januar 1782 sagt: „Mannheim und seine ganze Umgebung war in ungewöhnlicher Bewegung, aus weiter Ferne strömten Zuschauer herbei, vom Mittag an sass die Menge im Theater und harrte des emporrollenden Vorhangs. Es ist, als ob das Volk die Geburtsstunde der deutschen Tragödie (von Eckardt unterstrichen) geahnt hätte.“ Ach, und wusste dieses Publicum nichts von Lessing's Sara Sampson und von seiner classischen Emilia Galotti, die um zehn Jahre (1772 erschien sie) älter ist, als jene Aufführung der Räuber? So geht es, um wieder im Ernst zu reden, wenn man immer und überall etwas Neues und Pikantes sagen will, auch auf die Gefahr hin, der einfachen geschichtlichen Wahrheit in's Gesicht zu schlagen. Noch ein Wort über Franz. Auch hier widerspricht sich Eckardt. S. 109 lesen wir: „Franzens Schöpfung war dem Dichter ohne Zweifel ungleich schwerer, als die Karl's: denn diesen nahm er aus der eigenen Brust.“ Hierbei ist nur übersehen, dass die materialistischen Grübeleien Franzens ganz gewiss mit Schiller's medicinischen Studien zusammenhängen und zum grossen Theil eigene Zweifel darstellen. So urtheilt auch Gervinus: „Schiller trinkt den Kelch der Starkgeisterei ganz aus und geht nüchtern davon,“ d. h. Schiller überwand diese Zweifel. Eckardt fährt fort: „Da Schiller das Leben nicht kannte, so malte er den Vertreter des Bösen mit den schwärzesten Farben und verstand es nicht, den Teufel der Menschheit mit einigen versöhnenden Zügen näher zu bringen. Im Gegentheile, Schiller verstärkte absichtlich den auf Franz fallenden Schatten, um das Licht, in das er Karl stellen wollte, zu erhöhen. Er nennt dies einen Kunstgriff.“ Wenn aber andrerseits Eckardt nach den obengenannten Stellen es gar nicht befremdend findet, dass Franz, der von Kindheit an so zu sagen der Aschenbrödel im Hause war, nur sich selbst liebt, so hat er das Böse in Franz erklärt, und das Böse erklären heisst das Böse mildern. Franz suchte Liebe und fand sie nicht; darüber ward er heimtückisch und boshaft. Diess ist nach Eckardt das ganze Räthsel — aber, wie nachgewiesen wurde, nicht in Schiller's Sinne. Der Dichter verstärkte absichtlich den auf Franz fallenden Schatten und zwar dadurch, dass er ihn zu einem geborenen, nicht durch Umstände und Verhältnisse gewordenen

Bösewicht macht. Eckardt vergleicht Karl mit dem unglücklichen Dichter Günther; bei seiner Construction von Franzens Charakter hätte er an Lord Byron erinnern können, den seine körperliche Missgestalt (er war bekanntlich an einem, nach Trelawny und Leigh Hunt an beiden Füssen lahm) sein ganzes Leben lang verfolgte, menschenscheu und schwermüthig machte. Scherr in seiner allgemeinen Literaturgeschichte, 2. Auflage S. 347 sagt: „Auf den mit ausserordentlicher Sensibilität ausgestatteten Knaben machten die Spöttereien über seine Lahmheit, welche er fortwährend von Seiten seiner Schulkameraden, ja sogar aus dem Munde seiner Mutter hören musste, einen sehr nachhaltigen Eindruck und hetzten ihn frühzeitig in jene Verbitterung hinein, welche ihn später einmal ausrufen liess: „Wie zum Teufel hat man eine Welt wie unsere machen können? In welcher Absicht, zu welchem Zwecke Stutzer schaffen können und Könige und Magister und Weiber von einem gewissen Alter und eine Menge Männer von jedem Alter und gar vollends mich! Wozu denn?“ Es dürfte vielleicht nicht zu kühn sein anzunehmen, dass schon in der Seele des Knaben, wenn derselbe in kindischem Unmuth die Lehren des Katechismus von einer allgütigen Vorsehung mit der körperlichen Beschaffenheit verglich, welche ihm zu verleihen dieser allliebenden Vorsehung beliebt hatte, der Keim jener düstern, wühlenden Skepsis entstanden sei, welche alle Werke Byron's dämonisch durchwaltet.“ Wilhelm Claus, Byron und die Frauen 1862, sagt: „Byron starb, weil er, was er von jeher gesucht hatte, nicht fand, Liebe. Byrons Leben ist eine Bewährung der Worte im Prediger Salomo: „Meine Seele sucht noch und hat es nicht gefunden. Unter tausend habe ich einen Menschen gefunden, aber kein Weib habe ich unter den allen gefunden.“ — Hier haben wir die Genesis, freilich nicht einer teuflischen Bosheit, wohl aber des dem Wissenden wohlbekannten Byronismus, der von Karl weit mehr in sich schliesst, als von Franz. Aber gerade eine solche Genesis vermissen wir bei Schiller, wie dies Schiller selbst in der oben angeführten Stelle aus der Selbstkritik der Räuber mit lobenswerther Offenheit bekennt, und eine solche Genesis hat Schiller absichtlich unterlassen. Rötscher hat, wie ich nachgewiesen habe, Recht, wenn er es als einen

Fehler rügt, dass bei Franz nicht irgend eine Verletzung, eine Zurücksetzung die Quelle der Bosheit erkläre. Freilich war das Gefühl des Unterdrücktseins, wie Eckardt in seiner Entgegnung bemerkt, das dem Dichter bekannteste, aber von der Karlsakademie, nicht vom Elternhause aus und es wäre sehr übereilt, wenn man aus dem Umstand, dass in allen schillerischen Dramen irgendwo ein Familienzerwürfniss vorkommt, einen Rückschluss auf eigene traurige Erfahrungen Schiller's machen wollte. Hauptsächlich in Karl hat Schiller sich selbst geschildert, und auch Karl war ein Unterdrückter, dessen Geist nach Thaten, dessen Athem nach Freiheit dürstete, der in einer kleinen Welt nicht gross werden konnte, vergl. Eckardt S. 108. Nur ist es freilich ein Fehler in der Composition des Dramas, dass seine Handlung nicht nach dem siebenjährigen Kriege, sondern in diesen Krieg hineinfällt, wie aus der Erzählung Hermann's von Karl's Tod in der Schlacht bei Prag 1757 unwidersprechlich hervorgeht. Danach bestimmt sich genauer, was Eckardt S. 99 im Allgemeinen sagt: „Schiller versetzt die Handlung in die Zeit des grossen Friedrich.“ Wenn also Eckardt S. 108 fragt: „Was wird ein Karl thun, wenn er kein Arbela findet?“ so muss ich auf meine Abhandlung verweisen, wo ich S. 715 frage: „Warum musste Karl ein Räuber werden? Warum ward er nicht wie Karl im „Schwäbischen Magazin“ Soldat unter Friedrich? konnte er nicht hier gross und berühmt werden und die Spiele der Jugend wenigstens annähernd verwirklichen?“ In eine Zeit des faulen Friedens, aber nicht in eine Kriegszeit hätte Schiller die Handlung des Stücks verlegen sollen. — Eine andere Quelle von Franzens Bosheit findet Eckardt in verletzter Selbstsucht, und erinnert, in der Entgegnung wenigstens, an Amalia. Aber, frage ich, wie konnte ein Franz mit seiner Lappländernase, seinem Mohrenmaul, seinen Hottentottenaugen, wie konnte eine physisch-moralische Missgeburt wie Franz hoffen, einem blühenden, schwärmerischen Mädchen zu gefallen? „Verletzte Selbstsucht“ ist nicht, wie Eckardt meint, Quelle des Bösen, sondern ist selbst schon einer der schwärzesten Züge in Franzens Charakter. Palleske 1, 170 fragt: „Gibt nicht Schiller seinem Franz erklärende Züge genug, die Bürde von Hässlichkeit, die durch rasende

Wollust befleckte Phantasie, ein von Kindheit an zurückgestossenes Herz?“ Gut. Die vermeintliche Zurücksetzung fällt in die Kindheit, die Hässlichkeit ist angeboren — nun aber „die durch rasende Wollust befleckte Phantasie“ und die Begierde nach Amalia's Besitz, die er sich im Nothfall mit Gewalt gewinnen will? Verletzte Selbstsucht ist doch, wie ich in meiner Abhandlung S. 714 oben gesagt habe, etwas Anderes, als berechtigte Unzufriedenheit über ungerechte Zurücksetzung. Wie konnte aber Franz an Amalia's Besitz denken und darüber zum teuflischen Bösewicht werden? Ein Jago konnte begreiflicherweise glauben, seine Talente werden unterdrückt und Cassio sei mit einem Amte betraut worden, zu dem er besser getaugt hätte; aber Franzens „verletzte Selbstsucht“ kann seine Verbrechen nicht im Geringsten motiviren. Auch Jago handelt teuflisch; aber er gewinnt, er erscheint immer noch als Mensch im Vergleich mit Franz. — Nun bleibt noch die Missgestalt. Nach meiner Auffassung bringt Franz in Schillers Sinn die moralische Hässlichkeit (oder doch die Anlage dazu) zugleich mit der physischen auf die Welt und sucht erst nachher und hinterdrein seine moralische Hässlichkeit mit seiner physischen zu motiviren. Für meine Auffassung spricht der Umstand, dass Schiller meines Wissens nirgends, weder in einem Vorwort, noch in einer Kritik, noch im Mannheimer Theaterzettel, noch in einem Briefwechsel, noch sonst irgendwo in Prosa Franzens Missgestalt als Quelle seiner Bosheit angibt. Sonst wäre es unbegreiflich, dass Schiller in der Selbstkritik sagt, man müsse sich fragen, woher unserm Jüngling eine so herzverderbliche Philosophie gekommen sei, und hinzusetzt, der Dichter lasse diese Frage unbeantwortet. (Auch im Stück selbst spricht Franz von seiner Missgestalt nur im Monolog I, 1 und merkwürdigerweise gehen die Schimpfworte, die der alte Graf gegen ihn ausgestossen haben m o c h t e, nur auf Franzens kaltes, hölzernes Wesen, nicht aber auf seine Missgestalt; IV, 3 spricht Karl von Franzens unglücklicher Physiognomie.) Byron's menschenfeindlich-schwermüthiges Wesen, ja auch sein ausschweifendes Leben lassen sich mit Scherr und Claus auf seinen körperlichen Fehler zurückführen, der ihm Spott und Zurücksetzung selbst von seiner Mutter schon in seiner Kind-

heit, wo alle Eindrücke am tiefsten gehen, eintrug. Bei Franz hingegen steht die Missgestalt vereinzelt. Anders gestaltet sich die Sache bei Richard III. Bei ihm ging die Missgestalt Hand in Hand mit der Entbehrung der mütterlichen Liebe, wie Eckardt in Uebereinstimmung mit Gervinus bemerkt. Ich will diesen Zug nicht leugnen, bitte aber doch auch zu bedenken, wie seine eigene jammervolle Mutter sein Leben schildert:

„Zur Welt gebracht
Hast Du die Welt zur Hölle mir gemacht.
Eine schwere Bürde war mir die Geburt;
Launisch und eigensinnig Deine Kindheit;
Die Schulzeit schreckhaft, heillos, wild und wüthig;
Dein Jugendlenz verwegen, wild und tollkühn;
Dein reiferes Alter stolz, fein, schlau und blutig,
Zwar milder, aber schlimmer, sanft im Hass.
Welch eine frohe Stunde kannst Du nennen,
Die je in Deinem Beisein mich begnadigt?“

Wenn Richard III. ein dramatisches Musterwerk ist, so finde ich den Grund in der klaren Vorgeschichte, in der Durchdringung von Richard's Charakter mit Realitäten und in der herrlichen Handhabung der poetischen Gerechtigkeit; vergleiche meine Abhandlung S. 713. Richard's Missgestalt dient allerdings auch dazu, seine Bosheit zu erklären; aber sie ist nicht der e i n z i g e Grund derselben. Im Wesentlichen richtig wird Richard's Charakter von Köstlin in seiner Aesthetik (1, 244) aufgefasst. Wenn aber Köstlin fortfährt: „Ein ähnlicher Fall ist es bei seinem Nachbild Franz Moor, den wir in Betracht seiner jedenfalls theilweise unverdienten Zurücksetzung von Jugend auf zu bedauern nicht umhin können,“ so ist dieses Urtheil eine ganz unbewiesene Voraussetzung. Da nun die drei angegebenen Quellen Franzens teuflische Bosheit nicht erklären, kann Eckardt mir nicht vorwerfen, ich erkläre das Böse in Franz nicht. Wie kann Eckardt mir Etwas vorwerfen, das dem Dichter zur Last fällt? Soll ich mit einem Vergrösserungsglas bewaffnet ein Motiv im Stück finden, das doch nicht drin steht? Wie kann sich's Eckardt zum Verdienst rechnen, dass er das Böse in Franz erklärt? Ich habe nachgewiesen, wie es mit dieser Erklärung aussieht. Eckardt schiebt, wie es

scheint, in seiner erhitzten Phantasie immer an der Stelle der dramatischen Person eine geschichtliche unter. Ich habe nun gesagt, Franz sei ein Bösewicht von Natur, durch Zeugung. Ich weiss wohl, dass damit nichts erklärt wird und ich habe nichts damit erklären wollen. Oben habe ich dasselbe so ausgedrückt: „Franz bringt die moralische Hässlichkeit zugleich mit der physischen auf die Welt.“ Der letzte Quell des Bösen führt uns auf die Natur, die Zeugung, theologisch die Erbsünde, d. h. die jedem Menschen angeborne Neigung zum Sündigen. Oder soll ich mit dem alten Moor sagen: der böse Geist fuhr in ihn? oder soll ich von einer Prädestination theologisiren? Wird damit irgend Etwas erklärt? Nein, und es soll auch nichts erklärt werden; Franz ist und bleibt ein Räthsel, ein Unding und Unmensch; Schiller selbst hat dies Urtheil gefällt. Eckardt hat mich also hier missverstanden.

Hillebrand sagt (II, 346) ganz in meinem Sinn: „Franz ist in seiner Art ein ebenso verfehlter Teufel, als jener ehemalige Leipziger Student ein ethischer Held. Sehr bezeichnend nennt ihn Carlyle einen „theoretischen Bösewicht.“ Er übt seine Sündhaftigkeit nach den Grundsätzen der Doctrin, wie denn Schiller selbst ihn als das Product abstracter Berechnung vorführt, in welchem er „das Laster in seiner nackten Abscheulichkeit enthüllen und in seiner kolossalen Grösse vor das Auge der Menschheit stellen wollte.“ Abgesehen davon, dass die Schlechtigkeit in ihm eigentlich gar nicht recht motivirt ist, indem der Unwille über seine „Lappländernase“ und sonstigen Naturmängel nur schwach dabei betheiligt erscheint, ist er ein Zerrbild diabolischer Absolutheit, in welches keine Schattirung eintreten will und das sich gleich anfangs in einer überlangen Rede, die von forcirter Sophistik strotzt, so schwarz als möglich malt.“ — Eckardt sagt freilich, Franz habe auch seine Leidenschaften und kalte Selbstsucht sei auch eine Leidenschaft. Aber Franz gibt sich über seine Leidenschaften immer Rechenschaft und vor jeder neuen Bosheit dogmatisirt und monologisirt er materialistisch und fatalistisch. Eine solche Leidenschaft verhält sich zu einer wahren Leidenschaft, wie ein sogenannter kalter Schlag zu einem zündenden Blitze.

Zum Schluss stösst sich Eckardt an meinem Ausdruck

„aufgetischt“ und meint, er erinnere an die alten leidigen Faustrechtspolemiken. Da seine Hypothese, die Schiller's Stück auf den Kopf stellt, in meinen Augen werthlos ist, so brauchte ich diesen etwas familiären Ausdruck. Uebrigens muss ich Eckardt bemerken, dass die Schwester der Höflichkeit Wahrheit heisst und dass es mit dieser unvereinbar ist, Aeusserungen in einer Abhandlung durch Weglassung zu verdrehen, was er sich gegen mich erlaubt hat. Mit dem von Eckardt aufgetischten Familienscandal meine ich die tiefsten Gründe und geheimsten Bezüge, die Eckardt in die Handlung von Schiller's Räubern willkürlich hineingetragen hat, das fluchbeladene Andenken der Ahnen, den Hass, mit dem Franz von allen Seiten behandelt wurde, die verhätschelnde Erziehung Karl's durch seinen Vater, den apokryphischen Hofmeister mit dem Roman von Robin Hood, Karl's kalte Gleichgiltigkeit gegen seinen Bruder. Ist das nicht ein Familienscandal, der einzig und allein Eckardt's Phantasie sein Dasein verdankt?

Eckardt's Buch trägt gar manche Spuren eilfertiger Flüchtigkeit*) an sich. Er wird es mir wohl nicht verübeln, wenn ich ihm für die Zukunft ein Göthe'sches Wort mit leichter Aenderung zurufe:

„Bedenke reiflich jede Zeile,
Dass deine Feder sich nicht übereile.“

*) Kleinere Flüchtigkeiten sind: Bruder Marcel S. 98 statt Martin in Göthe's Götz (so schon in Herrig's Archiv XVI, 263) und bei Fiesko S. 135: „Bileams (statt Buridans) Esel“ zwischen die zwei Heubündel geräth.

Gustav Hauff.

Graf Eberhard der Rauschebart.

Rhapsodie von Uhland. (V. J. 1815.)

Des Grafen Eberhard's Leben und Wirken finden wir in Niklas Voigt's rheinischen Geschichten und Sagen (Frankfurt 1817, 3 Bde.) in folgender anziehender Darstellung geschildert:

„Viel glücklicher noch waren seine (Ulrich's IV.) Söhne Ulrich und Eberhard III., welche auf ihn folgten. Beide regierten anfänglich das Land; sie hatten sowohl in Fehden als in Verhandlungen die Geschäfte brüderlich miteinander getheilt, bis des erstern Gattin, auf Eberhard's Geist und Nachkommenschaft eifersüchtig, denn sie konnte keine Fürsten gebähren, ihren Gatten zu einer Theilung der Länder beredete. Eberhard schien anfangs den Antrag mit Nachsicht anzuhören, da er aber während der Unterhandlungen den weiblichen Einfluss seiner stolzen Schwägerin bemerkte, zwang er seinen Bruder zu einem Vergleiche, worin dieser sich mit einer Geldsumme begnügen, und ihm die Regierung allein überlassen musste. In diesem Eberhard nun, welchen man seines auffahrenden Gemüthes wegen den Greiner oder Rauschebart nannte, erwachte wieder Eberhard's des Erlauchten Geist und Waffenruhm.

Zu dieser Zeit wollte Kaiser Karl IV. sich und seinen Sohn Wenzel gegen die mächtigen Baiern und Oesterreicher auf dem Throne erhalten. Er suchte daher Eberhard's kräftigen Beistand, und gab ihm dafür grosse Summen Geldes und die Reichsvogtei über die schwäbischen Städte. Aber dieser benutzte beides zur Vergrösserung seiner Gewalt und fiel über seine Schützlinge her, um selbige sich unterwürfig zu machen. Der Kaiser, dem

an der Erhaltung der Städte gelegen war, weil er davon sichere Steuern zog, durfte nun den Angriffen Eberhard's nicht länger zusehen. Er bot in seinen und den Reichslanden das Reichsheer auf und liess es unter Anführung des Pfalzgrafen Rupert in Schwaben vorrücken. Von drei verschiedenen Seiten und Haufen zugleich angegriffen, glaubte Eberhard dennoch der Uebermacht trotzen zu können; allein so wacker er sich auch mit seinen Leuten wehrte, er wurde bei Schondorf geschlagen und musste, wollte er sich und seine Länder retten, Karl's Lehensmann werden.

Also gedemüthigt und entkräftet lebte er eine Zeitlang in Ruhe; aber die Städte und der Adel umher wurden durch seine Niederlage desto kühner. Da jene sich durch Vereinigung gestärkt und mächtig gemacht hatten, suchte auch dieser ähnliche Mittel nach, um sich in seinem Ansehen zu behaupten. So entstanden mehrere Bündnisse, entweder unter den Städten oder dem Adel, wovon jedes die Erhaltung des Landfriedens zum Vorwande nahm, aber Fehde und Raub zum Zwecke hatte. Besonders machte jetzt der Bund der Schlägeler grosses Aufsehen. Sie wurden also von einem silbernen Kolben, den sie trugen, oder auch Martinsvögel genannt, weil sie am St. Martinstage sich verbunden hatten. Man hätte sie aber füglicher Raubvögel nennen können, obwohl sie sich für Adler hielten. Der Anführer derselben in Schwaben war Graf Wolf von Eberstein, ein alter Feind Eberhard's von Würtemberg. Er hatte bisher seine Waffen im offenen Felde umsonst gegen den tapfern Grafen versucht; er hoffte daher durch List desto glücklicher zu sein.

Zu dieser Zeit nämlich war Eberhard mit seiner Familie nach dem Wildbade gegangen, um die Heilquelle zu gebrauchen. Wolf hatte kaum dieses erfahren, als er mit seinen Leuten das Bad umstellte, in Hoffnung, darin den Alten mit den Jungen zu fangen. Allein ein Hirt, welcher vor dem Orte seine Kühe weidete, erforschte den Anschlag, welcher auf die würtembergische Familie gemacht werden sollte, und schlich sich in das Bad zu dem alten Grafen, um ihn zu warnen. „Edler Herr Graf," sagte er, „ich komme soeben von der Weide, um Euch auf einen Streich aufmerksam zu machen, der auf Eure Frei-

heit gezielt zu sein scheint. Als ich mein Vieh weidete, sah ich durch den Wald und die Hohlwege viele bewaffnete Leute heranrücken und den Ort umstellen. Bald hörte ich auch, dass man gedacht sei, Euch zu fangen. Ich wollte Euch deswegen gewarnt haben, und wenn Ihr mir folgen wollt, so denke ich Euch wohl durch Nebenwege aus der Falle zu bringen.“ Eberhard dankte dem Kuhhirten mit Worten und Geld, und dieser brachte ihn auch mit seiner Familie durch verborgene Wege glücklich in Freiheit. Kaum war der Graf wieder nach Haus gekommen, als er sich, sowohl bei dem Kaiser als den schwäbischen Ständen, über diesen heimtückischen Friedensbruch und Ueberfall beklagte. Karl IV. bewilligte ihm auch das Aufgebot der Reichstruppen, allein die Schlägeler hatten schon den grössten Theil des würtemberger Adels verführt und in Rotten getheilt, wovon sich die AnführerBundeskönige nannten. In dieser verzweifelten Lage musste sich Graf Eberhard allein auf den Beistand der Bürger und Bauern verlassen, welche die Bedrückungen des Adels hassten. Mit diesen zog er gen Heimsheim, wo die Hauptrotte der Schlägeler sich verschanzt hatte, und umgab die Feste auf allen Seiten. Wie er aber einen ernsten Angriff darauf machen wollte, empfingen ihn die Feinde mit einem so schrecklichen Pfeil- und Steinhagel, dass die Bauern davonliefen und die Mauern verliessen. Da dachte er seine Feinde durch ein anderes Mittel zu zwingen. Er liess in den benachbarten Wäldern eine grosse Menge Holz fällen, selbiges rings um den belagerten Ort legen, mit Schwefel, Pech, Stroh und andern brennbaren Stoffen vermischen und anstecken. Kaum waren einige Brände in die Scheiterhaufen geworfen, als sogleich von allen Seiten die Flammen hoch aufschlugen. Dicke Rauchwolken wirbelten über die belagerte Feste, und prasselnde Kohlen flogen dazwischen auf Häuser und Gassen. Ein schreckliches Höllenfeuer entzündete sich rings um den Haufen der Schlägeler und drohte ihn in Asche zu verwandeln. Die Gluth wurde bald so stark, der Gestank und Dampf so drückend, dass sie den Grafen um Rettung und Frieden baten. Er gestattete ihnen denselben unter der Bedingung, dass sie sich ihm als Kriegsgefangene ergeben mussten. Als sie nun gar kläglich, und gequälten Gespenstern gleich, aus einem Thore durch die Reihen

der Bauern daherzogen, sagte einer derselben spottweise: „Drei dieser Kartenkönige haben wir nun gestochen. Es steht nur noch der vierte, und wir hätten das ganze Spiel gewonnen.“ Die Würtemberger lachten herzlich über diesen Spott. Graf Eberhard aber rückte sogleich vor Höfingen, und nachdem er auch diese Burg erobert und gebrochen hatte, verschaffte er sich im Jahre 1367 Genugthuung gegen die Schlägeler und Frieden in seinem Lande.

Unterdess hatten die Städte und Cantone der Schweiz die mächtigen Heere der Oesterreicher geschlagen, und die rheinischen Städte errichteten nun auch im Jahre 1381 einen Bund mit den schwäbischen. Beide verbreiteten die Macht der gemeinen Bürger von der Schweiz aus, durch Elsass, Franken und Schwaben bis zum untern Rheine. Die Herzöge von Baiern und von Oesterreich, die Markgrafen von Baden, die Pfalzgrafen am Rhein und andere Fürsten mussten sich gegen sie verbinden. Die von Würtemberg blieben die Hauptleute gegen jene von Schwaben. Dieser Krieg, welcher zwischen den Würtembergern und den schwäbischen Städten schon bei hundert Jahre dauerte, brach im Jahre 1372 um so fürchterlicher hervor, als die Reutlinger und Eslinger, welche im würtembergischen Gebiete lagen, sich rächen wollten. Die Wuth beider Theile ging, wie die Chroniken der Zeit sagen, so weit, dass sie sich einander die Reben und Bäume abhieben, die Wiesen und Matten mit Senf bestreuten, das Vieh abtrieben und an die zwölfhundert Dörfer abbrannten. Graf Eberhard III. sammelte hierauf einen grossen Haufen seiner Leute und Bundesgenossen und rückte vor Reutlingen, um es entweder durch Sturm oder List zu erobern. Die Bürger hatten ihre Thore verschlossen und sich anfänglich stille gehalten. Da aber die Lebensmittel in der Stadt abnahmen, machten sie einen Ausfall, um sich in den benachbarten Dörfern damit zu versehen. Kaum hatte der junge Graf Ulrich den städtischen Haufen im freien Felde erblickt, als er sogleich auf ihn zustürmte, in Hoffnung, ihn entweder niederzuwerfen oder zu vernichten. Die Reutlinger suchten dem kühnen Angriffe auszuweichen und zogen sich nach ihren Thoren zurück. Jene aber, welche in der Stadt geblieben waren, und das Gefecht beobachtet hatten, hielten sich

so lange ruhig, bis die Würtemberger ganz nahe an ihre Mauern gekommen waren und sich schon Herren der Stadt glaubten. Auf einmal brachen sie aus einer verborgenen Pforte hervor und fielen ihre Feinde mit so gewaltigen Stössen an, dass der junge Graf Ulrich, welcher das erste Treffen anführte, zurückweichen und ihnen das Schlachtfeld überlassen musste. Als der alte Graf die Niederlage sah, ergrimmte er und machte seinem Sohne die bittersten Vorwürfe über seine Flucht.*) Er wollte das Treffen herstellen und drang mit dem Ueberreste seiner Truppen von Neuem in die Haufen der Bürger ein; allein diese waren nun schon durch ihren ersten Sieg muthig gemacht und empfingen seinen Angriff mit einer solchen Herzhaftigkeit, dass auch er verwundet zurückweichen musste, und kaum sich noch auf seinem Pferde retten konnte. In dieser Schlacht sind drei Grafen, an die hundert Ritter und mehrere Knechte geblieben; der Verlust der Bürger war nicht halb so gross, aber ihr Muth desto grösser geworden.

Als die Städte von Schwaben durch den Bund, welchen sie 1381 mit jenen am Rheine schlossen, noch mächtiger geworden waren, brach der Krieg im Jahre 1388 zwischen ihnen und den Grafen von Würtemberg mit neuer Wuth aus; fast alle Fürsten und Städte in Schwaben haben daran Theil genommen. Graf Eberhard konnte den Verlust nicht verschmerzen, welchen er bei Reutlingen erlitten hatte, und sein Sohn, der junge Graf Ulrich, wollte den Schimpf, welchen er dort von seinem Vater erdulden musste, mit dem Blute der Bürger abwaschen. Bei Wyl oder Taffingen kam es zwischen beiden Parteien zu einer grossen Schlacht, worin die Ehre der Würtemberger gerächt werden sollte. Das blutige Gefecht ging bei letzterem Orte an, die bürgerlichen Haufen wollten da einen Kirchhof erstürmen, wohin die Würtemberger ihre Geräthe und Habseligkeiten geflüchtet hatten. Als dies der junge Graf Ulrich bemerkte, rückte er schnell mit dem Vortrab auf den Haufen der Städter heran und stürzte sich mit einer solchen Kühnheit in ihre Reihen, dass er mit den Grafen von Löwen-

*) Er hat sich sogar von ihm am Tische geschieden.

stein, von Zollern und Werdenberg, nebst sechzig Rittern auf dem Platze blieb.

Dieses ausserordentliche Gemetzel unter den Edeln des Landes setzte die Würtemberger in Schrecken. Sie zogen den erschlagenen Sohn unter den Verwundeten hervor und wollten das Mitleid des Vaters erregen; aber der alte Eberhard blickte kaum die Leiche an. Unerschüttert stand er mitten unter den Schlagenden und Erschlagenen: „Was bekümmert Euch der Tod meines Sohnes," sagte er, „er gilt nicht viel mehr als der eines andern Soldaten. Seht Ihr denn nicht, dass die Feinde schon die Flucht ergreifen? Auf, lasst uns den Sieg verfolgen." Diese Worte verwandelten das Mitleid und die Furcht der Würtemberger in Wuth und Rachegefühl; sie stürzten sich, durch das Beispiel des Alten ermuntert, in die Haufen der Bürger; diese sahen sich um und glaubten wirklich, dass unter sie die Flucht gekommen sei. In diesem entscheidenden Augenblicke erschien Wolf von Wunnenberg hinter ihnen und fiel ihren Rücken an. Er war zwar ein erbitterter Feind Eberhard's und einer von denen, welche ihn im Wildbade fangen wollten; allein sein Hass gegen die Bürger war stärker als der gegen den Grafen. Jetzt kam er den Würtembergern zu Hülfe und entschied den Sieg. Die Bürger, so unverhofft und im Rücken angegriffen, trennten ihre Haufen und suchten Rettung in der Flucht. Nach der Schlacht wollte Eberhard dem helfenden Ritter seine Dankbarkeit bezeigen und ihn mit sich nach Hof nehmen, um sich bei dem Pocale des Sieges zu freuen; allein Wolf begleitete ihn nur eine Strecke Weges weit, dann gab er seinem Pferde die Sporen und sagte: „Gute Nacht, Herr Graf! Morgen wollen wir es wieder anfangen, wo wir es gelassen haben." So ritt er davon und plünderte auch gleich wieder ein würtembergisches Dorf. „Nun," sagte Eberhard, „das alte Wölflein hat Wort gehalten. Er hat sich wieder Kochfleisch geholt."

Der Sieg, welchen Eberhard über die Städte erfochten hatte, war vollkommen. Die städtischen Hauptleute, Heinrich von Asberg, Ritter, und Hans Radauer, Bürger von Augsburg, nebst 600 Feinden wurden gefangen, über 1000 blieben auf dem Platze. Die übrigen flohen im Lande herum und suchten ihre

Heimath. Die Beute an Fahnen, Waffen, Geräthschaften und Geld war nicht minder gross; und obwohl der alte Graf diesen Gewinn durch den Verlust seines tapfern Sohnes erkauft hatte, so bekam er doch noch auf dem Schlachtfelde die Nachricht, dass ihm wieder ein Enkel geboren sei, welcher seinen Namen erhielte. „Gott sei gelobt," sagte er hierüber freudig, „nun hat Fink wieder Samen."

Eberhard hatte nun freilich in einem Tage ruhmvollen Sieg und hoffnungsvolle Nachkommenschaft erhalten; allein die Gattin seines gebliebenen Sohnes Ulrich, Elisabeth, sass einsam und beweinte den Tod ihres eben so schönen als tapfern Gemahls. Sie war Kaiser Ludwig's des Baiern Tochter und hatte dem Hause Würtemberg eine beträchtliche Aussteuer an Gütern und Schätzen gebracht. Jetzt aber war ihr der Kirchhof zu Taffingen der liebste Ort, weil dort ihr Geliebter gefallen war. Sie kaufte das Dorf Kunzen dem Kirchherrn von Symozheim ab, und ehrte noch lange dort den rühmlichen Tod ihres Gatten durch Thränen und Gebet.

Vier Jahre nach der Schlacht bei Wyl starb auch Graf Eberhard III., welchen man seiner Streitlust wegen den Greiner nannte. Er war so kühn und tapfer wie sein Ahnherr gleichen Namens, aber auch eben so durchgreifend. Viele seiner Fehden sind daher eben so wenig zu entschuldigen, wie jene Eberhard's II. Indess ist er als der dritte Stifter der würtembergischen Grösse anzusehen. Er brachte die halbe Grafschaft von Calw, den grössten Theil des Herzogthums von Tek und die Herrschaften von Böblingen, Singelfingen, Waltenberg, Herrenberg, Laufen, Vahingen und Brackenheim nebst vielen andern Städten und Ortschaften an sein Haus. Er bestätigte den Städten und Ländern, welche er erobert oder gekauft hatte, ihre Freiheiten und Verfassungen. Seine alten und neuen Unterthanen würden unter seiner Herrschaft glücklich geworden sein, wenn ihm seine Ruhm- und Fehdesucht Ruhe und Friede gelassen hätte."

Gegen diese mit Liebe für den Helden als frühern Landesherrn durchgeführte Behandlung von Eberhard's Geschichte sticht folgendes, von Schlosser in der Weltgeschichte für's deutsche Volk (Bd. VIII, S. 307) im unparteiischen Geiste

freier Geschichtsforschung über den Helden des Gedichtes gefällte Urtheil um so auffälliger ab, je wahrer es ist: „Herzog Eberhard von Würtemberg war der ärgste Räuber in Süddeutschland, den man sogar in jener Zeit, wo Strassenraub ein ritterliches Handwerk, Unterdrückung der Schwachen ein Ruhm war, durch den Beinamen des Greiners oder Zänkers und später des Rauschebarts ausgezeichnet hat.“

Neben Niklas Vogt scheint Pfizer: „Geschichte von Schwaben,“ unserm Dichter die Hauptquelle gewesen zu sein.

Fest und bestimmt gezeichnet tritt uns aus dem Gedichte die kräftige Heldengestalt des Rauschebarts entgegen, wie sie dem Dichter bei seinem Schaffen vorschwebte. Der wirklichen Geschichte gemäss erscheint er in den aufgenommenen Begebenheiten aus seinem Leben hochbejahrt als Greis, ja sogar als Urahne: „Glück zum Urenkelein!“ ruft im letzten Gedichte der Bote aus (IV, 77), und der „Sohn trifft den alten Vater allein beim Mittagsmahl“ (III, 79). Auch sonst wird er immer als alt, als Greis bezeichnet: „Der alte Rauschebart reitet aus Stuttgards Mauern (I, 3), um das Wildbad aufzusuchen, das Greise wieder jüngt,“ und hier ist es dem alten Recken ein lieber Zeitvertreib, „zu waschen und zu strecken den narbenvollen Leib“ (I, 23 — 24); und später hält er zu Rosse mitten unter seinen treuen Bauern (II, 24); „der alte Greiner“ reicht dem Wolf von Wunnenstein die Rechte dar. Und wie der narbenvolle Leib nicht bloss für ein kämpfevolles, sondern auch für ein hohes Leben Zeugniss ablegt, so thut letzteres auch die Erwähnung „seines grauen Bartes“ (IV, 71). Ausser dieser bloss äusserlichen Erscheinung seiner Persönlichkeit interessirt uns vorwiegend seine echte ritterliche Heldengestalt. Der Rauschebart zeigt sich ganz in dem Geiste eines deutschen fürstlichen Helden und Ritters der damaligen Zeit, ist mit allen seinen Mängeln und Vorzügen als Repräsentant seines Zeitalters und seines Standes gezeichnet, und wenn wir bei ihm als Fürsten auch bedauern müssen, dass er mit seinen Standesgenossen die dynastischen und Sonderlandsinteressen den allgemeinen deutschen überordnet, so er-

scheint er doch in seinem Heldencharakter, der überdies vorwiegend, ja ausschliesslich der eigentliche Gegenstand der Dichtung ist, als durchaus deutsch, und das Gedicht gewinnt dadurch an allgemeinem deutschen Interesse.

Wie lässt nun der Dichter diesen Charakter zur Erscheinung kommen? Nicht bloss dadurch, dass der Rauschebart „ein Held von stolzer Art“ (I, 3) oder ein „alter Kriegesheld“ (I, 43), oder ein „ritterlicher Held“ (IV, 79) genannt wird, sondern auch dass wir ihn als echten Helden sprechen hören und handeln sehen. So lässt er sich das Schwert zur Seite binden, um nöthigenfalls seine Freiheit oder wohl sein Leben gegen die ungeheure Uebermacht seiner Feinde möglichst theuer mit Blut zu verkaufen, und wir glauben dem Dichter gern, wenn er sagt:

„Wie herb das Fliehen schmecke, noch hat er's nie vermerkt,
Viel lieber möcht' er fechten, das Bad hat ihn gestärkt.“

Am überraschendsten und stärksten bricht aber sein Mannesmuth im Dienste seiner Heldengrösse im vierten Gesange beim Falle seines einzigen Sohnes durch. Als der Schrecken und Schmerz über den tief empfundenen Verlust ein Schwanken in den Reihen der Seinen zu erzeugen droht (IV, 33 — 36),

Da ruft der alte Recke, den Nichts erschüttern kann:
„Erschreckt nicht! der gefallen, ist wie ein andrer Mann.
Schlagt drein! die Feinde fliehen!“ — Er ruft's mit Donnerlaut;
Wie rauscht sein Bart im Winde! Hei! wie der Eber haut!

Wie ein Eber haut der Eberhard! — Damit wir aber ja nicht glauben, seine Tapferkeit und sein kriegerischer Sinn haben eine starre Herzlosigkeit selbst gegen die erzeugt, die ihm schon von Natur am Nächsten stehen mussten, erfahren wir gleich darauf (IV, 61 — 64):

Zu Döffingen im Dorfe, da hat der Greis die Nacht
Bei seines Ulrich's Leiche, des einz'gen Sohns, verbracht.
Er kniet zur Bahre nieder, verhüllet sein Gesicht.
Ob er vielleicht im Stillen geweint, man weiss es nicht.

Eine solche Darstellung des stummen, aber tiefen, tiefen Vaterschmerzes ist ergreifender als die ausschmückendste Schilderung eines unhemmbar rinnenden Thränenstromes und des verzweifelnden Schmerzes, sie zeigt uns die starke, charakter-

feste Männlichkeit gegenüber einer tiefen, wenn auch stets zurückgehaltenen Vaterliebe bei dem Verluste des einzigen Sohnes. — Diese stumme Darlegung eines innern, stark erregten Zustandes macht auch sonst ein Merkmal seines echt deutschen Heldencharakters aus, der die kräftige, sprechende That dem Worte vorzieht und da lieber schweigt, wo die Handlung seine Gedanken kräftig und bestimmt kundgibt. So ertönt, ausdrucksvoll genug für den Sohn, der nach der unglücklichen Schlacht bei Reutlingen dem erzürnten Vater gegenüber sitzt, kein Wort im Saal; aber der Vater (III, 84)

schneidet zwischen Beiden das Tafeltuch entzwei.

Mit seiner ritterlichen Tapferkeit, mit dieser Lust am Dreinschlagen verbindet sich dann List und Schlauheit, wodurch der Greiner im Kriege erst zum wahren Helden wird. Im Kriege kommt es nicht auf blosse physische Kraft, auf Unerschrockenheit und kühne Todesverachtung an, ein verständiges und kluges Lenken der vorliegenden Situation und ein darnach bestimmtes Ergreifen von Massregeln ist dabei oft die Hauptsache. Von dieser Eigenschaft des Grafen legt der ganze zweite Gesang Zeugniss ab, wo er gradezu nicht durch Gewalt der Waffen, sondern durch kluge Vorkehrungen Heimsen erobert und zugleich durch Freilassung eines Thores die Schlägler nicht zur Verzweiflung treibt. Mehr listig ist im vierten Gesange das „mit Donnerlaut“ gerufene Wort: „Die Feinde fliehen!“ denn kaum dass (IV, 37)

Die Städter han vernommen das seltsam list'ge Wort,

so beginnt das Wanken,

Das Wort hat sie ergriffen gleich einem Zauberlied,
Der Graf und seine Ritter durchbrechen Glied auf Glied. —
(IV. 39 — 40.)

Hervorragend in seinem Charakter ist ferner die stolze Gemüthsart, die selbst seine Feinde anerkennen, wenn sie besprechen (II, 7)

Wie man den stolzen Greiner mit Kriegsheer überfällt;

— und als Wolf von Wunnenstein einen reisigen Boten an ihn sendet und ihm Beistand gegen die Städte anbietet, da ent-

gegnete der stolze Greiner: „Ich hab sein nicht begehrt“ (IV, 15). Aber auch diese Gesinnungsart tritt nicht zu einseitig und zu schroff hervor, sondern wird gemildert durch einen schelmisch neckenden, glücklichen Humor, der zuweilen wohl in's Satyrische übergeht, und der oft gleich neben einer Aeusserung des Stolzes, gewissermassen wie zur Milderung sich hören lässt. So folgen gleich auf obige Antwort des Grafen an den Wunnensteiner die Worte (IV, 16):

Er hat umsonst die Münze, die ich ihm einst verehrt;

mit Bezug auf die im ersten Gesange gegen das Ende erzählte Geschichte, wo er zum Andenken an seine Entschlüpfung aus der Gefahr Münzen prägen lässt und dem treuen Hirten manches Stück davon gibt;

Auch manchen Herrn von Schlegel verehrt er eins zum Hohn!
(I, 64.)

Und als gegen Ende des vierten Gesanges der Graf von dem Einfall und dem Raube des Wunnensteiners hört, der ihm eben noch gegen seinen Willen und ohne Dank von ihm haben zu wollen, Beistand gegen die Städter geleistet hat, da lacht der alte Greiner in seinen grauen Bart und ruft (IV, 72):

Das Wölflein holt sich Kochfleisch, das ist des Wölfleins Art!

Als die Schlegler im zweiten Gesange zur Schirmung des Städtchens mit Steinen und Geschossen von den Thürmen werfen, da ruft der alte Greiner (II, 27 — 28):

„Nur sachte! — Euch wird das Bad geheizt,
Aufdampfen soll's und qualmen, dass Euch's die Augen beizt!“

und ebenso gehört hierher das Willkommen, mit dem der Graf die sich ergebenden Schlegelkönige empfängt:

Willkomm! — so ruft der Greiner, — willkomm in meiner Haft!
Ich traf Euch gut beisammen, geehrte Brüderschaft!
So konnt' ich wieder dienen für den Besuch im Bad;
Nur Einen miss' ich, Freunde! den Wunnenstein, 's ist Schad'!“
(II, 45 — 48.)

Als Regent zeigt er landesväterliche Fürsorge im Schutze seiner Unterthanen und in Abwehr jeder Unbill und jeder Gewaltthat. Kaum ist er aus dem Wildbad gerettet zurückgekehrt, so

schickt er tüch'ge Maurer in's Wildbad alsofort,
Sie sollen Mauern führen rings um den offnen Ort,
Damit in künft'gen Sommern sich jeder greise Mann,
Von Feinden ungefährdet, im Bade jüngen kann (I, 65 — 68).

Kaum hat er im vierten Gesange von der Seinen Noth gehört, die ihnen die Städter bereiten, so kommt er mit starkem Aufgebot zu ihrer Hilfe herangezogen.

Eine solche väterliche Fürsorge erwirbt ihm natürlich Liebe und aufopfernde Hingabe unter seinem Volke. Einen trefflichen Beleg für diese Gesinnung bringt der erste Gesang, wo es wahrhaft rührend ist, wenn der treue Hirte den ermüdeten alten Herrn auf den Rücken nimmt und zu ihm sagt: „Ich thu's von Herzen gern" (I, 56). Dass der Graf für geleistete Dienste dankbar ist, wird gleich dabei erzählt, da er von den zum Gedächtnissmal geprägten Münzen „dem treuen Hirten manch blankes Stück gibt" (I, 63). Er erkennt sogar die Dienste an, die ihm sein Feind leistet, möchte dafür dankbar sein und reicht daher nach der Schlacht bei Döffingen dem Wunnensteiner die Rechte:

Hab Dank, Du tapfrer Degen, und reit mit mir nach Haus,
Dass wir uns gütlich pflegen nach diesem harten Strauss.
(IV, 55 — 56.)

Als Vater fanden wir den alten Greiner bereits an der Bahre seines einzigen Sohnes die ganze Nacht hindurch wachend, und erfahren wir hieraus seine grosse Vaterliebe, so ist eine andere Stelle in der Rhapsodie, die uns weiteren Aufschluss über die Verhältnisse zwischen Vater und Sohn gibt, und aus der wir erkennen, dass der schon erwachsene und bereits in den Jahren weit vorgeschrittene Sohn kindliche Scheu und ehrerbietige Furcht vor dem greisen Vater hat, mithin letzterer sich in hohem väterlichen, ehrfurchtgebietenden Ansehen bei seinem längst mündigen Ulrich zu erhalten gewusst hat und noch weiss. Als im dritten Gesange Ulrich nach der Schlacht bei Reutlingen von seinen Wunden geheilt ist, reitet er nach Stuttgart, „er hat nicht sehr geeilt."

Er trifft den alten Vater allein am Mittagsmahl,
Ein frostiger Willkommen! kein Wort ertönt im Saal.

Dem Vater gegenüber sitzt Ulrich an dem Tisch,
Er schlägt die Augen nieder, man bringt ihm Wein und Fisch;
Da fasst der Greis ein Messer und spricht kein Wort dabei
Und schneidet zwischen beiden das Tafeltuch entzwei!
(III, 78 — 84.)

Dies Alles erinnert an die strengen Erziehungsmaximen im Mittelalter, wo in der Hütte, wie im Palast der Sohn angehalten wurde, rücksichtslos die väterliche Oberhoheit anzuerkennen und ohne Widerrede und stumm zu gehorchen, wie ihm oft stumm oder doch ohne viel Worte geboten ward.

Des alten Rauschebarts Verhältniss endlich zur Kirche und Religion zeigt ihn uns ganz in dem frommen, kindlich gläubigen Sinne der damaligen Zeit, der so etwas Einfaches, zum Herzen Sprechendes hat, was ausser allen andern Eigenschaften ihn uns vorzugsweise liebgewinnen lässt. Mit dem Abte von Hirschau steht er in freundschaftlichem Verkehr, bei ihm kehrt er ein und trinkt den kühlen Klosterwein (I, 10). Im Bade angekommen, versäumt er es nie, „erst sein Gebet zu sprechen“ (I, 18), ehe er in die Fluth steigt; und als im letzten Gesange nach so vielen Unglücksbotschaften ihm die frohe Mähre gebracht wird: „Glück zum Urenkelein!“ (IV, 79 — 80.)

Da hebt er hoch die Hände, der ritterliche Greis:
Der Fink hat wieder Samen, dem Herrn sei Dank und Preis!

Neben dem vollen deutschen Charakter des Rauschebarts schildern die dargestellten Begebenheiten, wenn sie sich auch speciell auf würtembergischem Boden bewegen, doch allgemeine deutsche Zustände aus der letzten Hälfte des 14. Jahrhunderts und auch dadurch gewinnt das patriotische Interesse an dem herrlichen Gedichte. Abgesehen von dem allgemeinen, in Deutschland verbreiteten Sonderinteresse der einzelnen Staaten für ihren Oberherrn, ein Interesse, das damals vollständig zum Durchbruch kam und das an dem einzelnen Beispiele des würtembergischen Grafen und seiner Unterthanen gezeigt wird, bei denen

wir sammt und sonders keine Spur von dem einheitlichen deutschen Bewusstsein finden, — abgesehen also davon, waren die geschilderten Ereignisse der Ritterverbindungen und der Städtevereine allgemeiner Natur in Deutschland. Im Osten und Westen, im Norden und Süden traten solche Ritterverbindungen auf, entweder um gemeinschaftliche Räubereien auszuführen, oder gegen andere Raubrittervereine sich zu schützen und die letztern in ihr früheres Abhängigkeitsverhältniss zurückzubringen. Die Städte aber vereinigten sich theils zu allgemeinen Handelszwecken, theils zur Sicherstellung ihrer Karawanen gegen die Raubritter, theils zur Erkämpfung einer politisch unabhängigen Stellung in dem deutschen Vaterlande, wie die Schweiz mit rühmlichem Beispiele vorangegangen war. Da sie gediegene Kraft in sich spürten und sich ihres Werthes bewusst wurden, wollten sie dies auch äusserlich im politischen und socialen Leben zur Geltung bringen. Hieraus entstand damals der grosse Kampf zwischen Ritter- und Bürgerthum, der unter den Begebenheiten unseres Gedichtes eigentlich den Mittelpunkt und Kern bildet. Aus diesem Kampfe ging das Ritterthum siegend hervor, wie denn dessen Hauptvertreter, der Graf von Würtemberg, auch der Held des ganzen Gedichtes ist. Die Regierungszeit des Rauschebart fällt grade in die Jahre, als Ritter und Städte sich in Wichtigkeit und Bedeutung noch gegenseitig die Waage hielten, ja als eigentlich die Städte ein merkliches Uebergewicht über die Ritter zu erlangen begannen, endlich aber, und besonders durch die bedeutenden Anstrengungen des würtembergischen Grafen und durch seinen Sieg bei Döffingen ihre politisch wichtige Bedeutung, und mit ihr zugleich der grösste Theil seine Selbständigkeit und Unabhängigkeit von andern Fürsten verlor. Wegen dieser hohen und höchsten Güter, um die sie kämpften, die Städter um Freiheit und Unabhängigkeit, die Ritter und Edlen gradezu um ihre Existenz und alte, von den Vätern ererbte Geltung, beweisen sie auch eine so mannhafte Tapferkeit und eine so heldenmüthige Lust am Dreinschlagen, die Ritter so gut wie die Städter, und wenn sich die Ritter „als Löwen kund thun," so will der Städter „baden im heissen Ritterblut," und dabei „nimmt man nicht gefangen, da geht es auf den Tod" (III, 30 — 33).

Wie haben da die Gerber so meisterhaft gegerbt!
Wie haben da die Färber so purpurroth gefärbt!

Weil übrigens in dem Gedichte der Greiner als Vertreter des Ritterthums den Mittelpunkt bildet, so sind übereinstimmend damit auch einzelne Ritterpersönlichkeiten ausfürlicher geschildert, während bei den Städtern höchstens einzelne wenige Stände, wie die Gerber und Färber, besonders erwähnt und als Kämpfer näher bezeichnet werden. Bei den Städtern war mehr das Wohl und Wehe des ganzen Standes massgebend, während bei den Rittern und vornehmen Herren das Interesse der einzelnen Person vorwiegend mit in die Wagschale fiel und für ihr Handeln den Ausschlag gab. — Unter den Personen, neben dem Grafen von Würtemberg, ist ausser seinem Sohne Ulrich, mit besonderer Ausführlichkeit des Wolf von Wunnenstein gedacht. Dieser ist der gefährlichste, weil kühnste, verwegenste und unversöhnlichste Gegner des Herzogs. „Der Wolf der lechzt nach Blut“ (I, 40) sagt der Greiner von ihm, und dass er grade ihn in Heimsen nicht mit in seine Gewalt bekommt, bedauert er laut (II, 48):

„Nur Einen miss' ich, Freunde, den Wunnenstein, 's ist Schad!“

Als Eberhard später gegen die gemeinsamen Feinde des Ritterthums zieht, da vergisst im Gefühle des allgemeinen, man könnte sagen höheren Hasses gegen den Standesfeind der Wolf von Wunnenstein seine dagegen untergeordnete Feindschaft gegen den Herzog von Würtemberg und bietet ihm seine Dienste an (IV, 13—14), die natürlich ganz im Geiste des mittelalterlichen Ritterthums vom Rauschebart sogar höhnend zurückgewiesen werden (IV, 15 — 16), wie später nach der gewonnenen Schlacht der Wunnensteiner von dem Danke des Grafen Nichts wissen will:

„Ich stritt aus Hass der Städte und nicht um Euren Dank!
Gut Nacht und Glück zur Reise! es steht im alten Recht.“
(IV, 58 — 59.)

Und dass der ritterliche Trotz die alte persönliche Feindschaft nicht erlöschen lässt, bezeugt die „böse Kunde“ des „Zuffenhäuser Hirten:“

nächt ist in unsern Trieb
Der gleissend Wolf gefallen, er nahm so viel ihm lieb.“
(IV, 69 — 07.)

— Die Namen mancher andern Herren mit charakteristischen Merkmalen sind im dritten Gesange nach der unglücklichen Schlacht bei Reutlingen erwähnt.

Wenn unter der poetischen Auffassung Uhland's der volksthümliche Held aus den engern Grenzen seines beschränkten Stammlandes Antheil erregend und Liebe gewinnend hinaus in das allgemeine grosse deutsche Vaterland, gleich manchem berühmten Nationalhelden frühester Vergangenheit, versetzt wird, so dürfen wir es dabei nicht zum Geringsten anschlagen, dass auch die formelle dichterische Behandlung des Stoffes ihren wohlberechtigten Antheil daran hat. So gehört als erste Hauptsache nach dieser Seite hin zu dem Vortrefflichen des ganzen Gedichtes die durchaus echt epische Haltung. Diesem epischen Charakter der Rhapsodie ist es angemessen, dass die Persönlichkeit des Dichters hinter das darzustellende Object vollständig zurücktritt: nur die Sache in ihrer natürlichen Einfachheit, Grösse und Erhabenheit wird dargestellt. Ohne von dem Dichter hinzugefügten unnöthigen Schmuck und ohne Aussprache seiner Meinungen und Empfindungen „schliesst sich das ganze Gedicht treu an die historischen Thatsachen an;“ keine ist von dem Dichter erfunden, aber er weiss sie mit solcher Kunst zusammenzustellen, zu motiviren und zu entfalten, er weiss überall das poetische Leben derselben so sicher hervortreten zu lassen, dass wir demungeachtet keine blosse Erzählung, sondern in der That ein poetisches Kunstwerk vor uns haben. Wie in den Meisterwerken der epischen Kunst lebt auch hier die vollendetste Objectivität. Der Dichter ist zum treuen Spiegel der Geschichte geworden, seine eigene Persönlichkeit tritt ganz zurück; nur da, wo die dargestellten Empfindungen auch die seinigen sind, brechen sie in kunstloser Naivetät hervor; z. B. wenn er seine eigene Freudigkeit am Kampfe nicht bemeistern kann, wie III, 33 — 36. Aber auch dann ist es nicht störend, der Dichter erscheint vielmehr als begeisterter

Zuschauer, ja beinahe als Theilnehmer der dargestellten Begebenheit, so dass im Gegentheil die Anschauung nur noch lebendiger wird.“ *) Auch III, 63 wirkt die aus bewegter Brust durchbrechende Subjectivität des Dichters nicht störend. — Die Erzählung ist nach Epen-Weise ruhig fortschreitend ohne Sprünge und „kühne Würfe,“ wie sie dem Volksliede eigen sind; es werden im Gegentheil mit einer gewissen Breite Nebenbegebenheiten aufgenommen, die den stetigen Gang der Hauptbegebenheit nur aufhalten, aber in ihrer gemüthlichen und ansprechenden Weise, mit der sie aufgenommen sind, eine glückliche, wohlthuende Wirkung auf den Leser oder Zuhörer äussern. Hierher ist zu rechnen die ganze letzte Strophe im zweiten Gesange, im dritten Gesange die Verflechtung einzelner Stammsagen von den Rittern in die Erzählung (Str. 11, 17, 18); die ausführliche Erwähnung des alten Thores am Reutlinger Zwinger (v. 25 und 26) etc.

Zu dem ruhigen Fortschritt in der Darstellung gehört auch die Vorbereitung der Aufmerksamkeit auf eine folgende Begebenheit. So ruft im zweiten Gesange (v. 27 etc.) der Greiner aus:

„Nur sachte! — Euch wird das Bad geheizt,
Aufdampfen soll's und qualmen, dass Euch's die Augen beizt!“

und in umständlicher Erzählung folgt, was der Graf damit meint. —

Zum epischen Charakter des Gedichtes gehört füglich mit die Kürze der Darstellung und des Ausdrucks; sie bildet gradezu den Gegensatz zu der auf dem Stoffe basirenden epischen Breite und besteht in dem einfach gewählten und genau bezeichnenden Worte und in häufigen Ellipsen: „In heisser Mittagsstunde bergunter und bergauf!“ (I, 53.) „Drei Könige von Heimsen, wer hätt' es je gedacht! Mit Rittern und mit Rossen in Herrlichkeit und Pracht!“ (II, 1 und 2.) „Verhaltne Männerstimmen, verworrner Gang und Drang, Hufschlag und Rossesschnauben und dumpfer Waffenklang!“ (II, 19 und 20.) „Die Heerden weggetrieben,“ (III, 8) etc. — Einmal gebrauchte

*) Kurz: Handbuch der poetischen Nationalliteratur der Deutschen III. Abth. 389.

Bezeichnungen und Schilderungen werden im Wiederholungsfalle auch wörtlich wieder gebraucht; so heisst es I, 35 und 36:

> Der Hauptmann führt drei Beile, sein Rüstzeug glänzt und gleisst,
> Dass mir's, wie Wetterleuchten, noch in den Augen beisst."

und IV, 41 und 42:

> Was gleisst und glänzt da droben und zuckt wie Wetterschein?
> Das ist mit seinen Reitern der Wolf von Wunnenstein.

Zu den Schönheiten des Gedichtes sind dann die gebrauchten, alterthümlichen und ungewöhnlichen Wortformen zu rechnen, die auch dem Aeussern des Gedichtes ein ehrwürdiges, alterthümliches Gepräge aufdrücken, wie „Strauss," „da kömmt einsmals gesprungen" (I, 15), „Fährden," „die Augen unter sich" (II, 42), „zween Ritter," „nächt" etc.; von besonderer schöner, kräftiger Wirkung ist das kurze, alterthümliche „han" in: „Die Städter han vernommen das seltsam list'ge Wort." Endlich finden wir in einzelnen Schilderungen gradezu Anklang an unser altes Volksepos, so Gesang II, 15 und 16:

> Da schallt mit scharfem Stosse das Wächterhorn vom Thurm;
> Wohlauf, wohlauf, ihr Schläfer, das Horn verkündet Sturm!

welche Stelle lebhaft an Gudrun XXVI Str. 1360 erinnert; — oder die den Heldengreis so kühn zeichnende Stelle im Gesang IV, 35 — 36:

> „Schlagt drein! die Feinde fliehen!" — Er ruft's mit Donnerlaut;
> Wie rauscht sein Bart im Winde! hei! wie der Eber haut!

die gleichfalls an Stellen in der Gudrun erinnert und zwar an den alten „Wate," dessen Bart auch einmal so im Winde rauscht und der auch einmal in Kampfeswuth wie ein Eber wüthet (limmet) Gudrun XVIII, Str. 882. — Ganz im Geiste der alten Sage ist die herrliche Schlachtbeschreibung im III. Gesange (28 — 40) gehalten. — So lassen sich noch manche Züge auffinden, die alle bestätigen, was Kurz (a. a. O. S. 389) sagt: „Es weht in diesem Gedichte der ungetrübteste Hauch der alten Heldendichtung, wie wir sie im Nibelungenliede oder im Homer bewundern." —

Treffen wir so charakteristische Merkmale der grossen

volksthümlichen Epopöe in unserm Gedichte an, so dürfen wir auch nicht die durchaus volksthümliche Haltung des Einzelnen übersehen. Diese zeigt sich einmal in sprichwörtlichen und volksthümlichen Redensarten, wie „dann Lehndienst, gute Nacht“ (II, 11), „Nur sachte! Euch wird das Bad geheizt“ (II, 27), „Ich weiss, Ihr Uebermüth'gen, wovon der Kamm Euch schwoll“ (IV, 29); „Der Fink hat wieder Samen“ (IV, 80) etc. Mit weiser Sparsamkeit und echt künstlerischem Sinne ist ein zu häufiger Gebrauch dieser Ausdrucksformen vermieden. Dasselbe ist der Fall mit den weiter hierher gehörenden „durch Reim verbundenen Wörter,“ wie „Gang und Drang“ (II, 19). Oefterer noch kommen durch Alliteration verbundene Wörter wie „Nacht und Nebel“ (II, 17), die Ritter stehn und starren“ (III, 24), „Was gleisst und glänzt da droben?“ (IV, 41) etc. und die Alliteration überhaupt vor, was zum volksmässigen Charakter des Ganzen wesentlich beiträgt; z. B. „wann lau die Lüfte wehn“ (I, 1), „Graf Eberhard der Greiner“ (I, 4), „der sich die Wunde wusch“ (I, 21), „ein Röslein roth“ (I, 28), „die Schlegler, die schlagen“ (I, 29), „Da lacht der alte Greiner in seinen grauen Bart“ (IV, 71), „Sie reiten rüstig fürder“ (IV, 73), „Da hebt er hoch die Hände“ (IV, 78). Ueberhaupt, bemerkt Kurz (in seinem Commentar zum Handbuch der poet. Nationall. der Deut.) „schliesst sich die oft wiederkehrende Alliteration durchaus naturgemäss an die dargestellten Situationen oder Empfindungen an, so dass sie als Nothwendigkeit, nicht als eine absichtlich zur Hebung des poetischen Colorits gewählte Form erscheint.“ — Die Klangfarbe der einzelnen Laute in ihrer besondern Verbindung wirkt an vielen Stellen onomatopoetisch, so in III, 55 und 56:

„So geht es nach dem Thore, die alte Stadt entlang,
Dumpf tönet von den Thürmen der Todtenglocken Klang.“

Volksthümliche Ausdrucksweise ist auch die Wiederholung eines Subjects oder Objects, das durch ein Personalpronomen gegeben wird, durch ein Substantiv, oder wenn es durch ein Substantiv gegeben ist, durch ein Pronomen, wodurch insgemein nachdrucksvolle Hervorhebung des Satzgliedes bewirkt wird, so: „Den Quell besucht er täglich, der ritterliche Gast“

(I, 15); „Die übermächt'gen Rotten, sie stürmen an mit Schwall" (III, 23), „Das Lied, es folgt nicht weiter" (III, 73), „Da hebt er hoch die Hände, der ritterliche Greis" (IV, 79); — hierher ist gleichfalls die Wiederholung einer adverbialen Bestimmung durch ein adverbiales Formenwort zu rechnen: „Zu Hirschau bei dem Abte, da kehrt der Ritter ein" (I, 9); In Wildbad an dem Markte, da steht ein stattlich Haus" (I, 13); „In Nacht und Nebel draussen, da wogt es wie ein Meer" (II, 17); „Zu Achalm auf dem Felsen, da haust manch kühner Aar" (III, 1); „Zu Reutlingen am Zwinger, da ist ein altes Thor (III, 25); „Am Ruheplatz der Todten, da pflegt es still zu sein" (IV, 1); „Zu Döffingen im Dorfe, da hat der Graf die Nacht" (IV, 61). — Zur localen Färbung fehlt es auch an Provinzialismen nicht, wie: „Dann geht's durch Tannenwälder in's grüne Thal gesprengt" (I, 11). —

Den volksthümlichen Charakter vollendet schliesslich der Versbau, der eine kunstmässige Umbildung der alten Nibelungenstrophe und mit dieser und durch sie ein ursprüngliches Eigenthum unseres Volkes ist. Der alte Nibelungenvers in seiner ursprünglichen Gestalt hält nur an einer bestimmten Anzahl von Hebungen fest, die in jeder Zeile sechs, in der vierten oder Schlusszeile jeder Strophe sieben betragen und die durch die Cäsur gleichmässig auf jede Vershälfte vertheilt werden, doch so dass in dem vierten Verse auf die zweite Hälfte vier Hebungen kommen. Die Senkungen sind unbestimmt und schliessen sich oft malerisch den darzustellenden Gedanken an. In unserer von Uhland kunstmässig umgebildeten Nibelungenstrophe besteht jeder Vers aus sechs Hebungen, fängt mit einer Senkung an und hat regelmässig zwischen je zwei Hebungen eine Senkung; durch die Caesur, die weiblich ist, wird er zu gleichen Theilen geschieden, so dass man diesen modernen Nibelungenvers „einen jambischen Sechsfüssler mit weiblicher Cäsur in der Mitte" nennen kann.

Diese Theilung des Verses durch die Cäsur in zwei gleiche Hälften hat dem Dichter zur ausdrucksvolleren Darstellung das Mittel geboten in Versen wie folgende:

„Ich kenne wohl den Eber, er hat so grimmen Zorn;
Ich kenne wohl die Rose, sie führt so scharfen Dorn.“
(I, 31 — 32.)

in denen die parallele Darstellungsform des in der zweiten Vershälfte folgenden Erklärungssatzes zu beachten ist; oder

Drein schiesst man glüh'nde Pfeile, wie raschelt's da im Stroh!
Drein wirft man feur'ge Kränze, wie flackert's lichterloh!
(II, 31 — 32.)

Glückliche, wirkungsvolle Vertheilung des Stoffes auf das Versmass zeigt sich auch sonst; z. B.:

Dann fahre wohl, Landfriede! dann Lehndienst gute Nacht!
Dann ist's der freie Ritter, der alle Welt verlacht!
(II, 11 — 12.)

Schon sank die Nacht hernieder, die Kön'ge sind zur Ruh.
(II, 13.)

Und als das Frühroth leuchtet und als der Nebel sinkt.
(II, 21.)

Hier steht bedeutungsvoll „leuchtet“ in der Arsis, „sinkt“ in der Thesis.

Da sputen sich die Ritter, sie wappnen sich in Stahl,
Sie heischen ihre Rosse, sie reiten stracks zu Thal.
(III, 11 — 12.)

Wie flattern stolz die Banner! wie blitzen Schwert und Speer.
(III, 20.)

Heut' nimmt man nicht gefangen, heut' geht es auf den Tod,
Heut' spritzt das Blut wie Regen, der Anger blümt sich roth.
(III, 33 — 34).

Ein frostiger Willkommen! kein Wort ertönt im Saal.
(III, 80.)

„Nicht darf ich mit Dir speisen auf einem Tuch, Du Held!
Doch darf ich mit Dir schlagen auf einem blut'gen Feld!“
(IV, 23 — 24.)

Hier übt zugleich die parallele Darstellung der verglichenen Gedanken kräftige Wirkung.

Bemerkungen zu Einzelnem.

[Götzinger wird als allgemein bekannt vorausgesetzt; weniger dürfte dies der Fall sein mit Kurz und Liebert (Uhland. Eine Skizze.)].

I, 1 etc. „Welche Wahl könnte glücklicher sein als die des Anfangs? Der Blick in die helle, fröhliche Sommerlandschaft ruft ein Behagen in uns hervor, das uns durch das ganze Gedicht niemals verlässt.“ (L.)

In Vers 23 und 24 ist der für die besonders schöne Darstellung wirkungsvolle Binnenreim (Recken — strecken) zu beachten.

In V. 25 wie 33 wird dort der jüngste Edelknabe hier ein armer Hirte als Bote genommen, um den Dichter in ungezwungener Weise eine Beschreibung der Schlegler und des Wunnensteiner geben zu lassen.

Zu V. 29: „Die schwäbischen Ritter, die sich um 1367 miteinander verbanden, benannten sich nicht nur nach dem Stiftungstage ihres Bundes Martinsvögel, sondern auch nach dem von ihnen angenommenen Ordenszeichen Schlägler. Kein Kaiser und kein Reichsgericht vermochte ein Urtheil gegen diese ritterlichen Räuber in Vollziehung zu bringen, und in Niederdeutschland war es sogar so weit gekommen, dass Ludwig von Brandenburg, die Herzöge von Braunschweig und der Erzbischof von Magdeburg das Rauben und Fehden der Ritter als rechtmässig anerkannten.“ (Schlosser, Weltgesch. f. d. d. V. B. VIII. S. 302.)

V. 55: „Darob erbarmt's den Hirten des alten hohen Herrn.“ — „Des alten hohen Herrn“ ist Object zu „erbarmen“ (ähnlich: „es jammert mich seiner“ etc.), nicht attributiver Genitiv zu „Hirten,“ und wir haben also nicht an einen in unmittelbarem Dienste des Greiners stehenden Hirten, als vielmehr an einen Unterthanen überhaupt zu denken; dadurch bekommt zugleich die That höheren Werth.

V. 57 — 60. „Diese Stelle klingt beinahe wie ein Wiederhall neuerer würtembergischer Kämpfe um Recht, Freiheit und volksthümliche Verfassung, an denen Uhland so tapfer Theil genommen. Dieser flüchtige Anhauch modernen Colorits nimmt sich jedoch sehr liebenswürdig aus in einem Gedichte, das so feste historische Farbe hält.“ (L.)

II, V. 27. „Einem das Bad richten, rüsten, bereiten, anlassen, ausgiessen hat oft den üblen Sinn von: Einem nach-

stellen, Falle legen, Einen in Gefahr stürzen, weil der Nackte, Wehrlose überfallen, erschlagen werden kann, oder das Bad zu heiss gemacht wird.“ (Grimm, deutsch. Wört. I, S. 1069.)

V. 38: „wie der Riegel sich leise, lose schiebt,“ erinnert an das Bürger'sche in dessen Leonore:

„Und horch und horch! den Pfortenring
Ganz lose, leise klinglingling!“

In V. 39 und 49 ist der Gebrauch des Contrastes und der Ironie („verzweifelnd hinausstürzen“ und „friedlich herüberziehn;“ „die Schlegler“ und „in's Gotteshaus“) von besonders glücklicher Wirkung.

V. 51 — 52. Klarer gibt Niklas Vogt diesen spottenden Witz in seiner Lebensbeschreibung des Rauschebartes (s. o.).

III, V. 3 „ihre Flüge“ nicht Flügel, wie in manchen Anthologien, muss es heissen. „Flüge“ ist verständlicher und findet sich auch in der Cotta'schen Ausgabe und bei Götzinger.

Die kurzen unverbundenen Sätze in V. 11 und 12 bezeichnen nachdrücklich die Emsigkeit der Ritter, die Raschheit ihrer Handlung.

V. 49. „Laut des Missive sollen die Schildknechte, welche mit Geleit die Auslieferung der erschlagenen Herren verlangten, überhaupt 86 Vermisste abgegeben haben.“ (Pfister, Geschichte v. Schwab. II. Bd. II. Abth. S. 142 Anm.) — Folgenden Bericht über die Schlacht bei Reutlingen finden wir bei Pfister a. a. O. S. 140: „Bei St. Leonhard's Capelle stiegen die Ritter von den Rossen, um auf dem engen Platze gegen Fussgänger zu Fuss zu fechten. Als die in der Stadt dies sahen, brachen sie zu einem sonst geschlossenen, unbewehrten Thore heraus und fielen den Rittern in den Rücken. Diese standen in geschlossenen Gliedern und stritten mit erbittertem Muthe, aber sie wurden umringt und erlagen der zuströmenden Menge. Graf Friedrich von Zollern, genannt von Schalksburg, Ritter, Graf Ulrich von Tübingen, genannt der Scheerer, Graf Johannes von Schwarzburg und 57 edle Herren, deren Wappen zu Reutlingen angemahlt stehen, fielen in diesem Gefechte. Gottfried Schoderer von Winsheim (Weissenheim) wurde unter dem Banner erstochen, und dasselbe in die Stadt gebracht; mit ihnen fielen etwa 12 erbarer Knechte. Graf Ulrich entkam verwundet auf

das Schloss Achalm. Die von Reutlingen behielten das Feld und erbeuteten 44 Rosse und Hengste nebst vielen Pickelhauben, Panzern und andern Waffenstücken, während sie nach ihrer Angabe nur 1 Bürger und 12 armer erbarer Knechte verloren." Dieser Schlachtbericht scheint unserm Dichter bei seiner Schilderung vorgeschwebt zu haben, da auch Uhland wie Pfister im Gegensatze zu Niklas Vogt den alten Greiner sich nicht am Kampfe betheiligen lässt.

V. 83 — 84. Dem national charakteristischen Zuge eines derben, thatkräftigen deutschen Helden entsprechend, macht der Greiner seinem Unmuthe nicht durch Worte, sondern durch eine jener Zeit gemässe Handlung Luft, mit der er für jetzt jede freundliche Beziehung zwischen sich und seinem Sohne will aufgehoben wissen. Schweigsamkeit legt auch sonst Uhland als charakteristische Eigenthümlichkeit seinen deutschen Helden bei, vergleiche König Karl's Meerfahrt; Schwäbische Kunde; Roland Schildträger; Klein Roland.

IV, V. 6: „Flüchten" ist hier transitiv gebraucht, wie nur selten, doch kommt es so auch bei Goethe und Schiller vor; bei jenem z. B. in Herm. u. Dor.: „Wenig flüchteten wir." —

Er „hält's in tapfrer Hut" ist brachylogischer Gebrauch eines Adjectivs mit adverbialer Bedeutung: Der Bauer schützt, hütet, tapfer kämpfend, sein Eigenthum.

V. 10 und 11. Das zweimal aufeinander folgende „schon" bezeichnet die Schnelligkeit der herbeieilenden Hilfe.

V. 19. Sehr nachdrucksvoll wirkt das transitiv gebrauchte „brennen."

V. 25 — 28. Pfister a. a. O. S. 187: „Vor Allen brannte Ulrich, die Schmach von Reutlingen zu rächen. Er stieg nach Rittersitte mit den Seinigen von den Rossen, mitgleichen zu streiten, und brach, einer der Ersten, in die feindlichen Schaaren."

V. 51 und 52. Pfister a. a. O. S. 189 (Anm.): „In einem hohlen Baume wurde nachher ein Skelett, in einer Waffenrüstung steckend, gefunden."

V. 55 und 57 etc. Eigenthümlich ist, dass der Greiner den Wunnensteiner mit „Du" anredet, während er von ihm „geihrzt" wird. Es scheint sich darin seitens des Grafen die grössere gemüthliche Erregtheit auszusprechen, während der stolze Wolf mit seinem „Ihr" jede freundschaftliche Annäherung fortwirft.

V. 72. Bei diesen Worten überwiegt im Greiner das Gefühl freudiger Dankbarkeit für den eben geleisteten werthvollen Dienst, vor dem momentan selbst der Gedanke an das seinem Lande zugefügte Unheil zurücktritt. —

Dresden. Dr. E. Petzoldt.

Diomed und Rodomonte.

Eine literarische Parallele.

Unser würdiger alter Bouterwek vermisst in seiner Besprechung von Ariost's Rasendem Roland das Interesse der Charaktere und die feineren Unterscheidungen unter denselben. „Unter Ariost's Helden," sagt er, „ist kein Achill, kein Diomed, kein Ulyss, kein Hektor." So begründet dieser Tadel auf den ersten Blick erscheinen mag, so löst er sich doch, bei näherer Betrachtung, in eine blosse allgemeine Verschiedenheit des Styls innerhalb der nämlichen Dichtgattung auf. Diese Verschiedenheit ist die von Classisch und Romantisch, von Antik und Modern. Gegenüber der Schärfe der hellenischen Zeichnung erscheinen die Gestalten der Renaissance unbestimmt und verschwommen und sind mithin schwerer von einander zu sondern, als Jene. Aber eine Sonderung lässt sich doch vornehmen, und wenn sie geschieht, so fehlt es an Analogien der künstlerischen Bilder von hier nach dort keineswegs, weder im Allgemeinen noch insbesondere auf dem Gebiete der antiken und der italienischen Epopöe. In den kühlen, aber offenen und geraden Laubgängen des griechischen Genius stehen volle und kalte, kräftige aber bewegungslose, immer schöne, doch zuweilen abstossende Bilder von stets gleicher Farbe — wundersame, bunte Gestalten von schreckhafter Schönheit oder Hässlichkeit wandeln, rennen, irren, schiffen zwischen den brennenden Blumenbeeten, durch die dunkeln Buschpfade, in den üppigen Schlinggewächsen, auf den pfeilschnellen Wassergewinden der leidenschaftlich erregten

neueren Phantasie. Aber diese Bilder und Gestalten zeigen uns, trotz aller äusserlichen Verschiedenheiten, im Grunde dieselben Menschen, unter ihren abweichenden Gewandungen schlägt das nämliche Heldenherz. Dort erscheint ein Charakter, wenn auch nicht in seiner eigentlichen Tiefe, so doch in den allgemeinen Umrissen, klar und fasslich, hier müssen seine Züge mit Aufmerksamkeit und Anstrengung verfolgt werden — geschieht aber Letzteres, so lassen sich sichere und dankbare Analogien auffinden, und zwar um so leichter, als ja das antike Epos nicht ohne Einfluss auf das der Renaissance geblieben ist, als ein Bojardo, ein Ariost, ein Tasso, ohne den Homer, Virgil, Ovid gerade nachahmen zu wollen, ihnen die Handwerkskniffe mit einer merkwürdigen Geschicklichkeit abzusehen wussten.

Wir versuchen unsere Behauptungen zu erhärten durch die Aufstellung einer Parallele zwischen zwei Typen aus jenen beiden verschiedenen Welten. Und zwar wählen wir hierzu solche Persönlichkeiten, welche in ihrer jeweiligen Mitte weder die ersten Heldenrollen spielen noch auch untergeordnete Stellen einnehmen. Denn der officielle Mittelpunkt eines Epos ist allzusehr der Träger und Ausdruck seiner Zeit, um einen dankbaren Vergleich ausserhalb derselben zuzulassen, und andererseits sind die Leute aus der blossen grossen Masse immer dermassen sich selbst gleich, dass sie keine hervorspringenden Anhaltspunkte bieten. Ein Diomed, ein Rodomonte dagegen sind Erscheinungen, welche die Ereignisse weder machen, noch von denselben gemacht werden. Sie stehen in ihrer unabhängigen Heldenkraft etwas zur Seite und sind gerade darum fest abgeschlossene Ganzheiten. Auch sie könnten nicht ohne die Haupthandlung, noch könnte diese ohne sie bestehen, aber sie treten in ihrer Selbstständigkeit häufig genug aus derselben heraus, um in den Episoden wichtiger als irgend sonst wo zu werden. Der „tollkühne, thierisch unbändige Rodomont," wie ihn Bouterwek nennt und der von Homer so massvoll gezeichnete Diomed sind im Grunde dieselben rücksichtslosen Krieger von rein soldatischer Kühnheit, welche kämpfen, um zu kämpfen, und alle Mittel um dieses Zweckes willen wollen, unabhängige aber ausdauernde Parteigänger, welche ihren Sinn nur ein wenig mehr auf das Ganze zu richten hätten, um selbst den Häuptern

und ersten Helden der sie feiernden Gedichte unser Interesse streitig zu machen.

Betrachten wir dieselben erst einzeln und dann in ihrem Zusammenhang untereinander.

Diomed ist ein bei den alten Dichtern mehr als billig vernachlässigter Charakter. Trotz seiner grossen Thaten lässt ihn Homer wie absichtlich in der zweiten Reihe seiner Helden stehen, und Sophokles verbannt ihn sogar, der Tradition entgegen, aus seinem Philoktet. In der Odyssee wird er in der Erzählung des Nestor kaum und von Proteus gar nicht genannt; auch Virgil lässt ihn nur beiläufig durch seinen frommen Aeneas, der freilich nicht gut auf ihn zu sprechen sein muss, erwähnen als gottlosen Räuber des Palladiums. In der Iliade hat er einen um so grösseren Platz. Was den Tydiden dort besonders auszeichnet und für uns dem furchtbaren Könige von Algier nahe bringt, das ist eine gewisse natürliche und mitunter selbst thierische Wildheit. Dieselbe liegt ihm im Blute. Sehen wir nur seinen Vater Tydeus bei Aeschylus und in den sonstigen Quellen über den Freischaarenzug der Sieben vor Theben. Der Sohn des Oineus, der Eber, ist klein aber schlimm, auch wird er als der erste genannt bei dem Berichte über den Sturm auf die Stadt. Lange vor dem Angriff glüht und brennt er, in Erinnerung an den ihm, dem Gesandten, gelegten Hinterhalt, vor Kampflust; der Schilderschütterer erbost sich mit frivolen Scheltworten über die Verzögerung, welche eine nichtige Seherkunst veranlasst, und gleicht einem Drachen, der in der Mittagshitze zischt, einem Pferde, welches in den Zügel schäumt bei dem Klange der Trompete. Schreiend schüttelt der Krieger seinen dichten, dreifachen Helmbusch, Entsetzen schallt aus den Schellen seines Schildes. Dieser Schild trägt das ruhmredige Bild des Himmels mit seinen glänzenden Lichtern, in der Mitte den Vollmond, den König der Sterne, das Auge der Nacht — der Nacht, die sich, nach der grauenvollen Ironie des Eteokles, auf den Träger solcher Waffen senken soll. Von Melanippus auf den Tod verwundet verscheucht er die Retterin Pallas — sie weicht zurück, wie sie ihn an dem Gehirn des von Amphiaraus niedergeworfenen Gegners nagen sieht. Diesem Bild entspricht die Zeichnung des Tydeus in den Schutzflehenden,

wo derselbe nicht durch die Kunst der Rede glänzt, aber unter dem Schilde einen erfinderischen, listreichen Geist bewährt, der ihm in der Wissenschaft des Krieges einen grossen Namen erworben hat, wenn er auch in der Rathsversammlung nur wenige und rauhe Worte zu finden weiss. Aehnliches sagen von ihm die Phönizierinnen. Dort umborstet seinen Schild eine Löwenmähnenhaut, und dessen Träger schwingt, gleich dem Titanen Prometheus, eine Fackel, welche die Stadt Theben anzünden soll.

Der Sohn eines solchen Vaters, der Enkel des Adrast, führt aus Argolis nicht weniger als achtzig dunkle Schiffe nach der Ebene vor Troja, und unter den Helden, welche ihm folgen, gewahren wir vor Allem einen Sthenelus, den Sohn jenes wilden, vor Theben um seines Uebermuthes willen vom Blitz erschlagenen Kapaneus. Ein selbstständiger Krieger wie kein Anderer hat Diomed seinen eigenen Tag in der Iliade, jenen Tag, an dem ihn Athenäa mit Kraft und Entschluss schmückt und ihm auf Helm und Schild eine Gluth entflammt, die ihn dem Glanzgestirne der Herbstnacht gleichen lässt. Nun entfaltet er die wilde, übermüthige Kühnheit seines Erzeugers. Seine Verwundung durch den glänzenden Sohn des Lykaon treibt ihn vorwärts statt zurück, dem Pandaros und dem Aeneas zugleich will der Rufer im Streite trotzen, Jenen trifft sein wohlgezielter Wurf durch's Gesicht, Diesem zerschmettert er die Hüfte mit rauhem Feldstein, und dann, nach dem Sieg über die Sterblichen, beginnt er seinen Wort- und Thatkampf gegen die Götter selber. Der rettenden Mutter des Besiegten schreit er, sie an der Hand verletzend, zu, es solle ihr genügen, Weiber von schwachem Sinne zu verleiten, statt sich in den Krieg zu mengen, dessen blosser Name ihr Schauder erregen müsse — und wir finden es natürlich, dass Helena in ihrer Heerschau einen solchen Helden nicht gesehen oder nicht gekannt oder nicht genannt hat. Apollo, der den Aeneas wegträgt, muss den anstürmenden Helden mit ernster Mahnung, sich den unsterblichen Göttern nicht gleich zu achten, zurückschrecken, und dennoch entweicht Jener nur zaudernd. Vor Hektor und Ares in Gemeinschaft will er nur mit stets zurückgewandtem Angesichte langsam fliehen, und fast wie Ironie klingt das Wort:

Nicht suchen wir Kampf mit unsterblichen Göttern!
im Munde des Mannes, der schon in der nächsten Minute seine Lanzenspitze nach dem dritten Olympier strecken wird — stark wie ein Dämon. Freilich sitzt bei der Verwundung des Ares Pallas bei ihm auf dem Wagen, dessen buchene Axe stöhnt, weil sie die Grauengöttin und den stärksten der Männer trägt. Ein so wilder Held wird etwas gemildert durch seine Begegnung mit Glaukos, bei welcher sich beide mehr zum Reden als zum Fechten aufgelegt zeigen. Dass der feurige Sohn des Tydeus dabei dennoch eine goldene Rüstung gegen eine eherne gewinnt, das verdankt er dem Zeus. Dieser verblendet den Lykier bei dem Handel bis zur Besinnungslosigkeit, wie zur Belohnung des Diomed, der bei dem Gegner in langer, gottesfürchtiger Rede angefragt hat, ob er nicht etwa einer der Unsterblichen sei, mit denen er, um vieler warnender Beispiele willen, nichts zu thun haben wolle. Nach dieser Episode aber kommt der rauhe Soldat wieder zum Vorschein. Es handelt sich um den gefährlichen Zweikampf gegen Hektor, und Diomed ist der erste, der sich, nach den beiden nächsten Interessenten Menelaos und Agamemnon, und noch vor den beiden Ajax, erhebt. Auch kennt ihn das Volk, denn bei dem Schwingen der Loose wird für ihn, neben dem Telamonier und dem ersten Heerführer, gebetet. Nicht minder ist Diomed, wenn auch der Jüngste im Rath, der Erste, welcher sich gegen Agamemnon's Fluchtvorschlag stemmt, wo alle anderen verstummen, und auch noch nach der verfehlten Botschaft an Achilles zur Beharrlichkeit ermahnt. Lassen wir Jenen gehen oder bleiben, wir selbst stärken uns zu neuem Kampf! Solchen Worten folgt die That: der bedenkliche Kundschaftergang mit Odysseus, bei welchem unser Held, zum dritten Male, der Erste ist, der sich vor den Riss stellt. Nacht und Gefahr vermehren seine Wildheit bis zur Grausamkeit. Nachdem Odysseus den gefangenen Dolon mit freundlichen Worten ausgefragt, haut Diomed dem Flehenden erbarmungslos das Schwert in den Nacken. Im trojanischen Lager lässt ihm sein Gefährte die Wahl zwischen dem Raub der Rosse und dem Mord der Männer, und fast ohne ein Wort zu reden, übernimmt der Tydide die grauenvolle That an den Schlafenden. Euripides oder wer

der Verfasser des guten Trauerspieles Rhesus ist, hat in dieser Begebenheit die trotzige Kühnheit des Diomedes noch weiter ausgeführt. An der Stelle, wo der Fürst von Ithaka, noch vor dem Morde des übermüthigen Thrakers, zum Rückzuge räth, treibt ihn der andere voran und will, nach gelungener That, auch noch den Hektor und den Paris ermorden, von welchem Beginnen er nur durch die schützende Intervention der Pallas abgehalten wird.

Nach einer solchen Nacht ruht ein Anderer, Diomed aber steht gleich wieder im Vordergefecht und schwingt dem andringenden Hektor die Lanze auf die Helmkuppel, dass er zu Boden stürzt, dann stürmt ihm der Mann, der die Unsterblichen vermeidet, wüthend nach, obwohl er ihn von Apollo entrückt glaubt. Aus dem Hinterhalt von Paris in den Fuss verwundet, bleibt er endlich, bei dem Kampf um die Schiffe, die wichtigste moralische Stütze der Achajer, welche Rolle er auch später, nach dem Tode des Ajax, gegen abermalige Rückzugsvorschläge, in den anderen Quellen behauptet. Homer selbst lässt ihn, nach dem Auftreten des Achill, noch einmal glänzen in den Kampfspielen. Dort tragen ihm die dem Aeneas geraubten Rosse den Preis im Wettrennen ein, dann erhebt der Rücksichtslose im Gefecht mit scharfen Waffen seine nie fehlende Lanzenspitze gegen den Hals des furchtbaren Telamoniers, so dass die Furcht des Volkes vor dem Verlust dieses Helden in bangem Aufschrei den Kampf beendet.

Dass ein so wildrauher Charakter meist in nächster Nähe bei dem schlauen und geschmeidigen Odysseus steht und in Gemeinschaft mit ihm die Streiche ausführt, welche dem Palamed, dem Rhesus, dem Philoktet und mit dem Palladium gespielt werden, möchte erstaunen, und ich weiss nicht mehr, welcher Franzose herausintriguirt, der Tydide schliesse sich gerade in richtiger Erkenntniss seines ihm selbst mangelnden Witzes an Jenen an — als ob die Dummköpfe Dummköpfe wären, wenn sie zu begreifen vermöchten, dass sie Dummköpfe sind! Diomed ist nichts weniger als nur die Folie des Laërtiaden, vielmehr haben sie beide eben so wohl Kopf als Faust, wenn auch in ungleichem Verhältniss. Was sie aneinander anzieht und aus ihrem trefflichen gegenseitigen Verständniss ein gewaltiges Ganze von furchtbaren Wirkungen hervorbringt,

das ist die Aehnlichkeit ihrer Weltanschauung. Sie sind beide Stark- und Freigeister, trotz der gottesfürchtigen Redensarten, welche ihnen der fromme Homer, wie um sie zu retten, öfters in den Mund legt. Wenn sie beten und arbeiten, so sieht man leicht, dass sie auf den letzteren Fall das grössere Gewicht legen nach der Maxime des Pfälzer Bauern, der auf Christus nur dann vertraut, wenn der heilige Mistus mithilft. Es liegt in ihnen ein titanisches Element unabhängiger Selbsthilfe, welches bei Odysseus durch eine zehnjährige Irrfahrt gezüchtigt wird, während den Diomed eine gewisse gehässige Nichtbeachtung seitens der classischen Kunst betrifft. Dass ihn Sophokles im Philoktet durch Neoptolemos ersetzt, hat allerdings seinen Grund nur in der Oekonomie des Stückes, in welchem er wenigstens höchst ehrenvoll genannt wird. Aber schon Homer selbst setzt ihn, trotz aller seiner grossen Thaten, nicht nur gegen Achill und Agamemnon, sondern auch gegen den tugendhaften, pflichterfüllten Ajax zurück. Jene leiten oder bedingen die Haupthandlung oder ordnen sich ihr ganz unter, Diomed dagegen steht stolz und unabhängig und gerade darum in zweiter Reihe da. Was er thut, thut er nur, weil er es eben will; er macht seine Sache vortrefflich, aber wir fühlen, dass er sie auch schlecht machen könnte und würde, wenn ihm das so anstände. Achill muss einem Flussgott weichen, Diomed verletzt die mächtigen Ideale der Schönheit und der Kraft mit stürmendem Speer, sein dämonisches Uebermass an Stärke und Muth stellt ihn aus der sittlichen Weltordnung hinaus, statt auf eine hohe Stufe in derselben. Er ist mit einem Worte ein ganz subjectiver, ein romantischer Charakter, der in der classischen Kunst wenig Glück machen konnte, aber gerade dadurch der Phantasie des Mittelalters und der Renaissance um so näher steht. Von dieser Richtung her hat ihn auch Shakspeare in Troilus und Cressida aufgefasst. Diomed wird bei ihm eine halbkomische Gestalt, bei welcher sich jedoch die alten Züge rauher Reckenhaftigkeit keineswegs verwischen. Ausserhalb der Rüstung ist er ein etwas grosssprecherischer und witziger Bonvivant, welcher weiss, wie man es bei einer Cokette angreifen muss, um lange und vergebliche Promenaden in dem Labyrinth schöner aber leerer Redensarten zu vermeiden.

Vergessen wir bei dieser Gelegenheit nicht, dass Diomed, unter den Modernen, auch bei Fenelon erscheint. In der Versailler Hofgesellschaft des Télémaque tritt er auf als ein würdiger und stattlicher, aber vom Unglück sehr geplagter Herr. In dem, von dem Sohne des Ulysses gerade stark beeinflussten Hesperien sucht er Schutz und Unterkommen vor den Verfolgungen der beleidigten Venus, und beides gewährt der königliche Gelbschnabel einem Manne, der, trotz aller Verwässerung, noch immer so aussieht, als ob er sich sehr wohl selbst helfen könne. Dieser von Telemach protegirte Diomed ist eine der eben so zahlreichen als unwillkürlichen Parodirungen des classischen Stoffes durch die Franzosen.

Unter den vier Heldengruppen, welchen wir bei Bojardo und Tasso begegnen: den fernen Asiaten Gradasso, Sakripan und Mandrikardo, den maurischen Spaniern Marsilio und Ferrau, den Franken Karl, Rinaldo, Roland, Bradamante, und den Afrikanern unter ihrem Kaiser Agramante, sind unstreitig die letzteren die interessantesten. In dem verliebten Roland treten sie erst mit dem zweiten Buch, das heisst kaum vor der Mitte des unvollendeten Ganzen, als erbetene Hilfstruppen der asiatischen Invasion, auf, und unter ihnen erscheinen der Liebling der beiden Dichter, der gute, achillartige Ruggiero, welcher von Hektor abstammt und erst einem Zauberer entrissen werden muss, und der gewaltige, hochfahrende junge König von Algier, Rodomonte, das Gegenstück Diomed's.

Immer abgesehen von der romantischen Extravaganz gegenüber der classischen Ruhe und Einfachheit, hat dieser „verteufelte“ Held, angethan mit dem Wuchs eines Riesen und der Stärke des Milon von Kroton, alle wesentlichen Züge des Tydiden, und nach einer bekannten Anekdote soll der Anblick eines von seinem Abhang niederrollenden Felsblocks den Schöpfer dieser Gestalt auf deren glücklichen, vielversprechenden Namen gebracht haben. Rodomonte wird der Stolze genannt, denn nie hat die Welt einen hochfahrenderen Jüngling gesehen. In der Berathung der afrikanischen Fürsten, in welcher die erfahrenen alten Herren von dem ganzen Unternehmen abrathen oder es wenigstens verzögert sehen möchten, überschreit sie der Kampflustige und entzündet seine eigene Flamme in seinem

gleichfalls jugendlichen Kaiser. Sein Schwert ist ihm der Schlüssel der Provence und Italiens, mit ihm will er sich die Krone Frankreichs und die der ganzen Welt gewinnen. . Ohne die Ausrüstung der grossen Armee abzuwarten, läuft er mit seinen Truppen allein aus, und wie ihn ein furchtbarer, dreitägiger Sturm betrifft, vor dem Alle erbeben, trotzt der Unerschrockene, Hochmüthige, baarhäuptig auf dem Verdecke stehend, dem Himmel, dem Meere und Gott mit frechen Worten.

Dass er in die Lombardei verschlagen wird, statt an den richtigen Kampfplatz zu gelangen, gilt ihm gleich, denn der Sinn auf das Ganze geht ihm ab, er ist Krieger auf eigene Faust, und auch dort giebt es Fluren und Städte zu verwüsten, gewaltige Hiebe auszutheilen und entgegenzunehmen. Kaum kümmert er sich um seine eigenen Truppen; er will sich nur mit den Hauptführern der Gegner herumschlagen und deren beste Waffen und Pferde gewinnen. Nachdem er furchtbar unter den Christen gewüthet und in unentschiedenem Kampfe gegen Bradamante und ihren Bruder Rinaldo gestanden, sucht er das ledig laufende Zauberross des letzteren einzufangen. Aber Bajardo, obwohl von ihm am Zügel gefasst, wirft ihn zu Boden, bleibt gegen seine Streiche unverwundbar, und nur der Undurchdringlichkeit seines Drachenschuppenpanzers und der Grossmuth des Rinaldo verdankt der Held die Rettung seines Lebens vor den Hufen des wunderbaren Thieres, mit welchem er weniger Glück hat als Diomed mit den Rossen des Aeneas und des Rhesus.

Wir würden nicht bei den Italienern der Renaissance sein, wenn selbst ein so eisernes Reckenherz nicht auch seine weiche Seite hätte. Doralice, die Tochter des Königs von Granada, hat den Unerschütterlichen gerührt, den Hochmüthigen gedemüthigt, sein Feuerblick sinkt vor ihr zu Boden, denn er liebt sie mehr als sein Herz. Nur wenn er sie in Gefahr erblickt, wird seines Gesichtes Gluth zur Blässe — wehe dann den Feinden! sein Haar sträubt sich empor, seine Augen glänzen wie Kohlen im Herd, Himmel und Erde erbeben vor dem Ruin, den er anrichtet, Eisenschilde, Halsbergen, Panzerhemden und Alles was sonst noch Waffenstück heisst, fliegt wie im Wirbel umher vor den Schwingungen seines Schwertes. Doralice wird

ihm auch Veranlassung zu einem eben so wüthenden als unentschiedenen Streit mit seinem Kampf- und Glaubensgenossen Ferrau, weil derselbe den Dienst jener Dame verlassen hat, um der von aller Welt angebeteten, wunderschönen Angelika nachzugehen.

Um keinen der hauptsächlichen Helden des Gedichtes zu vermeiden, muss sich Rodomonte auch mit Roland herumschlagen und mit Ruggiero in die Haare gerathen. Der Anlass seines Kampfes mit Letzterem zeichnet seine rauhe soldatische Rücksichtslosigkeit mit treffenden Strichen. Während die Christen eine Schlacht verlieren, kämpft Bradamante abseits mit unserm Helden. Der dazukommende Ruggiero bittet ihn, Jene mit den nun doch einmal Ueberwundenen ruhig abziehen zu lassen. Das verlange Anstand und Höflichkeit, und ohne diese Eigenschaften sei ein Ritter, trotz des glänzendsten Anscheins, nicht mehr als ein Bauer, er sei ein Unding wie ein Zweig ohne Blätter, ein Strom ohne Wasser, ein Haus ohne Eingang. Rodomonte's Kampfgier aber spottet ob solcher Erwägungen, und nun geschieht es ihm Recht, dass er, gegen Ruggiero selbst fechtend, von diesem erst mit den Waffen und dann durch höfliche Schonung überwunden wird. Auch erkennt er die letztere Lection als richtig an und verspricht derselben eingedenk zu bleiben. Da hiermit seine Rolle bei Bojardo zu Ende geht, so vermögen wir nicht zu entscheiden, ob ihn dieser Dichter wirklich bessern wollte; Ariost dagegen will es nicht, er lässt ihn, und zwar wie uns scheint mit Recht, den frechen Eisenfresser bleiben, der er war. Auch bei ihm erscheint der „afrikanische Mars“ nicht gleich im Eingang, sondern erst im vierzehnten Gesang, wo er verheisst, ganz allein Paris zu verbrennen und Rom dem Erdboden gleich zu machen. Auf seinem Banner trägt er einen Löwen im rothen Felde, einen Löwen, den nur Doralice zügeln kann, denn diese liebt er mehr als sein Königreich und seine Augen. Sein Ungestüm, seine Ungeduld treiben ihn allen Anderen voran zum vereinzelten Angriff. An grossen Worten nicht minder reich als an gewaltigen Thaten, schwingt er, als ob er Flügel hätte, seinen riesigen, ganz in Eisen gehüllten Körper über Graben und Wall, um Mord und Brand bis in die Mitte der fränkischen Hauptstadt zu tragen.

Er, der lästert, wo Andere beten, er, der nicht zaudern würde, den Himmel zu stürmen, wenn er eine Strasse dahin fände, fühlt sich erst recht in seinem Elemente, wenn ihn, den einzelnen, Feindesgewühl umringt. Dann blitzt seine Klinge umher und haut den einen quer, den andern der Länge nach auseinander. Er kennt keinen Unterschied von Geschlecht, Alter, Stand, und seiner Tapferkeit kommt nur seine Grausamkeit gleich. Endlich zum Weichen genöthigt, zieht er sich, trotz aller Angriffe, die einen Berg umreissen könnten, nur langsam und stolz zurück und entkommt mitten durch das Wasser. — Afrika, das doch den Antäus und den Hannibal hervorgebracht, sah nie seines Gleichen. Ausser solchen Feldzugskämpfen besteht er auch die üblichen Raufereien der Helden unter sich, welche freilich aller Parteidisciplin in's Gesicht schlagen. Die Monotonie derselben ist um so grösser, als sie immer aus den nämlichen Privatstreitigkeiten um Damen, Pferde, Waffen, oder auch aus blossem Wortwechsel oder Uebermuth entspringen und dasselbe unentschiedene Ende nehmen. Zwar bebt die Erde unter den Schlägen, zwar sprühen die Waffen Funken wie eine Schmiedeesse, aber die Rüstungen sind gefeit, und das Leben der Krieger ist für die Oekonomie des Gedichtes kostbar, so dass sie, wie die grossen Diebe, mehr oder weniger unbeschädigt, davonkommen, während nur die kleinen gehängt oder vielmehr todtgeschlagen werden.

In allen diesen Händeln ist Rodomonte immer der Stolzeste der Stolzen, der sich sogar der Gelegenheit eines Kampfes zu enthalten weiss, nicht aus Unlust am Raufen, sondern weil es unter seiner Mohrenwürde ist, sich in anderer Leute Zwistigkeiten zu mischen. Einem solchen Manne kann nichts Schlimmeres passiren als ein Liebesunglück durch dessen unvermeidliche Verbindung mit einiger Lächerlichkeit. Diese Schmach nun thut ihm seine angebetete Doralice an, indem sie ihm den schlimmen Tartaren Mandrikardo vorzieht. Zum ersten Mal in seinem Leben steht Rodomonte verwirrt und sprachlos. Zwar greift er bald wieder nach dem kräftigsten Beweismittel seines Rechtes, dem Schwerte, allein wie ihm sein höchster Herr und Heerführer Unrecht giebt, spielt er den Achill und zieht sich schmollend zurück gleich einem Stier, welcher, durch einen

siegreichen Nebenbuhler von seinem geliebten Rinde vertrieben, die Einsamkeit der Wälder und Wiesenufer aufsucht. Er will wieder nach Hause, und kaum vermag ihn die zu seinem Trost erzählte spassige Episode von der nichtsnutzigen Fiammetta zu erheitern. Nun aber muss er, indem er sich in die schöne Isabella verliebt, beweisen, dass in Liebesangelegenheiten alle Erfahrung nichts nutzen kann. Er, der an keinen Gott glaubt, lacht über die Treue, welche die Schöne ihrem Zerbin zu schulden erklärt, lässt sich jedoch in einer grauenvollen Weise von ihr mystificiren. In der doppelten Trunkenheit des Weins und der Liebe enthauptet er sie, die er unverwundbar glaubt, und wird dadurch zum Werkzeug ihres indirecten, der Keuschheit dargebrachten Selbstmordes. Zur Besinnung zurückgekehrt und zum ersten Male von einem menschlichen Rühren erfasst, lässt er ihr ein ungeheures Grabmal bauen, daneben eine schmale Brücke, auf welcher er mit allen Passanten turnirt, um sie zum Dienste an jenem Heiligthum zu zwingen. Hier ringt er auch mit dem, zu Fuss und nackt ankommenden, wahnsinnigen Roland, bis beide in's Wasser fallen. Endlich von Bradamantens goldener Zauberlanze niedergeworfen, verlässt er Brücke und Waffen und setzt sich, in immer vermehrtem Trübsinn, in eine finstere Höhle.

Während er dort verweilt, werden die Feinde der Christen gänzlich geschlagen, ihre Hauptführer getödtet, und den munteren Ruggiero bekehren der ehrwürdige Turpin und die schönen Augen Bradamantens zum Christenthume. Wie nun das Hochzeitsfest mit dieser letzteren in Paris gefeiert wird, erscheint, in rabenschwarzer Rüstung und mit mehr grossen Worten, Trotz und Stolz als je angethan, der wiederaufgelebte Rodomonte. Er wirft jenem seine Verrätherei vor, disputirt mit theologischen Gründen gegen Ruggiero's Versuch, ihn zur Nachahmung seines Beispieles zu bestimmen, und man kömmt auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege von Worten zu Thaten. Hier hat der neue Christ, welchen Kaiser Karl und Roland selbst wappnen, den Vortheil der von Vulcan für Hektor geschmiedeten Waffen über die mittelmässige Gelegenheitsrüstung Rodomonte's. Dennoch macht ihm dieser durch seine Entschlossenheit und Riesenstärke viel zu schaffen, indem er, nachdem

seine Klinge zerbrochen, ihn vom Pferde reisst und mit ihm ringt. Schon besiegt und aus vielen Wunden verblutend sucht sich der Saracene dennoch unter der Degenspitze des Gegners wieder aufzuraffen wie der Schäferhund unter dem Bisse der Doggen, die ihn an der Kehle halten, noch einen Stoss will er ihm, wie Amorg dem Hüon, von unten beibringen — da trifft ihn der Todesstreich, und nun flieht fluchend zu den Ufern des Acheron diese trotzige Seele, welche auf der Welt so hochfahrend und übermüthig gewesen war.

Wenn diesen Rodomonte seine Ausdauer wie seine Selbstständigkeit vor den anderen Helden unserer beiden italienischen Epiker auszeichnen, so führen ihn gerade diese Eigenschaften dem Diomed nahe. Tapferkeit und Stärke haben freilich fast alle hauptsächlichen Personen heroischer Gedichte, aber eine wilde, titanische gottlose Kühnheit ist nur diesen beiden Koryphäen eigen. Ihre feurige, nordische Reckenhaftigkeit zwingt uns Achtung und Entsetzen zugleich ab, ihre unerschrockene Festigkeit versöhnt uns mit ihrer Frechheit, ihre jugendliche Unabhängigkeit macht sie zu Mittelpunkten nicht der Haupthandlung wohl aber der gelungensten Episoden. Dass uns trotzdem der Tydide immer mehr interessiren wird als der König von Algier, das hat seinen Grund nicht in einer Charakterverschiedenheit, sondern in dem Unterschied von Styl und Stoff zwischen den Dichtern selbst. Was uns bei Homer so sehr anzieht, das ist seine kaltblütige Unparteilichkeit, welche jedem der streitenden Theile sein Recht lässt — bei den Italienern müssen wir eine gewisse Summe christlicher Sympathie und Antipathie mitbringen oder in deren Ermangelung es uns gefallen lassen, in ihrer Handlung nur ein künstlich verwirrtes Spiel bedeutungsloser Abenteuer zu erblicken. Das Uebergewicht aber, welches Homer durch das allgemeine Interesse seiner vaterländischen Begebenheit gewinnt, trägt sich auch auf die von ihm geschaffenen Gestalten selbst über. Das wildbewegte und ziellose Wesen der Rolandsgedichte kann insbesondere einen allgemeinen Regulator wie Odysseus gar nicht aufkommen lassen, und gerade für Rodomonte, der untergehen muss, während Diomed davonkommt, vermissen wir eine solche Abwesenheit am schmerzlichsten.

So stehen denn unsere beiden Helden nicht weiter auseinander als Homer und Ariost, als Alterthum und Mittelalter, als der heidnische Olymp hier und Himmel und Hölle des Christenthums dort. Nur die Ruhe und das Mass der classischen Welt auf der einen, die romantische Leidenschaft und ihre Uebertreibungen auf der andern Seite bewirken einen gewaltigen Unterschied zwischen ihnen. Aber zu diesem Unterschiede kann sich die Kunst nur Glück wünschen, wenn sie nicht in ewiger sclavischer Anschauung der Antike versauern will.

Wollten wir uns die betrachteten Helden beider Theile aus den Händen der Poesie in die anderer Musen übertragen denken, so müssten wir den Diomed als Bildsäule, den Rodomonte im Gemälde zu sehen wünschen, oder den einen redend, den andern singend denken.

Caen, Calvados.

Alex. Büchner.

Ueber die Satyre Menippée.

Im Jahre 1593, als Heinrich IV., König von Navarra und rechtmässiger König von Frankreich, noch um den Besitz dieses seines Königreichs in die hartnäckigsten Kämpfe mit der katholischen Ligue verwickelt war, als die lothringischen Fürsten auf der einen, auf der andern Seite Philipp von Spanien und der Papst durch die Wahl eines katholischen Königs von Frankreich entweder dieses Land an sich zu reissen oder wenigstens dauernden Einfluss auf seine Regierung zu gewinnen hofften, erschien ein Büchelchen, die Satyre Menippée, welches sowohl in der politischen als auch in der Literaturgeschichte Frankreichs den weittragendsten Einfluss gehabt hat. Hatten frühere Schmähschriften die übergrosse Macht der Lothringer — denn diese waren ja die eigentliche Seele der Ligue — oftmals auch angefeindet, so hatten sie doch im wesentlichen das Ansehen derselben nicht zu vermindern vermocht: dagegen gelang es der Satyre Menippée, die Lothringer und ihr Treiben lächerlich zu machen und somit moralisch zu vernichten. Hauptsächlich ist also die Satyre Menippée gegen die Intriguen der Lothringer oder Guisen gerichtet: zum Verständniss derselben scheint es mir unumgänglich nothwendig, zunächst einen kurzen Ueberblick über die vorhergehenden Wirren und namentlich über die Stellung der lothringischen Fürsten in Frankreich zu geben.

I.

Wer waren also diese Lothringer?

Sie stammten aus einem Hause, in welchem, so weit die historischen Nachrichten reichen, der Undank derartig heimisch zu sein schien, dass es fast scheinen möchte, als sei das französische Sprüchwort „Chaque Lorrain est traitre à dieu et à son voisin“ auf sie gemünzt gewesen. Ohne mich auf ihre zweifelhaften Genealogien einzulassen, beginne ich mit René, dem regierenden Fürsten von Lothringen zur Zeit Franz des I. von Frankreich. Verheirathet mit Marguerite de Harcourt, einer der reichsten Erbinnen jener Zeit, hatte er diese, angeblich um ihrer Hässlichkeit und Unfruchtbarkeit willen, verstossen, ohne ihr indessen ihre bedeutenden Güter wieder herauszugeben, und sich noch bei ihren Lebzeiten mit Philippe, der Schwester des Herzogs von Geldern, Karl von Egmont, in zweiter Ehe vermählt. Aus dieser Ehe entsprossen der Söhne drei, Antoine, der noch bei Lebzeiten Marguerite's geboren im Herzogthum nachfolgte, und Claude und Jean, welche, um dort ihr Glück zu machen, nach Frankreich übersiedelten. Dass Claude Duc de Guise nicht aus der Art geschlagen war, bezeugt der Umstand, dass er seinem älteren Bruder Antoine, als einem unehelichen Kinde, weil seines Vaters erste Frau noch zur Zeit seiner Geburt gelebt hätte, das Herzogthum Lothringen, doch vergeblich, streitig zu machen suchte und so seines Vaters und seiner Mutter Andenken zu entehren kein Bedenken trug.

In Frankreich vermählte sich dieser Claude Duc de Guise mit Antoinette de Bourbon, der Tante des Königs von Navarra und des Prinzen von Condé, und auf die Empfehlung seines Bruders Jean, des Cardinals de Lorraine, welcher bei Franz dem I. in hohen Gunsten stand, erhielt er das gouvernement der Champagne. Franz I. wusste sein königliches Ansehen zu wahren, so dass der ehrgeizige Claude sich in Schranken halten musste: als er es indessen eigenmächtig gewagt hatte, von seiner Provinz aus seinem Bruder Antoine, der in Lothringen von den Anabaptisten angegriffen war, Hülfe zu bringen, verdankte er es nur der Fürsprache seines Bruders Jean, des Cardinals, und des Connetables de Montmorency, dass ihm Franz I. verzieh, jedoch unter der einzigen Bedingung, dass er sich nie mehr vor ihm sehen liesse. Deutlich genug zeigte Franz I., welches seine Gesinnungen hinsichts der Lothringer waren, als er auf seinem Sterbebette seinen Nachfolger,

den nachmaligen Heinrich den II. ermahnte, mistrauisch zu sein gegen den Ehrgeiz der Guisen; denn, sagte er, j'ai bien apperçu et connois pour vrai que la race n'en vaut rien, et que, si vous faites le contraire, ils vous mettront en pourpoint et votre peuple en chemise.*)

Doch war diese Mahnung erfolglos, und ehe noch Franz I. abgeschieden, erblicken wir in einem Nebensaale Heinrich, der sich voll Bedauern über das Leiden seines Vaters auf das Lager der Dauphine, Catharine von Medici, geworfen, die ihrerseits auf dem Fussboden liegend die Tiefbetrübte spielte; daneben, innerlich hoch erfreut, die Herzogin von Valentinois, Diane de Poitiers — denn hatte sie schon beim Vater viel gegolten, so war sie beim Sohne noch grösserer Triumphe gewiss — und schliesslich den nachmaligen Herzog von Guise, Claude's Sohn, der damals nur erst Graf von Aumale war. Sobald dieser an der Thür neue Erkundigungen über das Befinden des Königs eingezogen, wiederholte er einmal über das andere: il s'en va, le galand! Es fehlte in diesem schönen Kreise nur Aumale's Bruder, der nachmalige Cardinal de Guise, — späterhin nach dem Tode seines Onkels, des Cardinals Jean de Lorraine, Cardinal de Lorraine genannt —, der sich noch mehr beim Dauphin als selbst sein Bruder einzuschmeicheln gewusst hatte.

Alle diese Personen haben grossen Einfluss auf die Geschicke Frankreichs gehabt: betrachten wir sie kurz in grossen Umrissen.

Die unbedeutendste Erscheinung unter ihnen ist offenbar Heinrich II., ein gutmüthiger aber unselbstständiger Fürst, der berufen zu sein schien, gerade das Gegentheil von dem zu thun, was ihm Weisere

---

*) Darauf spielen folgende Spottverse jener Zeit an:

Garde, France, que le chausses Lorraines soint (d. i. soient)
Jamais joinctes à ton corps, ne à ton pourpoinct:
Cheres seront esguillettes qui les joindront,
Et ce malheur aux bons François apporteront.
Si ce meschef t'advient, couppe ce qui les joinct,
Et les chausses jette (pour te sauver) au loing.

Oder nach einer andern Version (S. M. S. 176):

Le Roy François ne faillit point,
Quand il predit que ceux de Guise
Mettroient ses enfans en pourpoint,
Et tous ses subjets en chemise.

gerathen. So hatte ihn sein Vater vor den Guisen gewarnt, er jedoch gab sich ihnen um so rücksichtsloser hin, weil sie die Schützlinge Dianens waren; sein Vater hatte auf dem Sterbebette den Kreuzzug bitter bereut, den er unter d'Oppède's Führung gegen die Protestanten hatte unternehmen lassen: statt sich eine Lehre daraus zu ziehen, verfolgte sie Heinrich nur um so härter, oder vielmehr nicht er verfolgte sie, sondern Diana und deren Günstlinge,*) denen die confiscirten Güter der Verurtheilten im voraus geschenkt waren, und die durch ihre Emissaire manchen Unschuldigen verfolgen und verurtheilen liessen. Treffend bezeichnet Heinrich den II. folgender gleichzeitige quatrain:

Sire, si vous laissez, comme Charles**) desire,
Comme Diane fait, par trop vous gouverner,
Fondre, pètrir, mollir, refondre, retourner,
Sire, vous n'êtes plus ... vous n'êtes plus que cire.

Ueber Dianens Herkunft und die Zaubermittel, die sie angewandt, ist viel gefabelt worden: es steht aber unzweifelhaft fest, dass sie aus dem erlauchten Geschlechte der Grafen von Poitiers herstammte, am 31. März 1500 geboren war, im Jahre 1514 Louis de Brezé, Grand-Sénéchal de Normandie, heirathete, seit 1523, um ihrem Vater das Leben zu retten, der in die Verschwörung des Connétable de Bourbon verwickelt war, Franz dem I. angehörte, und danach, obschon nicht mehr jugendlich — sie war bei Heinrich des II. Regierungsantritt 47 Jahre alt — diesen bis zu seinem Tode dauernd zu fesseln verstand. Ihre Zaubermittel aber waren ihr hervorragender Geist und ihre unveränderliche Schönheit. Am meisten ist sie von den Protestanten, die sie, wie gesagt, bitter verfolgte, und zwar nicht unverdientermassen verunglimpft worden.

Catharina hatte unter Heinrich dem II. selbstverständlich gar keinen Einfluss, wir werden jedoch weiterhin noch öfter auf sie zurückkommen müssen.

Werfen wir jetzt einen Blick auf die beiden jungen Lothringer, die durch Dianens Gunst getragen Vieles bei Heinrich vermochten.

---

*) Die Guisen und vor allem der Cardinal de Tournon, welcher die Jesuiten zuerst in Frankreich einführte.

**) Charles, eben der Cardinal de Lorraine.

Wäre Heinrich II. ein Mann im vollen Sinne des Worts gewesen, so hätte er, auch ohne den Rath seines Vaters, schon aus eigenem Antriebe gegen sie mistrauisch sein müssen, weil sie ihm als Dauphin durch die niedrigsten Schmeicheleien ein schriftliches Versprechen abgelockt hatten, durch welches er sich verpflichtete, ihnen bei seiner Thronbesteigung die Provence und das Herzogthum Anjou herauszugeben, auf welche Provinzen sie durch Verwandtschaftsrechte Ansprüche zu haben vermeinten, obschon dieselben seit 1489 rechtsmässig mit der Krone Frankreichs vereinigt waren. Gleiche Prätentionen bewogen Charles, als er im Alter von 25 Jahren (1547) zum Cardinal erwählt sich nach Rom begeben hatte, sich dort Cardinal d'Anjou zu nennen, gleichsam als wäre er aus dem königlichen Hause. Heinrich verwies ihm dies, liess sich bei der Gelegenheit sein schriftliches Versprechen zurückgeben, aber entzog den Brüdern seine Gunst nicht. Jetzt galt es für diese, auf jede mögliche Weise die Macht ihres Hauses zu mehren. Zunächst beluden sie sich mit dem schwärzesten Undanke. Wie erwähnt, war ihr Vater nur auf des Connetabels de Montmorency Fürbitte nach seiner lothringischen Expedition in Frankreich geduldet worden: dafür suchten die Söhne diesen von seinen Würden zu verdrängen; jedoch war Heinrich in diesem Punkte, vielleicht dem einzigen, unerschütterlich, und der Herzog von Guise vermochte es nicht, dass Montmorency die Würde des Grand-Maître de la Maison du Roi abgenommen und ihm übertragen wurde. Tiefer dagegen greift ihr und Dianens böser Einfluss in die Verwaltung ein: ehrenwerthe, aber, weil sie das Recht nicht beugen wollten, misliebige Beamte, wurden aus ihren Aemtern verdrängt und dafür feile Creaturen eingesetzt. Doch hätten diese Mittel ihnen schliesslich den allgemeinen Hass zuziehen müssen, wenn sie nicht ein wirksameres entdeckt hätten. Es liegt ein gewisser Hohn des Schicksals darin, dass die beiden Brüder, welche in ihrer frühesten Jugend stark zum Protestantismus hinneigten, sich seit der Ernennung Charles' zum Cardinal de Guise, um sich beim Papste, der französischen Geistlichkeit und dem gemeinen Volk durch ihren Religionseifer beliebt zu machen, den König zu den blutigsten Protestantenverfolgungen veranlassten. Dieser Religionseifer ist das Programm', von dem die Guisen nun nicht mehr abweichen, und durch welches sie in der nächsten Zeit Frankreich bis zum Rande des Abgrundes gebracht haben.

Um die Macht ihres Hauses zu mehren, waren sie es, welche

den schwachen König späterhin zu der unglücklichen Expedition nach Italien überredeten, und indem dorthin die besten Truppen geschickt wurden, den unglücklichen Ausgang der Schlacht bei St. Quentin veranlassten. Montmorency und Coligny waren gefangen genommen worden; damit der Herzog von Guise den Oberbefehl über sämmtliche Truppen übernehmen könnte, blieb bloss noch der Colonel de l'infanterie française, d'Andelot, zu beseitigen übrig. Auch dies gelang dem Cardinal, indem er denselben der Ketzerei beschuldigte. Nun hätte man erwarten dürfen, dass Guise Heldenthaten gegen Philipp von Spanien verrichtet hätte; doch war er so weit davon entfernt, dass er vielmehr an seinem Landesherrn zum Verräther wurde und durch den Bischof von Arras, Antoine Perrenot, ein geheimes Bündniss mit Philipp zur Ausrottung der Ketzerei abschloss. Zu gleicher Zeit wusste der Cardinal Heinrich den II. zum Frieden mit Philipp zu stimmen.

Das war der Stand ihrer Angelegenheiten, als Heinrich II. 1559 durch ein Turnier plötzlich das Leben einbüsste. Waren die Guisen bisher gleich von Diana begünstigt worden, und hatte ein jüngerer Bruder von ihnen, der Duc d'Aumale, sich sogar mit einer ihrer Töchter vermählt, so liessen sie doch sofort ihre Gönnerin im Stich, um dem neuaufgehenden Gestirne, der Königin-Mutter Catharina von Medici, zuzustreben; Guise und der Cardinal de Lorraine waren sogar treulos genug, ihrem Bruder d'Aumale zu rathen, seine Gemahlin, eben jene Tochter Dianens, zu verstossen.

Franz II., der älteste Sohn Heinrich's, war bei seinem Regierungsantritt, wenngleich schon mit Marie Stuart, der Nichte der Guisen, vermählt, doch noch Kind und unfähig, die Regierung allein zu übernehmen. Der aus der Gefangenschaft erlöste Connétable de Montmorency gab dem ersten Prinzen von Geblüt, dem Könige Anton von Navarra, Heinrich des IV. Vater, den Rath, sich der Regierung zu bemächtigen. Doch war dieser, zum grossen Verdruss seines regeren Bruders, des Prinzen Louis de Condé, dieses heldenmüthigen Vorkämpfers der protestantischen Sache, zu lässig. Dazu kam, dass Catharina regieren wollte: sie enthob daher Montmorency, weil dieser als gefälliger Hofmann Diane de Poitiers zu sehr begünstigt hatte, seiner Stellung und verband sich eng mit dem Herzog de Guise und dem Cardinal de Lorraine, den Onkeln der jungen Königin. Der König erliess ein Manifest, durch welches er die Kriegsangelegenheiten dem Herzog de Guise, die Finanzen dem Cardinal de Lorraine überwies

und überhaupt bestimmte, dass man sich in allen geschäftlichen Angelegenheiten an sie zu wenden habe. Von den beiden Brüdern nun war der Cardinal derjenige, welcher die feinsten Pläne zur Machterweiterung ihres Hauses auszusinnen wusste; Guise dagegen besass eine wunderbare Geschicklichkeit, diese Pläne auf eine kluge Weise auszuführen. So wuchs ihre Macht ungeheuer, zumal sie, ungeachtet ihrer drückenden Verwaltung, durch ihren Religionseifer die gesammte Geistlichkeit auf ihre Seite gebracht hatten. Das Volk im grossen und ganzen dagegen murrte und verlangte, dass die Stände, wie dies in früheren Zeiten geschehen, die Bestimmung träfen: wer die Regierung führen sollte, denn nicht könne ein unmündiger König darüber anordnen. Jedoch fragten weder Catharina noch die Guisen nach dem Recht, sie hatten ja die Macht in den Händen, und da sie die Protestanten für die Urheber der überall sich kundgebenden Unzufriedenheit ausgaben, so verfolgten sie diese auf das hartnäckigste. Ausserdem riethen die Guisen, ihres staatsverrätherischen geheimen Vertrags mit Philipp eingedenk, der Königin-Mutter, sich diesem ihrem Schwiegersohne in die Arme zu werfen und ihn zum Protector Frankreichs zu ernennen. Philipp jubelte innerlich, da ihm nicht die Eintracht, sondern nur die Zwietracht Frankreichs frommte. Nebenbei vergassen aber die Guisen nicht, Gerüchte unter dem Volke verbreiten zu lassen, sie stammten von der ächten Linie der Carolinger ab, welche von Hugo Capet und dessen Nachfolgern unrechtmässig des Throns beraubt worden wäre. Wohin dies abzielte, versteht sich von selbst, denn der junge König siechte langsam dahin. Um ein getreues Bild jener Zeiten zu geben, führe ich beispielsweise an, dass sich damals das Gerücht verbreitete, der König liesse Kinder unter 6 Jahren aufgreifen, badete sich in ihrem Blute, ja tränke es auch. Die Guisen behaupteten, die Calvinisten sprengten solche Gerüchte aus; die Protestanten dagegen behaupteten mit mehr Wahrscheinlichkeit, der Cardinal de Lorraine selbst sei der Urheber derselben, um in seinem Privatinteresse den König und dessen Haus seinen Unterthanen verhasst zu machen. Natürlich wer die Gewalt hat, hat das Recht: die Protestanten mussten es büssen und wurden auf das blutigste verfolgt. Nicht zu verwundern ist daher die bekannte Protestantenverschwörung zu Amboise, die hauptsächlich gegen die Guisen gerichtet war. Man zeigt noch heut zu Tage auf dem Schloss zu Amboise, welches in neuerer Zeit durch den Aufenthalt Abd-el-Kaders berühmt geworden ist, den Saal, in

welchem Catharina nebst den Guisen und ihrem Gefolge lustig zu Tische sass, während unmittelbar vor ihren Augen, längs des Balcons, die Hauptverschwörer aufgehängt wurden. Nunmehr gedachten die Guisen, sich der Prinzen von Geblüt zu entledigen, den Prinzen von Condé, den sie gefangen hielten, hinrichten, den König von Navarra aber, wie letzterem dies von den vertrautesten Freunden der Guisen selbst verrathen wurde, ermorden zu lassen. Da starb, gerade zur rechten Zeit, um dieses frevle Beginnen zu vereiteln, der König Franz II. im Alter von 17 Jahren. Bei seiner grossen Jugend und Schwäche ist es schwer, darüber ein Urtheil zu fällen, ob er zu den guten oder zu den schlechten Fürsten zu zählen sei.

Jetzt aber bei dem Regierungsantritte Karls des IX. gedachte Catharina, welcher die Guisen längst lästig geworden waren, sie zu beseitigen, und neigte sich deshalb zu den Bourbons hin. Das Volk warf dem Cardinal de Lorraine vor, dass er noch in der Sterbestunde Franzens aus dem königlichen Schatze 30,000 Thaler Gold entwendet und zu sich habe bringen lassen. Dass Habsucht seinem Charakter eigen war, zeigte er bei mehreren Gelegenheiten; so rieth er seiner Nichte, Marie Stuart, als diese 1562 Frankreich verliess, um nach Schottland zurückzukehren, ihm wegen der gefährlichen Reise ihre Kostbarkeiten in Verwahrung zu geben; doch entgegnete die junge Königin, welche ihren Oheim nur zu gut kannte: wenn sie ihr Leben wagte, könnte sie auch ihre Juwelen wagen. — Doch um zu den Staatsangelegenheiten Frankreichs zurückzukehren, so wurde Catharina Regentin, der König von Navarra als erster Prinz von Geblüt Lieutenant général du royaume. Den beiden Brüdern de Guise und d'Aumale blieb vorläufig nichts übrig, als nach ihren Provinzen — sie waren Gouverneure von Burgund und Dauphiné — abzugehen. Von den Deputirten dieser Provinzen lassen sie bei der nächsten Ständeversammlung den vergeblichen Antrag stellen, dass sie als Prinzen von Geblüt anerkannt würden. Aber ungeachtet ihrer Entfernung ermangelten sie nicht, ihren Religionseifer zur Schau zu stellen, und verstanden es sogar, den Connétable de Montmorency und den Maréchal de St. André in ihre religiösen Intriguen mit hineinzuziehen: namentlich fällt in diese Zeit das Attentat Guise's auf die Protestanten zu Vassy, nach welchem er durch die Porte St. Denis, wie es die Könige von Frankreich zu thun pflegten, seinen feierlichen Einzug in Paris hielt. Mit den beiden eben genannten schliesst Guise nun das be-

kannte Triumvirat ab, als dessen Protector der König von Spanien figurirte und das den Zweck hatte, die Ketzerei und namentlich die Bourbons auszurotten, damit aus ihrer Mitte nicht dermaleinst ein Rächer auferstände. Das Triumvirat bemächtigt sich darauf des Königs und der Königin-Mutter, welche, um nicht zu scheinen was sie wirklich waren, die Erklärung abgeben, dass sie nicht gefangen seien. Die natürliche Folge davon war der Ausbruch eines neuen, wilden Religionskrieges, wie denn überhaupt in dieser ganzen Zeit, von der wir zu sprechen haben, die Waffen selten ruhten.

Doch auch der Cardinal de Lorraine war unterdess für die Angelegenheiten der Religion nicht unthätig. Er zog mit der gesammten höheren Geistlichkeit Frankreichs auf das Concil zu Trident, und Pius IV. fürchtete ihn dermassen, dass er seinerseits, um ihm die Spitze bieten zu können, eine grosse Verstärkung von Legaten und Bischöfen dorthin ziehen liess. In seinen vertraulichen Gesprächen pflegte er ihn einen zweiten Papst zu nennen, der durch Vereinigung verschiedener Beneficien auf seine Person es bis zu einer jährlichen Einnahme von 300,000 Thaler Gold gebracht hätte und nun wohl mit vollem Magen Anderen das Fasten anempfehlen könnte. Doch beschimpfte der Cardinal dort den französischen Namen, indem er bei den Rangstreitigkeiten zwischen den spanischen und französischen Prälaten aus persönlichen Rücksichten gegen Philipp von Spanien auf den ersten Rang verzichtete.

Gleichzeitig blühte in Frankreich das Glück für den Herzog de Guise. Der König von Navarra starb (17. November 1562) in Folge einer Verwundung, die er bei der Belagerung von Rouen erhalten hatte, und der Prinz von Condé ward bald darauf in der Schlacht bei Dreux zum Gefangenen gemacht. Da in derselben Schlacht der Maréchal de St. André gefangen und getödtet, der Connetabel aber schon früher gefangen genommen worden war, so ward Guise zum Général de l'armée du Roi ernannt. Jetzt hatte er eine Macht, die ihn furchtbar machte: die Protestanten beschlossen daher, sich seiner zu entledigen, und er fällt durch Meuchelmord, am 24. Februar 1563. Die Guisen schoben die Urheberschaft des Mordes, doch wohl mit Unrecht, dem Admiral von Coligny zu: gleichwohl fiel dieser später als Opfer dieses Verdachtes. Soll man unparteiisch über den Duc de Guise urtheilen, so war er ein grosser Kriegsheld, der in weniger unruhigen und verderbten Zeiten viel zum Ruhme Frankreichs beigetragen haben würde:

schon der blosse Umstand, dass er Calais den Franzosen wiedereroberte, sichert auf ewige Zeiten seinen Kriegsruhm. Seinem Tode folgte zwar augenblicklich ein Vergleich mit den Protestanten, doch setzte sich in dem Herzen seiner Kinder das Gefühl der Rache fest, das späterhin Veranlassung zu den blutigsten Bürgerkriegen und beinahe zum Sturze des Königreiches gab.

Gleich darauf erklärt sich der König Karl IX. für majorenn und seine Mutter legt scheinbar die Regentschaft nieder. Zwei Jahre später (1565) war der Cardinal de Lorraine vom Tridentiner Concil nach Hause zurückgekehrt, und hatte in Begleitung seiner Neffen bewaffnet seinen Einzug in Paris gehalten, um die Gesinnung des Volkes, das ihn mit Frohlocken empfing, zu sondiren. Nur mit genauer Noth gelang es, ihn von dort zu vertreiben und weitere Unordnungen zu verhindern. In demselben Jahre fand die berühmte oder vielmehr berüchtigte Zusammenkunft des spanischen und französischen Hofes zu Bayonne statt. Was dort verhandelt worden ist, dürfte wohl nie ganz an das Tageslicht kommen: so viel aber scheint ausgemacht, dass Catharina dort den Rath empfing, sich der Häupter der Protestanten durch Mord zu entledigen, den sie 7 Jahre später in der Bartholomäusnacht ausführte.

Der König liess es sich nach seiner Rückkehr angelegen sein, Coligny mit den Guisen auszusöhnen. Henri de Guise, der älteste Sohn des Ermordeten, war bei der Aussöhnung zwar zugegen, doch war er seines jugendlichen Alters wegen nicht mit hinzugezogen worden. Gleichwohl lag auf seinem Gesichte schon der Gedanke ausgeprägt, dass er seiner Zeit seiner Rache freien Lauf lassen würde; auch kämpfte er in dem gleich darauf wieder ausbrechenden Religionskriege tapfer auf Seiten der Katholiken und zeichnete sich namentlich durch die Vertheidigung von Poitiers aus. Die Protestanten hatten in diesem Kampfe entschiedenes Unglück. Ueberall geschlagen, hatten sie dazu noch den Verlust des Prinzen von Condé zu beklagen, welcher in der Schlacht bei Jarnac gefangen genommen und gleich nach seiner Gefangennehmung meuchelmörderisch gefallen war. D'Andelot, der aber kurz darauf stirbt, und Coligny sind nun die Hauptstützen der Protestanten: die Königin von Navarra zeigt den Protestanten in ihrer Betrübniss ihren eigenen Sohn Heinrich, den nachmaligen Heinrich IV., und daneben den Sohn des grossen Condé. Heinrich wird Generalissimus der Protestanten und rückt zum ersten Male in's Feld: katho-

lischer Seits zeichnete sich dagegen als tapferer General besonders der Duc d'Anjou, der nachmalige König Heinrich III., aus.

(1569). Um endlich eine Aussöhnung zwischen den beiden Parteien erfolgen zu lassen, denkt man an gegenseitige Heirathen. Zunächst vermählt man Louis de Bourbon Duc de Montpensier mit Catharina, der Schwester des jungen Herzogs Henri de Guise; sodann aber soll Heinrich von Navarra mit Marguerite de Valois, der Schwester Karls des IX. vermählt werden. Um dies gleichzeitig zu erwähnen, so war von noch zwei anderen Schwestern Karls die eine, wie schon erwähnt, mit Philipp von Spanien, die andere aber mit Claude, dem regierenden Herzoge von Lothringen, vermählt worden. — Das Heirathsproject mit Heinrich von Navarra hätte dem jungen Herzoge Henri de Guise beinahe das Leben gekostet, denn da er mit Marguerite de Valois in grosser Vertraulichkeit lebte, so hatte der König, um ihn zu beseitigen, schon den Befehl zu seiner Ermordung gegeben. Henri de Guise, der noch rechtzeitig davon Nachricht erhalten hatte, verheirathete sich also, um sein Leben zu retten, in einer gewissen Ueberstürzung mit Catherine de Clèves, Witwe Antoine's de Croy Prince de Porceau. — Jetzt kommt Coligny an den Hof, wo er von den grössten Gunstbezeugungen fast erdrückt wird, um ihn desto sicherer zu umstricken; denn ich brauche wohl kaum anzudeuten, dass man am Hofe mit den Vorbereitungen zu der berüchtigten Bluthochzeit beschäftigt war. Man erzählt, dass kurz vorher auf dem Schlosse zu Blois die Einzelheiten der Ausführung berathen worden seien, und bei dieser Berathung seien die Königin-Mutter, der König, der Herzog von Anjou (nachmals Heinrich III.), der Cardinal de Lorraine, der Duc d'Aumale, sein Bruder, und sein Neffe, der Duc de Guise, zugegen gewesen und zwar habe sie in demselben Zimmer stattgehabt, in dem 16 Jahre später der Herzog von Guise auf Befehl Heinrichs des III. ermordet wurde: da dort noch nicht alle Schwierigkeiten gelöst worden seien, so habe man nach der Rückkehr des Königs nach Paris zu St. Cloud eine zweite Berathung gehalten und zwar in dem Landhause Jerôme's de Gondy, in welchem Heinrich III. selbst, ein Jahr nach der Ermordung Guise's, durch das Messer eines elenden Mönches ermordet wurde. Es galt als böses Omen, dass die Königin von Navarra, welche zur Vermählung ihres Sohnes nach Paris gekommen war, kurz vor der Bartholomäusnacht plötzlich starb: wie es nicht anders zu erwarten stand, sprach man von Vergiftung. Am 17. August 1572

fand die Vermählung statt: ich setze die Gräuelscenen dieser Nacht als bekannt voraus und erwähne nur, dass mit Ausnahme der Prinzen von Geblüt jeder Häuptling der Protestanten seinem persönlichen Feinde zur Ermordung zugewiesen worden war. Coligny fiel so durch den Herzog von Guise, und ausser ihm fielen in jenen Tagen, da die grösseren Städte Frankreichs dem Beispiele der Hauptstadt nacheiferten, 50,000 Protestanten. Die leitende Seele bei all diesen Gräueln war Catherine von Medici, nächst ihr scheinen die meiste Schuld der Herzog von Anjou und die Guisen zu tragen; der König, obgleich er sich offen zur Thäterschaft bekannte, scheint weniger schuldig zu sein. Wie es zu erwarten stand, ward die Nachricht von der Bartholomäusnacht mit Jubel von Philipp von Spanien aufgenommen: was soll man aber dazu sagen, dass der Statthalter Christi auf Erden auf Grund dieser Schlächterei die grössten Feierlichkeiten anordnete. — Heinrich von Navarra und der Prinz von Condé wurden gezwungen, den Protestantismus abzuschwören und mussten sogar auf Befehl des Königs einen Reuebrief an den Papst schreiben.

Doch war durch die Bartholomäusnacht der Protestantismus in Frankreich nicht ausgerottet; vielmehr brach der Krieg sofort wieder aus, und noch vor dem Tode Karls des IX. neigten sich Heinrich von Navarra und der Prinz von Condé wieder den Protestanten zu. Es starb aber Karl IX. am 30. Mai 1574, in einem Alter von 24 Jahren, und es folgte ihm sein Bruder Heinrich III., dem Catharina kurz vorher die Königskrone von Polen verschafft gehabt hatte.

Um noch einen Rückblick auf Karl den IX. zu werfen, so hatte dieser Fürst von der Natur die schönsten Anlagen empfangen, die aber durch die schlechte Erziehung seiner Mutter verwahrlost worden waren: namentlich sind sein zorniger Charakter, seine Grausamkeit und seine Verstellung hart zu tadeln. Seit der Bartholomäusnacht war sein Schlaf durch fortwährende Schreckbilder beunruhigt: um ihn wieder einzuschläfern, liess man Pagen singen. Er war im übrigen ein fertiger Waffenschmied, ein tüchtiger Jäger — er hat unter anderm wie weiland Kaiser Friedrich II. eine Abhandlung über die Jagd geschrieben —, ein grosser Musikkenner, ein Beschützer der Dichtkunst, die er besonders an Pierre de Ronsard geehrt hat, und selbst ein leidlicher Dichter. Seine Regierung war eine ununterbrochene Folge von Bürgerkriegen und nur zu spät erkannte er, dass die Bluthochzeit, zu der ihn seine Mutter mit fortgerissen hatte, nicht aus Religionseifer, sondern

aus persönlichem Hasse angerichtet worden war und alle Bande des Friedens und der öffentlichen Sicherheit gelöst hatte. Darum dachte er bereits daran, sich von seinen schlechten Rathgebern loszumachen und sogar seine Mutter zu ihrem Lieblingssohne nach Polen zu schicken, als ihn der Tod überraschte. Seine letzten Worte möchten uns beinahe mit ihm versöhnen: er pries sich nämlich glücklich, dass er keine Nachkommen hinterliesse, weil er selbst es erfahren, wie unglücklich ein Kind sei, welches in unruhigen Zeiten eine Krone zu tragen habe.

Ihm also folgt Heinrich III. unrühmlichen Andenkens, das getreue Abbild seiner Mutter Catharina. Inmitten der Bürgerkriege aufgewachsen, hatte er erkannt, dass während früher die Montmorencis die mächtigste Familie Frankreichs gewesen, jetzt die Guisen eben so viel Macht erlangt hatten; mit den Guisen zusammen hatte er vordem gegen die Montmorencis und die ihnen naheverwandten Colignis, oder was ungefähr dasselbe sagen will, gegen die Protestanten gekämpft und in fast noch knabenhaftem Alter gegen sie die beiden entscheidenden Schlachten bei Bassac und bei Montcontour gewonnen. Da er von Natur devot war, obgleich er sich nichtsdestoweniger den unköniglichsten Ausschweifungen hingab, so konnte seine Wahl nicht zweifelhaft sein: er hielt es gegen die Montmorencis ganz mit den Guisen, mit denen er sich nach dem im Anfange seiner Regierung (1574) erfolgten Tode des Cardinals de Lorraine noch enger verband, indem er sich mit Louise de Lorraine, der Tochter des Grafen von Vaudemont, vermählte. Mit grossen Erwartungen sah man ihn auf den Thron steigen, aber es schien, als hätte er sich schon überlebt, er wollte nur noch geniessen. Gleich der Anfang seiner Regierung wurde dadurch beunruhigt, dass der vierte der Brüder, der Duc d'Alençon oder, wie er nach Heinrich des III. Thronbesteigung heisst, Duc d'Anjou, welcher im Jahre 1584 starb, weil er sich gegen die Guisen zurückgesetzt glaubte, den Hof verliess und sich offen mit Heinrich von Navarra und dem Prinzen von Condé den Protestanten zuneigte. Catharinen gelingt es zwar durch Her- und Hinreisen den Herzog von Anjou und die anderen Prinzen von Geblüt zu beschwichtigen und das fünfte Pacifications-Edict zu Stande zu bringen; doch lag dies weniger in den Wünschen der Guisen, welche dem Könige zu grosse Nachsicht und Lauheit gegen die Protestanten vorwarfen, und die, schon mit den ehrgeizigsten Plänen sich tragend, jetzt das Fundament

zu der furchtbaren katholischen Ligue legten. Ihr spezioser Vorwand war die Vertheidigung der Religion gegen die Ketzer, deren Partei sich von Tage zu Tage mehr befestigte, und die Verbesserung der mangelhaften Anordnungen, welche die zu grosse Güte des Königs in die Verwaltung einschleichen liess.

Paris ging mit seinem Beispiele voran. Drei Prediger und ein angesehener Bürger fassten zuerst den Gedanken, eine populäre Vereinigung zur Vertheidigung des Katholicismus zu stiften. Ihnen gesellten sich aus Hass gegen den Protestantismus einige ehrbare Bürger zu, ihr Hauptcontingent aber bildeten, um mich eines modernen, wenngleich widersinnigen Ausdrucks zu bedienen, sogenannte catilinarische Existenzen, d. h. Leute, welche eines Bürgerkrieges bedurften, weil ihre Vermögensverhältnisse entweder ganz zerrüttet waren oder weil sie begangener Verbrechen halber die Rache der Justiz zu fürchten hatten. Um das gemeine Volk desto gründlicher zu bearbeiten, waren aus der Hefe des Volkes 16 Männer gewählt worden, um den 16 Vierteln, in die Paris damals eingetheilt war, vorzustehen. Alle Mitglieder leisteten bei ihrem Eintritt in die Ligue einen Eid, mit ihrem Leben und Vermögen für die Aufrechthaltung der katholischen Religion und die Vernichtung des Protestantismus einzustehen, aus ihrer Mitte einen Chef zu wählen, dem, ohne dass die weltliche Gerichtsbarkeit sich darein zu mischen hätte, die Ausübung der Justiz obläge und dem blind zu gehorchen wäre; endlich jeden als Feind zu betrachten, welcher der Ligue nicht angehörte. — Daneben bearbeiteten die Guisen den Adel des Landes. Schon 1576 gelang es ihnen, den Adel der Picardie unter d'Humières zur katholischen Ligue zu vereinigen. Der protestantische Prinz von Condé sollte nämlich die Verwaltung dieser Provinz bekommen; die Ligue zeigte sich aber schon stark genug, ihm den Eintritt in seine Provinz zu verwehren. Der König, in seinem blinden Hass gegen den Protestantismus, war schwach genug, sich über diese Opposition gegen den Prinzen von Condé zu freuen. Dem Adel der Picardie folgte schnell der des Poitou mit seinem Eintritte in die Ligue: der Protestantismus schien verloren. Da bekannte sich Heinrich von Navarra wieder offen zu ihm, verliess den Hof und begab sich mit dem Prinzen von Condé nach La Rochelle.

Doch sollten dem Könige bald die Augen aufgehen. In der Ständeversammlung zu Blois 1576 bildeten die Ligueurs bereits die

Majorität, und stellten unerhörte Forderungen an den König, namentlich die stricte Ausführung des Tridentiner Concils: gleichzeitig gelangte durch Verrath eine von dem feilen Advocaten David ausgearbeitete Denkschrift in seine Hände, welche die Guisen dem Papste hatten überreichen lassen und deren Inhalt sich kurz dahin präcisiren lässt: „Gott habe das Geschlecht der Capetinger vor seinen Augen verworfen, da sie die Religion nicht schützten, so dass die Krone wieder an die ächten Nachfolger Karls des Grossen (d. h. an die Lothringer) fallen müsste, denn anders würde sie in ketzerische Hände gerathen. Man würde den König hinzuhalten wissen und unterdessen würde der Herzog von Guise als Chef der Ligue die Ketzer ausrotten. Man bäte Se. Heiligkeit um ein bestätigendes Breve, dass Niemand sich den Beschlüssen der Ligue widersetzen dürfe: thäte letzteres ein Prinz von Geblüt, so würde er dadurch unfähig, in der Regierung nachzufolgen. Hätte aber der Herzog von Guise die Ketzerei ausgerottet, so würde er dem Herzoge von Anjou und den übrigen Prinzen den Prozess machen und den König, wie ehedem Pipin mit Childerich gethan, in ein Kloster setzen; dann aber den französischen Staat Sr. Heiligkeit zur Verfügung stellen.“ Der König brauste auf, aber seine Mutter Catharina wusste ihn zu beschwichtigen. Catharina nämlich, deren ganze Politik darin bestand, die beiden mächtigen Parteien Frankreichs gegen einander zu hetzen, um dann desto sicherer im Trüben zu fischen, brauchte einen Bürgerkrieg, um die Zügel der Regierung, welche ihr seit einiger Zeit entwunden waren, wieder in die Hände zu bekommen. Noch wäre die Königliche Majestät zu retten gewesen, aber der König fasste einen Entschluss, der sie und ihn selbst auf immer erniedrigte. Anstatt sich nämlich über die Parteien zu stellen und als Herr zu gebieten, ergriff er selbst Partei und erklärte sich zum Chef der Ligue. Er unterzeichnete ihre Artikel und verlangte, dass sie ebenso von allen seinen Beamten und Unterthanen unterzeichnet würden, da es von nun ab nur noch eine Religion im Staate geben sollte. Dass dieser Entschluss bei dem Könige ernst gemeint war, zeigte er sofort dadurch, dass er alle Protestanten aus ihren Aemtern und Würden enthob, und alle Gnadenbezeugungen nur Katholiken zu Theil werden liess: die Erfolge waren ungeheuer, da in dem ehrgeizigen Frankreich sich Alles nach

der Gunst seines Königs drängte, und der Rücktritt zum Katholicismus geschah in grossen Massen.

Doch war dies nicht nach dem Wunsche der Ligue, weil, wenn der König so fortfuhr, sie überflüssig wurde. Da sie es nun einmal darauf abgesehen hatten, das königliche Ansehen zu schwächen, so warfen die Ligueurs dem Könige Lauheit vor, weil er nach ihrer Meinung die Protestanten mit Feuer und Schwert hätte vernichten müssen. Dazu kamen, um den König verhasst zu machen, seine unglaublichen Verschwendungen, die damit verknüpfte verderbliche Finanzwirthschaft und das lüderlich verworfene Leben seines Hofes. Hätte er die Zeitumstände benutzt und sich lieber mit Heinrich von Navarra versöhnt, als mit ihm Krieg geführt, so hätte er damals die von Philipp abgefallenen Niederlande, welche sich unter seinen Schutz stellen wollten und die sich seinen Bruder d'Anjou zum Regenten ausersehen hatten, mit Frankreich vereinigen können. Aber die Verblendung, die sich seiner bemächtigt hatte, riss ihn immer weiter zum Abgrunde fort.

Der Herzog von Guise seinerseits war sich wohl bewusst, dass ihm der König mistraute; nicht also wagte er sich selbst mehr als Chef der Ligue zu geriren, sondern ersah sich dazu ein eitles Schattenbild, das er bald in dem Cardinal de Bourbon, dem Onkel des Königs von Navarra, gefunden hatte, dem er vorspiegelte, dass er ihn zum König machen wollte, wenn Heinrich III. und dessen Bruder, der Herzog von Anjou, ohne männliche Erben stürben. Dieser Cardinal de Bourbon war ein oberflächlicher Geist, der, von Mönchen umgeben, sein ganzes Leben am Hofe in den lüderlichsten Ausschweifungen zugebracht und namentlich mit der Königin-Mutter in eigenthümlichen Verhältnissen gestanden hatte. Obschon er als Vormund und Curator seines Neffen Heinrich von Bearn den Heirathscontract, durch welchen diesem die Krone zugesichert war, gezeichnet hatte, so liess er sich doch leicht verblenden: einmal zum Ziele gelangt, sollte er sich dann, nachdem man den Dispens beim Papste für ihn nachgesucht hätte, mit der verwittweten Herzogin von Montpensier, der Schwester des Herzogs von Guise, vermählen.

Hätten Mahnungen noch etwas auf den Geist des Königs vermocht, sie kamen ihm im reichlichsten Maasse. Zunächst die Verschwörung des Sieur d'Anvilliers, Nicolas de Salcède. Als nämlich in dieser Zeit (1582) Don Juan d'Austria gestorben war, fand Philipp von Spanien, dem dieser Tod nicht ungelegen kam, aus seinen Pa-

pieren, dass eine geheime Ligue zwischen diesem und dem Herzoge von Guise gestiftet war, welche den Umsturz der bestehenden Regierungen Frankreichs und Spaniens bezweckte. Der schlaue Philipp beschloss augenblicklich, jeden nur möglichen Vortheil daraus zu ziehen und setzte daher diese Ligue mit dem Herzog von Guise, welchem er von da ab jährlich 50,000 Thaler Gold zahlte, für seine Person fort. Bekleidet wurde sie mit dem Mantel der Religion: der Herzog von Guise sollte sich in Frankreich zum Beschützer des Glaubens aufwerfen, da bei der Lauheit des Königs Gefahr drohte, dass sich die Ketzerei auch nach Spanien und Italien verbreitete. — Von Seiten dieser Ligue nun war Salcède nach den Niederlanden abgesandt worden, um den Herzog von Anjou, welchem, wie gesagt, dort die Regentschaft angetragen worden war, zu ermorden. Dieser jedoch entdeckte die Verschwörung und schickte den Mörder nach Frankreich, wo er gerichtet wurde. Fast scheint es unglaublich, dass Catharina, welche den Bürgerkrieg dringend nöthig hatte, dem Könige die Meinung beibrachte, diese Verschwörung sei von seinem Bruder bloss erfunden worden, um ihm die Grossen seines Reiches zu verdächtigen.

Doch feierte die Ligue nicht. Mit dem von Spanien empfangenen Gelde bestach man in Paris die Prediger und Beichtväter, unter denen sich namentlich die Jesuiten auszeichneten, welche anstatt das Wort des Friedens zu verkündigen, offen die Fahne des Aufruhrs aufpflanzten, sich der gehässigsten Lügen gegen das königliche Haus bedienten und die Absolution verweigerten, wenn Jemand sich der Ligue nicht anzchliessen wollte. — Ihr Zweck war, dem Könige Hass und Verachtung zu erregen, dagegen die Guisen als Vertheidiger des Glaubens in Credit zu bringen. Auch in diesem Punkte rieth Catharina dem Könige, mit Verachtung darüber wegzusehen. Gleichzeitig liessen die Guisen Schriften vertheilen — obgleich sie die Sache auf die Protestanten schoben, die ihnen angeblich dadurch die Misgunst des Königs erregen wollten —, durch welche sie lügenhafter Weise ihre Genealogie auf Karl den Grossen zurückführen liessen und sich als die wahren Erben der französischen Krone hinstellten. Anstatt gegen sie einzuschreiten, begnügte sich der König einfach damit, diese Schriften widerlegen zu lassen.

Die Lage des Königs war drückend. Er hasste die Guisen, aber die Protestanten waren ihm ein noch grösserer Gräuel, und durch die

Intriguen seiner eigenen Mutter irre geleitet, konnte er zu keinem festen Entschlusse gelangen. Aber die Lage wurde noch unhaltbarer, als im Jahre 1584 der Herzog von Anjou, der präsumptive Thronerbe, wahrscheinlich durch Vergiftung, starb. Bei diesen Lebzeiten hatte sich der bessere Theil des französischen Adels an dessen angeschlossen: jetzt war der als Ketzer verhasste Heinrich von Navarra Thronfolger; die nächste Folge hiervon war, dass sich der Adel an den Herzog von Guise anschloss.

Wie benahm sich dieser nun den verschiedenen Parteien gegenüber? — Dass er den Cardinal de Bourbon durch die Hoffnung auf die Succession in der Regierung geködert hatte, haben wir schon gesehen. Aber gegen Catharina, welche den König von Navarra nicht liebte und die Krone auf ihre Enkel, die Kinder des regierenden Herzogs von Lothringen bringen mochte, führte er eine ganz andere Sprache. Danach begünstigte er den Cardinal de Bourbon nur, um Heinrich von Navarra von der Thronfolge auszuschliessen; einmal am Ziele angelangt, würde Catharina die Krone mit Leichtigkeit an ihre Enkel aus dem regierenden Hause Lothringen bringen können. Dem Könige Philipp von Spanien dagegen machte er weiss: wenn er sich augenscheinlich für den Cardinal und die Königin-Mutter Mühe gäbe, so geschähe es nur, um damit nicht zum Ziele zu gelangen; der Cardinal sei ein abgelebter Mensch und die regierenden Lothringer zu schwach, um eine solche Last zu tragen; näher schon läge es ihm, für die Vergrösserung seines eigenen Hauses zu sorgen; aber er sei der Meinung, man müsse die Krone an einen Fürsten bringen, der mächtig genug wäre, sie zu schützen und so grosse Dienste, wie er sie leistete, zu belohnen. Keinem enthüllte er sich ganz, auch seinen Brüdern nicht, von denen der Duc de Mayenne bis dahin ein ehrenwerther Charakter war, der eine rechtliche Erhöhung jeder unrechtlichen vorgezogen hätte, und dessen sich der König und die Königin-Mutter oftmals bedient hatten, wo sie dem Herzoge von Guise mistrauten. Seinem jüngsten Bruder dagegen, dem Cardinal de Guise, obgleich dieser einen eben so hochfahrenden Sinn als er selbst hatte, wagte er sich wegen seiner grossen Jugend nicht anzuvertrauen, da zu befürchten stand, dass durch irgend welche Hofdame, mit welcher der Cardinal in innigeren Beziehungen stände, seine Pläne zur Kenntniss des Königs gelangten.

Jetzt zogen überall durch Frankreich Guise's Emissaire, denn er

erkannte, dass es Zeit wäre, die Revolte ausbrechen zu lassen. Nach Erneuerung seines Bündnisses mit Philipp zu Joinville, greift er offen, um diesen in den Niederlanden zu unterstützen, zu den Waffen, bemächtigt sich der Festungen Toul und Verdun und lässt sogar einen Versuch zur Ueberrumpelung Marseille's machen, der freilich misglückte. Zu gleicher Zeit erlassen der Cardinal de Bourbon und die Ligue Manifeste an den König, voller Klagen, dass zur Ausrottung der Ketzerei nichts gethan würde, dass der König sogar keine Anordnungen über die Wahl seines Nachfolgers träfe, dass durch die unwürdigen Günstlinge des Königs die Finanzen in der ärgsten Zerrüttung lägen, dass die königliche Majestät so erblichen wäre, dass die Ligue sich verpflichtet fühlte, den Glanz des Königthums wiederherzustellen. Anstatt mit Thaten, wie es einem Könige geziemt, zu antworten, erniedrigte sich Heinrich III. so weit, dass er in einem Antwortsmanifeste sein Betragen entschuldigte. Catharina wird abgesandt, um die Ligueurs zu besänftigen, aber sie setzt in der Conferenz zu Epernay (1585) nichts durch; namentlich weigern sich die Ligueurs zu entwaffnen. Sie zwingen vielmehr den König durch den Vertrag zu Nemours, ihnen Sicherheitsplätze einzuhändigen und den Protestantismus in Frankreich zu verbieten, oder was dasselbe sagen will, den Protestanten den Krieg zu erklären. Auf Grund dessen fordert der König von Navarra, jedoch vergeblich, den Herzog von Guise zum Zweikampf heraus. Da endlich schliesst er mit dem Prinzen von Condé und Henri de Montmorency eine Gegenligue, auf welche der Papst Sixtus damit antwortet, dass er ihn sowie Condé excommunicirt.

Ich übergehe die Gräuel des Krieges und erwähne nur, dass im nächsten Jahre 1586 zuerst durch die Ligueurs in Paris eine Revolte gegen den König ausbrach, dass dieser aber noch im Stande war, sie mit seinen Truppen zu unterdrücken. 1587 gewinnen die Protestanten die Schlacht bei Contras, die erste glückliche seit 20 Jahren. Der König will um jeden Preis Frieden. Catharina vermittelt daher die Zusammenkunft des Königs mit Guise zu Meaux: Guise aber antwortet, da könne er allein nichts thun, sondern müsse erst seine Familie und seine Verwandten befragen. Jetzt bemächtigt sich Heinrichs des III. der Gedanke, die Gefahren zu beseitigen, die ihm von den Guisen drohten, zumal man ihn von Seiten der Ligue zur Einführung der Inquisition zwingen wollte und alle seine Schritte so auslegte, als geschähen sie zu Gunsten der Protestanten.

Verzweifelt also war die Lage des Königs, aber auch die Protestanten betraf ein harter Schlag, indem am 5. März 1587 der Prinz von Condé durch Vergiftung starb: weinend klagte Heinrich von Navarra, er habe seinen rechten Arm verloren.

Doch die Lage des Königs sollte noch trauriger werden. In Paris bemächtigten sich 20,000 Ligueurs in Waffen 1588 der Porte St. Denis und wollten sich ebenso des Louvre bemächtigen: gleichzeitig baten sie den Herzog von Guise, nach Paris zu kommen. Der König erniedrigte sich so weit, Guise bitten zu lassen, nicht nach Paris zu kommen. Indessen lag Madame de Montpensier, die schon öfter genannte Schwester des Herzogs von Guise, die Königin-Mutter mit den inständigsten Bitten an, der König möchte doch ihrem Bruder erlauben an den Hof zu kommen, um sich zu rechtfertigen. Er kommt, gegen den Befehl des Königs, und wird von Catharina selbst bei diesem eingeführt. Das gemeine Volk jauchzt ihm zu und preist sich glücklich, wenn es nur den Saum seines Mantels berühren kann. Durch seine Ankunft wird die Revolte noch beschleunigt, um so mehr als Madame de Montpensier falsche Gerüchte hatte ausbreiten lassen, unter anderm dieses, dass der König eine grosse Anzahl Henker nach Paris beordert hätte, um durch diese, sobald er Herr der Stadt geworden wäre, die guten Katholiken — so nannten sich die Ligueurs — aufhängen zu lassen. Der König bittet Guise am Morgen, Paris zu verlassen. Dieser stellt sich beleidigt und verlangt Genugthuung: Nachmittags, nachdem der König fliehend seine Hauptstadt verlassen hatte, erlaubt Guise den königlichen Truppen, denen Catharina anempfohlen hatte, sich nur defensiv zu verhalten, aus Paris abzuziehen, um nicht in Stücke gehauen zu werden. Das ist der berüchtigte Tag der Barrikaden, an welchem die französische Krone in den Staub sank, bis sie durch Heinrich von Navarra wieder zu neuem Glanze erhoben wurde.

Der König hatte sich nach Chartres geflüchtet und Guise treibt die Ausverschämtheit so weit, dass er sich über diese Flucht bei Catharina beschwert. Jetzt organisirt er seine Partei in Paris, und nach verschiedenen Unterhandlungen mit Catharina kommt es zum Edit de pacification ou d'union, durch welches das Haus Navarra von der Thronfolge ausgeschlossen wird. Catharina bewerkstelligt sogar eine Zusammenkunft Guise's mit dem Könige zu Chartres, bei welcher Gelegenheit ihn dieser zum Généralissime des armées ernennt. Doch genügte dies dem Herzoge von Guise noch nicht: er, dem der Papst

wegen des Barrikadentages ein Belobigungsschreiben zugesandt hatte, in welchem er ihn mit den alten Makkabäern verglich, lässt durch Catharina für sich die Würde des Connétable fordern. Damit aber stürzte er in sein Verderben, denn nunmehr beschloss der König seinen Untergang, ebenso wie er von diesem Augenblicke an seiner Mutter zu mistrauen anfing.

Gelegenheit zur Ausführung seiner Pläne bot sich dem Könige auf der Ständeversammlung zu Blois, auf der die Ligue ausschliesslich vertreten war. Beschleunigt wurde der Entschluss des Königs noch durch Uneinigkeiten, welche unter den Guisen selbst herrschten. So hatte der Herzog von Mayenne dem Könige gerathen, seinem Bruder nicht zu trauen, mit dessen Plänen die übrigen Glieder des Hauses Lothringen nicht übereinstimmten; eine ähnliche Eröffnung hatte ihm die Herzogin von Aumale gemacht. Dazu kam eine Aeusserung der berüchtigten Herzogin von Montpensier, welche dem König hinterbracht worden war. Auf die Frage nämlich, warum sie eine goldene Scheere am Gürtel trüge, hatte sie erklärt, damit wolle sie den König scheeren und in ein Kloster schicken, um seinen Thron einem würdigeren, d. h. ihrem Bruder, zu geben.

Am 24. December 1588 nun lässt Heinrich III. durch 9 seiner Garden den Herzog von Guise ermorden, und gleiches Schicksal trifft dessen jüngern Bruder, den Cardinal von Guise, weil von dessen Rache Alles zu fürchten gewesen wäre. Ihre Leichname, damit sie nicht als Reliquien durch das ganze Königreich herumgetragen würden, verbrannte man und streute die Asche in alle Winde aus. Zu gleicher Zeit arretirte man den Erzbischof von Lyon, die Mutter Guise's Anne d'Est, den Cardinal von Bourbon, die lothringischen Herzöge von Nemours und von Elboeuf, sowie schliesslich den Prinzen von Joinville, Guise's Sohn. Auch des Herzogs von Mayenne, der damals in Lyon war, wollte sich der König bemächtigen, doch war ihm ein Courier des spanischen Gesandten zuvorgekommen, so dass sich Mayenne retten konnte. Aus Guise's Papieren ersah man, dass dieser seit dem Tode Don Juan's d'Austria von Philipp von Spanien 1½ Million Thaler Gold bezogen hatte.

Kurz darauf, im Anfange des Jahres 1589, starb Catharina von Medici, aber die Zeiten waren so unruhig und verwirrt, dass man fast kaum die Zeit hatte, sich um sie, die bei ihren Lebzeiten ganz Frankreich in Bewegung gesetzt hatte, zu kümmern. Das Volk

murrte über den Tod des Herzogs von Guise; namentlich war die Erbitterung in Paris, wo man sich bis zur Ankunft Mayenne's den lothringischen Herzog von Aumale zum Gouverneur erwählt hatte, ungeheuer. Die schon erwähnten Sechszehnmänner überbieten sich in Gewaltthätigkeiten, die Sorbonne entbindet das Volk von dem Eide der Treue gegen den König, und entscheidet, dass es erlaubt sei, in Sachen der Religion gegen seinen König die Waffen zu ergreifen. Alle Beamten müssen einen Eid auf die Ligue leisten. Während dessen hält Mayenne, der beschlossen hatte, seine Brüder zu rächen, seinen feierlichen Einzug in Paris; er setzt dort den Conseil d'union von 40 Personen ein, denen Alles zu gehorchen hätte: er selbst wird von diesem Conseil zum Lieutenant général de l'Etat royal et Couronne de France ernannt. Damit zusammenhängend ergiessen sich die Prediger über den König in der grössten Wuth: tyran, hypocrite, traître, barbare sind die gewöhnlichen Ausdrücke, mit denen sie ihn bezeichnen;*) auch erzählen sie dem Volke, er sei der Magie ergeben und bete den Teufel an. Nach grossen Processionen endlich verfluchen und excommuniciren sie ihn.

Jetzt ereilt den König eine Hiobspost nach der andern, der grösste Theil seines Königreichs fällt von ihm ab, Mayenne zieht gegen ihn zu Felde, der Papst schliesslich excommunicirt ihn. Da in seiner grössten Noth und Bedrängniss söhnt er sich endlich mit Heinrich von Navarra aus; sie kämpfen mit Erfolg gegen die Ligue, als plötzlich ein fanatischer Mönch, Jacques Clément, durch einen Messerstich seinem Leben zu St. Cloud ein Ende macht. Er stirbt im Alter von 38 Jahren.

Wie ich schon erwähnt habe, entsprach Heinrich III. wenig den grossen Hoffnungen, die man von ihm gehegt hatte, und seine Verschwendungslust und grosse Freigebigkeit, für die er indessen keinen Dank erntete und welche die völlige Zerrüttung der Finanzen veranlasste, machten ihn verhasst. Auch sonst zeigen sich die wunder-

*) Vergl. Gerusez, Histoire de la littérature française t. I. p. 451: Lorsqu'on avait entendu du haut de la chaire cette définition de Henri III. donnée par Boucher: „Bref, c'est un Turc par la tête, un Allemand par le corps, une harpie par les mains, un Anglais par la jarretière, un Polonais par les pieds, et un vrai diable en l'âme;“ qu'y avait-il de mieux à faire que d'aller incontinent frapper ce roi diabolique.

lichsten Widersprüche in seinem Wesen. Fast noch im Kindesalter (1569) hatte er die Protestanten entscheidend bei Bassac und bei Montcontour besiegt; seit seiner Thronbesteigung schien aber der Mannesmuth von ihm gewichen zu sein, da man nur noch einen unwiderstehlichen Hang zur Weichlichkeit und zum Vergnügen an ihm gewahrte. Auf der einen Seite war er devot bis zum Excess und ersparte sich keine Kasteiung: auf der andern Seite gab er durch sein lüderliches Leben den grössten Anstoss. Zuweilen schien es sogar, als müsste man an seiner Zurechnungsfähigkeit zweifeln. So machte er 1586 inmitten des fürchterlichsten Bürgerkrieges, wo das Geld ganz fehlte, eine Reise nach Lyon und verschwendete dort ungeheure Summen auf den Ankauf von Lyonneser Hunden. Abgesehen von den Jagdhunden und Falken kosteten ihm die Lyonneser Hunde jährlich mehr als 100,000 Thaler. Eben so viel verschwendete er für Affen, Papageien und andere Thiere. Zuweilen wurde er ihrer überdrüssig und verschenkte sie insgesammt, kaufte aber gleich darauf wieder neue. Eine besondere Manie von ihm bestand darin, dass er Gebetbücher mit den kostbarsten Miniaturgemälden zu ungeheuren Preisen ankaufte, dann die Miniaturen ausschnitt und, wie es die kleinen Kinder zu thun pflegen, sie an den Wänden seiner Capellen anklebte.

Jetzt war Heinrich IV. rechtmässiger König von Frankreich. Um den katholischen Adel, der in seinem Heere diente, zu beruhigen, schwor er gleich bei seinem Regierungsantritt, die katholische Religion in ihrer Reinheit aufrecht zu erhalten; aber sein Königreich musste er sich erst mit der Gewalt der Waffen erkämpfen.

Werfen wir einen Blick in das feindliche Lager. Die Prediger, welche schon so viel Unheil gestiftet hatten, verglichen Jacques Clément mit Judith, Heinrich den III. dagegen mit Holofernes. Sie priesen Clément als heiligen Märtyrer und setzten sein Bild auf den Altären zur Verehrung aus; ja sogar der Papst Sixtus V. erhob in einem eigens dazu anberaumten Consistorium den ruchlosen Mörder bis zum Himmel. Mayenne schrieb an die Städte, dass der Tod Heinrich des III. als die gerechte Rache des Himmels zu betrachten wäre; jetzt müssten sie aber noch viel fester zur Vertheidigung der Religion zusammenhalten und Philipp von Spanien würde sich offen auf ihre Seite stellen. Die Stände aber fordert er auf, den nunmehrigen König, nämlich den Cardinal de Bourbon, anzuerkennen; doch gewiss würde er

sich mit dieser Aufforderung nicht so beeilt haben, wäre der Cardinal auf freiem Fusse gewesen. Es hatte dieser aber in Chinon an der Vienne gefangen gesessen, bis ihn Heinrich IV. zur grösseren Sicherheit nach Fontenay im Poitou abführen liess. Dort starb dieser Schattenkönig, dem die Ligueurs den verhängnissvollen Namen Karl X. beilegten, kurz darauf am 9. Mai 1590.

Jetzt musste Mayenne sehr subtil mit Philipp umgehen, um Hülfstruppen und Gelder von ihm zu erhalten, und doch keinen fremden Fürsten auf den Thron Frankreichs zu setzen. Dass er indessen zu dieser Zeit an die Möglichkeit einer Aussöhnung mit Heinrich dem IV. gar nicht dachte, sondern seine eigenen ehrgeizigen Pläne verfolgte, liegt zu klar vor. Wie hätte er auch an Heinrich denken sollen, über den zu dieser Zeit und wahrscheinlich durch seine Mitwirkung die Sorbonne den Spruch fällte, dass er als Ketzer, Abtrünniger und namentlich in den Kirchenbann Gethaner, auch wenn er Absolution von seinen Sünden erhielte, doch nicht den Thron der allerchristlichsten Könige besteigen dürfte.

Gleichwohl nahm Heinrichs Macht tagtäglich einen neuen Aufschwung, namentlich seitdem er die Schlacht bei Ivry gewonnen hatte; und wäre nicht der Prinz von Parma mit spanischen Truppen gegen ihn gerückt, so fehlte wenig daran, dass er sogar Paris genommen hätte. Hier aber zeigte sich der religiöse Fanatismus in seinem hellsten Lichte. Die Hungersnoth in der Stadt war so entsetzlich, dass sie innerhalb 3 Monaten mehr als 12,000, nach einigen Berichten sogar 50,000 Menschen hinwegraffte. Auf den Rath des spanischen Gesandten machte man Brot aus den zermahlenen Knochen der Todten, ja es soll sogar, wie ehedem bei der Belagerung Jerusalems, vorgekommen sein, dass Mütter sich von dem Fleische ihrer eigenen Kinder nährten. Schrie dann das Volk, so fingen die durch das spanische Gold bestochenen Prediger mit ihren fanatischen Reden an, während deren die Unglücklichen vor Hunger zusammensanken.

Es liegt nicht in meiner Absicht, die Kriegsereignisse bis zum Beginn des Jahres 1593, wo wir es mit unserer Satyre Menippée zu thun haben, einzeln vorzuführen; ich will nur noch die politischen Verwicklungen kurz andeuten.

Heinrich, der es fühlte, dass, um in den Besitz seines Königreichs zu gelangen, ihm weiter nichts übrig blieb, als katholisch zu werden, hatte in dieser Angelegenheit schon 1592 den Cardinal Gondy nach

Italien gesandt. Die katholischen Royalisten nämlich, die Prinzen von Geblüt, die angesehensten Staatsmänner, der grösste Theil des Hofes hatten sich zu dem sogenannten Tiers-parti vereinigt und drangen energisch darauf. Es war indessen für den neuen Papst Clemens dem VIII. schwierig, etwas in dieser Angelegenheit zu thun, da er sich den Häuptern der Ligue gegenüber gebunden hatte und zur Wahl eines katholischen Königs sogar einen Legaten in Frankreich unterhielt. Von dieser Seite hatte also Heinrich vorläufig wenig zu hoffen, wie er denn auch erst am 17. December 1595 die Absolution vom Papste erhielt.

Desto grössere Chancen boten sich ihm durch die Uneinigkeit der Ligue selbst dar. Philipp von Spanien glaubte, dass er bei der Wahl eines katholischen Königs nach seinem Belieben über die Stimmen würde verfügen können, anderer Meinung aber waren die Lothringer. Der regierende Herzog von Lothringen wollte als Schwager Heinrichs des III. die Wahl auf seinen Sohn fallen lassen; dagegen die in Frankreich ansässigen Lothringer meinten, der Name Guise fände unendlich mehr Anklang in Frankreich und dachten an den Sohn des ermordeten Henri de Guise, den früheren Prinzen von Joinville, jetzigen Herzog Charles de Guise, den Heinrich IV. bis dahin gefangen gehalten hatte, der aber vor kurzem aus seiner Haft entflohen war. Mayenne endlich hielt sich für den geeignetsten, und wollte so lange als möglich die Lieutenance générale du Royaume fortführen, durch die er factisch Herr war.

Aber alle diese Lothringer eröffneten sich ihre Absichten nicht gegenseitig, aus Furcht, Philipp möchte etwas davon erfahren und dann aufhören, der Ligue Geld und Truppen zu liefern. Die Sache kam gewissermassen zum Austrag durch die Sechszehnmänner, welche sich zu Philipp hinneigten und hinter Mayenne's Rücken sich von diesem die Infantin Isabelle*) als Herrscherin ausbaten und den als König, den sie mit ihrer Hand würde beglücken wollen. Mayenne nahm diesen letzten Schritt sehr übel und liess zur Strafe dafür 4

---

*) S. M. S. 79 Anm. 89. C'est cette grande Princesse à laquelle le Roy son Pere donna en Dot les Païs-bas; elle espousa Albert d'Austrice Fils de l'Empereur Maximilien II. — Philippes II. étoit soubçonné d'aymer trop tendrement sa Fille. S. 255 Anm. 183. L'on disoit qu'il y avoit une grande privauté entre le pere et la fille.

6*

von den 16 aufhängen. Indessen wurde er doch durch den Drang der Umstände genöthigt, auf den Anfang des Jahres 1593 die Stände zu berufen, welche zur Wahl eines katholischen Königs schreiten sollten. Diese Stände nun, so wie die Ligue in ihrer ganzen Hohlheit und Anmassung sind es, welche in der Satyre Menippée durchgegeisselt werden.*)

II.

Nicht wenig ergötzlich ist schon das Vorwort, oder richtiger das Nachwort des Buchdruckers. Danach ist ihm das Manuscript von unbekannter Hand gegeben worden. Wegen des grossen Absatzes,

---

*) Bemerkenswerth ist darüber die Notiz in der Histoire Universelle de Jaques-Auguste de Thou t. VIII. (liv. CV) p. 225 nach der Baseler französischen Ausgabe vom Jahre 1742 (die lateinische stand mir nicht zu Gebote): Il parut dans le même tems (1593) une satyre, sous le titre de Catholicon, aussi ingénieuse que piquante, et qui tournoit en ridicule les préparatifs et les différentes scenes de cette Assemblée. L'Auteur de cet ouvrage suppose des tapisseries qui peignent au vif toute l'histoire de la Ligue et en fait la description. Il attribue ensuite des discours d'un serieux comique au Duc de Mayenne, au Légat du Pape, au Cardinal de Pellevé, à l'Archévêque de Lyon, à Guillaume Rose, Evêque de Senlis, à Claude d'Aubrai, et à Rieux, qui peu de tems après souffrit à Compiegne le dernier supplice à cause de ses brigandages, et parce qu'il ne vouloit pas rendre le château de Pierrefond en Valois, dont il s'étoit emparé. On croit qu'un Prêtre Normand, homme de probité, ennemi des factions, et qui avoit été Aumônier du Cardinal de Bourbon, commença cette satyre; mais n'ayant pû faire que les premieres scenes de cette ingénieuse comédie, un autre travailla sur son plan, et le porta heureusement à sa perfection, par les traits d'une plaisanterie aussi naturelle que fine et délicate; en sorte que dans tout le tems de ces guerres, il ne parut rien qui fût plus applaudi et mieux reçû par les beaux-esprits des deux partis. — Von französischen Kritikern haben besonders Nisard und Gerusez feine Bemerkungen über die Satyre Menippée gegeben. Ueber die Verfasser äussert sich Nisard (vergl. Histoire de la Littérature Française par D. Nisard. Paris 1854. t. I. p. 468, Anm. 1): La satire Ménippée est l'ouvrage de quatre auteurs, Gillot, conseiller au parlement, Pierre Pithou, et les poëtes Rapin et Passerat. Und genauer noch Gerusez (vergl. Histoire de la littérature française depuis ses origines jusqu'à la révolution par Eugène Gerusez. Paris 1861. t. I. p. 453): Les

denn man sei danach wie nach dem Feuer gerannt, hat er sich lange nach der Wohnung des Verfassers vergeblich erkundigt. Endlich hat man ihm einen gentil-homme de bon affaire, et point trompeur, qui ayme mieux le Concile de vin, que de Trente,*) Namens Agnoste, aus dem

---

auteurs de la Ménippée étaient restés ou devenus catholiques, sans se croire déliés par la Sorbonne du serment de fidélité au prince et aux lois du royaume; ils furent de bonne foi gallicans en religion, Français en politique; désirant et provoquant la conversion de Henri IV., ils n'en faisaient pas la condition de leur obéissance; sans autre zèle que celui du bien public, sans ambition de dignités ou de pensions, car, après le succès, ils ne demandèrent et ne reçurent aucun loyer du service qu'ils avaient rendu, ils se mirent à l'œuvre par communauté de sentiment, par cette complicité du bon sens qui réunit si naturellement dans une même pensée les hommes de coeur et d'esprit. Toutefois ils ne se pressèrent pas: selon le conseil d'un poëte „Quum furor in cursu est, currenti cede furori," ils laissèrent gronder l'orage et couler le torrent; ils prirent leur temps, et quand l'heure fut venue, ils livrèrent et gagnèrent leur bataille d'Ivry; les traits qu'ils tirèrent de leur carquois et qu'ils décochèrent contre les derniers champions obstinés de la Ligue achevèrent ce qu'avaient déjà fort avancé les armes et la politique du Béarnais. A la tête de ces hommes de bien spirituels nous trouvons deux chanoines: Pierre le Roy, chanoine de Rouen, aumônier du jeune cardinal de Bourbon, qui eut la première idée et qui donna le plan de la satire, et Jacques Gillot, chanoine de la Sainte-Chapelle, conseiller-clerc au parlement de Paris, qui prêta à ces conjurés de nouvelle espèce, pour la sûreté de leurs séances, la chambre même où une tradition douteuse quoique vraisemblable, fait naître Despréaux. C'est là que s'assemblèrent, dans le cours de l'année 1593, et pendant la conférence de Suresnes où Henri IV. ménageait sa conversion, Florent Chrestien, son ancien précepteur; Nicolas Rapin, prévôt de la connétablie, homme d'armes et poëte; Gilles Durant; Passerat, le docte Passerat, successeur de Ramus dans la chaire de philosophie au collége de France, helléniste et latiniste consommé, disciple de Marot pour les vers français et précurseur de la Fontaine; enfin, le plus distingué de ces rares esprits, le seul grand, Pierre Pithou, jurisconsulte profond, qui sut dégager et affermir les libertés de l'Église gallicane.

*) p. 312. Ich citire nach meiner Handausgabe, deren vollständiger Titel lautet: SATYRE MENIPPEE DE LA VERTU DU CATHOLICON D'ESPAGNE; Et de la tenuë des Estats de Paris. A laquelle est adjousté un Discours sur l'interpretation du mot de HIGUIERO D'INFIERNO, et qui en est l'Autheur. Plus le Regret sur la mort de l'Asne Ligueur d'une Damoiselle, qui mourut durant le Siege de Paris. Avec des remarques et explications des endroits difficiles. A RATISBONNE, Chez MATHIAS KERNER, 1664.

Lande Alethie und der Stadt Eleuthere, die von den Parisern bewohnt werde, genannt. Die Namen sind griechisch und der Verfasser ist demnach der Herr Unbekannt aus dem Lande der Wahrheit und der Stadt der Freiheit, welche letztere Etymologie für Paris schlagender schon und nach ihrer eigenthümlichen Seite hin bei dem alten Rabelais vorkommt, der diesen Namen von dem griechischen *παρρησία*, oder wie das Wort neugriechisch ausgesprochen wird, parrisia, herleitet. Dieser Herr wohne in der Rue du Bon Temps, à l'enseigne du Riche Laboureur. Der Drucker findet jedoch weder bon temps noch riche laboureur, nach dem warum möge man die Ligue fragen; wohl aber einen Verwandten des Seigneur Agnoste, welcher ihm Erklärungen über den Titel „Satyre Menippée" giebt.

Die Verfasser, denn es ist diese Satire das Werk mehrerer hervorragenden Geister, haben bei dem Namen „Satyre" lieber an die Bockssprünge der griechischen Satyrn gedacht, als dass sie der richtigeren Etymologie, die das Wort mit einem i anstatt y zu schreiben gebietet und die sie recht gut kannten,*) gefolgt wären. Eine im

---

*) p. 316: Tous ceux qui sont nourris aux lettres sçavent bien que le mot de Satyre ne signifie pas seulement un poëme de mesdisance, pour reprendre les vices publiques, ou particuliers de quelqu'un: comme celles de Lucilius, Horace, Juvenal, et Perse; mais aussi toute sorte d'escrits, remplis de diverses choses et de divers argumens, meslez de proses, et de vers entrelardez, comme entremets de langues de bœuf salées. Varron dit qu'on appelloit ainsi anciennement une façon de pastisserie, ou de farce, où l'on mettoit plusieurs sortes d'herbages, et de viandes: Mais j'estime que le nom vient des Grecs qui introduisoient sur les eschafauts aux festes publiques des hommes déguisez en Satyres qu'on feignoit estre demy-dieux lascifs et folastres par les forests, tels qu'on en presenta un tout vif à Sylla, et que saint Hierosme raconte en estre apparu un à saint Anthoine: Et ces hommes ainsi deguisez, nuds et barboüillez, avoient pris une liberté d'attaquer et brocarder tout le monde impunement: — p. 318: Quant à l'adjectif de Menippée, il n'est pas nouveau: car il y a plus de Seize cents ans que Varron appellé par Quintilien, et par saint Augustin, le plus sçavant des Romains, a fait des Satyres aussi de ce nom, que Macrobe dit avoir esté appellées Cyniques, et Menippées: ausquelles il donna ce nom à cause de Menippus Philosophe Cynique, qui en avoit fait de pareilles auparavant luy, toutes pleines de brocards salez, et de gausseries saulpoudrées de bons mots pour rire, et pour mettre aux champs les hommes vitieux de son temps. Et Varron à son imitation en fit de mesme en prose, comme depuis fit Petronius Arbiter, et Lucien en la Langue Grecque, et après luy Apulée, et

Alterthum vielverbreitete Art von Satiren wurden nach ihrem Urheber, dem cynischen Philosophen Menippos, Menippeische genannt: diesen Titel haben die Verfasser adoptirt.

Es fingiren nun die Verfasser, der Saal, in welchem die Ständeversammlung abgehalten wurde, sei mit neuen Tapisserien ausgeschmückt gewesen: die auf denselben dargestellten Bilder persiffliren die Geschichte der Ligue. Um aus der reichen Fülle nur Einiges hervorzuheben, so erblickte man dort *) die Geschichte des goldenen Kalbes nach Exodus cap. 32. Moses und Aaron sind dargestellt unter der Figur Heinrichs des III. und des Cardinals von Bourbon: das goldne Kalb aber war der ermordete Herzog von Guise, der von dem Volke angebetet wurde. Auf einem andern Bilde erblickte man drei neue Heilige, darunter einen mit einem Messer in der Hand nach Art eines Beutelschneiders: es ist Jacques Clément und entsprechend sind die in Blois ermordeten Herzog und Cardinal von Guise dargestellt.

Die hauptsächlichsten Mitglieder der Versammlung sind nun (S. 40 ff.) zunächst der Herzog von Mayenne, ihm zur Seite der päpstliche Legat; der Herzog von Guise, Sohn des Ermordeten; der Cardinal de Pelvé, dem, weil er für sehr unwissend galt, vom Herold der Rath ertheilt wird, nicht sein Notizbuch zu vergessen; die verwittwete Herzogin von Montpensier, **) welcher der Herold die equivoquen

---

de nostre temps le bon Rabelais, qui a passé tous les autres en rencontres, et belles robineries, si on veut en retrancher les quolibets de taverne, et les saletez des cabarets. Je ne sçay donc qui sont ces delicats qui trouvent mauvais, si à l'exemple de ces grands Personnages on a voulu donner à un ouvrage semblable un tiltre semblable au leur: qui s'est fait commun et appellatif, au lieu qu'il estoit auparavant propre et particulier: comme n'a pas long-temps en a usé un docte Flamend antiquaire.

*) p. 25 und 35.

**) S. M. S. 135. Anm. 128. Voicy comme elle parle en la Confession des Chefs de l'Union:

Mon adultere et mon ire effrenée
M'ont fait deux fois avorter mes enfans,
Et de mon Roy j'ay abregé les ans,
Et de sa mort l'invention donnée.

Hinsichts des letzten Punktes vergl. Thou t. VII. liv. XCVI. p. 488: Enfin ceux dont les recherches ont été les plus malignes, disent que pour engager ce jeune Moine féroce à commettre ce parricide, il n'y eut point de caresses que la Duchesse de Montpensier ne mit en œuvre, jusqu'à lui promettre la

Worte zuruft: mettez vous soubs vostre nepveu; der Herzog von Aumale*) nebst Gemahlin; die Herzogin von Mayenne;**) der Erzbischof von Lyon; endlich nebst vielen Häuptern der Ligue die Gesandten Spaniens und Lothringens.

Es folgen nun die Reden, deren grosse Feinheit und Komik darin liegt, dass man die Redner gerade dasjenige aussprechen lässt, was sie am meisten verheimlicht wissen mochten.

---

fortune la plus brillante au cas qu'il en réchapât, comme elle l'en assûroit; et que ce fut pour cette raison qu'elle fit arrêter tant de Politiques (so nannten sich die gemässigten Katholiken), afin que ce fussent autant de garans de la vie du Dominicain. Ils ajoûtent que, pour achever de le déterminer, elle en étoit venuë jusqu'à lui accorder sur l'heure ce qu'il y avoit de plus capable de tenter un Moine débauché; ce que je ne puis cependant croire, à moins qu'on ne dise que l'ardeur de la vengeance, qui avoit déja aveuglé cette femme violente jusqu'à lui faire commettre tant d'autres crimes, l'engagea encore, pour assouvir sa rage, à fermer les yeux sur l'infamie de celui-ci.

*) S. M. S. 53. Anm. 73. Monsieur d'Aumale parle ainsi en la Confession generale des pilliers de l'Union:

J'ay esté le premier à la sedition
Pour emouvoir le peuple et piller à mon aise,
Avecque les brigands du S. Conseil des Seize,
Que j'avois estably à ma devotion.
J'ay fuy puis aprés, mais c'est un mal de race,
Mon Cousin m'a suivy qui s'en estoit moqué;
Et aussi bien qu'à moy le cœur luy a manqué,
Pere pardonne moy, je t'en supplie de grace.

Madame d'Aumale parle ainsi:

Moy seule j'ay causé la mort de mes Cousins,
Avertissant le Roy de toute la menée,
Pour puis aprés piller j'ay ma robe tournée,
Où je n'ay espargné ny amis ny voisins.
Mes grands pages et moy avons fait la visite
De tous les cabinets des Dames de Paris,
Ayant mis à rançon et femmes et maris,
Pardon de cette offense, elle est la plus petite.

**) S. M. S. 41. Anm. 56. Madame la Lieutenande de l'Estat en la confession des chefs de l'union parle ainsi:

Mes enfans j'ay defait à mon commencement,
Pour saoüler mon desir d'un cadet de Lorraine.
Mon orgueïl puis aprés m'a fait croire estre Reyne,
Qui a causé la mort de mon Roy innocent.

Zuerst ergreift das Wort (S. 47 ff.) der Herzog von Mayenne *) als Lieutenant général de l'État royal et Royaume de France. Er ruft die Anwesenden zu Zeugen auf, dass seitdem er die Waffen für die Ligue ergriffen, ihm seine eigenen Interessen stets höher gegolten hätten als die Sache Gottes, der sich wohl auch ohne ihn würde zu erhalten wissen. Nie habe er deshalb seine Armee in eine entscheidende Affaire engagirt, um sich desto besser zu erhalten und seine katholischen Pläne zu verfolgen. Durch seine Sorgfalt sei dieses Königreich, vordem ein Garten der Wollust, nunmehr ein grosser Kirchhof voll schöner bemalter Kreuze und Galgen geworden. Viele Schätze hätten unnütz und verborgen gelegen, er habe sie zu heben verstanden und mit diesem Gelde und durch die Hülfe der Prediger eine schöne Armee zusammengebracht und wäre er gleichwohl bei Tours vor Heinrich dem III. und Heinrich von Bearn zurückgewichen, so sei dies nur geschehen, um durch die Berührung mit den Ketzern nicht excommunicirt zu werden. Durch die frommen Gebete der Jesuiten und die Mithülfe seiner Schwester, Madame de Montpensier, habe man den heiligen Märtyrer gefunden, der die Ligue durch den Tod Heinrichs des III. von der Gefangenschaft befreite, welche ihr schon drohte. Danach habe er den Herzog von Parma aus Flandern zur Hülfe geholt, aber es sei ihm mit allen seinen Versprechungen diesem gegenüber nie Ernst gewesen, da er immer nur an sich gedacht. Aehnlich habe er den Papst am Gängelbande geleitet. Bei der Belagerung von Paris habe er, wie ehedem bei der Belagerung von Jerusalem die Fanatiker Simon und Johannes, durch Verstellung der Wahrheit das Volk vor Wuth Hungers sterben lassen. Wie oft er sein Wort gebrochen, davon könnten seine lothringischen Verwandten ein Liedchen singen. Wenn er in der letzten Zeit sich scheinbar Heinrich von Navarra genähert, so sei es nur in Erwartung eines guten Abenteuers geschehen, bis nämlich die Jesuiten einen zweiten Märtyrer ausfindig machten. Lieber wollte er Jude oder Türke werden, als dass er diesen abtrünnigen

*) S. M. S. 271. Anm. 188. En la Confession generale des pilliers de la sainte Union Monsieur de Mayenne parle ainsi:

> Pour vouloir estre Roy j'ay fait tuër mon Maistre;
> J'ay tué S. Maigrin, Sacremore en fureur
> Par moy fut poignardé, et sans avoir horreur,
> L'Enfant n'est espargné qui ne faisoit que naistre, etc.

Ketzer im Genuss des Seinigen sähe: denn was sollte dann aus ihm werden? Es gäbe viele Eingänge, um zu der Stellung zu gelangen, welche er inne hätte, aber nur einen Ausgang, den Tod. Wäre ein König nöthig, so möchten sie ihn wählen; sie würden sich wohl dabei befinden. Am besten sei es, den Krieg weiter zu führen, da der Friede einem Jeden das Seine wiedergäbe. Der Cardinal von Lyon, die guten Prediger und die Sorbonne hätten ihn belehrt, dass es nicht in der Macht Gottes läge, einem abtrünnigen Ketzer zu verzeihen, und dass sogar der Papst ihm nicht die Absolution geben könnte. Fort also aus dem Kirchengebete mit den Worten: Da pacem, Domine.

Nach dieser fulminanten Rede erhob sich der Doyen de Sorbonne grand Dataire du Légat und rief: Humiliate vos ad benedictionem et postea habebitis Haranguam.

Es folgt die Rede des päpstlichen Legaten, Cardinal de Plaisance (S. 74 ff.), die theils italienisch, theils lateinisch geschrieben ist, über Evangelium Matthaei 10, 34: „Ihr sollt nicht wähnen, dass ich gekommen sei, Frieden zu senden auf Erden. Ich bin nicht gekommen, Frieden zu senden, sondern das Schwert.“ Er empfiehlt die Candidatur der Infantin Isabelle von Spanien, der Tochter seines grossen Wohlthäters Philipp.

Interessanter ist die folgende Rede des Cardinals de Pelvé oder Pellevé. Dieser, eine Creatur der Lothringer, begann ebenso wie seine erhabenen Vorbilder, seine Carrière mit Undank,*) brachte es durch sie zum Cardinalshut (1570), und vertrat 25 Jahre lang beim apostolischen Stuhle ihre Interessen. Er galt für sehr dumm und tactlos**)

*) Vergl. Thou tom. I. liv. III. p. 239: Nicolas de Bossut Seigneur de Longueval, vaillant homme et fort aimé de François I., vit sa vie exposée au dernier danger. On lui fit son procès, et il ne put éviter la mort qu'en faisant présent de sa belle maison de Marchez à l'Archévêque de Rheims, qui fit semblant de l'acheter. — On prétend que l'Entremetteur de ce honteux marché de l'Archévêque de Rheims fut Nicolas Pellevé, Fils de la Sœur de Longueval, qui ne fit pas difficulté de trahir son Oncle, pour s'insinuer par cette perfidie dans les bonnes graces de la Maison de Guise. Pellevé étoit un homme de néant, qui fut élevé dans la suite aux plus hautes Dignités par les Princes de cette Maison; et qui étant monté à la fin jusqu'au Cardinalat, parvint pour son propre deshonneur, autant que pour le malheur de la France, à la plus longue vieillesse.

**) Eben dadurch zeichnete sich auch die Rede aus, die er wirklich auf dieser Ständeversammlung hielt; vergl. Thou tom. VIII, liv. CV, p. 224:

und der Stempel beider Untugenden ist seiner Rede aufgeprägt. Ursprünglich hatte er eine lateinische Rede für den Tag der Bekehrung Pauli ausgearbeitet, leider aber kommt er erst am nächsten Tage, S. Polycarpe, zum Sprechen und will nun ungeschickter Weise das einmal Ausgearbeitete anpassen. Zunächst entscheidet er sich für einen lothringischen König, nebenbei aber schleudert er dem Herzoge von Mayenne in's Gesicht, dass er vielleicht andere Pläne habe, denn er sei sehr versteckten Charakters: noch im selben Athemzuge preist er seinen allerkatholischsten König Philipp von Spanien. So weit lateinisch; damit ihn indessen die Deputirten verstehen, will er französisch sprechen, obschon er wegen seiner langen Abwesenheit diese Sprache beinahe verlernt habe. Wären seine Intriguen während dieser Zeit in Rom geglückt, so würde jetzt der ermordete Herzog von Guise auf dem Throne sitzen. Er bekenne sich zum Schüler des Hippokrates (er verspricht sich aber und sagt hypocrite statt Hippocrate), und wie dieser seiner Zeit, um die Pest zu vertilgen, grosse Feuer habe anzünden lassen, so habe auch er für die Feuer gesorgt, die beinahe das ganze Königreich verbrannt hätten. Unter Strafe der Excommunication müsse jeder gute Katholik glauben, dass der König von Spanien die Hälfte seiner Staaten gern verlieren würde, um alle Fran-

---

On avoit fixé l'ouverture de l'Assemblée au 25. de Janvier, jour de la fête de la conversion de Saint-Paul; mais les députés n'ayant pû s'assembler ce jour-là, on ne commença que le lendemain, jour de la fête de S. Polycarpe. L'Assemblée se tint dans le Louvre, où l'on avoit dressé un théâtre. Ce retardement fut fâcheux pour le Cardinal de Pellevé, qui avoit préparé un discours sur la conversion de S. Paul, et qui fit des efforts aussi inutiles que ridicules, pour ajuster ce qu'il avoit à dire à la fête de S. Polycarpe. Après que le Duc de Mayenne eût fait un petit discours, le Cardinal parla en vieillard, et dit bien des choses inutiles, et hors de saison; ensorte que bien loin d'attirer l'attention de l'Assemblée, il fit rire la plûpart de ceux qui la composoient. En faisant l'éloge de la France, il assûra, en présence de Dom Diegue d'Ibarra, Ambassadeur d'Espagne, que la Normandie, dont le Cardinal étoit originaire, et d'une maison distinguée, étoit plus étenduë et plus opulente que le Royaume de Naples. Il dit encore que les Princes, comme les hommes de la plus basse condition, étoient également exposés aux caprices de la fortune et aux maladies. Il jetta en même temps la vûë sur le Duc de Mayenne, et sembla lui addresser ces paroles. Il osa même employer pour preuve de ce qu'il avançoit l'exemple de ce Prince, qui, comme tout le monde le sçavoit, relevoit d'une maladie honteuse.

zosen zu guten Katholiken zu machen und die heilige Inquisition in Frankreich einzuführen. Ob man denn glaubte, der Herr von so viel Königreichen, dass er sie nicht zählen könnte, sollte so was Kleines*) wünschen, als die Herrschaft über Frankreich? Schliesslich giebt er seine Stimme behufs der Königswahl dem lothringischen Prinzen Marquis de Chaussins: er verspricht sich aber und sagt Marquis des Chaussons.

Seine Rede wird mit stürmischem Applaus aufgenommen, und sogleich hört man von Seiten der Versammlung folgende zwei quatrains:

I. Son éloquence il n'a pû faire voir,
Faute d'un Livre où est tout son sçavoir:
Seigneurs Estats, excusez ce bon homme:
Il a laissé son Calepin à Rome.

II. Les freres ignorants ont eu grande raison
De vous faire leur Chef, Monsieur l'Illustrissime:
Car ceux qui ont oüy vostre belle Oraison,
Vous ont bien recognu pour ignorantissime.

Darauf spricht (S. 96 ff.) der Erzbischof von Lyon, einer der anrüchigsten Menschen jener Zeit, also: O Gott, wie sind deine Wege so wunderbar und unbegreiflich! Wie ist die Ligue jetzt so fromm und heilig, **) sie, deren Mitglieder vor dem Barrikadentage fast sämmt-

*) S. M. S. 92. Die ganze Stelle lautet: Penseriez-vous bien que luy qui est Seigneur de tant de Royaumes qu'il ne les peut compter par les lettres de l'Alphabet, comme Charles-Magne faisoit ses Monasteres, et si riche qu'il ne sçait que faire de ses tresors, voulust se mettre seulement en peine de souhaiter si petite chose que la Seigneurie de France? Toute l'Europe, par manière de dire, ne luy est pas une contrée de ces nouvelles Isles conquises sur les Sauvages: quand il suë, ce sont des Diadesmes: quand il se mouche, ce sont des Couronnes: quand il rote, ce sont des Sceptres: quand il va à ses affaires, ce ne sont que Comtez et Duchez qui lui sortent du corps, tant il en est farcy et remply. Non eripit mortalia, qui regna dat cœlestia.

**) Als einen besondern Heiligen der Ligue erwähnt er Rosne, über den zu vergl. S. M. S. 98. Anm. 106. En la Confession des piliers de l'union Rosne parle ainsi:

De ne point croire en Dieu, je le tiens à loüange;
Les pillages, le meurtre et les femmes forcez

lich gebrandmarkte Subjecte waren. Der Atheismus hat sich in Fanatismus umgewandelt, Diebstahl in Tapferkeit, Unterschleif in Frömmigkeit, kurz, Laster und Verbrechen in Ruhm und Ehre. Diener sind Herren geworden, Kleine gross, Arme reich, Niedrige hoffärtig. Leute aus der Hefe des Volks spielen ferner überall die Obrigkeiten. Drum sei Gott gedankt, denn diese Leute müssen fest bei der Ligue ausharren. Schon an Jacques Clément hat sich ihre Heiligkeit erprobt; er, seiner Zeit der lüderlichste in seinem Kloster, ist jetzt ein heiliger Märtyrer und streitet sich an Gottes Throne um den Vorsitz mit St. Jago de Compostella. Auch an mir hat sich die Heiligkeit der Ligue bewährt, ich war in meiner Jugend Calvinist und hatte nach dem Vorbilde der heiligen Patriarchen mit meiner eigenen Schwester ein zartes Verhältniss;*) aber seitdem ich die Ligue unterzeichnet, die

---

Ce sont mes passe-temps et jamais, pour parler,
Je n'ay crû Paradis, Enfer, ny Saints, ny Anges.
D'avoir trahy le Roy, la France et mes amis
J'ay crû faire tout bien, puis que la Ligue sainte,
Le nous avoit permis, etc.

*) S. M. S. 106. Anm. 112. En la Confession des Chefs de l'Union, l'Archevesque de Lion parle ainsi:

Je suis né à l'inceste, et dés mon premier âge
J'ay de ma belle sœur abusé longuement:
Puis avecque ma sœur, je couche maintenant:
Ayant pour cet effet rompu son mariage.
Toutefois, Pere Saint, j'ay grande confiance,
Qu'ayant executé ma resolution
D'employer vie et biens pour la sainte Union:
Le merite est plus grand, que n'est grande l'offense.

womit zu vergl. Thou tom. VII, liv. XC, p. 174: Pierre d'Espinac, Archévêque de Lyon, étoit un homme naturellement fier de sa naissance, violent outre cela et d'une éloquence vive, qui ayant suivi autrefois la doctrine des Protestans, se faisoit un mérite de se déclarer par-tout leur ennemi mortel, depuis qu'il les avoit abandonnés. Un jour ce Prélat s'étant répandu en invectives, en présence du Roi (Heinrich des III. im Jahre 1588), contre le Roi de Navarre, jusqu'à dire qu'il étoit indigne de succéder à la Couronne; le Duc d'Epernon (der Günstling Heinrichs des III.), outré de l'insolence de cet emporté, lui demanda à son tour, en présence de toute la Cour, si un homme convaincu d'avoir mauvais commerce avec sa propre sœur, qui faisoit un trafic de tout ce qu'il y avoit de plus sacré, et qui, non content de s'être ruiné par ses débauches, avoit encore mangé le bien de sa famille, étoit digne d'occuper une des premieres places de l'Eglise? L'Archévêque n'ignoroit

Dublonen Spaniens angenommen und Aussicht auf den Cardinalshut empfangen habe, zweifelt Niemand mehr an meinem Glauben. Kein Zweifel also, dass wir festhalten müssen an dieser heiligen Verbindung, die so viel Wunder gewirkt hat. Kann man ausserdem einen dickeren und fetteren König verlangen, als den Herzog von Mayenne? Ihr Herren der Ligue, die ihr Abgaben erhebt, ohne Rechenschaft ablegen zu müssen, seid ihr damit nicht zufrieden? Ihr seid alle an eurem Platze König. Also Krieg, bis ich den Cardinalshut habe; und warum sollte ich ihn nicht bekommen? habe ich doch, um dem heiligen Stuhle zu dienen, meinen Herrn verlassen und mein Vaterland verrathen.

Es folgt die Rede (S. 114 ff.) des Rectors der Sorbonne, Rose,*) [jadis Evesque de Senlis]. Er ist darin meisterhaft als Pedant gezeichnet und compromittirt alle seine Complicen. Nie, sagt er, habe die Universität bessere Sitten gezeigt, es seien nämlich die Taugenichtse von Studenten gleich anfangs fortgezogen. Dafür hätten die Landleute aus den benachbarten Dörfern, welche sich in die leeren Sääle geflüchtet, die baccalaurei und magistri gespielt, de inventione — nämlich über Auffindung von Lebensmitteln — disputirt und als Autodidacten, ohne einen andern Lehrmeister als Mayenne, per regulas, Hun-

---

pas que c'étoit-là le portrait qu'on faisoit ordinairement de lui. Il ne douta donc point que ce ne fût lui que le Duc vouloit désigner, et il fut sensible à cet affront à l'excès. Il en demanda satisfaction au Roi; mais ce fut inutilement: c'est-ce qui le porta à embrasser ouvertement le parti de la Ligue, ce qu'il n'avoit point encore fait; puisqu'au contraire il avoit paru n'en prendre aucun jusqu'alors; et comme il étoit naturellement violent et vindicatif, on croit que ce fut lui qui engagea le Duc de Guise à précipiter l'exécution de ses projets, et qui par-là fut la cause de sa perte.

*) S. M. S. 114. Anm. 115. Ce Rose estoit pedant en l'Vniversité de Paris; Grand Maistre du Collége de Navarre, puis Evesque de Senlis: mais durant la rebellion de Paris il n'en joüissoit pas, c'est pourquoy il dit; jadis Evesque de Senlis. Dans la Confession generale des Chefs de l'Union il parle ainsi:

> O ingrat que je suis, j'ay mon maistre blamé:
> J'ay avancé sa mort en preschant la vengeance,
> La cruauté, le sang, le pillage en la France:
> Bref en tous mes sermons j'ay tousiours blasphemé.
> Sous feinte hypocrisie j'ay caché l'adultere;
> De l'enfant que j'ay fait à la belle Nevilly.
> Lors qu'en la confessant son premier fruit cueilly;
> J'ay presché ton pouvoir, pardonne-moy Saint Pere.

gers zu sterben gelernt. Anstatt des Gekreisches lateinischer Floskeln hörte man jetzt in den Säälen die Silberstimmen der Kühe und Milchkälber und den Nachtigallenschlag der Esel und Säue. Dass mit dem Abzuge der Studenten die reichlichen Proviantsendungen aufgehört, daran wäre Mayenne schuld: dieser sei der wahre Tyrann und Gönner der Ketzer, da er vier von den Sechszehnmännern habe aufhängen lassen. Freilich gebe er zu, jene seien für den Galgen reif gewesen, nun aber seien sie, die übrigen, ihre Mitschuldigen und Genossen, folglich seien auch sie für den Galgen reif. Heinrich III. habe ihnen verziehen; sogar Heinrich von Navarra, der einige von den Sechszehn in seiner Hand gehabt, habe sie laufen lassen, weil er nicht den Tod des Sünders wollte, sondern seine Bekehrung. Folglich sei Mayenne schlimmer als ketzerisch, er, der seine besten Freunde, die ihm das Brot gereicht, habe hängen lassen. Um auf die Wahl eines Königs zu kommen, so wüsste er recht wohl, dass Mayenne und mit eben so viel Recht jeder lothringische Prinz es werden möchte. Er kritisirt sie einzeln durch und verhöhnt sie, namentlich wirft er Mayenne vor, dass er zu gleicher Zeit seinen eigenen Neffen, den Herzog von Guise, Philipp von Spanien und Heinrich den IV. betrüge. In Summa, Herren, ruft er schliesslich aus, seid ihr zu viel Hunde, um an einem Knochen zu nagen; ich bin daher der Meinung, keiner von euch wird König, sondern der Kirchenvorsteher zu Gentilly, Guillot Fagotin; denn wenn der Spruch des Plato wahr ist, diejenigen Staaten seien die glücklichsten, wo die Philosophen Könige und die Könige Philosophen wären, so ist es unmöglich, dass über Fagotin, weil er 3 Jahre bereits in dem Saale geschlafen habe, in dem man seit 200 Jahren über Philosophie disputirt hätte, nicht die Philosophie gekommen sei, eben so wie die Dichtkunst sich über den Hesiod ergoss, als er auf dem Berge Parnassos eingeschlummert war.

Der Eindruck dieser Rede ist verschiedener Art, der Herr Lieutenant flüstert ganz leise dem Legaten zu: Ce Fol icy gastera tout nostre mystere; im Uebrigen erhebt sich ein grosser Lärm und die Herolde schreien: Qu'on se taise! da sie das verbotene Wort: Paix-là! nicht auszusprechen wagen.

Darauf ergreift (S. 140 ff.) im Namen des Adels der Ligue der Sieur de Rieux das Wort und seine Rede ist eines Junkers durchaus würdig gehalten. Es lebe der Bürgerkrieg! ist seine Devise. Wofern man ihm nur seine Gefälle bezahle, sei es ihm ganz gleichgültig, was

aus dem Papst und dessen Frau werde. 10 Meilen in der Runde, wo er hauste, sollte Niemand weilen, der ihm nicht in die Hände liefe und Lösegeld zahlen müsste. Wollte Jemand Letzteres nicht, so hätte er sehr feine Martern ausgedacht, welche schliesslich doch den Geldbeutel öffneten. Rede man nicht von point d'honneur, was das sei wisse er nicht; auch nicht von rechtlichen Ansprüchen, womit es ihm nicht besser ginge, weil die Studien nie seine Sache gewesen wären. Dagegen hätte er Pistolen und einen guten Säbel; die Justiz sei für Leute seiner Art nicht geschaffen, er werde die Kühe und Hühner seines Nachbarn nehmen, wann und wo es ihm beliebe. Und warum nicht? Herrsche nicht Freiheit? Habe der Herr Lieutenant nicht die Erlaubniss gegeben, Alles zu thun, sogar Eltern, Brüder und Freunde zu ermorden, wofern man nur gut katholisch sei und nie von Frieden rede? Wenn sie im Uebrigen einen König brauchten, so möchten sie sich seiner erinnern, er fühle sich zu jeder Erhöhung berufen. (In der That wurde er späterhin für seine Räubereien auch an den Galgen erhöht).

Es folgt schliesslich noch die Rede (S. 155 ff.) des Monsieur d'Aubray, des Vertreters für den tiers-état. Sie ist die längste von allen, durch und durch ernst gehalten und zeigt klar, welches die Stimmung der gemässigten Katholiken in jenen Wirren war. Auf die Ligueurs schlägt er gleichsam mit Keulen los, indem er ihre nichtswürdigen Pläne enthüllt; weil indessen die darin niedergelegten Gedanken bei unserer historischen Einleitung massgebend gewesen sind, so erwähnen wir nur, dass er sich und sein Vaterland gegen alle fremdem Eingriffe, mögen diese von den Lothringern, vom Könige von Spanien oder vom Papste herrühren, feierlichst verwahrt. Kronen und Scepter könne man zwar machen, aber keine Könige: die würden geboren; und so verlangte er mit allen guten Bürgern die Anerkennung ihres wahren und legitimen Königs und Herrn, Heinrichs von Bourbon.

Julius Wollenberg.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Schulbuch für den deutschen Unterricht in den mittleren Classen der Gymnasien, Real- und höheren Bürgerschulen, enthaltend Grammatik und Lesebuch von Dr. Fr. Ad. Wagler, Lehrer am Gymnasium zu Luckau. Berlin, Herbig. 1862.

„Das vorliegende Schulbuch für den deutschen Unterricht besteht aus zwei Haupttheilen, einem grammatischen Theile und einem Lesebuche.“ So beginnt der Herausgeber die Vorrede, und verweist bald darauf auf seinen Aufsatz in dieser Zeitschrift XXX, S. 69 fg.: „Bemerkungen über den Unterricht in der deutschen Grammatik.“ Und dieser Aufsatz beginnt mit den Worten: „Ueber die Frage, ob im Deutschen auf den Gymnasien ein besonderer Cursus in der Grammatik nothwendig oder wünschenswerth sei, sind die Ansichten noch immer vielfach getheilt.“ Einen speciellen grammatischen deutschen Unterricht rücksichtlich der Formenlehre will der Verfasser auch nicht; er zieht aber etwas von der Syntax herein und will die Lehre von der Rection der Zeitwörter und die Lehre von der Rection der Verhältnisswörter behandelt wissen, weil in diesen zwei Stücken die lateinische Sprache zu sehr von der deutschen abweiche. In Bezug auf die Versregeln über die Präpositionen hat er sich ausführlich ausgesprochen, die alten Regeln modificirt, und gegen Einwendungen Lattmann's daselbst XXXI, 456 sich kürzlich vertheidigt.

Den dort aufgestellten Grundsätzen gemäss ist nun in dem Schulbuch dem Lesebuche ein grammatischer Cursus vorausgeschickt, in 4 Theile (S. 1 bis 44) zerfallend: 1) Rection und Bedeutung der Präpositionen oder Verhältnisswörter S. 3 bis 25; 2) Rection der Verba oder Zeitwörter S. 26 bis 38; 3) das Wichtigste aus der Lehre von den Temporibus S. 38 bis 41; 4) das Wichtigste aus der Interpunctionslehre.

Allerdings, der Verfasser hat Recht: die Ansichten über den grammatischen Unterricht sind noch immer getheilt. Es scheint aber, als ob man von den Extremen zurückgekommen sei. Gegen Wackernagel's und Hülsmann's Warnung vor allem Hereinziehen grammatischer Bemerkungen lässt sich doch wohl bemerken, dass der Unterricht nur darauf auszugehen hat, die Klippe der Störung des Sprachgefühls zu vermeiden, dass er dagegen sehr wohl an das Sprachbewusstsein sich anschliessen kann. Hat man gesagt, dass Frauen zierlicher sprechen, weil sie nicht grammatisch erzogen seien, so ist doch dagegen zu bemerken, dass dafür auch ihre Redeweise in enge Formen gebannt ist. Wer keine strenge Schule durchgemacht, befleissigt sich nie eines strengen Stils. Ohnehin ist ja die gepriesene unmittel-

bare Naturwüchsigkeit bei unsern Schülern schon durch die anderweitigen grammatischen Uebungen, die an den zehnjährigen Knaben herantreten, gestört. Die Poesie kommt nicht durch Inspiration allein; Bürger und Göthe haben sich bei ihren Gedichten viel mit der Grammatik abgegeben. Dadurch aber soll natürlich nicht dem Uebermass der Abstraction das Wort geredet werden, wie die Becker'sche Schule thut.*) Es soll nur der Satz stehen bleiben, dass nicht alles grammatische Erkennen vom deutschen Unterricht fern gehalten werden solle. Und hiermit soll wiederum nicht behauptet werden, dass nicht das Studium der Muttersprache eine wesentliche Hülfe durch das Studium besonders der alten Sprachen erhalten, der unendliche Vortheil zeigt sich schon an der logischen Bildung des 14jährigen Gymnasiasten gegenüber dem Elementarschüler. Freilich aber muss der deutsche Unterricht ein anderer sein als in einer fremden Sprache. Der Schüler kennt ja von vorn herein die Wörter und ihre Bedeutung, die Wortformen, Wortverbindungen. Ueberall ist etwas mitgebracht und es braucht nur gelegentlich verbessert und erweitert zu werden. Declination und Conjugation muss der Schüler durch fremde Sprachen lernen.**) Wenn also Material und Flexion der Schüler schon hat, so hat er nur die Anwendung desselben zur schriftlichen Darstellung zu erlernen, d. h. richtige Schreibung des einzelnen Wortes und richtige Fassung des Satzes.

Der Unterricht soll den Schüler befähigen, sich mündlich und schriftlich auszudrücken. Dazu bedarf der Schüler eine Einsicht in die grammatischen Verhältnisse des Satzes.***) Wie soll der Lehrer dem Schüler die Correctur klar machen, wenn er sich nicht auf Gesetze berufen kann? Wird nämlich bloss äusserlich ein gegebener Inhalt nachgeahmt, so bleibt in Bezug auf den Zusammenhang der Schüler im Unklaren; es soll aber der Schüler seines Stoffes sich bewusst werden. In der Muttersprache kann da allerdings das Kind mit dem Bade ausgeschüttet werden, und es hat Menschen gegeben, die den ganzen reichen Inhalt zu nichts als einer seichten Verstandesaufklärung benutzten; aber heutiges Tages ist man über solche Verkehrtheiten hinaus.

Wie ist also zu verfahren? Der Unterricht beginnt mit der Lectüre. An sie, welche das Gegebene ist, muss sich der grammatische Unterricht anschliessen. Die eigentliche Grammatik, folgt daraus, kann nur der Lehrer sein. Und zwar geht er vom Einfachen zum Schwerern über. Nach der Lesung beginnt die grammatische Interpretation. Hier erfährt der Schüler

---

*) Eine recht auffallende Betrachtungsweise findet sich in einem Programm von Schmidtborn. Hadamar 1841. S. 32: „Das Kind spricht ohne deutliche Unterscheidung des Aeussern von dem Innern, ohne genaue Betrachtung und Anschauung der Sprachformen, somit ohne klare Vorstellung von dem Bestand der Wort- und Redeformen, wie der Satzweise; aber, was noch weit schlimmer ist, es spricht auch ohne alles Nachdenken über den Inhalt und die Bedeutung der Sprachformen, ohne alles Verständniss des ihnen innewohnenden gemeinsamen oder verschiedenen Sinnes u. s. w." S. 38: „Die Wichtigkeit der Lehren von der Wortbildung und von der Flexion für den ersten deutschen grammatischen Unterricht bezweifelt wohl Niemand." S. 53: „Jede Dunkelheit des Bewusstseins über den bestimmt ausgeprägten Inhalt der Formen will der grammatische Unterricht beseitigen." S. 54: „Dadurch gewinnt der Schüler Herrschaft über die Muttersprache, und Verstösse gegen die Sprachrichtigkeit können hinfort nur zum Vorschein kommen, im Falle er jede Reflexion über den Gedanken wie über seine Hülle verabsäumt."

**) S. Mützell Zeitschrift für Gymn. W. 1853. Suppl. B. p. 167.

***) S. Herling Stilist. I, 288.

das, was er zur Erweiterung oder Berichtigung seines Sprachgefühls in Bezug auf Etymologie oder Formenlehre bedarf, hier das, was zur Erkenntniss des Satzbaues für ihn passt. So ist es bei vielfacher Uebung leicht, dass der Schüler eine ziemlich vollständige Syntax in seiner Muttersprache allmälig erhält, die ihm für die Aneignung der syntaktischen Verhältnisse in fremden Sprachen die wesentlichste Unterstützung gewährt. Natürlich braucht nur ein Theil des Lesestückes zu grammatischen Uebungen verwendet zu werden. So wird nun an das für den Schüler lebendige sprachliche Gefühl, wie es in der Rede erscheint, auch das bewusste Verständniss geknüpft, also jenes nicht gestört, während allerdings durch die strenge Becker'sche Methode der Stoff der Muttersprache mit Gewalt in das Prokrustesbett der grammatischen Theorie gezwängt wird. Diese letztere Methode artet leicht aus in todten Mechanismus und erzielt nur abstracte, leblose Formen; jene erstere aber verlangt vom Schüler nur das in Bezug auf die Muttersprache, was er in allen Gegenständen des Unterrichts leisten muss.

Da im Lesestücke überall gleich ganze Perioden vorkommen, so scheint es nöthig, von vorn herein die Hauptsätze von den Nebensätzen den Schüler unterscheiden zu lehren. Diese letzteren als blosse Theile des Hauptsatzes kennen zu lernen ist für den Schüler von der grössten Bedeutung schon für den Unterricht in fremden Sprachen. Innerhalb der Sätze sind dann vor Allem das Subject und Prädicat hervorzuheben, dann gleich ihre näheren Bestimmungen anzugeben. Es kömmt nicht auf Nachmachen an, sondern darauf, dass der Schüler sich an jedem möglichen Satze orientiren kann. Wenn so das Verständniss des deutschen Satzes erzielt ist, so ist der Schüler vor den meisten lateinischen Fehlern gesichert.

Da der Schüler mit den Flexionen bekannt ist, so ist nur nebenbei auf die Fehler aufmerksam zu machen, die er mundartlich begeht, und dabei die allgemeinsten Gesetze zu berühren. Die Fehler gegen die Rectionslehre werden eben so mundartlich sehr verschieden sein; schwerlich machen die Süddeutschen die Fehler, die wir Norddeutsche, in deren Volkssprache der Dativ und Accusativ nicht unterschieden sind, begehen. Ich fürchte aber, dass durch eine besondere Rectionslehre der Schüler leicht verwirrt werde. Wenn dagegen ein anderes Gebiet der Grammatik, die Semasiologie, herangezogen wird, so eröffnet sich urplötzlich dem jungen Leser eine Aussicht auf eine wunderreiche Welt. Doch darauf hier einzugehen führt zu weit ab.

Genug, Referent stimmt mit dem verehrten Herausgeber darin überein, dass er eine ausführliche Grammatik in den Händen des Schülers für überflüssig hält; er weicht aber auch darin von ihm ab, dass er selbst eine Rectionslehre ihm in die Hände zu geben nicht für nöthig findet. Doch werden Viele auf der Seite des Herausgebers stehen, und von ihrem Standpunkte ist die Art und Weise, wie hier die Sache behandelt ist, für den Schüler fasslich und anziehend.

Was das Lesebuch betrifft, so hat der Herausgeber der poetischen Abtheilung der Stellung wie dem Umfange noch den ersten Platz eingeräumt, mit Recht. In der prosaischen Abtheilung ist dafür gesorgt, dass der Schüler bei jeder einzelnen Stilgattung sowohl diese Gattung als die in ihr besonders hervorragenden Schriftsteller kennen lernt; auch ist es eine zweckmässige Einrichtung, dass bei den einzelnen Gattungen auf die verwandten poetischen Stücke des Buches zurückgewiesen ist.

In der Auswahl der Stücke zeigt sich ein sicheres Verständniss der Bedürfnisse der Schule und Geschmack. Statt den Gedichten eine kurze Biographie der Dichter beizufügen, hat der Verfasser den guten Gedanken gehabt, im ersten Abschnitt des prosaischen Theiles Bilder aus dem Leben deutscher Dichter zur Einführung in die Literaturgeschichte, zum Einleben der Jugend in die geistigen Grössen des Volkes vorauszuschicken. Vielleicht

wäre es nicht unzweckmässig gewesen, auch andere grosse deutsche Männer in Charakteristiken und Charakterzügen der Jugend vorzuführen. Wir erhalten so hier Bilder aus dem Leben Gellert's, Pfeffel's, aus Herder's Jugendzeit, aus Göthe's Jugend (aus Wahrheit und Dichtung), aus Schiller's Jugend, seine Flucht, erste Vorlesung (theils aus Ferd. Schmidt, theils aus Palleske), aus Körner's Leben, aus E. M. Arndt's Jugendzeit.

Die darauf folgende Wahl der Fabeln und Parabeln ist gut. Dann folgen Märchen und Erzählungen: Rübezahl (von Musäus), Elfen (von Tieck), Meister Pfriem (W. Grimm), ein plattdeutsches Märchen (aus Firmenich); nur die folgende Erzählung von Houwald: „Der Christ und der Muhamedaner“ würde Referent ausgelassen haben, sie ist für die frische deutsche Jugend zu weichlich. Den Schluss bilden: die feindlichen Brüder (von Auerbach), Tobias Witt, Neujahrsnacht (J. Paul). Unter die nächste Rubrik: Bilder aus dem Kreise der Sage und der Geschichte hätte sich noch manche werthvolle Perle einreihen lassen; das Gegebene ist aber gut gewählt. Es sind verschiedene Stücke aus Starke's Biographie: Aus dem trojanischen Kriege, der Odyssee, der Thermopylenkampf, Porsenna, die Caudinischen Pässe; dann die Hermannsschlacht (von Menzel), Pompeji (von Wackernagel), Nibelungenbilder, Otto's I. Krönung (vom Herausgeber), die Eroberung Jerusalems (Wilken), Gustav Adolfs Tod (Schiller), Ueberfall bei Hochkirch (Archenholz), Schlacht von Leipzig (Kohlrausch). — Auch der letzte Abschnitt: Beschreibungen und Schilderungen, für welchen allerdings in den neueren geographischen Sammlungen, wie von Grabe u. A., sich noch manche edle Beute finden liess, verdient Lob. Es sind aufgenommen: Von Lenz: der Hahn, Scheitlin: der Storch. Meyer: der Bär, das Kamel, von Oken: Ameisenkrieg; Luden: Deutschland; Mendelsohn: Donau, Rhein; Tschudi: Alpenbilder; Leo: Lombardei und Venedig; Richter: Aetna: Hackländer: Jerusalem; Steffens: Seesturm; Köhler: Schlacht von Abukir; Hirschfeld: Gewitter; Falkmann: Schlittenfahrt; Immermann: der westfälische Dorfschulze.

In der poetischen Abtheilung hat der Herausgeber die chronologische Reihenfolge befolgt, ein Gesichtspunkt, gegen den man nichts wird einzuwenden haben. Im Ganzen hat gewiss auch in dieser Abtheilung der Herausgeber in der Auswahl das Rechte betroffen; allgemeine Zustimmung wird er freilich, wie er selbst sagt, so wenig finden, als es bisher irgend einem Nebenbuhler gelungen ist. Auf keinem Gebiete mögen die Ansichten über das Richtige so auseinandergehen wie auf diesem; der Herausgeber lässt sich von seinen Erfahrungen und wiederum der Kritiker von den seinigen leiten; der eine subjective Standpunkt steht dem andern subjectiven gegenüber. So möge es der verehrte Herausgeber dem Referent erlauben, ihm seine Erfahrungen und Ansichten mitzutheilen, oder kürzer das anzugeben, was für die angedeutete Altersstufe, ich denke Tertia und Quarta, weniger geeignet scheint, so schön es auch sonst ist. Nur dies schicke ich voraus, dass damit, dass das epische Gedicht bedeutend mehr Raum erhalten hat als die Lyrik, der Herausgeber sicherlich das Rechte getroffen hat. Die zuerst aus Gellert und Hagedorn gewählten 9 Stücke passen grösstentheils für Quarta, indess einige scheinen mir mehr für Quinta geeignet zu sein. Gegen die Auswahl von Lichtwer (3) und Pfeffel (3) möchte sich wohl kein Widerspruch erheben. Claudius könnte mehr herangezogen sein, Nro. 3 muss wohl in der zweiten Auflage mit einem andern Stück vertauscht werden. Von Herder ist: der gerettete Jüngling und Olof gut ausgewählt; dagegen würde ich das „Kind der Sage“ der Secunda überlassen. Von Bürger sind: der wilde Jäger, der brave Mann, der Kaiser und der Abt, Lenore aufgenommen; das letztere Gedicht scheint für die Tertia noch zu schwer. Die Auswahl aus Voss ist gut: der 70. Geburtstag, aus der Luise, aus der Odyssee. Von Göthe folgen: Erlkönig, Zauberlehrling, und Reineke; das Stück aus Hermann und Dorothea würde ich der Secunda zuweisen. Von

den aufgenommenen Gedichten Schiller's halte ich ebenfalls einige nur für eine sehr gute Tertia geeignet und würde sie lieber in der Secunda behandeln, so: Kassandra, das Eleusische Fest, die Schlacht, das Bild zu Saïs, Spaziergang, Glocke, Pompeji und Herculanum, der Tanz, vielleicht auch Pegasus im Joche; ausser diesen sind ausgewählt: Polykrates, Ibykus, Bürgschaft, Taucher, Kampf mit dem Drachen, Gang nach dem Eisenhammer, Graf von Habsburg, Klage der Ceres, Theilung der Erde, Parabeln und Räthsel, aus den Votivtafeln. Die Elegie von Matthisson findet in unseren Lesebüchern noch immer ihren Platz; ob mit Recht, scheint zweifelhaft. Gegen die Wahl aus Schlegel (Arion), Arndt, Chamisso (Boucourt, Riesenspielzeug, die Sonne bringt es an den Tag, Abdallah, Pech), wird sich nichts einwenden lassen. Von Uhland sind aufgenommen: Sängers Fluch, Roland Schildträger, Graf Eberhard, Glück von Edenhall, Schenk von Limburg, Schwäbische Kunde. Das erste Gedicht scheint mehr für Secunda geeignet, dagegen wäre es wohl passend, bei der zweiten Auflage Uhland noch mehr hervortreten zu lassen. Die Auswahl aus J. Kerner (Wanderer in der Sägemühle, Preis der Tanne, Rudolf's Ritt) ist gut, die aus Körner vielleicht etwas zu umfangreich. Die Gedichte von Rückert: Gräber zu Ottensen, der heilige Christ, Hormusan, Barbarossa, Chisher, drei Gesellen, drei Paare und Einer, Salomon und der Säemann, Parabel, sterbende Blume — sind für die Tertia und Quarta wohl geeignet, während die Stücke aus den geharnischten Sonetten und die Sprüche für eine höhere Altersstufe zu passen scheinen. Von Platen würde ich die Gründung Karthagos und die Grabschrift ebendahin verweisen; die anderen Stücke sind: das Grab im Busento, Harmosen, der Pilger von St. Just. Von G. Schwab sind aufgenommen: der Reiter und der Bodensee, Konradin, das Opfer, des Fischers Haus; das zweite ist vielleicht noch zu schwierig fur die Stufe. Von den vier Gedichten Heine's: Lorelei, Grenadiere, Frühlingsgruss, an eine Jungfrau, schlägt Referent vor das letzte zu streichen; von denen Anast. Grün's: Kaiser Max, Pinie und Tanne, der letzte Dichter, das letzte für Secunda zu sparen. Seidl's Gedichte: das Glöcklein des Glücks, Hans Euler, der alte Schiffer, sind passend gewählt; Freiligrath's: Löwenritt, Gesicht des Reisenden, Wecker in der Wüste ebenfalls, die „Bilderbibel" für Secunda geeigneter, eben so Geibel's Volkers Nachtgesang, während Friedrich Rothbart, Schill, Hoffnung für Tertia passen. Hierauf folgen noch eine Reihe anderer Gedichte, wie Ankäos von Kind, Curtius von Besser, Pipin von Streckfuss, Frankfurt von Kopisch, Hofer von Mosen, Ypsilanti, der kleine Hydriot, der Glockenguss zu Breslau von W. Müller u. a.; mit Uebergehung der unzweifelhaft zweckmässig ausgewählten Stücke bemerkt Referent nur, dass es ihm passend erscheint, wenn aus den Sammlungen solche Gedichte verschwinden, die nur versificirte Geschichte sind oder ein zu rhetorisches Gepräge haben, und räth daher Arnold Winkelried von Follen, Columbus von L. Brachmann, Fehrbellin von Minding, Schmied von Solingen von Simrock, nächtliche Heerschau von Zedlitz zu streichen.

So hat Referent breit genug seine subjectiven Ansichten ausgekramt; aber es wird vielleicht manchem Lehrer des Deutschen oder überhaupt manchem Gymnasiallehrer nicht unerwünscht sein, noch Mehrere ihre Ansichten aussprechen zu hören. Aus der ganzen langen Beurtheilung aber werden die Leser wahrgenommen haben, mit welchem Interesse Referent das vorliegende Buch gelesen hat. Möge es ihm gelungen sein, dem mit so viel Fleiss und Ernst verfassten Werke recht viele Freunde unter seinen Amtsgenossen zu gewinnen.

Herford. Hölscher.

Nachträgliche Bemerkungen zu meiner Anzeige von D. A. Hagen's Ausgabe von Schenkendorf's Gedichten (in einem Septemberheft des Stuttgarter Morgenblatts).

1. In verschiedenen deutschen Gedichtsammlungen findet sich „Das Lied von den deutschen Strömen“ mit dem Namen Schenkendorf's. Noch Scherr in seiner allgemeinen Literaturgeschichte 1861 S. 474 nennt Schenkendorf als Verfasser. Nach einer Notiz in der 2. Ausgabe von G. Schwab's fünf Büchern deutscher Poesie ist das Lied von einem sonst wenig bekannten Buchner aus Darmstadt. In Hagen's Ausgabe, die doch gewiss auf Vollständigkeit Anspruch machen kann, findet es sich nicht. Indessen erwartete ich, der Herausgeber werde das Lied wenigstens erwähnen und erklären, wie es kam, dass es Schenkendorf zugeschrieben wurde. Möglich, dass die grosse Aehnlichkeit mit andern Liedern Schenkendorf's, namentlich mit dem Lied von den deutschen Städten, die Meinung veranlasste, auch das Lied von den deutschen Strömen sei von Schenkendorf.

2. Schenkendorf ward am 11. December 1783 in Tilsit geboren. Danach sind andere Angaben zu berichtigen, die als seinen Geburtsort Königsberg und als Geburtsjahr 1784 nennen. Diese unrichtigen Angaben finden sich bei Hillebrand, Pischon, Schäfer, Scherr.

3. In dem herrlichen Studentenkriegslied, das sich gleichwohl wenigstens im Tübinger Commersbuch nicht findet, heisst es:

> Die Sünde sollt ihr rächen,
> Die durch die Wolken drang.

Der Herausgeber bemerkt dazu S. 525: „Die durch die Welten drang“ mag der Dichter einfacher und deutlicher geschrieben haben. Mit Unrecht. Schenkendorf denkt ganz im Einklang mit seiner religiösen Gesinnung, an Sünden, die durch die Wolken dringen und gen Himmel um Rache schreien.

Gustav Hauff.

Ein Nachtrag zur Schillerfeier im Jahre 1859. Erinnerung an die Schillerfeier in Fellin. Schaffhausen, Druck und Commission der Brodtmann'schen Buchhandlung. 1860.

Obiges Schriftchen ist ein Beweis, dass auch am Strande des baltischen Meeres, diesseits der Ostmarken des deutschen Vaterlandes, noch reger Sinn für deutsche Bildung und Literatur vorhanden ist. Es enthält nach einer kurzen Vorrede, der ich im Nachfolgenden einige Züge entnehme, die Vorträge, die am 10. November 1859 von Lehrern der Anstalt des Herrn Gustav Schmidt zu Fellin im nördlichen Livland gehalten wurden und die mehreres Interessante darbieten. Da ich früher dieser Anstalt als Lehrer anzugehören das Glück hatte, so halte ich es um so mehr für meine Pflicht, die Aufmerksamkeit des Publicums auf diese Schillerfeier zu lenken, durch welche trotz der Kleinheit des Orts, in dem sie stattfand, doch die Begehung jenes festlichen Tages in ungleich grösseren Städten Deutschlands in den Schatten gestellt wird. Wenn ein Städtchen, das ungefähr 1500 Einwohner zählt, Schiller's hundertjährigen Geburtstag so zahlreich und in so gehobener Stimmung begeht, wenn in einer fast ganz deutschen Anstalt dieser Tag durch musikalische Aufführungen, Declamationen, Reden und theatralische Vorstellung von Wallenstein's Lager gefeiert wird, wenn endlich zum Andenken an diesen Tag aus dem Ueberschuss der Einnahmen im

Betrag von ungefähr 100 Rubeln Silbers eine eigentliche Schillerbibliothek gestiftet wird, so ist dies ganz gewiss aller Anerkennung werth und darf namentlich in diesen Blättern mit vollem Rechte erwähnt werden, zum Zeichen und Zeugniss, dass das deutsche Gymnasium auch auf russischem Grund und Boden blühen und seine Bestimmung erkennen und erfüllen kann.

Gustav Hauff.

Petit cours d'exercices de langage et d'intelligence par Theophile Hatt. Première partie. Paris-Strasbourg. 1862.

Das vorliegende Buch ist für die Elementarlehrer und Erzieherinnen des Elsass geschrieben. Der Verfasser klagt, dass die französische Sprache dort immer noch nicht Volkssprache geworden, wenngleich durch die erleichterten Verkehrswege mit dem Innern Frankreichs, durch Aushebung der Recruten und Einstellung in die französischen Regimenter, und durch die Bemühungen des kaiserlichen Unterrichtsministeriums der Weg dazu angebahnt ist. Die Ursachen, welche der schnelleren Verbreitung der französischen Sprache hinderlich gewesen, sind nach dem Verfasser folgende:

1) Les difficultés réelles inhérentes à la chose même.
2) L'organisation défectueuse de la plupart des écoles de campagne.
3) Enfin et surtout la mauvaise méthode dont on se servait partout.

Er bekämpft die alte Uebersetzungsmethode, das Französische mit Hilfe des Deutschen zu lehren; er will das Französische durch das Französische selbst lehren nach dem Beispiel des Strassburger Schuldirectors Vivien, und zwar durch die in deutschen Schulen schon seit vielen Jahren gehandhabte Methode des Anschauungsunterrichts.

Der Verfasser giebt nun in der 27 Seiten langen Einleitung den Lehrern und Erzieherinnen, für die sein Buch geschrieben, die Art und Weise an, wie nach dieser Methode sein Buch zu verwerthen ist, wie man mit den einfachen Namen der Dinge beginnend, durch Frage und Antwort fortschreitend dahin gelangt, die Kinder sehr bald mit der Sprache vertraut zu machen.

Das erste Capitel: Intuition matérielle, directe ou immédiate umfasst auf 80 Seiten 60 exercices, von denen ich einige namhaft machen will:

1—2. parties du corps, 4. objets d'habillement, 5. les doigts de la main, 6. objets de la salle d'école, 7. qualifications; gauche, droit, 8. nombres des objets, 9—14. formes des objets, carré, rond, cylindrique, pointu, épais, mince etc.

Dem zweiten Capitel: Intuition matérielle médiate ou indirecte sind die Anschauungstafeln von F. Schreiber (Esslingen) zu Grunde gelegt, und werden dieselben eben so verwerthet, wie in unseren Schulen und wird dabei das im ersten Capitel erlernte Material verwendet.

Spandow. Dr. Muret.

Choix de lectures françaises, leçons pratiques et théoriques par Ph. H. Beck, professeur. Première partie. Lecture du premier âge. Paris-Strasbourg. 1862.

Der Verfasser will den Kindern, welche die Sprache erlernen, und denen, welche sie lehren, ein Handbüchelchen liefern, leicht zu verstehen

und zu erklären, welches gleichzeitig nützliche Lehren enthielte, um Herz und Geist zu bilden.

Der Inhalt ist den besten französischen Schriftstellern (Béranger, Berquin, Chateaubriand, Fénelon, Lamartine, Marmontel, Rousseau etc.) entnommen. Der Klarheit wegen hat der Verfasser einzelne Gedanken, die ausser dem kindlichen Fassungskreise lagen, fortlassen, andern abkürzen müssen; doch hat er dem ursprünglichen Texte niemals etwas hinzugefügt.

Jede Seite enthält eine grosse Anzahl Bemerkungen, welche nicht nur in einfacher verständlicher Sprache dem Kinde die Erklärung der schwerverständlichen Wörter und Sätze geben, sondern auch das Mittel bieten sollen, die Sprache ohne Hilfe einer fremden Sprache zu erlernen, da sie das vollständige Material zur Besprechung des Lesestücks bieten.

Das Buch zerfällt in zwei Theile. Der erste uns vorliegende Theil: lectures du premier âge zerfällt in mehrere Unterabtheilungen. Die erste, partie pratique beginnt mit Lesestücken in Prosa und Versen gemischt, welche der Form und dem Inhalt nach sehr einfach sind. Nach und nach werden sie länger, schwerer und verschiedenartiger.

Was sowohl die Anordnung wie die Auswahl der 88 Lesestücke und die erwähnten Noten betrifft, so verdient das Buch das Lob, mit vieler Umsicht und Fleiss gefertigt zu sein. Es ist seinem Zwecke sicherlich vollständig entsprechend, und verdient als erstes Lesebuch warme Empfehlung.

Eine zweite Abtheilung enthält 13 Briefe, deren Inhalt den Gesichtskreis eines Kindes nicht überschreitet.

Die dritte Abtheilung: Causeries enfantines bietet sechs Gespräche.

Die vierte Abtheilung enthält maximes, sentences und préceptes; und die fünfte: expressions choisies bietet die gebräuchlichsten im Leben vorkommenden Redensarten.

Der zweite theoretische Theil giebt erst in einer zwei Seiten langen Einleitung in einer leicht verständlichen Sprache die Unterschiede von Poesie und Prosa, die Erklärung von vers, strophe, stance, cantique, chanson, rime, quatrain etc. Nachdem das Auseinandergesetzte an einem poetischen Lesestück des Buches durch Fragen noch einmal wiederholt ist, folgt die Analyse und genaue Erklärung dieses Stückes.

II. Notions de Grammaire giebt einen kurzen Abriss (31 Seiten) der französischen Elementargrammatik, von dem jedoch zwei Drittel durch das französische Verb eingenommen werden.

III. Notions d'orthographe enthält viele Regeln über Orthographie, gallicismes, signes orthographiques, (apostrophe, accents, tiret, trait d'union, guillemet, parenthèse, tréma etc.) und ponctuation (point virgule etc.).

Das Buch verdient im Allgemeinen sehr empfohlen zu werden, da der Lernende ein bedeutendes Sprachmaterial daraus sammelt, und der Inhalt ein derartiger ist, dass die Theilnahme des Kindes stets wach erhalten wird. Auch dem Lehrer deutscher Schulen möchten wir das Büchelchen empfehlen; er wird es mit Segen verwerthen können. Vor Allem aber wird es von Erzieherinnen, die den ersten Privatunterricht zu leiten haben, mit Freuden begrüsst werden.

Dr. Muret.

Bibliothèque moderne. Collection de livres de lecture à l'usage des classes supérieures et moyennes des écoles des deux sexes, avec des notes grammaticales et étymologiques. Bruxelles et Leipzic, Schnée. 1862.

Unter diesem versprechenden Titel hat Herr Sauer, „professeur des langues modernes à l'école de commerce à Leipzic“ eine Sammlung zur Schullectüre geeigneter Stücke aus der Neuzeit herauszugeben begonnen. Die bibliothèque moderne erscheint in sehr schön ausgestatteten Bändchen in Octav zu dem Preise von $7\frac{1}{2}$ Silbergroschen bis 1 Thaler je nach dem Umfange der betreffenden Werke. Bis jetzt zeigt die Verlagshandlung folgende Serien an:

1. Série littéraire.

Souvestre: Au coin du feu.
Mme. Lacroix: Fleur de serre et fleur des champs.
Mérimée: Colomba

2. Série historique.

Guizot: Guillaume le conquérant.
Michelet: Jeanne d'Arc.
Louis XI. et Charles le Téméraire.

3. Série dramatique.

Mme. Girardin: La joie fait peur.

Einiges ist gut gewählt, Alles möchte sich jedoch schwerlich für die oberen Classen eines Gymnasiums oder einer Realschule eignen, die der Herr Verfasser wohl auch im Auge hat, da er lateinische und auch griechische Etymologien anführt; doch können wir sie für die oberen Classen höherer Töchterschulen wohl empfehlen. Dass man für die oberen Classen genannter höherer Anstalten die classische französische Literatur festhält, hat übrigens wohl einen tieferen Grund, als Herr Sauer meint, der es nur der Unkenntniss der betreffenden pädagogischen Schriftsteller mit den besseren Werken der neueren Literatur zuschreibt.

Was die grammatischen Bemerkungen unter dem Texte betrifft, so beschränken sie sich darauf, z. B. die Bedeutung von aller mit dem Infinitif oder mit dem Particip, von venir de, venir à, venir mit dem Infinitif etc. klar zu machen; so wie bei vielen unregelmässigen Verbformen den Infinitif zu nennen, z. B. atteignant von atteindre, tordait von tordre, s'éteignit von s'éteindre, vécu von vivre etc. Dergleichen Bemerkungen sind wohl sehr überflüssig. Ueberhaupt hat der Herausgeber Stellen, die geeignet wären, den Schülern bei der Präparation einige Schwierigkeit zu machen, nicht erklärt, dagegen andere sehr leichte Sachen besprochen. Mit einem Wort, es wird nicht überall das richtige Maass gehalten. Vocabeln wie maître pilote, faire monter, oppressé, avec égarement, brouiller, rendre machen, etc. werden den Schülern „oberer und mittlerer Classen“ wohl keine Schwierigkeiten bereiten. Es kann doch überhaupt nicht Zweck der Anmerkungen sein, jede Selbstthätigkeit der Schüler zu vernichten. Dahingegen möchte es eher gelohnt haben, über folgende Stellen einige Worte zu sagen. — In: la joie fait peur — vous n'êtes pas dégoûté (pag. 26), je suis bouleversé (27), c'est ma manière de danser à moi (34), on est suffoqué (37), si religieux dans ses soins (41), suivre en cachette (42), se concerter (49), savourer qch. (52) etc. In: Au coin du feu: se mettre à (9), manger du bon (10), par exemple (17), Ça s'est vu après tout (18), retrancher sur le nécessaire (23), les quelques livres (24), il portait sur lui (28), faut y goûter (31), nécromancien (67), plier les épaules (75), recouvert d'indienne dépareillée (80), c'est un moment à passer (81), se faire jour (85), j'ai deux cents francs de retraite (87) etc. Wenn der Herr Verfasser bei

den synonymischen Bemerkungen den Unterschied von faute und défaut zeigt, défaut diffère du syn. faute en ce que le premier se dit de préférence du moral, so hätte dieser Unterschied den Schülern wohl eben so kurz und doch klarer und richtiger gezeigt werden können. Dasselbe gilt von manchen anderen synonymischen Bemerkungen.

Was endlich die etymologischen Bemerkungen betrifft, so hat Referent nur wenige gefunden; sehr merkwürdig heisst es in la joie fait peur pag. 14: „morbleu Donnerwetter; juron, forme corrompue de Mort bleue (!!).“ Wie möchte der Verfasser wohl parbleu erklären? „Ouaille wird erklärt (du latin ovilia pl.) vieux Schaafe.“ Letzteres hat der Herr Verfasser wohl aus Diez, doch möchte ovicula dim. von ovis, esp. oveja, prov. ovelha wohl richtiger sein. Wozu aber solche Anmerkungen? Für den Schüler sind unserer Meinung nach wohl nur Etymologien von Werth, welche ihm die entsprechende französische Orthographie erklären und fester einprägen. Kühn ist auch „madré (probablement une corruption de marbré),“ da madré vfr. mazre, madre ahd. masar nhd. Maser. Bei du tout hätte der Verfasser wohl einige Worte mehr sagen können, als dass es keineswegs heisst. Eben so bei char-à-bancs, das er mit espèce de voiture erklärt und es dem Schüler überlässt, das Lexicon zu fragen, von welcher Art von Wagen hier die Rede ist.

Dr. Muret.

Théâtre de société et exercices de lecture à haute voix recueillis et annotés par William Reymond. Berlin, Herbig. 1863.

Der Herr Verfasser will durch Herausgabe dieser Sammlung einem längst gefühlten Bedürfnisse abhelfen. „Dans les familles allemandes, sagt er, on aime, pendant les longues soirées d'hiver, à lire, en se distribuant les rôles, les chefs-d'oeuvre dramatiques de la littérature nationale et l'on ne demanderait pas mieux, pour exercer les jeunes-gens à la prononciation française, que de leur mettre sous les yeux des pièces de théâtre écrites dans cette langue, si l'on ne craignait toujours, et à bon droit, d'y rencontrer des expressions, des idées ou des intrigues que la morale réprouve, tout autant que le bon goût.“ Er will daher durch diese Sammlung von den französischen dramatischen Werken der Zeitgenossen eine Auswahl bieten, denen dieser Vorwurf nicht zu machen ist. Die bis jetzt gesammelten Werke sind einactig, da der Verfasser darauf Rücksicht nimmt, dass selbige nicht nur gelesen, sondern auch gelernt und aufgeführt werden möchten. In einzelnen wenigen Noten sind Gallicismen, familiäre Redensarten und falsche Ausdrücke, die der Schriftsteller mit Absicht einzelnen Personen in den Mund legt, erklärt. In einer kurzen Einleitung ist jedesmal eine Anleitung gegeben, wie das betreffende Stück in Scene zu setzen sei. Der Verfasser will aber nicht nur dadurch für die Unterhaltung gesorgt haben, sondern Muster der jetzt gebräuchlichen Pariser Umgangssprache liefern, von der die französisch sprechenden Deutschen, wie er findet, bedeutend abweichen. Die uns vorliegenden beiden ersten Hefte enthalten:

I. Etre présenté par Méry. — Les préventions par Leclercq. — Une chambre de réserve par Audiffret. — La joie fait peur par Girardin.

II. Aimons notre prochain par Méry. — Mon étoile par Scribe. — Les cancans par Leclercq. — Le village par Feuillet. — Le Prince et le doyen par Leclercq.

Dr. Muret.

Französisches Elementarbuch nebst Vorbemerkungen über Methode und Aussprache von Dr. Bernh. Schmitz. Zweiter Theil: Grammatik und Uebungsbuch für mittlere Classen. Dritte, neu bearbeitete Auflage. Berlin, F. Dümmler. 1862.

In den Vorbemerkungen über die Einrichtung dieses Buches und Methode überhaupt giebt der Herr Verfasser 1) an, worin die neue Auflage mit der vorhergehenden übereinstimmt; 2) worin sie von derselben abweicht. Da Letzteres hier wohl wichtiger zu erwähnen ist, als das Erstere, so will ich darauf kurz eingehen. Während dieser zweite Theil früher die Methode des ersten, welche in der Zerlegung der Schwierigkeiten und in der unmittelbaren Veranschaulichung derselben durch einzelne kleine Uebungssätze besteht (vergl. Archiv XXIII, 419), fortsetzte, ist er jetzt zu einer selbständigen, mehr systematischen, in Lehrbuch und Uebungsbuch geschiedene Darstellung übergegangen. Der Verfasser hat diese Scheidung in Lehr- und Uebungsbuch vorgenommen, da er gefunden, dass die allzubeliebte Untermischung des Lehrstoffs mit practischen Uebungen einer leicht an Trägheit und Gedankenlosigkeit streifenden Bequemlichkeit Vorschub leistet. Ferner hat der Verfasser die in der vorigen Auflage unter den Lesestücken befindlichen zwei Kinderschauspiele fortgelassen, da sie ihm bei wiederholter Lectüre als stehender Lesestoff der Classe nicht recht geeignet schienen. Er hat an ihre Stelle ein anderes Material treten lassen, und zwar in der Absicht, zur Conversation noch wirksamer einzuleiten, als die in dieser Beziehung oft überschätzte Lectüre leichter dramatischer Werke es vermag. Der Verfasser hat die französische Geschichte von den ältesten Zeiten bis zum Vertrag von Verdun nach Duruy, Le Blas u. A. in 31 Lesestücken bearbeitet und in Anschluss an 31 deutsche Aufgaben in Conversationsform, also Schreib- und Sprechübungen zugleich, gegeben. Diese Aufgaben, obwohl sie sich auf die vorher einzuübende Lectüre gründen, wiederholen nicht etwa einfach den Lesestoff, sondern schliessen sich nur an diesen an, leiten zur Repetition und zu einer allmälig freier sich bewegenden Reproduction an. Wir glauben, dass die Lehrer, welche nach dem vorliegenden Buche unterrichten, dem Herrn Verfasser für diese Arbeit sehr dankbar sein werden, da der mündliche Gebrauch der Sprache dadurch frühzeitig wirksam vorbereitet wird. — Ferner fehlt der neuen Auflage das Wörterbuch, da der Verfasser mit Recht annimmt, dass die Schüler der mittleren Classe schon ein eigentliches Wörterbuch haben und gebrauchen lernen müssen.

Der Verfasser lässt nun noch Bemerkungen über die Methode des französischen Unterrichts in den mittleren Classen, und Vorbemerkungen zu den einzelnen Abschnitten seines Buches folgen.

Nun zur Grammatik selbst. Im ersten Capitel giebt der Verfasser auf 4 Seiten allgemeine Regeln über die französische Aussprache, Bindung und Betonung, die in anerkennenswerther Klarheit und Präcision dem Schüler die hauptsächlichsten Ausnahmeregeln darlegen, und reichern Stoff bieten, als man bei dem geringen Raum erwarten sollte.

Cap. 2—4 giebt avoir und être, die 3 regelmässigen Conjugationen (parler, finir, vendre) und Frage und Verneinung. Es ist hierbei sehr zu loben, dass die Endungen stets vom Stamm gesondert sind, und dass beim Conjunctif die Conjunction que nur bei der ersten Person und auch da in Klammern steht

Cap. 5. Das Hauptwort. I. Artikel, II. Casus mit kurzen aber bemerkenswerthen Zusätzen, III. Pluralbildung. Zu bemerken ist hier Regel 3. Plural auf au-x, bei Hauptwörtern auf al. Der Verfasser will sicherlich

durch die Schreibart au-x auf den häufigen Uebergang des l in u und umgekehrt aufmerksam machen.

Cap. 6. Eigenschaftswort. I. Bildung der Femininform, II. Pluralbildung, III. Vergleichungsstufen.

Cap. 7. Fürwörter. Selbige sind übersichtlich, scharf und klar behandelt und wird der Schüler durch kurze klare Regeln mit den Hauptschwierigkeiten derselben bekannt gemacht. Es möchte dies hauptsächlich von Abschnitt VII: der pronominale Gebrauch der Adverbien en, y, dont, où gelten.

Cap. 8. Zahlwörter. Cap. 9. Umstandswörter. Cap. 10. Verhältnisswörter. Cap. 11. Bindewörter. Cap. 12. Empfindungswörter. Cap. 13. Zusätze zu den 3 regelmässigen Conjugationen. Cap. 14. Das reflexive Zeitwort und die Veränderung des Particips Cap. 15. Infinitif und Particip mit Präpositionen, z B. de parler zu sprechen, à parler zu sprechen (beim, an's Sprechen), pour parler um zu sprechen (Absicht) etc. Ein nicht unwichtiges Capitelchen!

Cap. 16. Die unregelmässigen Zeitwörter. Auch dies Capitel ist recht übersichtlich und giebt nicht nur Memorirstoff, sondern fordert die Selbstthätigkeit der Schüler heraus.

Cap. 17. Bemerkungen, den Gebrauch einiger unregelmässigen Zeitwörter betreffend. Es gehört hierher aller, venir de, faire, laisser, Construction des Nebensatzes bei craindre, sollen, kommen etc.

Cap. 18. Regeln über das Geschlecht der Hauptwörter.

Cap. 19. Die gewöhnlichen Gallicismen. Der Verfasser hat denselben eine Stelle hier eingeräumt, wegen ihrer früh sich geltend machenden Wichtigkeit und Nützlichkeit. Ja da man ohne Kenntniss derselben kaum einen Schritt in die fremde Sprache machen kann und da sie bei der Lectüre den Schülern stets entgegentreten werden, so ist diese kurze (4 Seiten) Zusammenstellung der hauptsächlichsten derselben gewiss lobenswerth.

Im Cap. 20 giebt der Verfasser ein Verzeichniss von Wörtern, welche unregelmässig gesprochen werden; wie er überhaupt im ganzen Buch die Aussprache sehr berücksichtigt hat. Es kommt wohl auf vielen Anstalten vor, dass für den französischen Unterricht in den unteren und mittleren Classen die Lehrer häufig wechseln, und dass dies oft auf die Aussprache störend einwirkt. Diesem wird aber durch die fest vorgeschriebene richtige Aussprache der eingeführten Grammatik begegnet, und selbst Lehrer, die das Französische nicht zu ihrem Hauptfach gemacht, und nothgedrungen häufig diesen Unterrichtsgegenstand übernehmen müssen, werden dadurch einen festen Halt haben und ihr Unterricht wird weniger, als es sonst wohl häufig geschieht, der Aussprache schaden. Es wäre aber in Betreff des letzten Capitels zu erwähnen: une abbaye (abäj'). Es ist dies wohl ein Druckfehler? On prononce a-bé-ïe dict. de l'acad. Prenez femme, abbaye, emploi, gouvernement: (Lafontaine fables III, 1). Auch die Aussprache von poignard (pŏnjahr, ponnjahr) l'os (lohss) und einiger anderer Wörter ist wohl schwerlich den Schülern in dieser Form als die allein gute und richtige zu geben.

Der zweite Abschnitt giebt die wichtigsten syntaktischen Regeln, da der Verfasser mit Recht meint, dass ohne die Bekanntschaft mit den allgemeineren derselben ein Abschluss der Tertianer-Bildung im Französischen nicht denkbar ist.

Cap. 1. Die Wortstellung. I. Allgemeine Regeln der Wortstellung. II. Bildung des Fragesatzes. III. Stellung des Eigenschaftswortes. IV. Von den Satzzeichen.

Cap. 2. Vom Zeitwort (im einfachen Satz). I. Intransitif mit avoir und être. II. Zeitwörter, die abweichend vom Deutschen den Accusatif und Datif regieren. IV. Défini und Imparfait.

Cap. 3. Casus und Präpositionen. I. de nach Zeitwörtern und Eigen-

schaftswörtern. II. à nach denselben Wörtern. III. de und à Maass und Entfernung. IV. de und par beim Passiv. V. de nach Hauptwörtern, Fürwörtern und Umstandswörtern. VI. à nach Hauptwörtern. VII. Accusatif und Nominativ der Eigenschaft. VIII. Verwandlung des Accusativ der Person in den Dativ (bei voir, entendre, faire, laisser).

Cap. 4. Artikel. I. Bestimmte Artikel beim vorausgesetzten Object. II. Kein Artikel beim prädicativen Hauptwort. III. Die Apposition mit und ohne Artikel. IV. Regentennamen und Monatsnamen mit den Grundzahlwörtern.

Cap. 5. Zusammengesetzte Sätze. I. Umschreibende Sätze mit ce und être. II. Die einfache Verneinung ne. III. Der Indicativ in der indirecten Rede. IV. Zeitfolge. V. Conjunctiv nach gewissen Zeitwörtern. VI. Keine vorläufigen Andeutungen. Der Verfasser meint hier das Wegfallen des vorläufig andeutenden Fürwortes es, z. B. Ich wusste es, dass er zu Hause sein würde. VII. Conjunctiv in Relativsätzen. VIII. Conjunctiv nach gewissen Conjunctionen. IX. Relativsätze mit dem Prädicat erster oder zweiter Person. X. Conditional.

Cap. 6. Infinitiv. I. Ohne Präposition. II. Mit de. III. Mit à. IV. Infinitiv oder Nebensatz?

Cap. 7. Participien. I. Das Participium des Perfectums. II. Das Participium des Präsens.

Der dritte Abschnitt enthält als Lesestücke: I. Stellen aus der Bibel. II. Historische Anekdoten und Erzählungen; darunter Uebertragungen (in Prosa) Schillerscher Gedichte, die den Schülern bekannt sind. III. Beschreibungen. IV. Gedichte, meist Lafontainsche Fabeln. V. Die schon erwähnte Bearbeitung der französischen Geschichte.

Der vierte Abschnitt endlich bringt deutsche Aufgaben über sämmtliche Capitel mit den nöthigsten Vocabeln.

Man wird aus Vorhergehendem hinlänglich entnommen haben, dass das Buch bei seinem geringen Umfang von 203 Seiten verhältnissmässig viel liefert. Der Verfasser hat dies nur durch eine klare präcise Fassung erreichen können, und verdient das Buch daher, allen Fachgenossen zu eingehender Prüfung angelegentlichst empfohlen zu werden.

Dr. Muret.

Lehrbuch der englischen Sprache. 1. Cursus. Elementarbuch mit besonderer Berücksichtigung der Aussprache nach Plötz bearbeitet von F. Grosscurth und D. Rosell. Göttingen. 1861.

Die Verfasser halten es, trotz der von Jahr zu Jahr wachsenden Zahl der englischen Grammatiken, nicht für unrathsam, dieselben noch durch eine zu vermehren, da mit Ausnahme der Grammatik des Dr. W. Zimmermann zu Leipzig, welcher „jedoch die Methode des jetzt so bedeutenden Plötz nicht recht erkannt zu haben scheint," noch kein Versuch gemacht ist, diese Methode auf die englische Sprache anzuwenden.

In dem vorliegenden Hefte werden die Elemente der Sprache, der Aussprache und Formlehre nach Art des Plötz'schen Elementarbuches in 72 Lectionen vorgeführt, welche in 6 Abschnitte zerfallen:

I. Aussprache; einige Formen von to have und to be (1—30).
II. To have und to be (30—37).
III. Regelmässige Conjugationen (37—45)

IV. Accent, Hülfszeitwort to do und Participle Present (45—50).

V. Fürwörter, Zahlwörter, unregelmässiger Plural, Steigerung, some, any, one (50—66).

VI. Einige unregelmässige Zeitwörter (!).

Hieran schliessen sich, wie im französischen Lehrbuch, welches die Verfasser zum Muster genommen, englische Lesestücke (ohne Accent und Lautbezeichnung) und endlich die zu den Lectionen 37—72 und den Lesestücken gehörigen Vocabeln. Von letzteren ist bei vielen, jedoch, wie es scheint, ohne besondern Grund vor andern bevorzugten, die betonte Silbe mit fettem Druck markirt. Auf Bildung der Uebungsbeispiele hätten die Verfasser wohl mehr Fleiss verwenden können. Hier einige Proben aus den ersten Lectionen: Er hat keine passende Röhre und keine Pfeife. Er hat eine schöne Braut. Wir haben verloren einen lahmen Knaben. Wir hatten gestohlen einen rothen Stein. Der kleine Knabe hat gefunden keine Hoffnung etc. Auch könnte man wohl wünschen, die deutschen Sätze wären in gutem Deutsch gegeben, und die englische Construction etwa durch Zeichen, wie mehrfach in späteren Lectionen durch Ziffern bemerkbar gemacht. Besser wäre es wohl noch, die Verfasser hätten nach einmal aufgestellter Regel die Construction der Selbstthätigkeit der Schüler überlassen.

Eben so lassen die Ausspracheregeln Manches zu wünschen; überhaupt haben viele derselben in dieser Elementarstufe für die Kinder wenig Werth, da diese doch nur jedes Wort erst durch gutes Vorsprechen des Lehrers lernen werden.

Auch von Druckfehlern ist leider das Buch nicht frei

Dr. Muret.

Dr. W. Zimmermann's Schulgrammatik der englischen Sprache. 7. Aufl. 1862.

Nachdem Herr Dr. Weigand dieses Lehrbuch von neuem in dem letzten Hefte des Archivs anempfohlen hat, dürfte es wohl an der Zeit sein, diesen Anpreisungen eines so mangelhaften Buches in einer Zeitschrift für das Studium der neueren Sprachen entgegenzutreten und auf die sprachlichen Unrichtigkeiten, von denen es wimmelt, aufmerksam zu machen. Der Verfasser, dem geschickte Compilation nicht abzusprechen ist, sagt in der Vorrede: „Desgleichen sollten die Uebungsstoffe nicht nur in correctem und gutem Englisch auftreten" u. s. w. Sehen wir nun, wie das „Wissen und Können," welches, wie es ebendaselbst (p. IV) heisst, „Schritt für Schritt wechselseitig (sich) durchdringen," bei ihm zusammengehen. Wir wollen einfach citiren.

p. 21. Let God be your guide all round the circuit of life.
p. 23. My nose is bleeding very often.
p. 24. The blood is rolling in our veins.
p. 29. What does the dog and fox do?
p. 37. If you have be anxious for giving them.
p. 41. How fain would I take a walk with you.
p. 43. Seamen often rose to mutiny.
ibid. Malignity is the mirror (?) of a bad heart
p. 44. Adam and Eve eat of the tree whereof they should not eat.
ibid. „Men of wealth use to wear costly pearls."
ibid. According to the records of history great progress have been made.

p. 46. Success greatly depends from seizing the proper moment.
p. 47. — cowardice was thought a most disgracing fault.
p. 66. The highest mountain in Europe ist the Mont Blanc.
p. 81. — the meadows are overfloated.
p 86. A fish that knew? to speak.
ibid. A gentleman being at dinner at a friend's house, the first thing that was coming upon the table und dieselbe falsche Anwendung der umschreibenden Form geht fast durch das ganze Stück.
p. 92. A traveller is often in danger to be robbed.
p. 98. I take pity of. I am mistaken of.
p. 104. I shall never be said that I forsook etc.
p. 113. A well-bred man etc. should not suffer (?) to be led astray.
p. 120. I shall be glad of being able etc.
ibid. What have I to do in order to procure me etc.
p. 141. England is an island rich of coals etc.
p. 149. Would you be so kind as to take along that letter for etc.
p. 156. — if not at once, so at least etc.

Eine geographische Belehrung wie: „Carlisle is the name of several English Islands and towns“ sei nur beiläufig erwähnt.

Obige kleine Dornenlese wird genügen, auf die Unzuverlässigkeit einer solchen Grammatik hinzuweisen. Von Druckfehlern kann hier um so weniger die Rede sein, als dies die 7. Auflage des Buches und ihm auch ein Druckfehlerverzeichniss beigefügt ist. Was muss aber der Engländer von dem Zustand des Unterrichts in seiner Sprache bei uns und unsrer Kenntniss derselben für einen Begriff bekommen, wenn ihm ein solches Buch in die Hand geräth? Was helfen da noch so sorgfältig gegebene Regeln, wenn man deren Anwendung nicht kennt und ohne alle Sicherheit im Gebrauch der Sprache ist, ja, wie es hier der Fall, die gröbsten Verstösse gegen den Sprachgebrauch und oft sogar gegen die bestimmtesten Regeln sich zu Schulden kommen lässt? — Ob der Verfasser uns auch für die „Andeutung dieser Mängel,“ wie er am Schluss seiner Vorrede sagt, „dankbar“ sein wird, wissen wir nicht; das aber wissen wir, dass ein Buch, das mit derartigen Mängeln behaftet ist, als Lehrbuch sich nicht eignet und Lehrer wie Schüler nur irre leiten kann.

X.

Die wesentlichen Unterschiede der Stamm- und abgeleiteten Sprachen, hauptsächlich an der deutschen und französischen Sprache nachgewiesen, nebst einer Einleitung über das Wesen der Sprache. Von F. Eimele, Dr. der Phil. Gothenburg, Druck von C. F. Arwidsson. 1862.

Die Lectüre dieser kleinen Schrift, die sich übrigens nicht auf die beiden genannten Sprachen beschränkt, sondern sich auf die germanischen und romanischen überhaupt ausdehnt und auch die alten und selbst die morgenländischen vielfach berührt, macht einen angenehmen, erfreulichen Eindruck. Der Herr Verfasser — wie aus mehreren Stellen zu vermuthen, ein Schwede — betrachtet seinen an und für sich interessanten Gegenstand mit umfassender Sachkenntniss, mit reichlichem und besonnenem Nachdenken, mit klarer Unterscheidung und gewissenhafter Unparteilichkeit, die schon allein ein vielseitiges und gründliches Studium voraussetzt. Die Darstellung ist einfach und leicht verständlich, zugleich aber, was ebenfalls als ein Vorzug gerühmt werden muss, so bestimmt und in stetigem Zusammen-

hange fortschreitend, dass es misslich erscheint, Einzelnes daraus hervorzuheben. Das Ganze will eben im Zusammenhange gelesen sein, und hierzu ist es allen denen, welche sich von der Anschauung der einzelnen Sprache und ihrer Einzelheiten zu einer allgemeineren und freieren Betrachtung der grösseren Sprachgruppen und ihres gegenseitigen Verhältnisses zu erheben wünschen, auf das Angelegentlichste zu empfehlen.

G. L. Staedler.

Die Balalaika. Russische Volkslieder, gesammelt und in's Deutsche übertragen von Julius Altmann. (Berlin, 12. Verlag von Ferd. Schneider. 1863).

Während die germanische und romanische Volksdichtung der Forschung nur noch einen verhältnissmässig geringen Spielraum vergönnt, ist die volksthümliche Poesie der Slawen noch der Boden, auf welchem das Talent eines nur einigermassen mit dem Geist der Sprache und Dichtung vertrauten Sammlers, zumal wenn ihn seine Lebensstellung selbst für längere Zeit dem slawischen Terrain überliefert, eine reiche Ernte halten kann. Das beweisen die zahlreichen Anthologien der Letztzeit, welche theils die Ansammlung, theils die Uebertragung serbischer, bulgarischer, slowakischer, slowenischer, czechischer, polnischer, wendischer Poesien der beiden Lausitzen zum Gegenstand ihrer Wahl sich gesetzt haben. Dass Russland, das umfangreichste aller Slawenländer, der dichterischen Forschung ebenfalls einen reichen und willkommenen Stoff darzubieten vermöge, wen dürfte das befremden?

Der Herausgeber der oben angezeigten Liedersammlung hat seit einer Reihe von Jahren schon eine ziemliche Anzahl von Uebertragungen culturhistorisch wichtiger Kunst- wie Volkspoesien aus dem Bereich der slawischen und tschudischen Sprachen dem Publicum vorgelegt, welche wir als die Ausbeute seiner vielen Reisen in den verschiedensten Theilen Russlands, namentlich aber seines sechsjährigen Aufenthalts im Kreml der alten Zarenstadt Moskau, im Hause des deutschgebildeten, für Kunst und Wissenschaft selbst hochbegeisterten, und den deutschen Forscher bei allen seinen Unternehmungen wacker und einflussreich unterstützenden Commandanten, Generals von Staal, ausehen können. Wir erinnern beispielsweise an die vielen linguistischen Abhandlungen Altmann's im „Magazin für die Literatur des Auslandes,“ in „Erman's Archiv für wissenschaftliche Kunde Russlands,“ in Schmaler's „Jahrbüchern für slawische Literatur, Kunst und Wissenschaft,“ in den „Blättern für literarische Unterhaltung“ u. s. w., und an seine selbstständigen Schriften, wie die „Lieder aus der Ferne“ (Berlin, Hayn 1845); die „Ode von Derschawin: Gott. Aus dem Russischen.“ (Berlin, Hayn 1845); die „Runen finnischer Volkspoesie“ (Leipzig, Falcke und Rössler, 1856, 2. Auflage daselbst, Gust. Oehme, 1861); „Die Wüstenharfe. Eine Sammlung arabischer Volkslieder“ (Leipzig, Falcke und Rössler, 1856; 2. Auflage unter dem Titel: „Spiegelbilder der Sahara,“ daselbst, G. Oehme, 1861) und seinen: „Alkoran der Liebe. Neu-iranische Dichtungen von Hussein-Ali-Mirza, Statthalter von Schiras“ (Frankfurt am Main, Verlag für Kunst und Wissenschaft, 1861). Die allseitig beifällige Aufnahme, welcher die geadchten Werke sowohl in Russland wie in Deutschland, der Schweiz, Paris und London sich zu erfreuen hatten, ermunterten den Verfasser zur Herausgabe des in Rede stehenden Werkes, der „Balalaika,“ des umfangreichsten seiner seitherigen Sammelwerke, in welcher wir zugleich die grösste und umfänglichste bisherige Anthologie russischer Volksdichtungen begrüssen, und welche um so wichtiger ist, weil Altmann fast nur solche Lieder ver-

zeichnet, die bis jetzt noch ungedruckt waren, und weil er ferner Gelegenheit hatte, die Mehrzahl dieser volksthümlichen und meist auch treu im Volkstone wiedergegebenen Dichtungen an Ort und Stelle der lautersten Quelle der Nationalpoesie, dem Volksmunde selbst zu entnehmen. Jahre eisernen, nur einem Deutschen eigenen Fleisses hat der Herausgeber auf die Beschaffung des Materials verwandt, und doppelt und dreifach soviel Jahre eisernen Fleisses verwendete er auf die Ordnung, Sichtung, Vergleichung und Uebertragung des bändereichen Stoffes, den er in dem vorliegenden Werke nur etwa zur Hälfte der Oeffentlichkeit überantwortet hat, obgleich wir wohl glauben annehmen zu können, dass eine vorsichtige Wahl und Kritik denselben geleitet haben wird und dass er uns hier das bessere Theil jener Sammlungen vorlegt. Der geistvolle Kenner des Russenthums, Varnhagen von Ense, wendete in den letzten fünf Jahren seines Lebens dem damals noch im Entstehen begriffenen Werke eine hohe Beachtung zu, und unterstützte den Herausgeber selbst auf das Humanste durch Herleihung vieler russischen Werke, namentlich deren von Lwow, Goetze, Kocipinski, zur Revision des Textes. Auch jener tiefe und gründliche Kenner des slawischen Genius, dessen Sammeltalente wir selbst so reiche Schätze der slawischen Kunst- und Volkspoesie verdanken, Friedrich Bodenstedt in München, zollte dieser Arbeit längst, ehe dieselbe vor das Forum der Oeffentlichkeit trat, eine ehrenvolle Anerkennung und suchte durch Vorbesprechung und Mittheilung einzelner Proben in seiner Schrift: „Aus Ost und West“ (Berlin, Decker, 1861) das Publicum von vornherein für jene fleissige Arbeit, welche uns nun abgeschlossen vorliegt, zu gewinnen. Das Werk selbst, welches Lieder aus allen Sphären der russischen Volkspoesie mittheilt, lässt Altmann in folgende Abtheilungen zerfallen: I. Heldenlieder und epische Anklänge (S. 1—33); II. Gesänge in der Romanzen- und Balladenweise (S. 34—79); III. Räuberlieder (S. 80—103); IV. Lieder von Tataren, Zigeunern und Bettlern (S. 104—114); V. Lieder der Verbannten (S. 115—122); VI. Soldaten- und Kriegslieder (S. 123—135); VII. Lieder von Mönchen und Nonnen (S. 136—153); VIII. Hirten-, Jäger- und Fischerlieder (S. 154—162); IX. Lieder der Liebe (S. 163—259); X. Braut-, Hochzeits- und Ehestandslieder (S. 260—266); XI. Ständchen und Wiegenlieder (S. 267—272); XII. Spiel- und Tanzlieder (S. 273—281); XIII. Scherz- und Spottlieder (S. 282—308); XIV. Trauerklagen und Todtenlieder (S. 309—321); XV. Frühlingslieder (322—326); XVI. Erntelieder (S. 327—333); XVII. Festspiel- und Chorreihenlieder (S. 334—346); XVIII. Traum-, Geister- und Zauberlieder sowie Fabellieder (S. 347—366); XIX. Geistliche Gesänge. Lieder zu Ehren Gottes und der Heiligen, Gebete und Gelübde (S. 367—387) und XX. Lieder vermischten Inhalts (S. 388—400). Die Sammlung theilt im Ganzen 334 russische Volkslieder mit, wovon, was in Uebereinstimmung mit dem Charakter der Nationaldichtung überhaupt steht, etwa ein Drittheil der erotischen Abtheilung, der Liebesdichtung, zugehören. Besonders ansprechend sind viele der Räuberlieder, sowie der Lieder der Mönche und Nonnen. Natürlich machen sich, je nach dem Charakter der Gedichtgattung, alle möglichen Schattirungen und Nüancirungen der dichterischen Form wie des poetischen Gehaltes geltend. Am meisten herrscht der schwermüthige und weiche Ton, und, demselben entsprechend, das trochäische, oft langgedehnte Metrum vor. Aber auch Laune und Schalkheit, Liebe und Uebermuth wissen sich zur Geltung zu bringen, und daher treten gelegentlich auch der Jamb und Anapäst in ihre Rechte. Die Sammlung Altmann's ist wechselreich und interessant nach allen Beziehungen und Betrachtnahmen hin, welche das russische, und überhaupt das Volkslied, im Allgemeinen wie im Einzelnen sich am Herzen liegen lassen muss. Mit Fug sagt Bodenstedt im Hinblick auf die Balalaika: „das Hauptverdienst Altmann's wird der Ruhm bleiben, dass er der Erste gewesen ist, der uns ein vollständiges Bild der russischen Volkspoesie in allen ihren Eigenthüm-

lichkeiten gegeben hat, denn bisher waren nur Hinweise darauf und zusammenhanglose Proben vorhanden. Spätere Bearbeiter desselben Gegenstandes werden dieses Werk vermehren, aber Keiner wird es verdrängen können und Alle werden darauf fussen und zurückkommen müssen, da es auch in der vortrefflichen, stoffreichen Vorrede den Gegenstand erschöpfend behandelt." Auf gleiche Weise günstig und anerkennend hat sich die Stimme aller gelehrten Blätter Deutschlands für Altmann's Werk erhoben, und wir schliessen uns derselben mit dem Wunsche für den Herausgeber an, dass dessen Arbeiten, die gleichzeitig der Wissenschaft wie der Kunst, der Linguistik wie der Poesie, dienen, immer mehr und mehr jene Beachtung finden mögen, deren sie würdig sind, und dass ihm selbst jene Ermunterung, Aufhülfe und Unterstützung zu Theil werde, deren seine äussere Lebensstellung so benöthigt ist.

H.

Nuovo Metodo pratico e facile per imparare la Lingua francese proposto alla gioventù italiana dal Prof. Enrico Wild, Vice-direttore dell' Istituto speciale di commercio a Milano. Corso primo, seconda edizione emendata. Corso secondo. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1862.

Wir kennen den Herrn Verfasser bereits aus seinem in demselben Verlage erschienenen, in unserm Archiv Band XXIX. S. 322 fg. besprochenen „Lehrgang zur Erlernung der italienischen Sprache für deutsche Schulen." Das vorliegende Lehrbuch der französischen Sprache für die italienische Jugend ist nach denselben Grundsätzen bearbeitet, d. h. es legt den Sprachstoff nach der Reihenfolge der Redetheile dar, ohne Formenlehre und Satzlehre zu trennen. Auch hier sind, wie in dem vorstehend besprochenen Buche von H. v. Petit, die zu behandelnden Wörter und Wortformen jedem Capitel vocabelweise vorgesetzt und in zahlreichen, theils italienischen, theils französischen Sätzen und Uebungsaufgaben angewandt, denen im zweiten Cursus, welcher sich von dem ersten durch grössere Ausführlichkeit unterscheidet, bisweilen noch eine Anzahl von Fragen hinzugefügt sind, um den Inhalt des Capitels zu repetiren. Namentlich sind die beiden Cursen als Anhang (Appendice) beigegebenen französischen Uebersetzungsstücke stets mit solchen Fragen versehen, welche den Zweck haben, den Schüler nach Massgabe des Gelesenen zum freien Sprechen anzuleiten. Der zweite Cursus nimmt zur Erklärung der unregelmässigen Zeitwörter und ihrer Conjugationsformen häufig auf das Lateinische und Altfranzösische Rücksicht, wie denn auch die Einleitung zu demselben, welche von der Entstehung der französischen Sprache handelt, das Bestreben bekundet, den Schüler zu einer umfassenderen und tieferen Betrachtung seines Gegenstandes aufzufordern. Der Herr Verfasser zeigt sich, so weit es innerhalb der hier gesteckten Grenzen möglich war, als einen gründlichen Kenner des Französischen.

G. L. Staedler.

Noch einmal „Agricola und Franck." (Ein nachtrag zum nachtrage, bd. XXXII. h. 2).

Herrn dr. Latendorf's vorladung in die schranken des „Archivs" leiste ich, obwol abgesagter feind aller federplänkeleien, hiermit gern folge, kann es aber nicht über mich gewinnen, dabei in vollem büssergewande zu erscheinen, um, wie er wünscht, ein reumüthiges bekenntnis eigener schuld und schwäche abzulegen.

Nicht ohne absicht hatte ich an die spitze meiner bemerkungen die worte gestellt, dass ich damit nicht unantastbares hinstellen, sondern nur zu weiterer forschung anregen wolle. Indessen den vorwurf darf mir hr. dr. Latendorf nicht daraus herleiten, als „prüfe ich die worte eines anderen nicht eingehend und umsichtig, ehe ich sie angreife." Ich denke, wer wie ich länger als zwanzig jahre ein steckenpferd reitet, der macht auf ihm nicht leicht einen sprung ins blaue, sondern reitet gemach auf sicherem boden.

Ad II.

Indem ich hiermit zugestehe, allerdings durch die catalogangabe des Hagen'schen bücherschatzes irre geführt zu sein, kann ich doch nicht umhin, jahr und ort des druckes der von Latendorf angezweifelten Leipziger ausgabe vom jahre 1530 so lange als richtig hinzustellen, bis mir bewiesen wird, dass Nopitsch's angabe (literat. der sprichw. s. 20) völlig grundlos ist. Derselbe bezeugt nämlich die existenz dieser ausgabe durch die ganz besondere berufung auf den catalog der bibliothecae a J. C. Feuerlino colectae, pars posterior. Norimbg. 1808 p. 4. nr. 65.

Ich erinnere mich nicht, je einem widerspruche gegen diese berufung Nopitsch's von anderer seite begegnet zu sein, Koch's (II, 352) und Zacher's (nr. 11a) zu geschweigen.

Eben so lasse ich vorläufig die verzeichnung der Zwickauer ausgabe des II. theils vom jahre 1529 als richtig gelten, so lange die bei Nopitsch angeführten gewährsmänner nicht verdächtigt werden können. Nopitsch beschreibt sogar anfang und ende dieses theils und bemerkt in den verbesserungen s. 255 ausdrücklich, dass sich der II. theil auch zu Landshut befinde.

Möglich, sogar wahrscheinlich ist, dass das jahr des druckes der Hagenauer gesamtausgabe vom jahre 1584 ein druckfehler statt 1534 ist; jedenfalls wäre es von wichtigkeit, über den verbleib des bei Nopitsch erwähnten Kinderling'schen und des von Koch („repetit. Hagenau 1584") eingesehenen exemplares nachrichten einzuziehen. Ueberhaupt aber möchte ich hier bemerken, dass notizen aus dem cataloge einer öffentlichen bibliothek über die nichtexistenz dieser oder jener ausgabe nicht immer anspruch auf volle beweiskraft machen dürfen.

Warum mir Latendorf verwehren will, die ausgabe „Fünfhundert Gemainer Newer Teutscher Sprüchwörter 1548." o. O. als dritten theil zu betrachten, weiss ich nicht. In der vorrede findet sich allerdings keine bezugnahme Agricola's auf seine 750 sprichw., auch bleibt die behandlungsweise der sprichw. in diesem werke im allgemeinen hinter der seiner 750 sprichw. zurück; doch bezieht sich Agricola im texte selbst wiederholt auf seine früheren auslegungen. Man sehe z. b. sprichw. 8 im III. th., wo die erklärung mit den worten beginnt: „Es ist zuuor gesagt, wie zu Bayrn ain Narr gewesen sey" etc. und vergleiche damit II, 430. und I, 220. Ferner III, 61: „Svche das wort, Träwme seind lugen," eine hinweisung auf II, 623. — III, 99 heisst es: „Im wort, da das hoffleben ainem korbe voller kappaunen vergleicht wirdt, ist gesagt, wie ain gut klaid, voller bauch vnd ain freyes

wüstes leben" etc. = I, 271. — III, 178: „Es ist droben gesagt, Wer den Herren zu nahe ist, der will ersticken" etc. = I, 270. — III, 436 am ende: „Liss das wort, Der Winter ward noch nye so kalt," = I, 298 u. s. w.

Ad IV.

Dass Latendorf die Egenolff'sche und die Franck'sche sammlung für ein und dieselbe gehalten, musste ich aus seinen Worten entnehmen, die anzuführen ich mich gezwungen sehe. S. 68 heisst es: „— so kann diese angabe (nämlich W. Grimm's) doch nur mit der einschränkung aufgenommen werden, dass die bei weitem grössere hälfte des Guttenstein'schen auszugs, sowohl was die erklärung der sprichwörter als die erzählungen und fabeln anlangt, wörtlich aus Agricola entlehnt ist, ein verfahren, das Franck in seiner naivetät auch in anderen werken sich unbedenklich gestattet hat." Das ist denn doch, denke ich, deutlich genug gesprochen. Ich verweise hier noch einmal auf die aus Latendorf's schrift s. 75 von mir im ersten aufsatze citirte stelle, auf welche mir der geehrte verfasser nichts zu erwiedern gewusst hat. Hätte er nicht ausdrücklich die jahreszahl 1541 genannt, so könnte ich seine jetzige mittheilung gelten lassen. Ueberdies nennt er die Egenolff'sche zusammenstellung mehrmals eine überarbeitung. Dieser ausdruck muss irre führen. Wer von überarbeitung spricht, setzt Ein original als zu grunde liegend voraus. Egenolff's machwerk ist daher keine überarbeitung des Franck'schen werkes, denn zu dem eigenthume Agricola's und Franck's ist nichts neues hinzugefügt, es ist nichts wesentliches daran verbessert und umgeändert, sondern einzig und allein vieles davon weggelassen. Es scheint mir also nach allem s. 68 keineswegs „die originalausgabe von 1541 der Egenolff'schen überarbeitung von 1591" in meinem sinne „entgegengesetzt" zu sein.

Ich bin wohl nicht zu weit gegangen, wie mir Latendorf ferner vorwirft, wenn ich behauptete, „es stehe in Franck's sammlung kein satz aus Agricola's buch." Dass ich hiermit nicht einzelne sprichwörter gemeint haben kann, sondern nur den text der auslegung, das sieht gleich jeder unbefangene. Denn sprichwörter sind und bleiben freigut und gemeingut. Schon die fassung der von Latendorf gegen meine behauptung vorgebrachten beispiele muss darauf führen, dass Agricola und Franck unabhängig von einander sammelten. Man vergleiche:

Fr. I, 139b hat: Lang zu hof, lang zu hell.
Agr. I, 262: Lang zu hofe, lang zu helle.
Fr. Es ist vmb das hof leben, wie vmb die hüner in eim korb.
Agr. I, 271: Es ist um das hofeleben gethan, eben wie vmb die hüner, die im korbe sitzen, vnd die draussen frey gehen.
Fr. Als bald Petrus ghen Hof kam, verleugnet er Christum.
Agr. I, 282: Als bald Petrus gehn Hof kam, wurde ein schalck daraus.
Fr. Zu hof gibt man vil hend, aber wenig hertzen.
Agr. I, 277: Zu hoffe gibt man vil hände vnd wenig hertzen.
Fr. Suppen vnd brieff seind zu hof niemand versagt.
Fehlt bei Agricola.
Fr. Zu hof seind nit schaf.
Fehlt ebenfalls bei Agricola.
Fr. Beyn gibt man nit zu hof.
Agr. I, 278: Beyne gibt man nicht von Hofe.

Es hätte Franck, wenn er Agricola benutzt hätte, gewiss nahe gelegen, auch die bei Agricola sich findenden hofsprichwörter I, 273: „Wer zuhofe tuglich ist, den treibet man zu tode, der untuglich ist, der muss eyn narr sein." I, 289: „gruss kumpt von Hofe," und andere dort verzeichnete

einschlagende sprichwörter aufzunehmen. Diese hofsprichwörter beweisen also gar nichts gegen mich; sie sind weder in der gleichen fassung, noch auch in einer ähnlichen reihenfolge und vollständigkeit bei Agricola anzutreffen, wie aus meiner nebeneinanderstellung ganz klar zu ersehen.

Indem ich hiermit meine entgegnung schliesse, erkläre ich ausdrücklich, das verdienst, welches sich hr. dr. Latendorf durch veröffentlichung seiner untersuchungen über „Agricola's sprichwörter" ohne frage erworben hat, in keiner weise schmälern zu wollen.

Berlin. C. Schulze.

Programmenschau.

Landsteiner, Lessing als Bibliothekar. Wien, Programm 1861.

Dies Programm einer katholischen Schule entschuldigt die Wahl des Gegenstandes damit, dass die Classiker ja doch jedem Schüler bekannt würden, und dass es gut sei, die jungen Leute vor den Irrthümern derselben zu warnen. Es enthält eine Charakteristik von Lessing's wissenschaftlicher Thätigkeit, eine kurze Geschichte der Wolfenbüttler Bibliothek, eine Schilderung von Lessing's Studien seit Uebernahme seines Amtes, beides nach bekannten Quellen, eine Darlegung seiner Irrthümer auf religiösem Gebiete und der Grundzüge seiner theologischen Polemik. „Goetze (der Verfasser schreibt immer so) mit seiner Dogmatik, die als unconsequent, ungerechtfertigt, weil protestantisch der Lehrauctorität einer von Gott gestifteten Kirche entbehrt, konnte dem scharfdenkenden Lessing freilich nicht imponiren. Der tausendjährigen legitimen Hoheit Roms würde er sich vielleicht gebeugt haben, der angemassten Predigergewalt von gestern — nie.“ — „Lessing war ein Fechter. Es war ihm nicht so sehr um die Wahrheit zu thun — als vielmehr um den Sieg.“ — „Er musste als logisch denkender Mann den Widerspruch zwischen Dogma und freier Bibelforschung einsehen.“ — „Wenn Lessing nicht bloss, weil er sagt, er wäre der Erste, der protestantische Päpstlein mit dem Papste vertauschte, nicht weil er mit einer gewissen Sehnsucht vom katholischen Klosterleben sprach, nicht weil er tief ergriffen zu Rom sich beugte vor der milden Majestät des heiligen Vaters, — nicht bloss darum, sondern weil ihn die Logik drängte, einige Male der katholischen Lehre sehr nahe kam, so ist das kein Beweis, dass er es mit Willen that, — es war nur die Gewalt der Wahrheit, die eben darum der logischen Kritik Stand hält, weil sie Wahrheit.“ Die kleine Schrift ist in ihrer Art nicht uninteressant.

Dr. Lasson.

Miscellen.

Der Troubadour Guillem von Balaun.

Die provenzalische Literatur besitzt an den in einheimischer Sprache geschriebenen Biographieen ihrer alten Dichter, der Troubadours, einen werthvollen Schatz, den die altdeutsche Literatur für ihre Minnesänger und die altfranzösische für ihre Trouvères entbehren müssen. Diese Biographieen geben nicht nur interessante Aufschlüsse über das Leben und die Dichtungen der Troubadours, sondern liefern auch sehr viele willkommene Beiträge zur Sittengeschichte des Mittelalters, die aus keiner anderen Quelle geschöpft werden können. Dieselben entstanden wahrscheinlich zu der Zeit, als man anfing Liederbücher anzulegen, also entweder noch bei Lebzeiten der Dichter oder einige Zeit nach ihrem Tode, auf jeden Fall spätestens bis gegen Ende des 13. Jahrhunderts. Jedoch giebt es dergleichen nicht von allen Troubadours, deren Zahl nahe an die 400 beträgt, sondern nur von etwas mehr als dem vierten Theil derselben, in Allem von 104. Ihr Ursprung ist verschieden. Einige sind von späteren oder befreundeten Dichtern selber abgefasst. Zwei Biographieen, nämlich die von Bernart von Ventadour und von Savaric von Mauleon sind von dem Troubadour Uc von Sanct Cyr aufgesetzt nach mündlicher Ueberlieferung und eigenem Erleben, wie er es am Schluss der Biographieen selbst aussagt. Ohne Zweifel schrieb er noch andere Biographieen, wenn er es in denselben auch nicht ausdrücklich erwähnt; denn er war ein gelehrterer Troubadour als die meisten unter ihnen, da er ursprünglich zum geistlichen Stande bestimmt war, und daher die Schule von Montpellier besuchte, die damals schon in gutem Rufe stand. Andere Biographieen rühren von den Abschreibern her; z. B. in der Biographie des Peire von Cardinal nennt sich als Verfasser der Schreiber Michael von La Tour aus Nimes, oder wie er selbst sagt Meister Michael, maistre miquel de la tor, en la ciutat de nemze (cf. Mahn Biographieen der Troub. p. 31). Die berühmteren Dichter haben fast alle ihre Biographieen, zumal die früheren, aber auch einige, die nicht viele oder nur ein Gedicht gemacht haben, sind nicht ohne dieselbe, besonders insofern ihr Leben irgend einen merkwürdigen Zug darbot. Zu diesen letzteren gehört auch ein Dichter, Namens Guillem von Balaun (Paris Hs. 7225, 2701) oder Balazun, Balazus und Balazuc (letzteres Hs. 7226), dessen Lebensgeschichte ich hier, so weit sie in den Biographieen enthalten ist, mittheile. Gedichte hat er nur eins gemacht, oder vielmehr eins ist nur noch übrig, welches sich auf die in der Biographie erwähnte Begebenheit bezieht.

Guillem von Balaun, sagt die provenzalische Biographie (nach der Pariser Hs. 2701, Biogr. der Troub. p. 24), war ein edler Castellan aus der Gegend von Montpellier. Er war ein vollkommener Ritter und guter Dich-

ter, und verliebte sich in eine Edelfrau im Bisthum von Gavaudan, Guillelma von Javiac, Gattin Peire's, Herrn von Javiac. Er liebte sie sehr und diente ihr mit Singen und Sagen, und die Frau wollte ihm so wohl, dass sie Alles, was er in Betreff der Liebe von ihr verlangte, sagte und that. Guillem hatte einen Gefährten, Peire von Barjac, der recht wacker und ritterlich, verdienstvoll und schön war. Dieser liebte eine anmuthige Frau in dem Schlosse zu Javiac, mit Namen Viernetta, die ihn zum Ritter hatte und ihm Alles gewährte was er wollte. Und es ereignete sich, dass Peire sich mit seiner Herrin erzürnte, so dass sie ihm schnöde den Abschied gab, worauf er traurig und betrübt, mehr als er es jemals gewesen, fortging. Guillem ermahnte ihn sehr, nicht zu verzweifeln; er wolle schon Frieden stiften, sobald er wieder nach Javiac zurückkehren würde. Es dauerte aber sehr lange, ehe er wieder hinkam. Sobald er aber wieder hingekommen war, stiftete er Frieden zwischen Peire und seiner Herrin, worüber derselbe vergnügter war als da er ihre Liebe zuerst erwarb, wie er es auch selbst Guillem versicherte. Guillem erwiederte, dass er es nun selbst erproben wollte, ob das Vergnügen, die Liebe einer Frau wiederzuerlangen eben so gross wäre, wie das Vergnügen der ersten Liebe. Er stellte sich also sehr erzürnt auf Frau Guillelma, hörte auf, ihr Botschaft und Grüsse zu senden. und wollte sich in der Gegend, in welcher sie lebte, nicht mehr aufhalten, Deswegen nun schickte sie Boten an ihn mit sehr liebevollen Briefen, worin sie sich wunderte, dass er so lange nicht gekommen wäre und keine Botschaften an sie geschickt hätte. Er aber als thörichter Liebhaber wollte die Briefe nicht anhören, und liess den Boten gröblich abweisen. Der Bote kehrte betrübt zurück, und erzählte seiner Gebieterin, wie es ihm ergangen sei. Die Dame wurde sehr traurig, und bewog einen Ritter des Schlosses, welcher um die Sache wusste, sich zu Guillem von Balaun zu begeben, und ihn zu fragen, warum er gegen sie so erzürnt wäre: wenn sie etwas gegen ihn begangen habe, so möge er sich deswegen rächen, sie wolle ihm jede von ihm verlangte Genugthuung geben. Der Ritter ging hin zu Guillem und wurde übel von ihm empfangen; und als derselbe ihm seinen Auftrag gesagt hatte, erwiederte dieser, dass er ihm den Grund seiner Beschwerde nicht sagen würde, denn sie sei von der Art, dass er keine Genugthuung wolle, noch ihr verzeihen könne. Der Ritter kehrte zurück und berichtete der Frau Guillelma, was Guillem ihm geantwortet hatte, worüber sie alle Hoffnung verlor und sagte, dass sie ihm niemals wieder eine Botschaft, noch eine Bitte, noch eine Rechtfertigung schicken würde. Von nun an aber verachtete sie ihn ganz und gar, und so verharrte sie lange Zeit. Endlich aber fing Guillem an, zu bedenken, wie er durch seine Thorheit grosse Wonne und grosses Glück verloren hätte, und so stieg er zu Pferde und ritt nach Javiac, wo er in dem Hause eines Bürgers einkehrte; denn er wollte am Hofe nicht erscheinen, und sagte, dass er auf einer Pilgerfahrt sei. Frau Guiellelma erfuhr, dass er in dem Orte wäre, und als die Nacht anbrach und die Leute alle zu Bett waren, ging sie mit einer Frau und einem Mädchen aus dem Schlosse und kam in die Herberge, wo er lag; sie liess sich seine Kammer zeigen, warf sich vor ihm auf die Knie, neigte ihr Haupt gegen ihn, um ihn zu küssen, und bat ihn um Verzeihung für ein Unrecht, das sie nicht begangen hatte. Er aber wollte sie weder annehmen, noch ihr verzeihen, sondern er trieb sie vielmehr mit Schlägen und Stössen von sich weg. Die Frau aber ging traurig, gram- und schmerzvoll in ihre Wohnung zurück, mit dem Entschlusse, ihn nie wieder zu sehen noch zu sprechen; und sie bereute nun das, was die Liebe sie hatte thun lassen. Er aber blieb ebenfalls betrübt zurück über die grosse Thorheit, die er begangen hatte. Am Morgen stand er auf, ging auf das Schloss und sagte, dass er Frau Guillelma sprechen und sie um Verzeihung bitten wolle. Als Frau Guillelma das hörte, liess sie ihn abweisen, sagte, sie wolle ihn nicht mehr sehen und liess ihn gröblich aus dem Schlosse werfen. Er aber ging

traurig und weinend fort, und sie blieb voll Schmerz und Reue über die erlittene Demüthigung zurück. Also verharrte Guillem von Balaun wohl ein Jahr, dass die Dame ihn nicht sehen noch von ihm hören wollte, weswegen er damals das verzweiflungsvolle Lied dichtete, welches anhebt: „Mein Lied beginnt damit, Euch um Gnade zu flehen.“ Bernhard von Anduse, der angesehenste Baron in der Gegend, erfuhr den Vorfall zwischen Guillem und der Dame, stieg zu Pferde und begab sich nach Balaun. Er fragte Guillem, wie es gekommen wäre, dass er so lange seine Dame nicht gesehen hätte? Guillem erzählte ihm die ganze Thatsache und sein thörichtes Verfahren; Bernhard erklärte die Sache für eine grosse Posse, und sagte ihm, dass er Frieden stiften würde. Guillem aber freute sich sehr, als er hörte, dass Jener sich in's Mittel legen wollte. Bernhard trennte sich von ihm und begab sich nach Javiac, wo er der Dame das ganze Verhältniss Guillem's erzählte, und wie traurig und kummervoll er über die Thorheit sei, die er sich ausgedacht hatte, und erzählte ihr, dass er die ganze Posse nur zur Probe gespielt hätte. Die Dame antwortete, sie habe sehr darin gefehlt, dass sie sich so vor ihm gedemüthigt hätte; Bernhard erwiederte, eben weil sie Recht habe, müsse sie Guillem sein Unrecht um so eher verzeihen, und er bat sie darum so inständig als er konnte und wusste, ihm um Gottes Gnade und Barmherzigkeit willen zu verzeihen; auch könne sie deswegen Rache nehmen, wenn es ihr so gefiele. Die Dame erwiederte ihm, da er es wünsche, so wolle sie ihm verzeihen; doch müsse er für den Fehltritt, den er begangen hätte, sich den Nagel des kleinen Fingers abziehen und ihr ihn nebst einem Liede überreichen, worin er sich selbst Vorwürfe mache über die Thorheit, die er begangen habe. Als Bernhard von Anduse sah, dass er nichts anderes ausrichten konnte, nahm er Abschied, begab sich zu Guillem und überbrachte ihm die Antwort der Dame. Sogleich schickte er nach einem Meister (d. i. Wundarzt) und liess sich den Nagel unter grossen Schmerzen abziehen, dichtete sein Lied und begab sich nach Javiac, er und Bernhard. Frau Guillelma ging ihnen entgegen, Guillem warf sich vor ihr auf die Knie, bat um Gnade und Verzeihung, und überreichte ihr den Nagel. Da erbarmte sie sich und hob ihn auf, und sie gingen nun alle drei in ein Gemach, und hier verzieh sie ihm mit Kuss und Umarmung: er las ihr sein Lied vor, und sie hörte es mit Vergnügen an; und darauf liebten sie sich weit inniger als je zuvor. — Die Biographie fügt nun noch die folgende Moral hinzu: Und es ist eine grosse Gnade für den Menschen, dass, wenn er Gutes hat und dafür Uebles sucht, dass es ihm ergehe, wie es dem Guillem von Balaun ging, der sich wegen seiner Thorheit selbst so bestrafte.

Das Lied, welches Guillem von Balaun zur Sühne dichtete und mit dem Nagel überreichte, besitzen wir nicht mehr, weil es vielleicht überhaupt nicht in weiteren Kreisen bekannt wurde, wohl aber das in der Biographie zuerst erwähnte Lied, welches er während des Jahres dichtete, das er in Traurigkeit, Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung zubrachte. Ich theile dasselbe hier mehr seinem Inhalte als seiner metrischen Form nach in einer möglichst getreuen prosaischen Uebersetzung mit, zumal es, wie gesagt, das einzige von ihm noch übrige Gedicht ist. Es besteht aus 7 Strophen, jede von 8 Versen; jeder Vers hat 8 Sylben, der zweite und dritte hat weibliche oder klingende Reime, ohne deswegen mehr Sylben zu haben als die Verse mit männlichen oder stumpfen Reimen.

Str. 1. Mein Lied hebt damit an, Euch um Gnade zu flehen, aber nicht etwa, weil ich wünsche, dass Ihr wirklich Gnade gegen mich üben sollt; denn mein Vergehen ist so gross, dass ich mich nicht beklagen darf, wenn ich darüber zu Grunde gehe. Aber da ich mich selbst verloren habe und auch Euch, die Ihr mich noch verlorner macht, so ist es ganz recht, wenn ich meine Worte verliere. (Ein Wortspiel mit perdre, verlieren, und esperdre, verloren oder bestürzt machen, das sich im Deutschen nur schwer

wiedergeben lässt). — Str. 2. So verzweifelt steht es mit meiner Sache, dass ich nicht weiss, wie ich mich dabei benehmen soll; denn ein Bitten, das nicht erhört wird, hilft einem bedürftigen Menschen gar wenig; deswegen beklagt sich ein Unglücklicher mit Recht; und da ich gehört habe, dass Gott für einen abtrünnigen Menschen nie ein Wunder that, so bitte ich ohne Hoffnung auf Erhörung. — Str. 3. Wohl weiss ich, dass ich rücksichtslos gefehlt habe, und es bleibt nichts weiter übrig, als dass man mich hänge, was ich durchaus nicht mit Recht bestreiten dürfte; auch weiss ich sehr gut, dass, wenn ich der erste wäre, der sich so verging, es Recht wäre, einen zweiten nicht für möglich zu halten; aber wenn die Uebelthäter alle umgebracht würden und man ihnen nie Gnade erwiese, so würde schon noch gar mancher umgebracht und getödtet sein. — Str. 4. Verwünscht sei jene unglückselige Stunde, von welcher ich glaube, dass man sie mir theuer verkaufen wird; und es ist gut, dass ich lerne, auf welche Weise ein Dürftiger lebt; denn eine so hohe Freude kommt mir nicht zu; aber ich weiss nicht, wie es mir begegnet ist; ach, ich hatte das Gute nicht erkannt, aber jetzt erkenne ich es, und deswegen beklage ich mich. — Str. 5. Holde Frau, wenn mein Tod Euch frommt, so werde ich mich nicht dagegen sträuben, noch könnt Ihr mir eine grössere Rente gewähren; der Mächtige erlangt den Sieg über den, gegen welchen er sich hochherzig zeigt, und daher muss die Gnade ihm zu Hülfe kommen; derjenige kann aber nicht für gnädig gelten, dem es an Macht gebricht. — Str. 6. Ach, was für ein Unglückseliger war ich, als sie ihre Stirn gegen mich neigte und mich freimüthig um Genugthuung bat wegen dessen, wonach ich mich hätte sehnen sollen, und dann liess sie mich bitten auf eine solche Weise, dass mein Herz darüber oft genug Schmerz empfunden hat; aber jetzt würde ich mich für gerettet halten, wenn sie mich nur als einen Fremden grüsste. Str. 7. Edle Frau, obgleich ich der Verzeihung nicht würdig bin, so werde ich doch nicht umhin können, mich Euch zu unterwerfen und meine Hände flehend gegen Euch auszustrecken, denn ein um Hülfe Flehender besänftigt die Guten und die Bösen, und wenn das Mitleid Euch so rührt, was ich weder hoffe noch glaube, dass Ihr mir mein von mir eingesehenes Unrecht verzeiht, hebt mich, wenn ich jemals wieder falle, von der Erde und aus dem Koth nicht wieder auf.

Um eine Idee von der Form, dem Metrum, so wie dem Klang des Gedichts und der Sprache zu geben, erlaube ich mir, die letzte Strophe im Original hinzuzufügen. Vollständig abgedruckt findet sich das Original in Mahn's Ged. der Troubad. Band 3, Nro. 698.

Domna, si tot nom tanh perdos,
Non laisserai nous mi renda,
E mas mans no uos estenda,
Que pregars vens los mals els bos;
E si pietatz tan vos afranh,
So quieu non esper ni no cut,
Quem perdonetz tort conegut,
Sieu mais chai, nom levetz del fanh.

Man hat dieses Lied für das mit dem Nagel überreichte gehalten. Diez wenigstens scheint dieser Meinung zu sein, indem er sagt, das Lied, welches Guillem von Balaun zur Sühne dichtete, wird von den Handschriften am Schlusse dieser romantischen Erzählung mitgetheilt. Allein der Inhalt passt nicht recht zu dem letzteren Ereigniss, die Erwähnung des Nagels oder wenigstens eine Anspielung darauf hätte schwerlich umgangen werden können. Dagegen passt es weit besser dahin, wohin es von der Biographie gesetzt wird, die es das hoffnungslose Lied nennt, und der man doch nicht

ohne hinreichenden Grund widersprechen darf. Das mit dem Nagel überreichte Gedicht war auch wohl der Art, dass der Dichter wünschen musste, dass es zwischen ihm und der Dame ein Geheimniss bliebe.

Dr. C. A. F. Mahn.

Der Ursprung Kopenhagens, aus den isländischen Sagen gezogen; nach P. A. Munch.

Im Jahre 1167 liess der Bischof Absalon in der Nähe der heutigen Hauptstadt Dänemarks eine Burg, die Burg am Hafen (castrum de Hafn), wie er sie selbst in seinem Testamente nennt, und wie sie in päpstlichen Bullen vom Jahre 1186 an genannt wird, erbauen. Aus der Benennung Saxo's († 1204) „mercatorum portus“ erhellt, dass die Stadt (oder das Dorf), welche an dem Orte lag, wo die Burg erbaut worden, schon damals „Kaupmannahafn“ = „der Kaufmännerhafen“ genannt wurde, und dass der kürzere Name „Hafn,“ womit Absalon selbst sie bezeichnet, als eine bequemere Form nur in der täglichen Rede gebraucht worden ist. Dies berechtigt zu der Annahme, dass der Ausdruck Kaupmannahafn schon zu der Zeit vorhanden war, wo der Ort zum ersten Male in der Sage genannt wird, nämlich im Jahre 1043, als Magnus der Gute nach der Schlacht bei Aarhuus Svend verfolgte und ihn in Seeland bei „Hafn“ antraf, wo er ihn nach einem kurzen Gefechte überwand. Es wäre bedeutungslos bei den vielen Häfen, die es gab, einen vorzugsweise Hafen zu nennen, wenn er nicht als ein allgemein wichtiger zu betrachten wäre, als ein Handelsplatz, wo eine Menge von Kaufleuten sich zu versammeln pflegten. Der Name Hafen ist so zu sagen bedingt von dem Namen Kaufmännerhafen oder Kaufmannshafen. Wenn wir nun gleich diesen Namen nicht vor dem Jahre 1043 finden, ist damit doch keineswegs gesagt, dass er nicht älter sein könne. Der Ort wird bei der Gelegenheit eher als ein solcher erwähnt, dessen Bestehen als bekannt vorausgesetzt wird, denn als eine werdende Stadt. Die Andeutungen, die das Wort selbst enthält, berechtigen uns vielleicht, es sogar bis in die graue Vorzeit zurückzuführen. Es drängt sich hier nämlich die Frage auf: Wer waren die Kaufleute, nach denen der Ort benannt wurde? Wann und wie pflegten sie dahin zu kommen? Denn dass sie nicht an der Stelle selbst wohnhaft waren, liegt schon in dem Worte Kaufleute (Kjobmænd), welches in älteren Zeiten immer Reisende Leute (Farmænd) bezeichnete, d. h. solche, die entweder in eigenen oder fremden Schiffen reisten, um Handel zu treiben. Diese Kaufleute würden den Ort weder so regelmässig besucht, noch in solcher Menge sich dort eingefunden haben, dass er daher sogar seinen Namen entlehnt hätte, wenn an eben dem Orte nicht eine Handelsstadt gelegen hätte, in welcher das Volk sich zu einer gewissen Zeit des Jahres zu versammeln pflegte. Es kann indessen wohl als ziemlich gewiss angenommen werden, dass der Ort in jenen älteren Zeiten, bis zur Mitte des zwölften Jahrhunderts, wo er Absalon's Burg zur Beschützung bekam, keine Handelsstadt, sondern nur ein Marktflecken war, dass sich aber nach und nach, wie es an solchen Orten zu geschehen pflegt, die Zahl der festen Häuser vermehrte, bis endlich, besonders nach der Erbauung der Burg, eine feste Stadt daraus entstand. Hier entsteht nun wieder die Frage, ob in älteren Zeiten ein Handelsplatz entweder in Verbindung mit Kopenhagen oder doch so genannt werde, dass man, davon ausgehend, dass es wirklich einen solchen Platz in der Nähe Kopenhagens gab, leicht erkennen könne, es sei diese Stadt selbst. Die Antwort muss gewiss bejahend ausfallen; denn kein Umstand ist dawider, dass der in der

Saga erwähnte „Hal-Oere Markt“ nach Kopenhagen hingeführt werden könne; genauer betrachtet scheint dies vielmehr grade der Ort, wo er mit der grössten Wahrscheinlichkeit gesucht werden muss. Es ist sonderbar genug, dass der Hal-Oere Markt, der doch vom Schlusse des 9. bis zum Ausgange des 12. Jahrhunderts als ein Platz erwähnt wird, wo ein grosser, von Kaufleuten des ganzen Nordens besuchter Markt gehalten wurde, weder von Saxo noch in den Quellenschriften der dänischen Geschichte, sondern nur in den Sagen genannt wird. Dies veranlasst indessen zu der Annahme, dass der Ort, an dem der Markt gehalten wurde, oder der Hafen in der Nähe desselben in Dänemark selbst mit einem andern Namen benannt wurde, und dass man den Namen Halöre brauchte, wenn von dem Markte die Rede war. Diese Ausdrucksweise ist allgemein für die Märkte des Nordens. So wurde der uralte Markt in Upsala Distingen (Disaping) genannt, und die Handelsleute, die ihn besuchen, sagen nicht, dass sie nach Upsala reisen, sondern nach Distingen. Auf dieselbe Weise wurde der Markt, der jährlich bei dem Hofe Halvardmo in Naumdal in Norwegen abgehalten wurde, „Mälen“ genannt, ein Name, welcher der Sandebene, auf welcher der Markt abgehalten wurde, entlehnt war. Ausser der Marktzeit ist weder die Rede von Mälen noch von Distingen; eben so hat es sich wohl auch mit Hal-Oere verhalten. Da nun übrigens in dänischen Schriften weder von dem Markte, noch von den Begebenheiten, die sich dort zugetragen, gesprochen wird, mangelt ja aller Grund zum Vorkommen des Namens. Von allen Häfen des Sundes war damals der Kopenhagens der einzige, in dem die Schiffe während der Dauer des Marktes ruhig und sicher liegen konnten. Dieser Hafen musste zudem durch seine Vorzüglichkeit die Kaufleute anziehen. Ein wichtiger Umstand ist ferner dies, dass Absalon eben den Hafen Kopenhagens mit einer Burg beschützte, und dass die Sagen grade zu der Zeit, da man annehmen muss, dass Kopenhagen unter seiner Burg zu einer Handelsstadt angewachsen war, aufhören von Halöre zu sprechen. Halöre wird nämlich zum letzten Male um das Jahr 1196 in der Sverres Saga genannt, mit dem ausdrücklichen Zusatze, dass damals ein Markt und eine Handelsstadt (Kaufstadt) da war; also ausser dem uralten Markte auch eine Handelsstadt, die früher nicht in Verbindung mit dem Markte erwähnt wird. Hier stifteten der Bischof Nicolaus von Oslo u. A. die Partei der „Bagler“ (gegen den König). Sieben Jahre später, 1203, erzählt die Sage weiter, kam Erling Steinvegg, das neue Oberhaupt der „Bagler“ zur Zeit der Ernte nach Kopenhagen und erneuerte die Partei. Hier tritt also Kopenhagen ganz an die Stelle, die Halöre früher einnahm. Halöre wird zuerst im Jahre 876 in der Egils Saga genannt, aber als ein sehr besuchter Marktplatz, wo die Bewohner des Nordens schon seit langer Zeit im Sommer zusammenzuströmen pflegten. Man kann sicher annehmen, dass er vom Jahre 800 an besucht worden ist. Da nun der Hafen oder der Kaufmannshafen seinen Namen eben durch den Markt bekam, können wir gewiss annehmen, dass auch dieser Name um das Jahr 800 schon allgemein über den Norden bekannt war. Von dieser Zeit datirt sich also die Existenz Kopenhagens, wenn nicht als Stadt, so doch als Handelsplatz.

Kopenhagen. • Ch. Beissel.

Die Jungfrau (Maidenhood).

Von Longfellow.

Mädchen, dessen Augen mild
Halb von Schatten sind verhüllt
Wie des Abendhimmels Bild:

Dessen goldne Lockenwellen
Lieblich in einander schwellen —
Eines Stromes Schwesterquellen,

Das am Wege steht und sinnt,
Wo der Bach im Strom zerrinnt,
Wo zur Jungfrau wird das Kind.

Blickend scheu nach beiden Seiten —
Auf des flücht'gen Baches Gleiten,
Auf des reichen Stromes Weiten!

Aus des Stromes Tiefe muss
Klingen Dir ein süsser Gruss
Wie aus einem Zauberfluss:

Warum zagen noch und säumen?
Winken doch in Deinen Träumen
Engel Dir aus Edens Räumen.

Siehst Du Schatten sich erheben,
Wie die Taube sieht mit Beben
Eines Falken Schatten schweben?

Hörst Du Stimmen an dem Strand,
Deren leiser Schall entschwand
Längst für uns in Wogenbrand?

Schirme Dich des Himmels Macht!
Flugsand, Schlingen droh'n — hab' Acht!
Sorg' und Alter kommen sacht.

Wie ein Ton, der schwellend steigt:
Morgen sich zum Mittag neigt,
Lauer Mai dem Juni weicht.

Jugend ist der Zweig, der blüht,
Den umspielt der Vögel Lied —
Alter ihn mit Schnee umzieht.

Sammle drum die Blumen ein
Alle jetzt im Sonnenschein,
Die dem Schnee einst Düfte leih'n!

Trage Lilien in der Hand!
Ihrem Zauber widerstand
Nie die härtste Eisenwand.

Selbst bei Gram und Kränkung hüte
Thau der Jugend im Gemüthe
Und das Lächeln heil'ger Güte.

Aus dem Thau Erquickung spriesst
Auch der Wunde, die noch fliesst,
Wie der Schlaf die Augen schliesst.

Und des Lächelns Sonnenschein,
Zieht's in dunkle Herzen ein,
Wird wie Lächeln Gottes sein.

Dr. Zermelo.

Merkwürdigkeiten im Gebrauch der deutschen Sprache.

„Verzeichniss der wichtigeren im Laufe des Schuljahres herabgelangten hohen Erlässe." Progr. des Gymn. zu Czernowitz 1861. S. 19.

„Am 28. Decbr. langte die Uebersetzung des Gymnasiallehrers Herrn Cholava von dem Krakauer Gymnasium an das hiesige an." Das. S. 21.

„Ueber die Gebahrung und Wirksamkeit des Vereines zur Unterstützung dürftiger Schüler enthält das Hauptblatt der Grazer Zeitung den dritten Jahresbericht." Progr. des Gymn. zu Marburg in Steiermark 1861. S. 42.

„Ueber die Gebahrung mit diesem Fonde wird nächster Zeit ein besonderer Bericht veröffentlicht und den Vereinsmitgliedern zugemittelt werden." Progr. des Gymn. zu Neusohl 1861. p. 24.

„Die Verfügung ordnet die Unterbreitung der Standestabelle des Lehrkörpers an." Das. p. 25.

„Die Verfügung ordnet den Gymnasial-Directionen die Vorlage eines Entwurfes behufs entsprechender Reorganisation der Gymnasien an." Das S. 25.

„Folgende Schüler sind Preiseträger aus dem allgemeinen Fortgange." Das. S. 25.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

F. Eimele, Die wesentlichen Unterschiede der Stamm- und abgeleiteten Sprachen, hauptsächlich der deutschen und französischen Sprache nachgewiesen. (Berlin, Dümmler.) 10 Sgr.

A. Latouche, Philosophie des langues. (Leipzig, Dürr.) 3 frcs.

Lexicographie.

Mittelhochdeutsches Wörterbuch von W. Müller und F. Zarncke. 2 Bde. 4 Lfrg. (Leipzig, Hirzel.) $1^1/_3$ Thlr.

F. A. Weber, Handwörterbuch der deutschen Sprache. 8. Auflage. (Leipzig, Tauchnitz.) 2 Thlr.

E. Littré, Dictionnaire de la langue française. I. Livr. (Paris, Hachette.) 3 fr. 50 c.

G. Jurasich, Dizionario italiano-illirico. (Triest, Schubart.) 2 Thlr.

C. Hornbeck, Dictionary of the english and danish languages. (London, Longman.) 12 s.

Ch. Nisard, Curiosités de l'étymologie française, avec l'explication de quelques proverbes et dictons populaires. (Paris, Hachette.) 3 fr. 50 c.

Literatur.

P. Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied von der ältesten Zeit bis zu Anfang des 17. Jahrhunderts. 5 Lfrgn. (Leipzig, Teubner.) à 20 Sgr.

Ludwig Uhland. Sein Leben und seine Dichtungen von Fr. Notter. (Stuttgart, Metzler.)

Ludwig Uhland, Gedächtnissrede von L. Eckardt. (Carlsruhe, Bielefeld.) 6 Sgr.

Sechshundert Sprüche aus J. Paul's Werken. In Reime gebracht von K. v. Holtei. (Breslau, Trewendt.) $27^1/_2$ Sgr.

Jean Paul, Sein Leben und seine Werke, sein Aufenthalt und Heimgang in Bayreuth. (Bayreuth, Giessel.) 2 Sgr.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben von J. Paul Fr. Richter von Ernst Förster. 2 Bände. (München, Fleischmann.) à 1 Thlr. 12 Sgr.

K. Schwebemeyer, Ueber die politische Vorbedingung zum historischen Nationaldrama. (Berlin, Springer.) 6 Sgr.

Les nouveaux lundis. Etudes littéraires par Sainte-Beuve. (Bruxelles, Lebègue.) $22^1/_2$ Sgr.

A. Roche, Histoire des principaux écrivains français, depuis l'origine de la littérature jusqu'à nos jours. 2 vols. (Leipzig, Dürr.) 6 frcs.

A. Dinaux, Les trouvères Brabançons, Hainuyers, Liégeois et Namurois. 1 vol. (Bruxelles, Heussner.) 2 Thlr. 20 Sgr.
Le premier livre des chroniques de Jehan Froissart par le baron Kervyn de Lettenhove. (Bruxelles, Heussner.) 2 Thlr.
Van Bemmel, De la langue et de la poésie provençales. (Bruxelles, Lacroix.) 20 Sgr.
Amaranth par O. de Redwitz. Traduit de l'allemand. (Vevey, R. Lesser.)
Lessing, Nathan le Sage; traduit par H. Hirsch. (Leipzig, Dürr.) 2 fr.

Hilfsbücher.

F. Harder, Heuristische Schulgrammatik der deutschen Sprache. 5 Aufl. (Altona, Schlüter.) 9 Sgr.
J. A. Hartung, Themata zu deutschen Ausarbeitungen für reifere Gymnasialschüler. (Leipzig, Engelmann.) 27½ Sgr.
J. Willm, Deutsches Lesebuch. 7. Ed. (Strasbourg, Levrault.) 18 Sgr.
Miéville, Vorcurs der französischen Sprache. 2. Aufl. (Bern, Darp.) 6 Sgr.
Miéville, Cours élémentaire de la langue française. 15 Sgr.
— Cours supérieur. 25 Sgr.
— Lectures graduées. (Bern, Darp.) 22½ Sgr.
L. Georg, Elementargrammatik der französischen Sprache. 7. Aufl. 18 Sgr.
— Schlüssel zu den Aufgaben. (Genf, Müller-Darier.) 8 Sgr.
Ahn, nouvelle méthode pratique et facile pour apprendre la langue anglaise. (Cöln, Dumont-Schauberg.) 7½ Sgr.
Erster Unterricht im Spanischen nach Ahn's Methode von F. A. Hobelmann. (Gotha, Opetz.) 22½ Sgr.

Ueber Goethe's Stellung

zu Religion und Christenthum.

Ueber Goethe und Schiller ist bereits so viel geschrieben worden, dass man daraus eine reichhaltige Bibliothek bilden könnte. Es sind dabei hauptsächlich die persönlichen Beziehungen der Dichter, zuweilen ganz unbedeutende Kleinigkeiten des äusseren Lebens zur Sprache gekommen, und es lässt sich nicht leugnen, dass dadurch ihre dichterische Persönlichkeit wie ihre Werke gelitten haben, dass namentlich letztere in den Hintergrund gedrängt und von ihrer Wirksamkeit und Bedeutung als reine Kunstwerke, als sich selbst erklärende und durch sich selbst getragene Organismen eingebüsst haben, indem man, den verschiedenen äusseren Anlässen, den in sie hineingelegten persönlichen Beziehungen nachgehend, die ursprüngliche Quelle ihrer Schönheit verschüttete und durch Zerpflückung und Zerstückelung sich den unmittelbaren Kunstgenuss verkümmerte. Von grösserer Bedeutung als solche Aeusserlichkeiten ist das innere Leben unserer grossen Genien, besonders ihre religiösen und ethischen Beziehungen. Es geziemt sich vor Allem zu fragen: wie stand ein Goethe, ein Schiller zu Religion und Christenthum? Diese Frage ist unserer Meinung nach bis jetzt zu wenig berücksichtigt worden, obgleich wir einige vorzügliche Abhandlungen darüber besitzen.*)

---

*) Als die beste möchten wir bezeichnen: „Goethe's Stellung zum Christenthum. Ein literarischer Vortrag von Dr. J. J. van Oosterzen, Bielefeld 1858," welcher dem gegenwärtigen Aufsatze hier und da als Anhalt gedient.

Dass sie eine sehr wichtige sei, dies wollen wir zuvörderst darzuthun versuchen. Zunächst ist sie eine Frage nach den religiösen und ethischen (culturhistorischen) Verhältnissen unserer Nation in der Zeit, welcher die Dichter angehören. Wie sehr auch einerseits ein Dichter über seine Zeit hinausragt und ein Seher und Prophet der Folgezeit ist, so wurzelt doch andererseits sein ganzes Dasein wie das jedes Menschen in dem Boden seiner Zeit, einer Pflanze gleich, die mit der Krone vom mütterlichen Boden empor nach dem Himmel strebt, aber mit ihrer Wurzel unauflöslich damit verbunden ist und daraus ihre Nahrung und ihr Gedeihen zieht. Ein Dichter kann sich am allerwenigsten den Einflüssen seiner Zeit entziehen, da er ja nur von dem ihn umgebenden inneren und äusseren Menschenleben alle seine dichterischen Anlässe empfängt und so ein vollkommener Spiegel des Denkens und Fühlens seiner Zeit ist. Er kann wohl eine gestaltende aber keine umgestaltende, keine isolirte Stellung zu seiner Zeit einnehmen. Seine Productionskraft würde wie der Lebenssaft eines umgehauenen Baumes gar bald verdorren und versiegen, eine bewusste Reflexion würde an ihre Stelle treten, und er würde wohl Spott-, Kampf- und Strafgedichte von geringem oder gar keinem poetischen Werthe, nimmermehr aber grosse dichterische Werke hervorbringen.

Sodann ist der fragliche Punkt wichtig für Beurtheilung der Dichterwerke sowohl an und für sich als auch hinsichtlich ihres Einflusses auf die Nation. — Das Christenthum ist keine Tendenz und keine Partei, es ist das ganze Leben mit seinem völligen Sein und Gestalten; es ist das Lebensprincip sowohl von der sittlichen wie geschichtlichen Seite, es ist auch der höchste Quell der Bildung und Poesie und lebt in dem Genius des Dichters, der die Augen des Menschengeschlechts zur ewigen Sittlichkeit, Wahrheit und Freiheit erhebt. Wie die ganze Menschheit, so hat es auch die Kunst und Poesie er-

---

Weniger bedeutend ist: „L. v. Lancizolle. Ueber Goethe's Verhältniss zu Religion und Christenthum, Berlin 1855." Manches über den fraglichen Punkt enthält auch das Werk von H. Gelzer: „Die neuere deutsche Nationalliteratur nach ihren ethischen und religiösen Gesichtspunkten. 2. Auflage, Th. II, S. 329 ff.," desgleichen Bunsen's „Zeichen der Zeit."

neuert, jene erhabene, der Menschennatur angeborene Function, die selbst ein göttlich Geoffenbartes ist. Als es die Göttergestalten der alten Heidenwelt schonungslos niedergestürzt hatte und jene heitere naive Sinnenwelt des Hellenenthums geschwunden war, da ging der Menschheit in der weltüberwindenden und weltversöhnenden göttlichen Liebe ein anderes Ideal, ein unendlicher Hintergrund auf. Von der schönen Wirklichkeit, von der freudigen Gegenwart des Lebens wandte sich der Menschengeist, seine einzige Befriedigung aus der ihm aufgegangenen inneren Unendlichkeit schöpfend, voll Seligkeit und Sehnsucht dem Himmel zu und zog die Himmelsbewohner selbst auf die Erde herab. Der Geist vertiefte sich in sich selbst, Natur und Welt standen ihm fremd gegenüber. Dies ist die Richtung der Kunst des katholischen Mittelalters, ein nothwendiger Durchgang zur wahrhaft freien, christlichen Humanität des modernen Ideals. Dem freien Geiste der Reformation war es im fortschreitenden Processe der Einigung des göttlichen und menschlichen Geistes vorbehalten, durch eine umfassende Weltbildung Natur und Welt mit jener spiritualistischen mittelalterlichen Romantik, hellenischen Realismus mit christlichem Idealismus zu versöhnen.*) Wir können daher die Kunstwerke der Neuzeit nicht mehr nach den Grundsätzen der antiken Theorie und Kunst rechtfertigen und beurtheilen. Die moderne Kunst soll die plastische Vollendung, die Objectivität des Hellenenthums mit dem Geiste des Christenthums, mit der christlichen Weltanschauung harmonisch vereinigen. Auf jenen naiven Standpunkt der alten Welt können unsere Dichter einmal ohne Gefahr für die innere Einheit ihrer Werke, für die volle Befriedigung durch dieselben nicht mehr zurückkehren. In der schönen Form nicht bloss, nicht im Gleichgewicht des Geistigen und Sinnlichen kann die moderne christliche Welt in der Kunst die volle Befriedigung finden, sondern die Aufgabe der letzteren ist vielmehr, wenn sie auf das jetzige Geschlecht

*) „Wir wissen gar nicht,“ sagte Goethe einmal zu Eckermann, „was wir Luthern und der Reformation im Allgemeinen Alles zu danken haben. Wir haben wieder den Muth, auf Gottes Erde zu stehen und uns in unserer gottbegabten Menschennatur zu fühlen.“

wirken soll, die Aufnahme des Gottesgeistes in den natürlichen, die Einigung und Versöhnung des Menschengeistes mit dem Gottesgeiste und die Herrschaft des Menschen über die zu ihm heraufgehobene und durchgeistigte Natur darzustellen.*) Ein Dichter nun, in dem das concrete christliche Religionsbewusstsein nicht vorhanden ist, der nicht auf dem rechten Standpunkte der christlichen Weltanschauung steht, dessen mannigfaltige Schöpfungen daher nicht aus dem einen christlichen Geiste geboren werden, vermag nach unserer Meinung diese Aufgabe ihrem ganzen Umfange nach nicht zu erfüllen.

Das Christenthum ist ferner der Eckstein der Geschichte, das Urmaass alles Menschenwesens, das Grundmaass der Nothwendigkeit und Freiheit. Der Dichter daher, welcher seine welthistorische Bedeutung mit persönlichem Glauben nicht fassen kann, vermag auch das Völkerleben nicht dichterisch zu beherrschen und zu gestalten. Es entgeht seinem Verständniss der ganze göttliche Plan der Weltgeschichte, die grossen Thaten und Geheimnisse Gottes. Er hat nicht das göttliche Auge, welches überall sieht. Er vermag es nicht, seinem Volke einen Spiegel vorzuhalten.

Gerade bei den Schöpfungen eines deutschen Dichters möchte unsere Frage am allerrechtesten Orte sein. Denn hauptsächlich bei den germanischen Völkern ist die Bildung vom Christenthume, von der Kirche ausgegangen; das Christenthum war es, was sie erfrischte und ihnen neue Lebensfähigkeit zuführte. Namentlich aber war es das deutsche Volk, das seiner ganzen Entstehung, Entwicklung und Art nach in dem Christenthume wurzelt, und gerade ihm ist die Aufgabe zugefallen, die erwähnte Vereinigung von Christenthum und Hellenenthum, Religion und Bildung, Orient und Occident, göttlichen und menschlichen Geistes im unendlichen Processe zu vollziehen. Ein deutscher Dichter auf nicht völlig christlichem Standpunkte muss sich daher in vieler Hinsicht im Widerspruche mit dem Geiste und der geschichtlichen Entwicklung seines Volkes finden, und da er doch wieder vielfach damit verwachsen ist, so

*) Siehe den schönen Aufsatz des Morgenblattes: „Das antike Kunstideal im Gegensatz zum christlichen. Von A. Preuner.“

fehlt ihm die Concentration der inneren Einheit, aus welcher allein eine schöne Mannigfaltigkeit geboren wird. Wir haben die innere Schönheit und plastische Vollendung der griechischen Kunstwerke zu bewundern, weil sie aus einem Geiste und einer Weltanschauung flossen. Als diese Einheit durch die philosophischen Schulen aufgelöst wurde, verfiel auch die Kunst.

Ein anderer Punkt, der bei Entscheidung über die Wichtigkeit unserer Frage noch in die Wagschale kommt, ist der innige Zusammenhang unserer poetischen Literatur weniger mit den politischen als socialen und religiösen Verhältnissen der Zeit. Sie greift in alle Fächer des Lebens und Wissens ein und beherrscht alle Bestrebungen der Zeit, weshalb man sie häufig zur Rednerbühne entweihte. Es ist uns weniger wie bei den romanischen Völkern in der Poesie um ein tändelndes Spiel, eine heitere Ergötzung, ohne Tendenz, wenigstens ohne moralische, zu thun, sondern ein Zug von moralischer Tendenz zieht sich durch unsere ganze poetische Literatur, hauptsächlich in der Zeit, in welcher Goethe und Schiller lebten, wo man die Poesie als die Erzieherin des Menschengeschlechts gebrauchte, wo man von ihr alles Heil erwartete und sie als die einzige und höchste Erlöserin ansah, was sich besonders in Schiller's Tendenzen ausgesprochen hat. — Bei solcher Eigenthümlichkeit unserer Poesie ist die Stellung unserer Dichter zu den höchsten Lebensfragen doch wohl von grosser Wichtigkeit.

Wenn wir im Folgenden über das fragliche Verhältniss bei Goethe einige Untersuchungen anstellen, so geschieht dies keineswegs, um ihm etwas von seiner dichterischen Grösse zu nehmen und ihn in den Augen seiner zahlreichen Verehrer und Bewunderer, die er mit Recht verdient, herabzusetzen, oder schliesslich ein Anathem über ihn auszusprechen und, was das allerunfruchtbarste Geschäft wäre, zu bedauern, dass er kein Christ gewesen. Im Gegentheil, wir glauben Goethe einen Dienst zu erweisen, wenn wir ihm sowohl seinen Verehrern als seinen Gegnern gegenüber in jeder Beziehung gerecht zu werden und die beiderseitigen Urtheile auf das richtige Maass zu beschränken suchen; wenn wir ihn mit dem Lichte seiner Zeit beleuchten und sehen, wie er vielfach als Repräsentant der tie-

feren religiösen Regungen, die der damalige flache Rationalismus noch aufkommen liess, dasteht, und wie er dem letzteren immer noch einen geistvollen Gesichtspunkt abzugewinnen wusste. Wir wollen uns ferner freuen über das, was wir an Goethe als Dichter zu bewundern haben. — Das Thema jedoch in vollständigster Weise zu erledigen, müssen wir abstehen; es ist eine Aufgabe der grossartigsten Behandlung fähig und würde dazu der Raum eines umfangreichen Buches erforderlich sein. Wir können daher hier nur allgemeine Gesichtspunkte aufstellen und Goethe's Bild in fraglicher Beziehung als Mensch und als Dichter in allgemeinen Umrissen zeichnen. Also erst der Mensch, das persönliche Verhalten, ohne dessen Verständniss der Dichter nicht vollkommen gewürdigt werden kann, und dann der Dichter.

In ersterer Beziehung wollen wir zunächst Goethe's religiöses Verhalten nach seinen bleibenden Grundlagen festzustellen suchen, und zwar nicht nur aus einzelnen herausgerissenen Aeusserungen, sondern im Zusammenhange mit der Natur seines ganzen Wesens, dem Culturzustande seiner Zeit und seinen äusseren Lebensverhältnissen, um dann zu sehen, wie dasselbe in seinen verschiedenen Lebensperioden sich gestaltet und gewechselt hat.

Eine Grundeigenschaft des Goethe'schen Wesens ist, wenn wir so sagen dürfen, seine Neutralität und Subjectivität in Lebensfragen und Lebensansichten. Schiller hatte ihn von dieser Seite gleich richtig erkannt, wenn er sagte: „Es fehlt ihm ganz an der herzlichen Art, sich zu irgend etwas zu bekennen.“ Wir wollen dies in: mit einiger ausschliessenden Macht und durch die That sich zu irgend etwas zu bekennen, verbessern. In der Politik hatte er die besten und gesundesten Ein- und Ansichten. Die wahre Freiheit besteht bei ihm im Gehorchen. „Nur das Gesetz kann uns die Freiheit geben“ sind seine Worte. In der Ueberlieferung eines positiven Lebensgrundes erblickt er den höchsten Segen für die eigene Thätigkeit und das freie sittliche Verhalten des Menschen. Er ist ein Feind aller gewaltsamen, plötzlichen Neuerungen, weil sie wie alles Sprunghafte als nicht naturgemäss nur desorganisirend wirken. Er ist gegen die unbedingte Gleichheit, da er aus dem

Studium der Natur wohl wusste, dass zwar der Einzelne in sich vollendet und dem Höchsten gleich, dass aber Keiner dem Andern gleich sei und sein könne. Aber für alle diese Einsichten sich ausschliesslich zu bekennen und sie auch praktisch geltend zu machen, liegt nicht in seiner subjectiven und neutralen Natur. Er lässt Alles werden und gewähren und äussert höchstens seinen Unwillen über eine seinen Ansichten widerstrebende Erscheinung. Ja zuweilen, wenn ihm eine derartige Erscheinung an Menschen und Dingen menschlich-interessante Seiten darbietet, erregt sie sogar sein Interesse und seine Freude und bestimmt ihn, die Hoffnung auszusprechen, dass man auch so zum Ziele gelangen könne. Daher sehen wir ihn in der Politik ohne jegliches praktisches Parteiinteresse, den Liberalen so gut wie den Conservativen angehörend, ohne ein ausschliessliches und dauerndes Interesse für sie zu hegen und sich durch die That auf ihre Seite zu stellen. Er ist eben aus seiner subjectiven Neutralität und Bequemlichkeit nicht herausgegangen.

Ganz ebenso ist sein Verhalten in der Religion. Auch hier begegnen wir oft recht guten religiösen Ansichten, ohne dass sich Goethe ausschliesslich und bestimmt dazu bekennt und mit seinem Leben und Handeln dafür einsteht. Denn was ihm eigentlich fehlte, war der religiöse Glaube, das was die christliche Kirche den Glauben nennt. Ein solcher, welcher vor Allem ein bestimmtes Bekenntniss heischt, tief wurzelnd in der Herzens- und Gemüthsinnerlichkeit, dessen erstes Gebot ist, seine eigene Seele zu binden, dessen Wesen ja als eine göttliche Kraft und Energie hauptsächlich darin besteht, dass er sich bethätige und reiche Früchte bringe, würde ihn in seinem allgemeinen, neutralen Verhalten nur gestört und beengt haben. Darum weiss er nichts von ihm und will nichts von ihm wissen. Wenn er vom Glauben spricht, so versteht er darunter nur eine innere Harmonie der subjectiven Einsicht und des objectiven Verhältnisses, nicht eine Kraft, sondern ein Verhalten der Ueberzeugung. Er ist ihm nicht jene weltbezwingende und weltgestaltende Kraft, durch welche, wie die Bibel in ihrer kräftigen und bilderreichen Sprache sich ausdrückt, die Gläubigen Königreiche bezwungen und der Löwen Rachen ver-

stopfet, durch welche sie sind kräftig geworden aus der Schwachheit. — So kam es, dass Goethe das Christenthum an Andern wohl hochachten konnte, er selbst aber in kein bestimmtes Verhältniss zu ihm trat. Zuweilen scheint es, als ob das Licht einer höheren Wahrheit vor seinem Auge erglänze; er hat manche schöne Aeusserung gethan, die von einer christlichen Erkenntniss und Empfindung zeugt. So äussert er sich gegen Eckermann: „Die christliche Religion ist ein mächtiges Wesen für sich, woran die gesunkene und leidende Menschheit von Zeit zu Zeit sich immer wieder emporgearbeitet hat, und indem man ihr diese Wirkung zugesteht, ist sie über alle Philosophie erhaben und bedarf von ihr keine Stütze.“ Wir sehen, wie er hier das Christenthum als welthistorische, als die realste Thatsache auffasst, und bald darauf erklärt er wieder gegen Eckermann die Auferstehung Christi für eine Legende. Eine andere Aeusserung in den Gesprächen mit Eckermann: „Man verehre den, der dem Vieh sein Futter giebt und dem Menschen Speise und Trank so viel er geniessen mag. Ich aber bete den an, der eine solche Productionskraft in die Welt gelegt hat, dass, wenn nur der millionteste Theil davon in's Leben tritt, die Welt von Geschöpfen wimmelt, so dass Krieg, Pest, Wasser und Brand ihr nichts anzuhaben vermögen. Das ist mein Gott!“ — zeugt von einer tieferen Auffassung von Gottes Allmacht als den Inbegriff und Quellpunkt aller wahrhaften Macht im Himmel und auf Erden gegenüber dem flachen Rationalismus seiner Zeit, welcher die einzelnen Prädicate Gottes nicht in ihrer Gesammtheit, nicht als zu Gottes vollkommenster Realität gehörig erfasste, sondern sie auseinander trennte und abstract nahm und z. B. lehrte, Gottes Allmacht bestehe darin, Alles zu können. — Eine eben so lebendige und eindringende Vorstellung legte Goethe in verschiedenen Aeusserungen von der Allgegenwart Gottes an den Tag. Und doch wieder sehen wir ihn, wie er sich mit abstracter Verstandeserkenntniss in diesem Punkte begnügt und wo diese nicht ausreicht und ihn auf Trugschlüsse führt, sich mit der Unergründlichkeit des göttlichen Wesens tröstet. „Sobald wir dem Menschen seine Freiheit zugestehen,“ sagte er einmal zu Eckermann, „ist es um die Allwissenheit Gottes gethan; denn sobald die Gottheit weiss,

was ich thun werde, bin ich gezwungen, zu handeln, wie sie es weiss. Dieses führe ich nur an als ein Zeichen, wie wenig wir wissen und dass an göttlichen Geheimnissen nicht gut zu rühren ist.“ *)

Dieses schlaffe, neutrale Verhalten Goethe's den wichtigsten Lebensfragen gegenüber hängt theilweise mit einer anderen Seite seines Wesens zusammen, mit seiner geistigen Bequemlichkeit, mit dem Bestreben, alles Unbequeme von sich fern zu halten und sich mit Allem, was nicht zu vermeiden und zu umgehen ist, ohne Nachtheil für sich zu setzen und zu stellen, sein ganzes Wesen in einem steten Gleichgewichte zu erhalten. Alles Einseitige und Extreme, alles Ueberschwängliche und Ausschweifende war ihm zuwider, Alles, was seine Geisteskräfte übermässig in Anspruch nahm, was seine Gedanken in eine strenge Bewegung setzte, nicht seine Sache. Daher seine natürliche Abneigung gegen die „spanischen Stiefel der Logik“ und die „graue Figur der Metaphysik,“ daher er oftmals gestand, dass er zur eigentlichen Philosophie durchaus keine Beziehung in sich finde. Aus gleichem Grunde übte er auch keineswegs etwa wie Lessing eine vernichtende Kritik in Religionssachen, obgleich er in dieser Hinsicht manche bittere und verletzende Aeusserung gethan; er äusserte im Gegentheil gegen Eckermann: „Die Menschen können keine Ruhe halten, und ehe man es sich versieht, ist die Verwirrung wieder oben auf. So rütteln sie jetzt wieder an den fünf Büchern Mosis, und wenn die vernichtende Kritik irgend schädlich ist, so ist sie es in Religionssachen; denn hierbei beruht Alles auf dem Glauben, zu welchem man nicht zurückkehren kann, wenn man ihn einmal verloren hat.“ Aber, wie wir schon aus dem Schlusssatze der eben angeführten Aeusserung sehen, Goethe's religiöse Ansichten und Aeusserungen tragen häufig den Charakter der geistigen Bequemlichkeit. Hieraus erklärt sich auch seine Vorliebe für Kant, der ihm das religiöse Gebiet im Grunde ziemlich frei liess. Die Einkehr in sich selbst, das Richten über sich selbst fällt ihm schwer. Wer sich in den

*) Geistreich und ausführlich hat Leo diesen Punkt in der Berliner evang. Kirchenzeitung von 1856 Stück 8 behandelt.

eigenen Busen schaute, meinte er, dem sei so schlecht in seiner Haut wie dem, der sein eigenes Gehirn belauere. „Ein zu zartes Gewissen," äussert er ein andermal, „welches das eigene moralische Selbst so hoch schätzt, dass es ihm nicht verzeihen will, macht hypochondrische Menschen, wenn es nicht durch eine grosse Thätigkeit balancirt wird." Dass es noch eine andere Wahl als zwischen Selbstvergebung und Melancholie gebe, fällt ihm dabei nicht ein. Verklagt ihn das eigene Gewissen, so schreibt er ein Stück, um sich von der Last und Qual zu befreien. Kein Wunder auch, dass er dem Pelagianismus zugethan war und die Augustinische Lehre von der Sünde und Gnade ihn abstiess. Auch die Unsterblichkeitslehre hat ihm etwas Unbequemes, daher lässt er sie bei Seite oder geht gleichgültig darüber hinweg. „Die Beschäftigung mit Unsterblichkeitsideen," sagte er einmal zu Eckermann, „ist für vornehme Stände und besonders für Frauenzimmer, die nichts zu thun haben. Ein tüchtiger Mensch aber, der schon hier etwas Ordentliches zu sein gedenkt, und der daher täglich zu streben, zu kämpfen und zu wirken hat, lässt die künftige Welt auf sich beruhen und ist nützlich und thätig in dieser." Und als ihn am Ziel seines Lebens seine Jugendfreundin, die Gräfin Bernsdorf geb. von Stolberg, sich dem Ewigen zuzuwenden ermahnt und ihn auf das Jenseits verweist, tröstet er sich wegen des letzteren mit den vielen Provinzen in seines Vaters Reiche, wo ein Jeder eine ihm wohnliche angewiesen bekommen werde. Seine Freiheit zu bewahren, will er sich überhaupt „religiös, ohne Beziehung zu einer bestimmten Religion," entwickeln. Desgleichen wechselt er in Religionssachen vielfach die Farbe, wie es ihm eben bequem ist, und gesteht selbst in einem Briefe an Jacobi: „Ich für mich kann bei den mannigfaltigen Richtungen meines Wesens nicht an einer Denkweise genug haben: als Dichter und Künstler bin ich Polytheist, Pantheist hingegen als Naturforscher und eins so entschieden als das andere; bedarf ich eines Gottes für meine Persönlichkeit als sittlicher Mensch, so ist dafür auch schon gesorgt." Aus Bequemlichkeit will er auch weder Christ noch Antichrist sein, sondern „sein Christus hatte auch seine eigene Gestalt nach seinem Sinne angenommen." — Wir wiederholen

es schliesslich, bei dem entwickelten Grundzuge seines Wesens musste es Goethe schwer fallen, ganz mit Herz und Sinn dem Christenthume mit seinen strengen Geboten und Lehren, mit seinen tief beschämenden Wahrheiten anzugehören.

Ein berühmter Theologe hat den wahren und treffenden Ausspruch gethan: „Goethe ist nur Natur.“ Diesem fügen wir Schiller's Worte an: „Goethe holt zu viel aus der Sinnenwelt, wo ich aus der Seele hole.“ Wie er nicht dichterisch zu gestalten vermochte, was er nicht selbst angeschaut und erfahren hatte, so war ihm auch die sinnliche Anschauung und Erfahrung die einzige Wahrheitsquelle für das Wissen. Was man innere christliche Erfahrung nennt, war ihm, weil eben rein geistiger Natur und schlechterdings durch die Sinne nicht zu vermitteln, fremd. Daher seine überwiegend concrete religiöse Weltanschauung, sein Evangelium der fünf Sinne, das Buch der Natur sein Evangelium. Die pantheistische Weltanschauung bleibt die, worein er sich am besten finden kann. Natur und Weltseele war ihm Gott, er erkannte keinen persönlichen Gott an. Aus der Natur würde er es wagen, seinen Gott zu gestalten, wie er aus dem Reichthum der Pflanzen die Urpflanze gezeichnet, wenn nur das dürftige Menschenauge die Unendlichkeit der Dinge umfassen könnte. Der Gott nun, der die Natur durchdringt, durchdringt auch uns; denn wie könnten wir sonst das Göttliche erkennen? Auch in unserm Innern ist ein Universum und der Beruf unserer Kräfte ist, mit dem Weltgeist selbst zu ringen, umzuschaffen das Geschaffene; denn im Wirken und Thun liegt das Ziel des Lebens selbst, denn das Ewige liegt nur in der Bewegung, nur im Wechsel ist Dauer; das Einzelne muss zerfallen, wenn es im Sein beharren will, die Gattung existirt nur fort, in der der Einzelne schwinden muss; im Grenzenlosen sich zu finden, würde auch das Individuum sich gern aufgeben.*) Wir überlassen dem Leser das Urtheil über solche Ansichten, die Goethe im II. Theile des „Faust“ noch weiter ausgeführt hat; aber christlich sind sie keineswegs, nicht einmal vernünftig. Von diesem naturalistischen Standpunkte aus gerirt sich denn Goethe auch

---

*) Siehe Gervinus' Literaturgeschichte Theil V. S. 118 ff.

gegen die übrigen positiven Lehren des Christenthums, ja gegen das ganze Christenthum überhaupt. Gegen Herder erklärte er einmal: „Wenn nur die ganze Lehre von Christo nicht so ein Scheinding wäre, das mich als Mensch, als eingeschränktes, bedürftiges Wesen rasend macht, so wär' mir auch das Object lieb.“ Und gegen Lavater: „Ich bin ein sehr irdischer Mensch, mir ist das Gleichniss vom ungerechten Haushalter, vom verlorenen Sohne, vom Säemann u. s. w. göttlicher (wenn ja was Göttliches da sein soll), als die sieben Botschafter, Leuchter, Hörner, Siegel, Sterne, Wehe. Ich denke auch aus der Wahrheit zu sein, aber aus der Wahrheit der fünf Sinne, und Gott habe Geduld mit mir wie bisher.“ Und ferner gegen eben denselben: „Du hältst das Evangelium, wie es steht, für die göttliche Wahrheit; mich würde eine vernehmliche Stimme vom Himmel nicht überzeugen, dass das Wasser brennt und das Feuer löscht, dass eine Jungfrau gebären und eine Tochter auferstehen kann. Vielmehr halte ich dies für eine Lästerung des grossen Gottes und seiner Offenbarung in der Natur.“

Goethe's Mangel an geschichtlichem Sinn ist bekannt und längst dargethan und erörtert. Er lag tief in seiner geistigen Anlage begründet, und hier erkennen wir am meisten das weibliche Element, das ein nicht unbedeutender Theil seines Wesens war. Für die Vergangenheit fehlt ihm der historische und für die Zukunft der prophetische Blick. Nur das Vorhandene vermag er vollkommen zu erfassen, das er überdies nur im Lichte der Schönheit sieht, und in dessen Genuss er sich allein vertieft. — So hat er natürlich auch für das Thatsächliche und Historische des Christenthums, das gerade den Kern desselben ausmacht, obwohl ihm, wie wir vorhin schon sahen, manchmal eine Ahnung davon aufgehen mochte, im Allgemeinen kein Auge und kein Herz, wenngleich er in die sittliche Bedeutung desselben manchen tiefen Blick gethan. Darum vermochte er auch das ganze innere Wesen des Christenthums, welches religiöse und historische Wahrheit unzertrennlich vereinigt, nicht zu erfassen. Er erkannte nicht, dass es die Quelle der höchsten Bildung ist und die innere Verbindung zwischen Religion und Cultur darstellt, und machte mit

Schiller das zur ungelösten Aufgabe, als die zu erringende Krone höherer Cultur, was das Christenthum schon längst als sein Eigenthum betrachtet. Er erkannte nicht, dass es die Lehre ist von dem Weltdichter und Weltschöpfer, die Lehre von dem Menschengeschlechte, dem durch die Liebe sein verlorenes Ideal wiedergewonnen ist. — Leo erzählt von einer Zusammenkunft in seinen jungen Jahren mit Goethe, dass der alte Herr, als sich das Gespräch um die Geschichte des Mittelalters bewegte, für alle die grossen Gestaltungen und Umgestaltungen, die durch das Christenthum in die europäischen Völker eingedrungen waren, kein Wort gehabt, ihm aber dringend die letzten Vertheidiger der antiken Weltanschauung an's Herz gelegt habe.

Betrachten wir ferner Goethe's religiöse Stellung im Zusammenhange mit der Zeit, in welche seine Entwicklungs- und Glanzperiode fiel. Durch das ganze achtzehnte Jahrhundert hindurch geht der grosse welthistorische Kampf eines einseitigen christlichen kirchlichen Dogmatismus und eines einseitigen christlichen Humanismus, während doch der wahre christliche Dogmatismus und der wahre christliche Humanismus durchaus keine nothwendigen Gegensätze sind, sondern sich eben im Christenthum harmonisch zusammenschliessen sollen. Es war dies eine geschichtliche Nothwendigkeit, da das ganze siebzehnte Jahrhundert, die ursprüngliche, durch die Reformation herbeigeführte Vereinigung von Dogmatismus und Humanismus wieder aufhebend, einseitig dogmatisch war. Alle Stadien dieses einseitigen Humanismus muss das achtzehnte Jahrhundert erst durchlaufen, und neigt sich gegen das Ende, mit der dogmatischen Kirche tief zerfallen, fast der antiken heidnischen Humanität zu, deren höchster Ausdruck „Cultur“ ist, und welche nur das selbständige Element in der Entwicklung der menschlichen Natur sucht und den Menschen zum Mittelpunkte in einem Reiche von Weltidealen macht; daher man in der wissenschaftlichen und ästhetischen Bildung das Ziel des Lebens und das Heil der Menschheit suchte, während doch daneben in Beziehung auf feinere religiöse und moralische Verhältnisse nicht selten eine mit der wissenschaftlichen und ästhetischen Bildung nur schlecht harmonirende Rohheit und Ver-

wilderung sich kundgab; der grosse Genius wird die höchste Darstellung der Humanität. Hierzu kam noch die grosse Umwälzung auf allen Lebensgebieten in den letzten Zeiten des vorigen Jahrhunderts, welche ein Losmachen von aller geschichtlichen Ueberlieferung, ein Brechen mit der Vergangenheit, ein Niederreissen des Alten, ein Aufbauen des Neuen bezeichnet. Man wollte aus der eigensten Menschenbrust sich eine eigene Lebensgestaltung erbauen und ging auf ursprüngliche und natürliche Zustände zurück. Während man in Frankreich mit einer Umwälzung auf politischem Gebiete begann, hielt sich dieselbe in Deutschland auf dem Gebiete der Philosophie und Literatur, erstere kritisirend und umreissend, letztere neugestaltend und aufbauend. Daher Vilmar (L. G. II. S. 230) jene Zeit nach ihrem culturhistorischen Charakter treffend bezeichnet als „eine Zeit des Suchens auf eigene Hand, ohne Führer und ohne Weg, wie ohne Ziel und ohne Ruhe, ... eine Zeit, welche die Ruhe des Geniessens und der Sättigung, das volle und beruhigende Erkennen der Wahrheit verschmähte, eine Zeit, die in jugendlicher Kraftüberfülle aber auch in jugendlicher Unklarheit nichts anerkennen und gelten lassen wollte, was sie nicht selbst erlebt und genossen, erfahren und geschaffen hatte, und die eben darum das Individuum in seiner ausschliesslichen Berechtigung dem Ganzen gegenüberstellte." Auch auf religiösem Gebiete, das ohnehin schon durch einen einseitigen Humanismus ziemlich verflacht und entstellt war, mussten sich diese Zeitideen offenbaren. Auch hier zeigte sich ein Aufgeben des Ueberlieferten, ein crasser Rationalismus. Der Deismus aus England und der Materialismus aus Frankreich fanden willkommene Aufnahme, und während die Rechtgläubigen sich in eitle Streitfragen verloren und die Freisinnigen alle positiven christlichen Wahrheiten leugneten, führte das Christenthum nur noch ein kummervolles Dasein. Man hatte nur noch die allgemeinsten religiösen Begriffe, als: Gott, Freiheit, Sittlichkeit und Unsterblichkeit beibehalten. Eine seichte, trockene Moral sollte die Stelle der Religion vertreten. Wie es mit den Predigten der meisten der damaligen Geistlichen aussah, mögen wir daraus abnehmen, dass z. B. häufig über die Vortheile und Nachtheile des Tabacks, über den Kar-

toffelbau, zu Ostern über den Frühling und zu Pfingsten über den Geist der freien Aufklärung gepredigt wurde. Treffend und schön sagt Oosterzee:*) „Der Väter Glaubensgebäude schien in die Hände roher Verwüster gefallen, und selbst da, wo das Fundament geschont ward, suchte man das Heiligthum selbst zu verschönern, indem man möglichst viele Grundsäulen entfernte, Alles vielleicht zu grosser Bequemlichkeit des Wanderers, doch gewiss nicht ohne grosse Gefahr für das Dach.“ Goethe konnte mit Recht in seinem „ewigen Juden“ Christus so darstellen, wie er zum zweiten Mal auf Erden erscheint und seine Religion kaum wiedererkennt. Und in seinem „Faust“ hat er treffend die Theologie seines Jahrhunderts in den Worten charakterisirt:

„Mit Worten lässt sich trefflich streiten,
Mit Worten ein System bereiten,
An Worte lässt sich trefflich glauben,
Von einem Wort lässt sich kein Jota rauben!“

Als Kind der Zeit musste Goethe natürlich in seinem religiösen Verhalten diese ganze Zeitrichtung wiederspiegeln, und wenn man dasselbe nach dieser Seite hin berücksichtigt, so thut es Goethe's Grösse durchaus nicht so viel Abbruch, als es Manchem scheint, zumal er oft eine tiefere religiöse Auffassung als seine flache Zeit an den Tag legte.

Betrachten wir das fragliche Verhältniss Goethe's, wie es in seinen verschiedenen Lebensperioden und Bildungsepochen gewechselt und sich modificirt hat. Man nimmt in der Regel drei Bildungsepochen in seinem Leben an, welche zugleich seine Altersperioden, als Jugend, späteres Mannes- und Greisenalter bezeichnen. Zuerst die sogenannte deutsche, von der Geburt bis zur italienischen Reise im Jahre 1786, sodann die antike, von da bis zu Schiller's Tode 1805, und die letzte, die naturwissenschaftliche, welche mit dem Leben des Dichters schliesst. Da Goethe ein geborener Dichter war und sein ganzes Leben so zu sagen in der Poesie aufging, so mussten sich seine Lebensepochen ganz nach dem Verhältniss seiner

*) A. a. O. S. 38.

verschiedenen dichterischen Eigenschaften, als: Gefühl, Leidenschaft und freie Besonnenheit zu einander entwickeln; daher in der Jugendperiode das Gefühl und die Leidenschaft vorherrscht, das Mannesalter, zugleich die Blüthezeit seiner Kunst, die Harmonie von allen dreien bezeichnet, und in der dritten Periode die freie Besonnenheit die Oberhand hat.

Als Knaben und Jüngling sehen wir sein Herz allen christlich religiösen Eindrücken offen. Er hegt eine gewisse relative Vorliebe für christliche Personen und Ideen. Seine dichterische Natur findet an dem historischen Stoffe des alten Testaments Gefallen, das heilige Land, die erzväterische Zeit, die plastischen Gestalten derselben haben für ihn einen eigenen Reiz, so dass er die Geschichte Josephs zum Gegenstande eines dichterischen Versuches macht und schon im vierzehnten Jahre geistliche Oden und Lieder dichtet, davon uns „die Höllenfahrt Jesu Christi," welche sich ganz in der Sphäre der kirchlich-theologischen Vorstellungen bewegt, in seinen Werken noch erhalten ist. In Wahrheit und Dichtung erzählt er, dass er die Bibel lieb und werth gehabt und ihr seine sittliche Bildung schuldig sei. Aber es wurde nicht dafür gesorgt, dass diese religiösen Vorstellungen in seinem kindlichen Herzen Wurzel fassten und fruchtbar wurden. Der pedantische und sonst rechtliche Vater hielt nur auf eine äusserliche Religionsübung, und da es ihm bei Allem und vor Allem auf das Lernen und Bilden ankam, so wandte er die verkehrte Maassregel an, den Sohn die Bibel in der Ursprache lesen zu lassen, um mit der Erbauung zugleich Sprachunterricht zu treiben. Der trockene, moralisirende Ton der Predigt machte dem jungen Goethe den Gottesdienst langweilig. Die Mutter, eine junge, lebenslustige Frankfurterin, war keineswegs dazu geeignet, einen tiefen kindlichen Glauben in das Herz des Kindes zu pflanzen und demselben gleich von Jugend auf die rechte religiöse Richtung zu geben. Ein sonderbarer Hofrath lehrt ihn nicht nur die Menschen verachten, sondern auch die Werke und Wege der göttlichen Vorsehung meistern. Als er, sehr jung an Jahren, zum Studiren nach Leipzig geht, kommt er mit einem höchst leichtfertigen Kreis in Verkehr, dessen oberster Grundsatz ist, das Leben recht zu geniessen. Der alte Gellert, der Mann der

reinen Moral, ist nicht dazu geeignet, religiöse Sympathien und Anschauungen in ihm zu erwecken. Die Vorliebe für die Bibel hat ihn indessen auch auf die Universität Leipzig begleitet, und als er von dort krank nach Hause zurückgekehrt ist und sich geistig und körperlich schwach fühlt, ist ihm das Evangelium erquickend. Mit den Herrnhutern in Frankfurt tritt er in Verbindung und hegt eine gewisse Vorliebe für das, was man Pietismus nennt. Weil ihm jedoch von Jugend auf die rechte religiöse Richtung fehlte, geräth er bald in den Mysticismus und lässt sich durch seinen Arzt in cabbalistische Studien einweihen. Mit vieler Behaglichkeit sucht er sich nach Lesung von Arnold's Kirchen- und Ketzergeschichte seine eigene Religion zu bilden, aus neuplatonischen, hermetischen, mystischen und cabbalistischen Elementen zusammengesetzt. Nach Verlauf seiner Studienzeit in Strassburg sehen wir ihn unter Anderm auch mit dem Studium der Bibel beschäftigt. Er verhehlt sich dabei die Schwierigkeit der vollkommenen Uebereinstimmung der Evangelisten nicht, „aber mögen sie sich widersprechen, wenn nur das Evangelium sich nicht widerspricht.“ Er ist wüthend über den gegen Bibel und Christenthum gerichteten Spott Voltaire's in seinem „Saul“ und persiflirt in den gegen Bahrdt wegen seiner modernisirten Paraphrasen der Evangelien gerichteten „neuesten Offenbarungen Gottes“ den flachen Rationalismus. Lavater's Predigten liest er mit Bewunderung und der Verkehr mit ihm ist ihm eine „Weide am Himmelsbrod, deren wohlthätige Folgen er noch lange spüren sollte.“

Aber seine religiösen Ansichten und Vorstellungen ruhten auf keinen festen Grundlagen, nicht auf den positiven historischen Wahrheiten des Christenthums, obwohl er die ethische Bedeutung desselben erkannte. Auch hing dem körperlich schönen und als Genie gepriesenen Knaben und Jüngling der Wachstuchmantel der eigenen Gerechtigkeit zu sehr um die Schultern, als dass die Lehre von der Busse und Sünde für ihn mehr als blosse inhaltslose Worte hätten sein sollen. Seine religiösen Sympathien waren doch im Ganzen genommen nur äusserlich und oberflächlich; nur die poetische Seite von Bibel und Christenthum hatten ihn eigentlich

angesprochen. Und im Grunde sprach er in jenen Persiflagen seinen Hass nur über das Modernisiren der alten Begriffe und Zustände aus, weil dadurch seine dichterischen Träume, sein poetisches Glaubensbekenntniss zerstört wurde. Darum sehen wir ihn zwischen Glauben und Unglauben schwanken und sich immermehr dem letzteren zuneigen. Im Herzen war er bald den rationalen Neuerungen der Theologen zugethan, und obgleich ihm bei dem „atheistischen Mondlichte“ des système de la nature der freidenkerischen Franzosen „traurig zu Muthe wird,“ obgleich er kein Anhänger des Voltairianismus sein will, „weil sich darauf nichts gründen lässt,“ so wirft er sich doch allmälig dem Naturalismus in die Arme. Die Lehre vom sündlichen Verderben, die seiner dem Pelagianismus zugeneigten Natur nicht zusagt, entfernt ihn immermehr vom positiven Christenthum. Das Studium des Spinoza, dessen Ethik ihn anzieht, bestärkt ihn im Pantheismus. Selbstgefühl, Stolz auf eigene Kraft, beseelt ihn in der Sturm- und Drangperiode. Die Freundschaft mit dem Philosophen J. H. Jacobi trägt das Ihre zu seiner Abneigung gegen alle Religion von bestimmtem Charakter bei. Mit Lavater zerfällt er, dessen Bemühungen, ihn zu mehr positivem Glauben zu bringen, ihm nachgerade unerträglich werden. Das Leben am Hofe zu Weimar, welches damals der Sitz eines platten und oberflächlichen Rationalismus war, wo er neben geisttödtenden und trockenen Formen und Pflichten einem taumelnden Sinnengenusse sich hingab, machte ihn vollends zu einem vollendeten Weltkinde, obgleich dieses Weltkind, wie er selbst sagt, noch eine Seite hatte, die nach dem Himmlischen deutete.

In der zweiten Periode wirft er sich auf der italienischen Reise ganz der Natur und Kunst in die Arme. Die Kunst ist jetzt sein Höchstes, sein Alles; die antik-hellenische Weltanschauung hat die christliche nachgerade verdrängt. Obenein sieht er in Italien die Missbräuche der katholischen Kirche in ihrer crassesten Gestalt, was ihm häufig Aerger und Unmuth verursacht. Daher kehrte er, nach seiner eigenen Aussage, mit einem wahrhaft julianischen Hass gegen das Christenthum im Herzen aus Rom zurück, der sich oft in bitteren und scharfen Aeusserungen Luft machte. So schreibt er z. B. 1788 an

Herder: „Ich habe nun auch Gelegenheit, das Christenthum von der Kunstseite näher anzusehen, und da wird's auch recht erbärmlich. — Es bleibt wahr: das Märchen von Christus ist Ursache, dass die Welt noch zehntausend Jahre stehen kann und Niemand recht zu Verstand kommt, weil es eben so viel Kraft des Wissens, des Verstandes, des Begriffes braucht, um es zu vertheidigen, als es zu bestreiten.“ — Auch in den Epigrammen aus Venedig finden sich einige derbe Ausfälle gegen das Christenthum. — Allmälig mildert sich jedoch dieser julianische Hass, so dass er Jacobi wenigstens gestehen konnte, ein gewisses Christenthum sei der Gipfel der Menschlichkeit, wenngleich er sein eigenes Heidenthum dem Christenthume Jacobi's vorzog. Aber bis zum Schlusse dieser Periode sehen wir ihn immer noch weit ab vom Christenthum stehen. In seinem Briefwechsel mit Schiller kann es auch dem Unbefangensten nicht entgehen, wie er das Christenthum als tief unter ihm liegend behandelt, ja einige Mal sogar bespöttelt und spitze Pfeile danach wirft. Noch im Jahre 1808 konnte er gegen Jacobi äussern: „Es kommt mir, einem alten Heiden, ganz wunderlich vor, das Kreuz auf meinem eigenen Grund und Boden aufgepflanzt zu sehen und Christi Blut und Wunden poetisch predigen zu hören, ohne dass es mir gerade zuwider ist. Wir sind dieses doch dem höheren Standpunkte schuldig, auf den uns die Philosophie gehoben hat. Wir haben das Ideelle schätzen gelernt, es mag sich auch in den wunderlichsten Formen darstellen.“

In der letzten Lebensperiode sehen wir ihn mit Freuden wieder dem Standpunkte seiner ersten Jugend sich nähern. Eine ruhige Einkehr und Betrachtung, eine milde Feierabendstimmung und der Gedanke an das Jenseits bewirken eine theilweise Würdigung des Christenthums. Er erkannte das Erhabene und Segensreiche desselben wenigstens freudig an, wenn auch seine historische Bedeutung, seine positive Wahrheit sich ihm nie erschlossen hat. Es ist, als komme zuweilen ein höherer Geist, eine höhere Ahnung über ihn. Bekannt ist jener Ausspruch in der „Farbenlehre,“ wo er die Bibel als das Buch aller Bücher preist, und wenn er auch nicht an die göttliche Sendung Christi glaubte, so erkannte er doch in den

Evangelien den Abglanz einer Hoheit wirksam, die von der Person Christi ausging, und die so göttlicher Art, wie nur je auf Erden das Göttliche erschienen ist. (Gespr. m. Eckerm. S. 369). Und als ihn zu Anfange unseres Jahrhunderts eine lebensgefährliche Krankheit befiel, hörte ihn seine Gattin in seinen Fieberphantasien sich mit den beweglichsten und herzergreifenden Worten an den Erlöser wenden (Riemer, I, 121).

Als Summe unserer bisherigen Betrachtungen ergiebt sich für Goethe's fraglichen Standpunkt im Allgemeinen, dass er zwar kein Antichrist, aber, um seine eigenen Worte zu gebrauchen, ein decidirter Nichtchrist war. Offenbar erkannten wir an ihm mehrere Berührungspunkte mit dem Christenthume, dem seine Natur nicht etwa gerade diametral entgegengesetzt war; er hat sogar im Gegentheil oft tiefere Einblicke und Ansichten als seine flache rationalistische Zeit: aber im eigentlichen Sinne fehlte ihm der Glaube. Die positiven Wahrheiten des Christenthums, die historische Bedeutung desselben blieben ihm verschlossen, er vermochte es nur von der ästhetisch-humanistischen und ethischen Seite zu fassen. Sonst sah er im Christenthume nur eine einen einseitigen Dogmatismus betonende beschränkte Partei und suchte ohne Christenthum vergebens jenen über allen Religionen erhabenen Standpunkt zu erringen, nicht wissend, dass das Christenthum diese erhabene Stelle längst eingenommen. Darum sehen wir ihn in seinen religiösen Ueberzeugungen hin- und herschwanken, ohne die eine wahre, zum Heil und Frieden führende Religion zu finden.

Mit diesem religiösen Standpunkte hängt denn auch die stärkste und schwächste Seite seiner Kunst zusammen. Eine reiche Blumenlese schöner Stellen könnte man aus seinen Dichtungen sammeln, woraus uns wahrhaft christliche Gedanken und Gesinnungen entgegenstrahlen, in denen er mit rührender Wahrheit christliche Zustände beurtheilt und schildert. Gerade seine Hauptwerke, wie die Iphigenie, die man häufig und nicht mit Unrecht eine heidnische Madonna genannt hat, die Wahlverwandtschaften, in denen er die furchtbaren Katastrophen schildert, welche die Verletzung des Heiligthums der Ehe herbeiführt, der Schluss des Faust, in welchem die

erlösende Idee der Gnade ausgesprochen ist, wenngleich mit menschlichen Beimischungen, konnten nur auf christlichem Boden entstehen. Seinen Geheimnissen ferner liegt die Idee zum Grunde, dass das Christenthum die Religion der Liebe und der gläubigen Herzenseinfalt sei, die auf der Ueberzeugung ruht, dass die Welt keine Befriedigung zu geben vermag, dass die wahre Ruhe und Seligkeit in Gott allein zu finden ist, auf den unser ganzes Leben hingerichtet sein muss.*) Andererseits aber konnte Goethe mit vollem Rechte sagen, dass keines seiner Lieder geeignet sei, in einem christlichen Gesangbuche zu prangen. Wie viele antichristliche, pantheistische und antik-heidnische Elemente ziehen sich durch seine Dichtungen hindurch, ja einige Male, wie in den Epigrammen aus Venedig, führt er offene Invectiven gegen die Lehren des Christenthums. Und wie ermangelt Goethe mitunter (man nehme nur die römischen Elegien), der sittlichen Reinheit. Ein moderner Dichter darf nicht der Stimme der Kunst ausschliesslich Gehör geben und gegen den sittlichen Inhalt des Lebens völlig gleichgültig bleiben.

Dieser Dichter, dem die Natur zum Grössten und Erhabensten Kraft und Stimmung gegeben, vermochte es doch nicht, weil er glaubte, das Christenthum entbehren zu können, das höchste Ideal der innerlich freien Humanität, das christliche Ideal, welches die Glorie des Lebens ist, das Ideal des mit dem ewigen Gottesgeiste versöhnten und geeinten Menschengeistes, jene siegesgewisse Herrschaft des Menschen über die von ihm überwundene und durch die Aufnahme des göttlichen Geistes durchgeistigte Natur darzustellen. Er vermochte es ferner nicht, wie Vilmar mit Recht sagt (L. G. II, S. 280), das grosse Völkerleben dichterisch zu beherrschen, weil er die welthistorische Bedeutung des Christenthums nicht mit persönlichem Glauben fassen konnte. — Die christlichen Gesinnungen und Wahrheiten sind die geheimsten und tiefsten Gewalten des Menschengemüths und des Menschenlebens und bringen auch in der Poesie die höchsten Wirkungen hervor; wo sie fehlen,

*) S. Düntzer. Neue Goethestudien, Nürnberg 1861. Seite 129.

da vermag sich auch der höhere, der bessere Mensch in uns nicht vollkommen erhoben und befriedigt zu fühlen.

Vilmar macht in seiner Literaturgeschichte (II, S. 120 ff.) mit vollem Grunde darauf aufmerksam, dass, seitdem das christliche Element, welches seit tausend Jahren ein mit dem nationalen Leben der Völker des Occidents, vor Allem des deutschen Volkes auf das innigste verwachsenes Lebenselement und nicht etwa bloss das Wissen, sondern das gesammte Sein der deutschen Nation erfüllender und dieselbe bis in ihre Tiefen befriedigender Lebensinhalt gewesen sei, gegen das antik-heidnische Element in den Hintergrund getreten sei, eine nicht wegzuleugnende Dissonanz in unsere Poesie gekommen sei, welche den höchsten poetischen Genuss nicht zu erreichen gestatte, ein geheimes, im tiefsten Kern ungemildertes Weh, ein Widerspruch zwischen der Idee und der Wirklichkeit, zwischen dem Anspruche und der Erfüllung, zwischen Wollen und Können. Dieser Zwiespalt träte dann recht auffallend hervor, wenn wir die Grösse unserer alten Poesie dagegen hielten, die stille Ruhe, die ungetrübte Heiterkeit, den milden Schimmer des Friedens, der darüber ausgebreitet sei, welches beweise, dass die Nation sich mit sich selbst einig, dass sie sich in ihren tiefsten Daseinsbedürfnissen völlig befriedigt gewusst habe. Diese innere Befriedigung, diese innere Harmonie der altdeutschen Dichtung sei zerstört worden, als sich unsere neue Dichterzeit des versöhnenden, Ziel und Ruhe gebenden Elementes gewaltsam und zu ihrem Schaden entschlagen habe, des christlichen Elementes, welches sie nicht ignoriren könne, während es ihr gleich unmöglich sei, zu der plastischen Ruhe der griechischen Heidenwelt zurückzukehren.

Dieser Zwiespalt, dieses Bewusstsein der Entzweiung, dieses Suchen und Nichtfindenkönnen, zieht sich auch durch Goethe's Dichtungen hindurch, so namentlich durch den Werther, Götz und Faust, und selbst da, wo der Dichter zur vollkommenen Ruhe, zum Abschluss mit sich selbst, zur vollendeten poetischen Harmonie gekommen zu sein scheint, gewahren wir bei tieferem Eingehen immer noch etwas Unaufgelöstes. Der Kampf des natürlichen und geistigen Menschen, jene Entzweiung zwischen Ideal und Wirklichkeit kann nur

geschlichtet und bezüglich zur Einheit geführt werden durch das Christenthum, wenn wir uns an der höchsten sittlichen Vollendung in der Person des Erlösers theilhaftig, in den Plan der göttlichen Liebe mit aufgenommen fühlen und so zu der wahren inneren Harmonie, Freiheit und Selbständigkeit gelangen. Blicken wir auf Shakspeare, der ein ungleich concreteres Religionsbewusstsein als Goethe hatte und sich gleich seinem grossen Zeitgenossen Keppler innerlich mit aller Festigkeit und Entschiedenheit zu den Hauptlehren und Hauptgeschichten des Christenthums bekannte, und der seinerseits einen nicht unbedeutenden Antheil daran hat, dass das populär-christliche Bewusstsein in der Bevölkerung Englands und Amerikas ein kräftiges Leben führt. In allen seinen Dichtungen sehen wir ihn auf dem Standpunkte einer durch und durch christlichen Weltanschauung, alle sind sie still und absichtslos in den Geist des Christenthums getaucht, wie in das innerste Lebenselement. Sein Ideal ist das der innerlich freien gebildeten Humanität im christlichen Sinne, und die grosse allgemeine Menschennatur stellt er überall und zu jeder Zeit nur so dar, dass das Natürliche von dem Christlichen in seinem Innersten durchdrungen ist. Wir könnten aus seinen Werken Stellen genug anführen, welche dies direct und evident beweisen. So hat er z. B. in einem besonderen Stücke: Troilus und Cressida, den Gegensatz des antiken und des neuen Lebensprincips durch das Christenthum von der sittlichen Seite her zur Darstellung gebracht. — Eine Folge dieser tiefreligiösen, christlichen Gesinnung und Haltung in Shakspeare's Schöpfungen, aus denen uns der volle Einklang von Poesie, Philosophie und Religion entgegentönt, in denen der protestantisch-christlich-germanische Geist weht, ist der innerlich freie, selbständige und durch und durch poetisch-harmonische Geist, der sie durchdringt, der sichere Halt, der Adel, den sie dem Bewusstsein des Volkes gegeben haben und noch geben. Darum wird heutzutage in England in allen Schulen und gebildeten Familien nächst der Bibel hauptsächlich auch Shakspeare mit als Grundlage einer sittlichen Bildung gebraucht.

Doch seien wir nicht ungerecht gegen Goethe. Bedenken wir, dass er in seiner Poesie dem Zeitalter wieder zurückgegeben

hat, was ihm die Philosophie zu rauben schien. Während letztere alles Objective in Frage stellte, hat Goethe, für alles Schöne und Edle im Leben und in der Natur begeistert, in den menschlich grossartigen Gestaltungen seiner Dichterwerke dem Leben wieder einen objectiven Gehalt verliehen, er hat der Welt die Augen und Herzen geöffnet und angewiesen, auf sich und die Dinge umher mehr zu achten und sie gelehrt, letztere als Glieder einer wohlgefügten Kette, als Töne einer höheren Harmonie zu betrachten. Er ist es ferner, der wieder wahres Gefühl in die versteinerten Herzen und Gemüther gegossen, der durch die Uneigennützigkeit, Wahrhaftigkeit und Treue seines dichterischen Schaffens und Denkens die Welt vom Egoismus geheilt hat, welcher nur überall sich selbst und seine zufälligen Neigungen erblickt. So hat er an seinem Theile sein Zeitalter allmälig auf das Leben mit hingeführt, welches das Christenthum erweckt. Beurtheilen wir also Goethe nicht nach unserm jetzigen neugewonnenen Standpunkte, lassen wir auch alles persönliche Richten bei Seite, vergessen wir nicht, dass er an dem Processe der Neubildung unseres Lebens mitgearbeitet hat, einer Neubildung, welche das Christenthum immer mehr zu heben und zu fördern berufen ist.

Wilhelm Girschner.

Ludwig Tieck und die romantische Schule.

Im Anschluss an Gödeke's Grundriss III, 1.

Fast keine Periode unserer Literaturentwicklung ist mit solcher Einseitigkeit und Härte in den literargeschichtlichen Werken der Gegenwart behandelt worden, als diejenige, welcher man vorzugsweise den Namen der „romantischen" beigelegt hat. Die Angriffe gegen die Männer, welche man als die Begründer und Häupter derselben zu betrachten pflegt, gehen freilich bis fast zum ersten Auftreten der beiden Schlegel und Tieck zurück; allein jene, sowie die spätern, in denen sich das sogenannte „junge Deutschland" gefiel, unterscheiden sich von denen, welche die Literaturhistoriker der Gegenwart auf die Koryphäen und Jünger der romantischen Schule unternahmen, sehr wesentlich dadurch, dass jene auf Partei- oder persönlichen Gründen beruhten, während diese aus dem System und wissenschaftlichen Interessen hervorgingen.

Seit dem umfangreichen Werke von Gervinus über die deutsche Nationalliteratur ist es Sitte geworden, den Verfall der schönen Literatur Deutschlands von den Romantikern herzuleiten, den hervorragenden Erscheinungen jenes Zeitabschnittes alle Kraft der Production abzusprechen, ihr ganzes Verdienst um die Fortentwicklung des deutschen Geistes nur in ihrer negirenden Kritik und ihren Uebersetzungen zu suchen und zu finden, durch welche sie das Verständniss der neueren ausländischen Literatur, namentlich der englischen, spanischen und italiänischen anbahnten und förderten, und ihnen auf wissenschaftlichem Felde höchstens die ersten Anregungen zu der späteren grossartigen Entwicklung zuzugestehen, welche die Wissenschaft gegen-

wärtig in mehr als einem Zweige erlangt hat. Diesen Standpunkt hält auch das in vielfacher Beziehung höchst verdienstvolle Werk von Karl Gödeke, „Grundriss zur Geschichte der deutschen Dichtung aus den Quellen. Verlag von L. S. Ehlermann, Dresden 1863“ in seinem dritten Bande, erstes Heft, fest und es möge daher vergönnt sein, an dieses Buch einige Anmerkungen über jene Periode zu knüpfen und damit zugleich mancherlei Berichtigungen, Ergänzungen und Notizen bibliographischer Natur zu verbinden.

Man wird es wohl natürlich finden, dass sich diese Betrachtungen und Bemerkungen an den Namen Tieck's reihen, den Herr Gödeke als „das productivste Talent der Schule“ bezeichnet, und welcher demgemäss als die Persönlichkeit erscheint, welche am geeignetsten sein möchte, einen Stützpunkt für die vorzulegenden Ansichten und Notizen abzugeben.

Bei der Betrachtung und Kritik der älteren Productionen Tieck's hat man immer wesentliche, charakteristische und wichtige Punkte übersehen, deren Beachtung wohl einen andern Standpunkt für die Beurtheilung des Dichters gegeben haben dürfte. In den ironisch-polemischen Dramen dieser Periode in Tieck's Dichterlaufbahn muss der Stoff für den Kampf gegen die Prosa, Nüchternheit, seichte Anmaasslichkeit und flache Aufklärung dienen, der alle Tiefe und Fülle des Gemüthes abging, die sich nicht entblödete, Goethe in seinen grössten Productionen zu verhöhnen und welche daher, zumal da sie zugleich auf der anderen Seite die Mittelmässigkeit und Erbärmlichkeit in den Himmel hob, durchaus geeignet war, den Zorn und Uebermuth eines jugendlich begeisterten kräftigen Gemüthes zu erregen, das vollkommen befähigt war die Grösse, Tiefe und Erhabenheit der Schöpfungen des verunglimpften Genius zu fühlen und zu verstehen. Das tiefe Gefühl für Wahrhaftigkeit der Empfindung, der Hass gegen die geistige Lüge und den inneren Selbstbetrug hat diese Werke geschaffen, und lebt in allen Figuren dieser Schöpfungen. Beides kleidet sich, der Dichternatur gemäss, in Uebermuth, Witz und Ironie. Die unmittelbare Richtung auf die Gegenwart giebt diesen Dichtungen das phantastische Element und die oft genug gerügte Willkür, während doch in den ernsten Scenen eine so wahre, ächt dramatische Poesie hervortritt, dass Goethe, nach Lesung des Zerbino, dem Verfasser rieth, diese

ernsten Scenen heraus zu nehmen und als ein selbstständiges Stück aufführen zu lassen. Tieck glaubte jedoch darauf nicht eingehen zu können, obwohl es ihm späterhin leid that, dass er es nicht gethan hatte.

Einen anderen Grund zum bitteren Tadel und zum Vorwurf gegen Tieck hat man darin gefunden, dass er sich productiv sowohl als auch mit seinen übrigen Studien, abgesehen von denen über Shakspeare, wesentlich dem deutschen Mittelalter und einer katholisirenden Richtung zugewendet, dass er jene Zeit unbillig gepriesen und verherrlicht und diese Stimmung übermässig mit sentimentaler Ueberschwänglichkeit hervorgehoben und gepredigt habe. Diese Punkte bilden die Hauptanklage gegen die Begründer und Jünger der romantischen Schule, in ihnen sieht man die wesentliche Quelle des Verfalles, in den unsere schöne Literatur gerathen sei, und findet die Motive zu dieser verderblichen Richtung in dem personellen Bestreben der Häupter unter den Romantikern, sich der sogenannten classischen Periode gegenüber Stellung und Geltung zu verschaffen. Herr Gödeke, der bei weitem maassvoller als andere Literaturhistoriker verfährt, sagt hierüber: „Die grossen Leistungen Goethe's und Schiller's, sammt denen ihrer Vorgänger und Zeitgenossen schienen auf denselben Grundlagen weder zu übertreffen, noch zu erreichen. Es war daher eine Hauptaufgabe der Schule, andere Basen aufzufinden und vorzugsweise solche, die mit der Classicität sich nicht füglich vergleichen liessen. In diesem Sinne wurden die Werke der fremden Literatur durchforscht, und die Engländer, Spanier und Italiäner, sowie die Dichtungen des deutschen Mittelalters, das ohnehin den Vorstellungen einer hierarchischen Lebensform zu entsprechen schien, in die Gegenwart eingeführt. Dem klassischen Kunstidealismus trat die schwärmerische Begeisterung für die Werke der katholischen Kunst entgegen." Diesem Urtheile lassen sich in Bezug auf Tieck, der doch auch in demselben mitbegriffen ist, zumal in dem späteren besonderen Artikel über ihn und seine Leistungen gar nicht weiter und näher auf diese Seite seiner Werke eingegangen wird, Betrachtungen entgegenstellen, die nicht ungeeignet erscheinen dürften, den Standpunkt der Beurtheilung wesentlich zu verändern.

Die Grundlage Tieck's war, wie bei jedem Dramatiker, eine zwiefache, eine realistische und eine idealistische, und in ihm lebte, wie in

jedem ächten Dichtergemüthe, ein tiefes religiöses Gefühl. Das realistische Element hängt sehr nahe mit der Gabe des Witzes und der Ironie zusammen, denen beiden es zur Grundlage dient, und die Durchdringung desselben mit dem idealistischen schafft den Humor. Dies realistische Element in Tieck ward besonders durch Goethe, Cervantes und Shakspeare genährt, die er schon früh kennen lernte, und das idealistische durch Bibel und Gesangbuch, zu deren früher Lectüre ihn seine Mutter mit Vorliebe anhielt. Wie realistisch der Geist Tieck's war, davon zeugen, trotz des phantastischen Beiwerks, das sie haben, seine frühesten Productionen, Abdallah und William Lovell, und viel klarer noch die später geschriebenen kleinen Erzählungen, welche meistentheils in den Straussfedern zuerst erschienen. Diese Letzteren sind keineswegs „im Sinne der damaligen Berliner Aufklärung“ geschrieben, sondern beruhen alle auf Lösung eines bald bedeutenderen, bald geringeren psychologischen Problems und scharfer Charakteristik der Figuren. Was von dem „Sinne der damaligen Aufklärung“ darin ist, dient der Ironie, welche in allen diesen Erzählungen vorwaltet. Man darf nur „die beiden merkwürdigsten Tage aus Siegmund's Leben, Ulrich der Empfindsame, Fermer der geniale“ u. s. w. lesen um sich davon zu überzeugen, dass alle diese Productionen neben dem ironischen einen psychologischen Zweck haben.

Ebenso wenig wie in der künstlerischen Richtung der damaligen Zeit, konnte sich das realistische Element Tieck's in andern Beziehungen befriedigt finden. Vor Allem drückten ihn die politischen und socialen Zustände seiner Zeit zu Boden. Ueberall sah er Zerfahrenheit, engherzigen Particularismus und Schwäche, überall Entwürdigung und sittliche Erbärmlichkeit ohne irgend eine Aussicht auf ein Besserwerden der verrotteten Gegenwart. Dies tiefe Gefühl, dass es keine Zukunft für das Vaterland gäbe, dass es dem gänzlichen Zusammensturz entgegengehe, ohne dass eine Aussicht auf Rettung vorhanden sei, liess ihn den Blick auf die verschwundene Herrlichkeit des deutschen Kaiserreiches und des kräftigen Mittelalters zurückwenden, welches ihm im vollen Glanze ausgeprägter Eigenthümlichkeit, die er in seiner Gegenwart gänzlich vermisste, leuchtend entgegentrat. Was uns alle jetzt, wenn auch in verschiedenen Nüancen, mit vollem Bewusstsein und nach der Zukunft gerichtetem Blicke bewegt, die Wiederherstellung der deutschen Macht und Grösse, durch Wiedergewinn

der Einheit aus der Zersplitterung, der Wiederaufbau eines deutschen Reiches, das bewegte als ein dunkler Drang, ohne klares Bewusstsein als ein Instinkt, so zu sagen, Tieck's innerstes Herz. Er fühlte, dass es kein Vaterland gab; das realistische Element in ihm forderte aber ein solches und empfand daher die Nothwendigkeit, den vaterländischen Sinn zu erwecken. Dieses Bestreben schärfte sich immer mehr, je trüber und dunkler sich die deutschen Verhältnisse gestalteten und da es nun, seiner Ansicht nach, keine Zukunft gab, so musste man, um eine solche und ein Vaterland zu gewinnen, rückwärts blicken, die Begeisterung für die Macht und Grösse des Mittelalters wieder erwecken, dem versumpften Volksleben durch sie einen neuen Inhalt geben und so das Nationalgefühl zum Bewusstsein bringen. Aus diesem dunkeln, sich selbst nicht klaren Drange entstanden Werke, wie die Genoveva und Sternbald's Wanderungen, in denen die nationale Richtung, die beständige Hinweisung auf das Grosse, Schöne und Tiefe in deutscher Kunst und Art, den Kern bilden, der das Ganze zusammenhält, die Seele, welche das Ganze durchdringt. Es ist bemerkenswerth, dass Tieck's Bestrebungen um die deutsche Literatur des Mittelalters und der Versuch durch Umbildung altdeutscher Gedichte die Theilnahme für die mittelaltrige Poesie wieder zu erwecken mit dem Zusammensturz Preussens beinahe gleichzeitig sind. Im Jahre 1803 erschienen die Minnelieder, 1806 der König Rother, 1812 Ulrich von Lichtenstein. Das lebhafte Gefühl für Vaterland und Nationalität rettete sich gleichsam, als beides scheinbar hoffnungslos in der Gegenwart zusammenbrach, in jene glänzende Vergangenheit und wirkte für diese bis zur Illusion einer möglichen Wiederherstellung der zerbrochenen alten Form. Da Tieck aber ganz richtig fühlte, dass dies nur erreicht werden könne, wenn auch zugleich der religiöse Sinn auf das Neue kräftig erwache, und sah, dass dies mit der flachen, seichten Aufklärerei seiner Zeit unmöglich sei, so wandte sich einerseits seine Polemik gegen diese und andererseits sein Sinn rückwärts zu den Mystikern einer frühern Periode. Alle Mystik aber hat eine Verwandtschaft mit der katholischen religiösen Anschauung, weil sie, auch von protestantischer Seite, auf dem Ueberwiegen des Gefühls gegen den Verstand beruht, und daraus entsprang denn dasjenige, was man Tiek's „katholicizirendes Wesen“ genannt hat. Dieses Aufgeben aller Zukunft aus der Gegenwart heraus, dieses unverwandte Zurückblicken, dieses sich Versenken in vergangene unmöglich wieder zu bringende

Herrlichkeit, war freilich ein Irrthum, den er schwerer büssen musste, als es gerechter Weise hätte sein sollen; denn es war ein Irrthum, ohne welchen wir keine germanischen Studien hätten, wie sie jezt mit Recht unser Stolz sind. Van der Hagen und seine Zeitgenossen, die Gebrüder Grimm und die neuere deutsche philologische Schule wären ohne diese Thätigkeit Tieck's eine reine Unmöglichkeit. Freilich fehlte diesen Bestrebungen bei der Individualität Tieck's und der Mangelhaftigkeit der zugänglichen Quellen alle Gründlichkeit, alle Methode, alle Wissenschaftlichkeit, aber nichtsdestoweniger sind sie nicht hoch genug anzuschlagen und zu schätzen, denn wir verdanken ihnen und den so vielfach angefeindeten Productionen Tieck's aus jener Periode einen guten Theil des wiedererwachten Nationalsinns, der sich später in so schöner und tüchtiger Weise auch in Thaten aussprach.

Ein zweiter bei der Beurtheilung Tieck's und seiner Werke meist gänzlich verkannter Punkt ist das dramatische Element in allen seinen Productionen. Tieck war ursprünglich rein dramatisch angelegt, aber Verhältnisse und die daraus entspringende Richtung seiner Studien und Arbeiten verhinderten es, dass dieses Element in seiner Reinheit und Ursprünglichkeit hervortreten konnte. Es machte sich daher anderweitig und zwar auf dreierlei Weise Luft. Einmal in der Form seiner erzählenden Productionen, die alle, wenn man sich des Ausdrucks bedienen darf, verhüllte oder verkleidete Dramen sind. Aus dieser ihrer Wesenheit entspringt dasjenige, was man „gewandte Dialektik seiner Geschöpfe“ nennt, und das so oft gerügte Ueberwiegen des Dialogs in seinen Erzählungen sowohl als in seinen Novellen. Die letzteren namentlich sind ganz und gar und können nur von diesem Standpunkte aus vollkommen und richtig erkannt und gewürdigt werden. Alle Beschreibung in den Novellen ist nur das, was im Drama Decoration, Costüm und äussere Charakteristik der Figur durch den darstellenden Schauspieler ist.

Die zweite Art, in welcher sich das dramatische Element Tieck's Luft machte, waren seine Vorlesungen, zu denen er früher nur Dramen wählte; erst später im höheren Alter las er auch Novellen, Erzählungen und anderes, aber stets auch mit dramatischem Ausdruck vor.

Der dritte Weg endlich, auf welchem das dramatische Element Tieck's Befriedigung suchte und fand, war die Forschung über die dra-

matische Literatur aller Völker und Zeiten. Alles, was er davon bruchstückweise veröffentlicht hat, wie ihn auch hier vorzugsweise das rein dramatische Element interessirte und erst in zweiter Linie das historische, kritische, wissenschaftliche, welches er nicht umgehen konnte, das er aber nur sehr lückenhaft, sprungsweise, unmethodisch und oft mit grellen Irrthümern gepaart, zu Tage brachte, weil er kein streng geschulter, philologischer Geist war. Aus diesem Grunde ist auch seine Kritik desultorisch, unzuverlässig und unhaltbar; aber vortrefflich, wo sie auf Charakteristik und dramatische Würdigung der Figuren, auf Bau und Oekonomie der Dramen und die rein ästhetische Seite der Werke eingeht.

Hieran knüpfen wir einige anderweitige Bemerkungen, die sich speciell auf Herrn Gödeke's Grundriss beziehen, und setzten daher die Seitenzahlen hinzu. Bei dem Verzeichniss von Tieck's Schriften ist zu bemerken:

Pg. 21. Nr. 40. Die „Nesseln“ sind nicht von Tieck, sondern von Bernhardi, der sie unter dem Namen „Falkenhain“ herausgab; nur die Erzählung Almansur gehört Tieck.

Pg. 23. Nr. 100. Shakspeare's Sonette in der Penelope sind nicht von Agnes, sondern von Dorothea Tieck, die 1840 zu Dresden an den Masern, 42 Jahr alt, starb.

Pg. 23. Nr. 102. Die Stücke Shakspeare's in der Tieck-Schlegel'schen Uebersetzung sind zum Theil von Dorothea (nicht von Agnes) Tieck, zum Theil vom Grafen Baudissin übersetzt.

Pg. 24. Nr. 107. Der Obregon ist von Dorothea Tieck übersetzt.

Pg. 24. Nr. 117. Die Theaterzeitung ist nichts Selbstständiges, sondern nur ein integrirender Theil der unter Nr. 108 genannten Morgenzeitung. Hier fehlen auch die eine Zeit lang in Kind's Abendzeitung veröffentlichten Recensionen.

Pg. 23. Nr. 94—99. An der „Vorschule“ hatte Dorothea Tieck gleichfalls Antheil, obwohl ich nicht im Stande bin, speciell die Stücke zu nennen, welche sie übersetzte. Agnes Tieck hat niemals etwas geschrieben.

Pg. 25. Nr. 146. Auch die Leiden des Persiles und der Siegismunda sind von Dorothea Tieck übersetzt.

Endlich ist noch zu bemerken, dass auch seine gesammelten Schriften hätten angegeben und dabei bemerkt werden sollen, dass schon früh in Wien unter dieser Bezeichnung ein Nachdruck erschien, in welchem sich allein die unter Nr. 26. 27. 28 verzeichneten Piecen, als Tieck angehörig, vorfinden. Die reimersche Ausgabe der sämmtlichen Werke hat sie natürlich nicht, aber die Angabe „Schr. Bd. 10. 11. 12.“ könnte leicht zu dem Glauben verführen.

Hieran möchte ich einige wenige Bemerkungen über Tieck's Schwester Sophie und über Bernhardi reihen, weil die Namen beider sich am natürlichsten an Tieck anschliessen.

Pg. 26. 7. Tieck's Schwester verliess ihren Gatten schon im Laufe des Jahres 1804, die Scheidung wurde 1806 ausgesprochen. Es ist daher unrichtig, wenn behauptet wird, bei Aufzählung ihrer Schriften, Schiller's Todtenfeier 1806, gehöre ihr. Es ist vielmehr die Production Friedrich's von Fouqué und A. F. Bernhardi's.

Es fehlen ferner die Gedichte in Tieck's Musenalmanach, 1802, und endlich ihr Antheil an den Straussfedern und Bambocciaden. Er ist in den „Reliquien“ abgedruckt und ist folgender:

Aus den Straussfedern: Ein Märchen (Rel. I. 2.), die neue Donna Diana (II. Rel. 2.), Männertreue (II. Rel. 3.), die Entführung (II. Rel. 4.), Traum und Wirklichkeit (III. Rel. 3.), Freund und Geliebte (III. Rel. 4.), das Portrait (III. Rel. 5.) und ein Abentheuer zu Paris (III. Rel. 6.).

Aus den Bambocciaden: der Besessene, Reise durchs Gottfriedland, der Greis im Felsen und die Höhle; sämmtlich Rel. III. 6 — 9.

Schliesslich ist noch anzuführen, dass im Almanach für Liebe und Freundschaft, 1802, eine Novelle, „Liebesgenesung,“ ihr angehört.

In Betreff des Artikels „Bernhardi“ möchte zu berichtigen sein, dass sein vollständiger Vorname Johann Christian August Ferdinand (nicht Friedrich) war und er am 24. Juni 1769 (nicht 1770) geboren

ward. Sein Vater war Justizcommissarius in Berlin und seine Mutter eine geborene Hilke aus Magdeburg. Seine Schulbildung erhielt er auf dem Joachimsthal unter Meirotto und studierte zu Halle, woselbst er ein eifriger Schüler F. A. Wolf's war.

Zum Verzeichniss seiner Schriften ist zu bemerken: dass „die vernünftigen Leute" in den Bambocciaden II. 4. von ihm sind und dass unter der Figur des Fink in den „Sechs Stunden aus Fink's Leben" Ludwig Tieck gemeint ist, wie Bernhardi ihn damals, zum Theil auch im Leben, ansah. Hartmann ist er, Bernhardi, selbst. Vergessen sind unter den Schriften: 1) Nesseln von Falkenhain. 2) Die Unsichtbaren von Ernst Winter, 2 Bde. Ein freilich misslungener Versuch, Tieck's Abdallah nachzuahmen. Die Unsichtbaren erschienen zwar früher als dieser, allein Bernhardi kannte den Abdallah schon handschriftlich und schrieb dann dies Buch.

Da ferner der Recensionen Tieck's unter seinen Schriften gedacht worden ist, so hätten auch wohl die Theaterkritiken Bernhardi's im „Archiv der Zeit," 1798, 1799, gedacht werden sollen, die meistens gegen Iffland gerichtet waren und nicht ohne Bedeutung sind.

Es fehlen ferner: Die Gedichte Berhardi's im Musenalmanach, 1802, von Tieck, der Brief Ferdinand's im Archiv der Zeit, 1798, und die Beiträge zu Schlegel's Athenaeum. B. gehört auch in dem Roman: Carl's Versuche und Hindernisse, das Kapitel mit den parodischen Hexametern und dem „römisch-katholischen Pfäfflein," sowie in Varnhagen's und Neumann's „Erzählungen und Spiele" das Gespräch zwischen Nero und Cato. Ferner hat er zu der Schrift: Merkeliana, 1802, manche Beiträge geliefert, unter anderen das Gedicht: Ignorant voll Prätensionen etc. Ferner schrieb er als Parodie auf ein Buch von Woezel: „Meiner Frau wirkliche Erscheinung nach ihrem Tode," eine kleine, einen Bogen starke Schrift unter dem Titel: „Meines Pudels wirkliche Erscheinung nach seinem Tode," die sehr selten geworden und daher auch nirgends angeführt worden ist. In der Zeitung für die elegante Welt, 1803, steht ferner ein Aufsatz von Bernhardi „über Schlegel's Ion." und Schiller's Todtenfeier 1806, ist, wie schon bemerkt, von Fouqué und Bernhardi gemeinschaftlich verfasst.

33. pg. 61. Fouqué. Unter den Schriften fehlen:

1) Die Lebensbeschreibung seines Grossvaters, des Generals v. Fouqué, die er herausgab.

2) Der Briefwechsel, welchen seine dritte Frau Albertine, geb. Todt, herausgab, worin sich auch Briefe von A. F. Bernhardi befinden.

In der Lebensbeschreibung fehlt: „dass Fouqué zuerst mit einer jungen Dame (Namens ??) verheirathet war, von der er sich aus Liebe zu seiner zweiten Frau Caroline, geb. v. Briest, wie diese aus Liebe zu ihm sich von ihrem ersten Manne, v. Rochow, scheiden liess und dass er nach dem Tode der letzteren eine dritte Frau, Albertine geb. Todt, während seines Aufenthalts in Halle heirathete, die ihn überlebte. Die erste Frau heirathete später einen Herrn v. Madai, ich glaube in Halle lebend.

Pg. 61. Nr. 34. Caroline v. Fouqué. Unter ihren Schriften fehlt eine Mythologie, deren genauen Titel ich nicht aus dem Kopfe weiss, der aber leicht in Heinsius oder Kaiser oder Hinrichs aufzufinden ist.

Pg. 88. Nr. 54. Creutzer. Hier fehlen viele und interessante Schriften, z. B. über Herodot u. a.

Pg. 89. Nr. 56. Daub. Fehlen: Daub und Creutzer Studien, eine Zeitschrift, obschon sie bei Creutzer Nr. 54 genannt sind.

Pg. 143. Zu Hildebrandt; schrieb auch unter dem Namen L. T. Bernhardi (ein Anagramm seines Namens) einen Roman, das Fürstenhaus, 2 Bde., ich glaube in den zwanziger oder dreissiger Jahren, der mir damals vielen Aerger bereitete.

Pg. 146. Nr. 197. v. Woleser. Fehlt die Parodie: „Der Unterrock wie er sein sollte," von?

Pg. 153. Nr. 217. Wagner; zu seinem Leben hätte bemerkt werden können, dass eine Nichte von ihm, Rosalie, die längere Zeit am Stadttheater zu Leipzig engagirt war, einen der Gebrüder Brockhaus heirathete (ich glaube den Friedrich Brockhaus) und da unter seinen Schriften Il Parnaso Italiano genannt ist, hätte auch die bei Ernst Fleischer 1825 erschienene Ausgabe von Shakspeare's Works, in

zwei Bänden (der zweite enthält die „Gedichte“) erwähnt werden sollen, da diese Ausgabe durch das von Wagner hinzugefügte Glossar nicht ohne Werth ist, obwohl die Etymologien sehr nach Kanne's bekannter Manier schmecken.

Pg. 154. Nr. 218. Rinne. Sollte dies wohl derselbe Rinne sein, der ein Buch über deutsches Versmaass schrieb und in den dreissiger Jahren noch lebte?

Pg. 182. Fehlt hier nicht Heinroth, Arzt in Leipzig, der unter dem Namen Treumund Wellentreter sehr viel Gedichte u. A. geschrieben hat und zwischen 1820—30 noch lebte?

Pg. 217. Nr. 585. Sollte nicht der Graf von Finkenstein auf Madlitz, welcher die „Bukoliker“ in 4⁰ herausgab, auch den Theokrit, Bion und Moschus übersetzt haben? Das Buch erschien anonym in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Pg. 217. Nr. 586. An der Uebersetzung des Plato sollte Fr. Schlegel in Gemeinschaft mit Schleiermacher arbeiten, trat aber schon sehr früh zurück und Letzterer übernahm sie allein.

Pg. 217. Nr. 594. Kannegiesser übersetzte nur wenige einzelne Stücke von Beaumont und Fletcher (zwei Bände).

Pg. 218. Shakspeare. Aber J. H. Voss und Söhne übersetzten auch den ganzen Theil III., in, ich glaube 9 Bdn., welcher bei Brockhaus in Leipzig erschien und barbarisch klingt, da bei der Uebertragung derselben Grundsätze angewendet werden, die J. H. Voss beim „Einschlachten“ der griechischen und römischen Dichterwelt befolgt hatte. Ich weiss nicht, warum hier die Uebersetzungen der Sh. Sonnette von Lachmann und die von Regis im Shakspeare-Almanach fehlen.

Pg. 220. Nr. 606. Soltau. Bei seiner Uebersetzung des Don Quichote wäre zu bemerken gewesen, dass er auch frischweg die falsche Fortsetzung des Avellanda mit übersetzt und dem ächten Werke einverleibt hat.

Pg. 607. F. A. Wolf. Hier hätte doch auch der meisterhaften Uebersetzung des Homer in den Analecten gedacht sein sollen, die den Voss weit hinter sich zurücklässt. Leider sind es nur 200 Verse.

Es dürfte nicht schwer sein, das sehr werthvolle Buch um viele Notizen zu bereichern, wenn es der hier vergönnte Raum gestattete und wenn ich nicht glauben müsste, dass das Gegebene schon zu viel und zu unbedeutend sei.

Wilhelm Bernhardi.

Wer ist der Verfasser von Schiller's Abhandlung:

Die Gesetzgebung des Lykurgus und Solon?

Wenngleich auf den ersten Anblick die hier aufgeworfene Frage höchst sonderbar klingt, und die Antwort darauf wohl von Jedem ganz einfach mit den Worten: Wer sonst als Schiller? gegeben werden möchte, so sind die Schwierigkeiten, die sich beim tieferen Eingehen in die dabei obwaltenden Verhältnisse erheben, doch nicht so leicht zu beseitigen, und wenn es sich gleich um eines der unbedeutenderen Geistesproducte Schiller's handelt, so möchte doch vielleicht das Folgende nicht ohne alles Interesse für die Freunde und Verehrer des grossen Dichters sein, da es je nach der Art der Auffassung wohl geeignet sein dürfte, einige neue Streiflichter auf die seinem grossen Rufe vorangehende Lebensperiode zu werfen. Ob die folgenden Umstände noch unbekannt sind, weiss ich nicht gewiss. So viel aber weiss ich, dass kein Biograph Schiller's, auch Hoffmeister in seinem fünfbändigen Werke, und den würtembergischen Biographen Gustav Schwab, der noch am leichtesten davon Kenntniss haben konnte, mit eingeschlossen, der Sache erwähnt. Auch in keiner andern Schrift über Schiller, welche mir zugänglich war, in keinem ihn betreffenden Briefwechsel, die ich bei dem Interesse, welches ich an dem grossen Dichter Deutschlands nahm, so viel möglich mir zugänglich machte, fand ich irgend eine Andeutung davon. Und doch handelt es sich um einen Umstand, der überhaupt in der literarischen Welt nicht gar häufig vorkommt, bei einem grossen Schriftsteller aber vielleicht einzig in seiner Art ist. Schiller hat nämlich in Betreff der erwähnten Abhandlung einen Rivalen, der ebenfalls das Eigenthumsrecht, wenigstens zur Hälfte, an-

spricht, und unter solchen Beziehungen, dass die Entscheidung über die Wahrheit gar nicht leicht gemacht ist.

Schiller's Abhandlung — Vorlesung nennt sie der Herausgeber von Schiller's sämmtlichen Werken — ward zuerst in das 11. Heft der Thalia 1790 eingerückt. Auch Hoffmeister sucht die letzte Quelle der Schrift über Lykurg und Solon, so wie der ähnlichen kleineren historischen Schriften Schiller's über die erste Menschengesellschaft und über die Sendung Moses' in den Vorlesungen Schiller's als Professor in Jena. Er sagt darüber (Bd. 2 S. 155): „Auch nachdem Schiller's Professur ein kleiner Gehalt beigelegt war, trug ihm sein Amt nicht so viel ein, als er auch bei sehr mässigen Ansprüchen brauchte. Seine Feder musste ihn also auch fortan grösstentheils erhalten. In seiner Amtsthätigkeit und Geistesrichtung lag es, dass auch sein literarisches Wirken der Geschichte gewidmet war, bis die historischen Arbeiten allmählig immer mehr von philosophischen Beschäftigungen verdrängt wurden."

Und am Schlusse des Capitels, in welchem die drei genannten historischen Aufsätze Schiller's besprochen werden, (ebend. S. 166) fügt Hoffmeister bei: „Uebrigens zeichnen sich die drei besprochenen Aufsätze durch Klarheit und Einfachheit aus. Es findet sich in ihnen keine Spur von Künstelei oder Ueberladung. Man sieht es ihnen an, dass sie Vorträge vor jüngeren Leuten sind, oder dass ihnen solche zu Grunde liegen. Die ursprüngliche Abfassung wirkt auch auf eine spätere Ueberarbeitung nach; und dasjenige, worüber wir uns einmal vor Andern ausgesprochen haben, können wir nachher verständlicher und leichter zu Papier bringen. Was wir uns dagegen im Augenblicke des Niederschreibens erst recht klar machten, fällt uns schwerer und man sieht dem Ausdruck das Ringen und oft die saure Mühe an. Kein Wunder! Die Erzeugung und die Geburt fallen in einen Moment zusammen."

In diesen Worten Hoffmeister's liegt eine merkwürdige Ahnung des wahren Sachverhaltes. Wenn Hoffmeister in den drei erwähnten Aufsätzen eine besondere Einfachheit findet, und die Ursache darin sucht, dass sie entweder selbst Vorträge vor jüngeren Leuten seien, oder dass ihnen wenigstens solche zu Grunde liegen, so scheint dies in der That die Wahrheit zu sein, nur mit dem Unterschiede, dass zu diesen jüngeren Leuten Schiller nicht als Lehrer, sondern als Schüler gehörte.

Es weist nämlich der Aufsatz über Lykurg noch auf die Zeit zurück, in welcher Schiller Schüler der Karlsschule war, und der Mitbewerber um das Eigenthumsrecht wenigstens desjenigen Theils unsers Aufsatzes, der sich auf Lykurg bezieht, ist ein Professor der Karlsschule, Nast, dessen Name noch heute in Würtemberg mit grosser Achtung genannt wird.

Joh. Jakob Heinr. Nast, geb. zu Stuttgart 1751, wurde Magister 1770, und Professor der Militärakademie zu Ende des Jahres 1772. Durch eine Ordre des Herzogs Karl vom 28. December 1772 wird „nach Prüfung einiger Magister als sechster Professor angestellt Magister Nast mit 350 fl.“ Im Jahre 1773 heisst Nast Professor der lateinischen und griechischen Sprache und Literatur; später (1781), als die Schule zu einer Hochschule erhoben worden war, und in Facultäten zerfiel, erscheint Nast als Mitglied der philosophischen Facultät und als Professor der griechischen Sprache und Literatur.

Nast scheint mehrmals Lust gehabt zu haben, sich wegzumelden, so 1781 bei Erledigung einer Professur am evangelisch-theologischen Seminar Maulbronn. Es liegt eine herzogliche Ordre an den Oberst und Intendanten von Seeger (den unmittelbaren Leiter und Vorstand des Instituts, das alterego des Herzogs, welcher letztere sich als den eigentlichen Rector der Schule betrachtete), vor vom 23. Juli 1781, welche heisst: „Ich habe dessen heutigen Rapport erhalten und Mich über das Gesuch des Professors Nast verwundert. Da ohnehin gewiss nichts daraus wird, so hat ihm der Herr Oberst zu erkennen zu geben, dass er besser thun werde, sich nicht um die Professorstelle zu Maulbronn zu melden, sondern geruhig in der Akademie zu bleiben, und sich gleich seinen Mitbrüdern meiner gnädigsten Vorsorge versichert zu halten.

P. S. Dem Professor Nast hat der Herr Obriste wegen der Folge in glimpflichen Worten recht die Meinung zu sagen.“

Chr. H. Pfaff, auch ein berühmter Schüler der Karlsschule, erwähnt Nast's in seinen Lebenserinnerungen (S. 33) mit folgenden Worten:

„In der classischen Literatur war mein Hauptlehrer Professor Nast, ein sehr tüchtiger Philolog, von lebhaftem Wesen, und wir handelten nach der Reihe die gewöhnlich gebräuchlichen griechischen als auch lateinischen Autoren ab, so wie auch Nast römische Alterthümer

vortrug und uns in deutschen Aufsätzen, die wir zum Theil declamiren mussten, übte."

Auch Schiller, der in die Schule am 17. Januar 1773 aufgenommen wurde, und sie den 14. December 1780 verliess, um Regimentsarzt zu werden, war wohl wie Pfaff, Nast's Schüler, und nahm ohne Zweifel ebenfalls an den erwähnten Uebungen in deutschen Aufsätzen Theil.

Nast selbst blieb als Lehrer in der Akademie bis zu ihrer Aufhebung 1794, wurde Professor am Obergymnasium in Stuttgart und später Pfarrer zu Plochingen (einem würtembergischen ansehnlichen Dorfe, 5 Stunden von Stuttgart, jetzt einer Hauptstation der würtembergischen Eisenbahn von Stuttgart an den Bodensee, von wo aus sich die Seitenbahn nach Reutlingen und Tübingen abzweigt).

In Wagner's Geschichte der hohen Karlsschule (1. Bd. Würzburg 1856), welche sich durchaus auf archivalische Quellen gründet, steht nun S. 281 (in dem Abschnitte XII. Hof- und Akademiefeste): „1792. 26. Februar. Feier der Inauguration des neuen Prorectors, Prof. Dr. Boz, nach zuvor vom Herzog gehaltener Rede über

„Die Wichtigkeit des Protectoratamts"

in Anwesenheit der Frau Herzogin u. s. w. Prorector decedens Nast hielt eine Rede über

„Die Vorzüge und Gebrechen der Lykurgischen Gesetzgebung."

Dabei ist in Betreff der Rede des Herzogs von Wagner eine herzogliche Ordre (dd. Hohenheim, den 27. Februar 1792) abgedruckt, welche lautet:

„Mein lieber Obrist und Intendant von Seeger! Ich lasse dem Herrn Obrist Meine gestern bei dem versammelten akademischen Senat abgehaltene Rede gnädigst zugesagtermassen, in der Anlage zugehen und bin etc."

Die Rede Nast's ist abgedruckt in dessen kleinen Gelegenheitsschriften, [1]) und stimmt mit Abzug der auf den besondern Zweck be-

[1]) Der vollständige Titel derselben lautet: Kleine akademische und gymnastische Gelegenheitsschriften, gesammelt und herausgegeben von Joh. Jak. Heinrich Nast, vormals Professor an der hohen Karlsschule und dem Gymnasium zu Stuttgart, nun Pfarrer zu Plochingen. 2 Theile (von denen der erste die deutschen, der zweite die lateinischen Schriften enthält. Tübingen 1820—1821). Da wohl der Inhalt dieser Schriften, wenigstens ausser Wür-

züglichen Einleitung und eben so des Schlusses, mit demjenigen Theile des Schiller'schen Aufsatzes, welcher die Lykurgische Gesetzgebung bespricht, nicht bloss dem Inhalte, sondern grossentheils selbst den

---

temberg nur wenig bekannt sein dürfte, füge ich hier eine Uebersicht desselben bei:

1. Theil. Deutsche Schriften:

I. Von der Nothwendigkeit öffentlicher wissenschaftlicher Anstalten zur Aufklärung der Staaten. (Rede in der Akademie 1782).

II. Bemerkung über Staats-Revolutionen (zur Gedächtnissfeier der Einweihung der Akademie 1790).

III. Ueber die Manier des Theophrast in der Schilderung sittlicher Charaktere 1791.

IV. Ueber die Nothwendigkeit, den Ehrtrieb des Jünglings zu wecken und durch Belohnungen zu unterhalten (Rede bei der Preisaustheilung 1791).

V. Ueber die Vorzüge und Gebrechen der lykurgischen Gesetzgebung und Staatsverfassung. (Rede bei Niederlegung des Prorectorats 1792).

VI. Von der Aehnlichkeit und Uebereinstimmung der Sprache des Homer mit der allgemeinen Kinder- und Volkssprache. (Glückwünschungsschreiben bei der Amtsjubelfeier seines Vaters 1800).

2. Theil. Lateinische Aufsätze:

I. Commentatio in rem tragicam Graecorum 1778.

II. De virtutibus Historiae Sallustianae 1785.

III. De ratione Veterum in historia tractanda 1786.

IV. De methodo Platonis philosophiam docendi dialogica 1787.

V. De clypeo homerico 1788.

VI. De re foeneraria Romanorum 1789.

VII. Brevis Odysseae et Iliados comparatio ad evincendam Odysseae praestantiam 1792.

VIII. Analysis logica Dialogi Platonis, qui inscribitur Meno 1792, 1793.

IX. De pretio veterum Autorum classicorum ex comparatione cum recentioris aevi Scriptoribus classicis rite aestimando (Oratio) 1793.

X. Programma ad indicenda Ser. Ducis Caroli parentalia 1793.

XI. Laudatio funebris Ser. Ducis Caroli, dicta die 21. Februar. 1794.

XII. Observationes aliquae in veterum Graecorum mythos 1794.

XIII. Observationes in Homeri νεκυομαντείαν 1797.

XIV. Quam modeste de regno s. imperio Unius judicaverint liberi antiquitatis populi 1798.

XV. Quantum floris et praesidii capiant artes et scientiae ex imperio monarchico 1798.

XVI. Notationes aliquae in Platonis dialogum, qui inscribitur Crito 1798.

Worten nach so vollkommen überein, dass beide als eins und dasselbe zu betrachten sind. Die Abweichungen in beiden Aufsätzen sind in der Regel ausserwesentlich, und wo Schiller grössere Zusätze gibt, erscheinen sie nicht selten mehr oder weniger nur als Wiederholungen und weitere Ausführungen des schon Gegebenen, nicht als etwas Neues, so dass die grössere Kürze Nast's für den Aufsatz nur vortheilhaft ist.

Sind schon an sich diese Abweichungen, wo es sich um eine Schrift Schiller's handelt, von grossem Interesse, so ist ihre nähere Kenntniss hier noch von um so mehr Bedeutung, als sich manches daraus für die Beurtheilung des Verhältnisses überhaupt ergeben möchte, in welches die Schiller'sche Schrift und die Nast'sche Rede zu einander gesetzt werden müssen.

Ich lege daher dem Leser die Nast'sche Rede vor, so wie sie sich in der genannten Sammlung der Nast'schen Gelegenheitsschriften findet.

XVII. Inquiritur breviter, quid christiana religio praecipiat de amicitia et quantam vim habeat ad eam commendandam 1799.

XVIII. De ludis Romanorum secularibus 1800.

XIX. De necessitate et utilitate declamationum scholasticarum 1803.

XX. Oratio habita ad celebrandum decus Electorale Friderici secundi 1803. Recoluntur ex historia patriae praecipua divinae providentiae specimina in fatis Serenissimae Domus Württembergicae regundis.

XXI. De prudentia Octaviani Augusti in condendo prisco Romanorum imperio 1803.

XXII. De utilitate rectae et liberalis literarum sacrarum interpretationis in scholis gymnasticis 1806.

XXIII. Disseruntur aliqua de eo, fidem immortalitatis animorum positam esse non in philosophia, sed in revelatione religionis 1807.

Der Verfasser sagt in der Vorrede ausdrücklich, dass diese Schriften, welchen durch Ueberarbeitung eine vollkommnere Gestalt zu geben, ihm theils an Zeit und Musse, theils an Lust gebrach — grösstentheils in ihrer ersten ursprünglichen Gestalt erscheinen, und er schmeichelt sich, dass sie auch jetzt noch in dieser Form für den Leser durch die Vergleichung der gegenwärtigen Zeitumstände mit den damaligen, unter denen sie geschrieben wurden, nicht ohne mannigfaches Interesse sein werden. Was ihn aber vornehmlich zu dem Entschlusse gebracht habe, noch in seinem höhern Alter und in einer von seiner vormaligen ganz verschiedenen Lage diese Sammlung zu veranstalten, sei die noch immer lebendige ununterdrückbare Rückerinnerung an ein Institut, an welchem er selbst seine Jugend verlebt habe, und dessen Gedächtniss für alle noch Lebende, die in demselben ihre Bildung empfangen, unvergesslich sein werde.

Um die Vergleichung mit dem Schiller'schen Aufsatze zu erleichtern, ist alles Dasjenige auf gewöhnliche Weise gedruckt, was buchstäblich beiden gemeinschaftlich ist (wobei nur zu bemerken ist, dass Schiller häufiger Lykurgus, Nast Lykurg sagt), dagegen mit etwas grösseren oder gesperrten Lettern, was sich nur bei Nast, nicht aber bei Schiller findet, wogegen die Abweichungen Schiller's sich in den dazu gehörigen Noten unter dem Texte befinden.

Durchlauchtigster Herzog,
Gnädigster Herzog und Herr!

Euer Herzogliche Durchlaucht haben die gegenwärtige Stunde dazu bestimmt, dass ich in derselben die mir gnädigst übertragene Prorectoratswürde feierlich niederlegen, und den akademischen Zepter, den ich seit mehr als einem Jahre unter den Flügeln E. H. D. geführt habe, nun in die Hände meines von Höchstdenenselben ernannten Nachfolgers übergeben soll. Mit dem Gefühle der tiefsten Verehrung, mit den Empfindungen des gerührtesten Dankes übernahm ich das ehrenvolle Amt, welches E. H. D. auf meine Schultern zu legen geruht haben; mit eben diesen Gefühlen trete ich heute von demselben auf den Wink E. H. D. wieder zurück.

Ueberzeugt von der Schwäche meiner Einsichten und Kräfte ergriff ich den akademischen Zepter mit derjenigen Schüchternheit, welche die unzertrennliche Gefährtin jener Ueberzeugung ist; aber der süsse Gedanke an das gnädigste Vertrauen E. H. D., der feste Vorsatz, die mir übertragene Würde gewissenhaft, und nach meinen besten Kräften zu verwalten, endlich die beruhigende Hoffnung zu der Nachsicht E. H. D., das alles besiegte meine Furchtsamkeit, und erhöhte meinen Muth. Und von welchen Empfindungen der Ehrerbietung und Dankbarkeit fühle ich in diesen feierlichen Augenblicken mein ganzes Herz durchdrungen, wenn ich mich der aufmunternden Unterstützung E. H. D. während der Führung meines Prorectorats, wenn ich mich der erfreulichen Zeugnisse und Proben der gnädigsten Zufriedenheit erinnere, womit Höchstdieselbe mich von Zeit zu Zeit begnadigt haben! Möchte ich nur auch heute an dem Tag, da ich die höchste akademische Würde, womit E. H. D.

mich bekleidet haben, wieder zurückgebe, möchte ich an dem heutigen Tage hoffen dürfen, bei dem fortgesetzten Bestreben, die mir aufgelegten Pflichten zu erfüllen, die gnädigste Zufriedenheit E. H. D. verdient, und Höchstderoselben gerechten Erwartungen entsprochen zu haben! — Wie glücklich würde ich in diesem Falle sein, wie gerne und wie zufrieden würde ich von der Stufe wieder herabsteigen, zu welcher mich die Gnade E. H. D. erhub, und mit welchem Entzücken würde ich alsdann stets an die verflossenen Tage meines Prorectorats, und zugleich an die ganze Reihe von Jahren zurückdenken können, seit denen ich des hohen Berufes gewürdiget wurde, in dieser von Carl gestifteten Weisheitsschule unter der höchsten Aufsicht, und dem belebenden Einflusse Ihres Stifters, und im Bunde mit einer Reihe würdiger, von Carl Selbst gewählter Lehrer an der Bildung einer zahlreichen und hoffnungsvollen Jugend zu arbeiten, und ein Werkzeug zur Ausführung des grossen und edlen Planes zu sein, welchen E. H. D. bei Gründung dieser hohen Schule entworfen und bis auf den heutigen Tag unablässig verfolgt haben, des erhabenen Planes, aufgeklärte Menschen und nützliche Bürger des Staats zu erziehen!

Durchlauchtigster Herzog!

Ein weiter Schauplatz eröffnet sich hier meinen Blicken: aber ich verlasse denselben, um bei dem Zweck der gegenwärtigen Feierlichkeit stille zu stehen, und nach Vorschrift der akademischen Gesetze vor der Uebergabe der Prorectorats-Insignien über einen Gegenstand zu reden, der aus der Geschichte des Alterthums gehoben, zum eigentlichen Gebiete des akademischen Lehrers gehört, und vom Gesichtskreise desselben leichter umfasst wird. Es sey mir demnach vergönnt, über die Vorzüge und Gebrechen der Lykurgischen Gesetzgebung und Staatseinrichtung einige kurze Betrachtungen anzustellen.

* * *

So oft wir die Namen der Gesetzgeber des alten Griechenlandes, die Namen eines Lykurg und Solon nennen hören, pflegen wir von einem gleichsam unwillkürlichen Gefühle der Hochachtung und Bewunderung ergriffen zu werden. Zuweilen ist

diese Bewunderung eine blosse Folge des Vorurtheils und der Gewohnheit. Die glänzenden Schilderungen alter und neuer Schriftsteller von den Tugenden, Talenten und Unternehmungen dieser Gestirne des Alterthums, die erhabenen Lobpreisungen ihres Verdienstes haben sich von unserer frühen Jugend an unserer Seele so tief eingedrückt, und unserer Einbildungskraft einen solchen Schwung mitgetheilt, dass wir uns dadurch gewöhnt haben, jene Männer nie anders, als in einem ausserordentlichen Lichte zu sehen, und ihre Namen mit einer Art von heiliger Ehrfurcht auszusprechen. — Jedoch kann diese Bewunderung allerdings vernünftig und gegründet sein, sofern sie nemlich auf richtiger Schätzung und Würdigung ihres Verdienstes beruht; richtig aber wird diese Schätzung erst dann sein, wenn wir den Massstab derselben aus dem Zeitalter hernehmen, in welchem sie gelebt und gewirkt haben. Wer könnte überhaupt Männern seine Bewunderung versagen, die durch höhere Einsichten über ihr Zeitalter merklich hervorragen, die von diesen helleren Einsichten, ohne sich durch Hindernisse abschrecken zu lassen, den edelsten und gemeinnützigsten Gebrauch machen, und durch eine ungewöhnliche Thätigkeit in einem weiteren Wirkungskreise Veränderungen hervorbringen, die sich auf ganze Völker und Länder und Zeitperioden erstrecken! In diesem Sinne ist gewiss auch die Bewunderung, welche wir den unsterblichen Gesetzgebern des Alterthums zollen, vollkommen gerecht; nur darf diese Bewunderung, diese Anerkennung ihrer unleugbaren Verdienste nicht in eine uneingeschränkte Billigung aller ihrer Anstalten und Einrichtungen übergehen, nur dürfen wir unsere Augen nicht vor den Mängeln und Gebrechen ihres gesetzgeberischen Planes mit Verleugnung der besseren Kenntnisse unsers aufgeklärteren Zeitalters verschliessen, nur dürfen wir uns nicht abhalten lassen, jenen Plan auf dem Probierstein der reinen Vernunft unparteiisch zu prüfen. Dann erst wird das Studium der Geschichte und des Alterthums für den Jüngling lehrreich, wenn der relative Werth der Versuche, welche im Alterthum für Bürgerglück und Staatswohl gemacht wurden, auf der Waage der ruhig prüfenden Vernunft gewogen, und durch jenes Studium wahre philosophische Kenntniss, die der letzte Zweck alles Wissens

bleibt, befördert wird. — Aus diesem Gesichtspunkt sei es mir nunmehr erlaubt, die Gesetzgebung Lykurg's kürzlich zu prüfen.[1])

Um den Lykurgischen Plan gehörig würdigen zu können, muss man auf die damalige politische Lage von Sparta zurücksehen, und die Verfassung kennen lernen, worinnen[2]) er Lacedämon fand, als er seinen neuen Entwurf zum Vorschein brachte. Zwei Könige, beide mit gleicher Gewalt versehen, standen an der Spitze des Staates; jeder eifersüchtig auf den andern, jeder geschäftig, sich einen Anhang zu machen, und[3]) die Gewalt seines Throngehülfen zu beschränken. Diese Eifersucht hatte sich von den zwei ersten Königen Procles[4]) und Euristhenes[5]) auf ihre beiderseitigen Linien bis auf Lykurg fortgeerbt, (so,[6]) dass Sparta während dieses langen Zeitraums unaufhörlich von Factionen beunruhigt wurde. Jeder König suchte durch Bewilligung grosser Freiheiten das Volk zu bestechen, und diese Bewilligungen führten das Volk zur Frechheit und[7]) zum Aufruhr. Zwischen Monarchie und Demokratie schwankte der Staat hin und her,[8]) und ging mit schnellem Wechsel von einem Extrem auf das andere über. Zwischen den Rechten des Volks und der Gewalt der Könige waren noch keine Grenzen gezeichnet; der Reichthum floss in wenigen Familien zusammen. Die reichen Bürger misshandelten[9]) die armen, und die Verzweiflung der letztern brach in Empörung aus.[10]) In diesem Zustande fand[11]) Lykurg Sparta; unbestimmte Grenzen der königlichen[12]) Gewalt, ungleiche Austheilung der

---

[1]) Hier beginnt die Schiller'sche Abhandlung.

[2]) worin

[3]) dadurch

[4]) Prokles

[5]) Eurysthen

[6]) „so“ fehlt bei Schiller

[7]) endlich

[8]) wieder

[9]) tyrannisirten

[10]) äusserte sich in Empörung.

[11]) Von innerer Zwietracht zerrissen, musste der schwache Staat die Beute seiner kriegerischen Nachbarn werden, oder in mehrere kleinere Tyrannien zerfallen. So fand

[12]) und Volks-

Glücksgüter unter den Bürgern, Mangel an Gemeingeist und Eintracht und eine gänzliche politische Entkräftung waren die Uebel, die sich dem Gesetzgeber am dringendsten darstellten, auf deren Hinwegräumung[1]) er also bei seiner Gesetzgebung vorzüglich Bedacht[2]) nahm.

Lange zuvor, ehe er seinen Plan bekannt machte, hatte er sich auf denselben gehörig vorbereitet. Um die verschiedenen Sitten und Regierungsformen anderer Völker kennen zu lernen, hatte er die Küsten Asiens besucht, und sich am längsten zu Kreta aufgehalten, wo die weisen Gesetze des Minos seine Aufmerksamkeit vorzüglich beschäftigten. Hier nun brachte er seinen Plan vollends zur Reife, kehrte aber doch nicht eher nach Sparta zurück, bis er ihn zuvor von dem Orakel zu Delphi hatte bestätigen lassen, um unter seinen Mitbürgern als ein Bevollmächtigter des Himmels mit einem desto grössern Nachdruck aufzutreten, und seinem Plan das Siegel der Göttlichkeit aufzudrücken.[3])

Die erste Einrichtung (Lykurg's[4]) betraf die Regierung. Um künftig[5]) zu verhindern, dass die Republik zwischen königlicher Tyrannei und anarchischer Demokratie hin- und hergeworfen würde, legte er[6]) eine dritte Macht, als Gegengewicht in die Mitte; er gründete einen Senat. Die Senatoren, 28 an der Zahl,[7]) sollten auf die Seite des Volkes treten, wenn die Könige ihre Gewalt missbrauchten; und wenn im Gegentheil die Gewalt des Volkes

---

[1]) die

[2]) Rücksicht

[3]) Statt dieses Abschnittes steht bei Schiller — wohl minder gut — Folgendes:

Als der Tag erschien, wo Lykurgus seine Gesetze bekannt machen wollte, liess er dreissig der vornehmsten Bürger, die er vorher zum Besten seines Planes gewonnen hatte, bewaffnet auf dem Marktplatz erscheinen, um denen, die sich etwa widersetzen würden, Furcht einzujagen. Der König Charilaus, von diesen Anstalten in Schrecken gesetzt, entfloh in den Tempel der Minerva, weil er glaubte, dass die ganze Sache gegen ihn gerichtet sei. Aber man benahm ihm diese Furcht, und brachte ihn sogar dahin, dass er selbst den Plan des Lykurgus thätig unterstützte.

[4]) „Lykurg's" fehlt bei Schiller

[5]) auf immer

[6]) Lykurgus

[7]) und also dreissig mit den Königen,

zu gross werden wollte, die Könige gegen dasselbe in Schutz nehmen. Eine vortreffliche Anordnung, wodurch es jedem Theil unmöglich gemacht wurde, den andern zu überwältigen; und wodurch ein glückliches Gleichgewicht unter den verschiedenen Theilen des Staates hergestellt wurde. [1]) Aber einem dritten Fall hatte Lykurg nicht begegnet, wenn nämlich der Senat selbst seine Macht missbrauchte. Der Senat konnte sich als [2]) Mittelglied ohne Gefahr der öffentlichen Ruhe gleich leicht mit den Königen, wie mit dem Volk verbinden, aber ohne grosse Gefahr des Staates durften sich die Könige nicht mit dem Volk gegen den Senat vereinigen. Dieser [3]) fing daher bald an, seine [4]) vortheilhafte Lage zu benutzen, und einen ausschweifenden Gebrauch von seiner Gewalt zu machen. [5]) Der Nachfolger des Lykurg ergänzte deswegen diese Lücke, und führte die Ephoren ein, welche der Macht des Senats einen Zaum anlegten, (so wie sie überhaupt über alle Theile der Staatsverwaltung die oberste Aufsicht führten.*) [6])

Gefährlicher und kühner war die zweite Anordnung, welche Lykurg machte. Diese war: das ganze Land in gleichen Theilen unter den Bürgern zu vertheilen, und den Unterschied zwischen Reichen und Armen auf immer [7]) aufzuheben. Ganz Lakonien wurde (nach der

---

*) Dies war ohne Zweifel der nächste Grund und Zweck ihrer Einsetzung. Aber eben in diesem Zweck lag zugleich auch die Befugniss, dem Missbrauch der königlichen Gewalt selbst Schranken zu setzen, und die Könige zur Verantwortung zu ziehen, eine Befugniss, von welcher die Ephoren nach der Geschichte manchmal einen so ausgedehnten Gebrauch machten, dass sie ein Strafrecht gegen die Könige ausübten, und sie absetzten. (Diese Anmerkung fehlt bei Schiller.)

[1]) Sparta auf immer allen den gewaltsamen inneren Stürmen entging, die es bisher erschüttert hatten. Dadurch ward es jedem Theil unmöglich gemacht, den andern unter die Füsse zu treten; gegen Senat und Volk konnten die Könige nichts ausrichten, und eben so wenig konnte das Volk das Uebergewicht erhalten, wenn der Senat mit den Königen gemeine Sache machte.

[2]) ein

[3]) letzte

[4]) diese

[5]) welches um so mehr gelang, da die geringe Anzahl der Senatoren es ihnen leicht machte, sich mit einander einzuverstehen.

[6]) fehlt bei Schiller.

[7]) immerdar

Zahl der Familienhäupter,[1]) in 30,000 Felder, der Acker um die Stadt[2]) selbst in 9000 Felder getheilt, jedes gross genug, dass eine Familie sich reichlich davon ernähren[3]) konnte. Auch dieser Entwurf wurde zu Stande gebracht, und[4]) Lykurg selbst weidete sich an dem neuen[5]) Schauspiel, als er in der Folge das Land durchreiste. Ganz Lakonien, rief er aus, gleicht einem Acker, den Brüder brüderlich unter sich theilen![6])

Eben so gern, wie die Aecker, hätte Lykurg auch die beweglichen Güter vertheilt; aber diesem Vorhaben stellten sich unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen. Er versuchte also, durch Umwege zu diesem Ziele zu gelangen, und das, was er nicht durch ein Machtwort aufheben konnte, von[7]) selbst fallen zu machen. Er fing damit an, alle goldenen und silbernen Münzen zu verbieten, und an ihrer Statt eiserne einzuführen. Zugleich gab er einem grossen[8]) Stück Eisen einen sehr geringen Werth, dass man einen grossen Raum brauchte, um eine kleine Geldsumme aufzubewahren, und viele Pferde, um sie fortzuschaffen.[9]) Wer sollte nun stehlen, oder sich bestechen lassen,[10]) da der kleine Gewinn weder verhehlt noch genutzt werden konnte! — Lykurg entzog also durch dieses Verbot seinen Mitbürgern nicht nur die Mittel zur Ueppigkeit,[11]) — er rückte ihnen auch die Gegenstände derselben aus den Augen.[12]) Sparta's eiserne Münze konnte kein fremder Kaufmann brauchen, und eine

---

[1]) fehlt bei Schiller

[2]) Sparta

[3]) reichlich damit auskommen

[4]) Sparta gab jetzt einen schönen reizenden Anblick, und

[5]) diesem

[6]) theilten

[7]) sich

[8]) und schweren

[9]) Ja damit man nicht einmal versucht werden möchte, dieses Geld des Eisens wegen zu schätzen und zusammenzuscharren, so liess er das Eisen, welches dazu genommen wurde, vorher glühend in Essig löschen und härten, wodurch es zu jedem andern Gebrauch untüchtig wurde. (Zusatz von Schiller).

[10]) oder Reichthümer aufzuhäufen trachten,

[11]) Nicht genug, dass Lykurg seinen Mitbürgern dadurch die Mittel zur Ueppigkeit entzog —

[12]) die sie dazu hätten reizen können.

andere hatten sie ihm nicht zu geben. Alle Künstler, die für den Luxus arbeiteten, verschwanden jetzt aus Lakonien, kein auswärtiges Schiff erschien mehr in seinen Häfen; kein Abenteurer zeigte sich mehr, sein Glück in diesem Lande zu suchen, kein Kaufmann kam, die Eitelkeit und Wollust zu brandschatzen; denn sie konnten nichts mit sich hinwegnehmen, als eiserne Münzen, die in allen andern Ländern verachtet wurden. Der Luxus hörte auf, weil Niemand da war, der ihn unterhalten hätte.

Noch auf eine andere Art arbeitete Lykurg der Ueppigkeit entgegen. Dies geschah vermittelst der öffentlichen, gemeinschaftlichen Mahlzeiten, wobei alle Bürger erscheinen, und dieselbe vorgeschriebene Kost miteinander theilen mussten.[1]) Unter den Speisen der Spartaner ist die schwarze Suppe berühmt; ein Gericht, zu dessen Lobe gesagt wurde: die Spartaner hätten gut tapfer sein, weil es kein so grosses Uebel wäre, zu sterben, als ihre schwarze Suppe zu essen.[2]) Durch die Einführung dieser gemeinschaftlichen Speisung gewann Lykurg übrigens[3]) für seinen Zweck sehr viel. Aller Luxus in[4]) Tafelgeräthe hörte nun auf, weil man an dem öffentlichen Tisch keinen Gebrauch davon machen konnte. Der Schwelgerei wurde auf ein-

---

[1]) Lykurg arbeitete noch auf eine andere Art der Ueppigkeit entgegen. Er verordnete, dass alle Bürger an einem öffentlichen Orte in Gemeinschaft zusammen speisen, und alle dieselbe vorgeschriebene Kost mit einander theilen sollten. Es war nicht erlaubt, zu Hause der Weichlichkeit zu dienen, und sich durch eigene Köche kostbare Speisen zurichten zu lassen. Jeder musste monatlich eine gewisse Summe an Lebensmitteln zu der öffentlichen Mahlzeit geben, und dafür erhielt er die Kost von dem Staat. Fünfzehn speisten gewöhnlich an einem Tische zusammen, und jeder Tischgenosse musste alle übrigen Stimmen für sich haben, um an die Tafel aufgenommen zu werden. Wegbleiben durfte keiner ohne eine gültige Entschuldigung; dieses Gebot wurde so streng gehalten, dass selbst Agis, einer der folgenden Könige, als er aus einem rühmlich geführten Kriege nach Sparta zurückkam, und mit seiner Gemahlin allein speisen wollte, eine abschlägige Antwort von den Ephoren erhielt. Unter den Speisen etc.

[2]) Ihre Mahlzeit würzten sie mit Lustigkeit und Scherz, denn Lykurg selbst war so sehr ein Freund der geselligen Freude, dass er dem Gott des Lachens in seinem Hause einen Altar errichtete.

[3]) „übrigens“ fehlt bei Schiller

[4]) an kostbarem

mal[1]) Einhalt gethan; gesunde und starke Körper waren die Folge dieser Mässigkeit und Ordnung.[2]) Die gemeinschaftliche Speisung gewöhnte überdiss[3]) die Bürger an Eintracht, Gemeingeist und gleiche Gemüthsstimmung, und knüpfte das Band der Bürgervereinigung desto fester.[4])

Lykurg begriff wohl, dass es nicht damit gethan sei, Gesetze für seine Mitbürger zu schaffen; er musste auch Bürger für seine[5]) Gesetze erschaffen. In den Gemüthern seiner[6]) Spartaner musste er seiner Verfassung die Dauer[7]) sichern, in diesen musste er die Empfänglichkeit für fremde Eindrücke ertödten. Der wichtigste Theil seiner Gesetzgebung war daher die Erziehung, und durch diese schloss er gleichsam den Kreis, in welchem der spartanische Staat sich um sich selbst bewegen sollte.[8]) Seine Sorgfalt für die Kinder erstreckte sich bis auf die Quellen der Zeugung. Die Körper der Jungfrauen wurden durch Leibesübungen gehärtet, um starke (und[9]) gesunde Kinder leicht zu gebären.[10]) Der Bräutigam musste sie rauben, und durfte sie auch nur des Nachts und verstohlen besuchen. Dadurch blieben beide in den ersten Jahren der Ehe einander gleichsam[11]) noch fremd, und ihre Liebe blieb neu und lebendig. Aus

---

[1]) immer

[2]) und gesunde Väter konnten dem Staate starke Kinder zeugen.

[3]) „überdies" fehlt bei Schiller

[4]) mit einander zu leben, und sich als Glieder desselben Staatskörpers zu betrachten — nicht einmal zu gedenken, dass eine so gleiche Lebensweise auch auf die gleiche Stimmung der Gemüther Einfluss haben musste. Ein anderes Gesetz verordnete, dass kein Haus ein anderes Dach haben dürfte, als welches mit der Axt verfertigt worden, und keine andere Thür, als die bloss mit Hülfe einer Säge gemacht worden sei. In ein so schlechtes Haus konnte sich Niemand einfallen lassen, kostbare Möbeln zu schaffen; Alles musste sich harmonisch zu dem Ganzen stimmen.

[5]) diese

[6]) der

[7]) Ewigkeit

[8]) Die Erziehung war ein wichtiges Werk des Staats, und der Staat ein fortdauerndes Werk dieser Erziehung.

[9]) „und" fehlt bei Schiller

[10]) Sie gingen sogar unbekleidet, um alle Unfälle der Witterung auszuhalten.

[11]) immer

der Ehe selbst wurde alle Eifersucht verbannt. Alles, auch die Schamhaftigkeit, ordnete der Gesetzgeber seinem Hauptzweck unter. Er opferte die weibliche Treue auf, um gesunde Kinder für den Staat zu gewinnen. — Sobald das Kind geboren war, gehörte es dem Staat. Vater und Mutter hatten es verloren. Es wurde von den Aeltesten besichtigt; wenn es stark und wohlgebildet war, übergab man es einer (öffentlichen[1]) Wärterin; war es schwächlich und missgestaltet, so warf man es in einen Abgrund am Berge Taygetus. — Im siebenten Jahre kam der Knabe aus den Händen der Wärterin, und wurde mit andern seines[2]) Alters gemeinschaftlich erzogen.[3]) Wissenschaftliche Bildung war aus dem Erziehungsplan der Spartaner gänzlich ausgeschlossen; desto eifriger war man bemüht, kriegerische Tugenden, Vaterlandsliebe, Tapferkeit und Ehrgeiz in die Seele des jungen Bürgers zu pflanzen, und seinen Körper frühe durch Leibesübungen abzuhärten.

Die Alten waren bei den Spielen der Jungen[4]) zugegen, beobachteten das aufkeimende Talent,[5]) und ermunterten die Ruhmbegierde durch Lob oder Tadel. Wenn die jungen Bürger[6]) sich satt essen wollten,[7]) mussten sie die Lebensmittel dazu stehlen; und wer sich ertappen liess, hatte eine harte Züchtigung und Schande zu gewarten.[8]) Lykurg wählte dies Mittel, um sie frühe an List[9])

---

[1]) „öffentlichen" fehlt bei Schiller

[2]) Die spartanischen Wärterinnen wurden wegen der harten Erziehung, die sie den Kindern gaben, in ganz Griechenland berühmt und in entfernte Länder berufen. Sobald ein Knabe das siebente Jahr erreicht hatte, wurde er ihnen genommen und mit Kindern seines

[3]) ernährt und unterrichtet. Frühe lehrte man ihn Beschwerlichkeiten Trotz bieten und durch Leibesübungen eine Herrschaft über seine Glieder erlangen. Erreichten sie die Jünglingsjahre, so hatten die Edelsten unter ihnen Hoffnung, Freunde unter den Erwachsenen zu erhalten, die durch eine begeisterte Liebe an sie gebunden waren.

[4]) ihren Spielen

[5]) Genie

[6]) sie

[7]) so

[8]) erwarten

[9]) und Ränke

zu gewöhnen, eine Eigenschaft,[1]) die er für den kriegerischen Zweck, zu dem er sie bildete, für[2]) eben so wichtig hielt,[3]) als Leibesstärke und Muth. Es ist schon bemerkt worden,[4]) wie wenig gewissenhaft Lykurg in Betreff der Sittlichkeit war, wenn es darauf ankam, seinen politischen Zweck zu verfolgen. Uebrigens muss man hiebei[5]) in Betrachtung ziehen, dass weder die Entweihung der Ehen, noch dieser befohlene Diebstahl in Sparta den politischen Schaden anrichten konnte, den sie in jedem andern Staat würden zur Folge gehabt haben. Da der Staat die Erziehung der Kinder übernahm,[6]) so war sie unabhängig vom[7]) Glück und der Reinigkeit der Ehen; da in Sparta das Eigenthum einen geringen Werth hatte,[8]) und fast alle Güter gemeinschaftlich waren, so war die Sicherheit des Eigenthums kein so wichtiger Punkt, und ein Angriff darauf, — besonders, wenn der Staat selbst ihn lenkte, und Absichten dadurch erreichte, kein bürgerliches Verbrechen.[9])

Nach Lykurg's Plan sollte[10]) die Anhänglichkeit an das Ei-

---

[1]) Eigenschaften

[2]) „für“ fehlt bei Schiller

[3]) glaubte

[4]) Wir haben schon oben gesehen,

[5]) „hiebei“ fehlt bei Schiller

[6]) über sich nahm

[7]) von dem

[8]) wenig Werth auf dem Eigenthum ruhte,

[9]) Hier hat Schiller folgenden grösseren Zusatz: Dem jungen Spartaner war es verboten, sich zu schmücken, ausgenommen, wenn sie in das Treffen oder in sonst eine grosse Gefahr gingen. Dann erlaubte man ihnen, ihre Haare schön aufzuputzen, ihre Kleider zu schmücken und Zierrathen an den Waffen zu tragen. Das Haar, sagte Lykurgus, mache schöne Leute schöner und hässliche fürchterlich. Es war gewiss ein feiner Kunstgriff des Gesetzgebers, etwas Lachendes und Festliches mit Gelegenheiten der Gefahr zu verbinden, und ihnen dadurch das Schreckliche zu benehmen. Er ging noch weiter. Er liess im Kriege von der strengen Disciplin etwas nach; die Lebensart war dann freier, und Vergehungen wurden weniger hart geahndet. Daher kam es, dass der Krieg den Spartanern allein eine Art von Erholung war, und dass sie sich darauf, wie auf eine fröhliche Gelegenheit, freuten. Rückte der Feind an, so liess der spartanische König das Kastorische Lied anstimmen, die Soldaten rückten in festgeschlossenen Reihen unter Flötengesang fort, und gingen freudig und unerschrocken, nach dem Klange der Musik, der Gefahr entgegen.

[10]) Der Plan des Lykurgus brachte es mit sich, dass

genthum der Anhänglichkeit an das Vaterland durchaus nachstehen,[1]) und [2]) die Gemüther, durch keine Privatsorge zerstreut, nur dem Staate leben.[3]) Darum fand er für gut und nothwendig, seinen Mitbürgern auch die Geschäfte des gewöhnlichen Lebens zu ersparen, und diese durch Fremdlinge verrichten zu lassen, damit auch nicht einmal die Sorge der Arbeit, oder die Freude an häuslichen Geschäften ihren Geist vom Interesse des Vaterlandes abzöge. Die Acker und das Hauswesen[4]) wurden deswegen von Sclaven besorgt, die unter dem allgemeinen Namen der Heloten bekannt sind. Nirgends war das Schicksal dieser unglücklichen Menschen trauriger, nirgends der Gebrauch, den man von ihnen machte, abscheulicher, als in Sparta.[5]) Man betrachtete sie als ein Geräthe, von dem man zu politischen Absichten, wie man wollte, Gebrauch machen könnte, und die Menschheit wurde auf eine wirklich empörende Weise[6]) in ihnen verspottet. Um der spartanischen Jugend ein abschreckendes Bild von der Trunkenheit[7]) zu geben, zwang man diese Heloten, sich zu betrinken, und stellte sie[8]) in diesem Zustand öffentlich zur Schau aus. Man liess sie schändliche Lieder singen, und lächerliche Tänze tanzen; die Tänze der Freigeborenen waren ihnen verboten.

Eine solche Behandlung musste die Rache der Heloten entflammen, besonders, da sie der Zahl nach den Bürgern weit überlegen waren. Um sich dagegen in Sicherheit zu setzen, und die gefährliche Anzahl der Sclaven zu vermindern, verübte man gegen sie eine noch un-

---

[1]) nachstand

[2]) dass

[3]) lebten.

[4]) Haus

[5]) die in Sparta dem Vieh gleich geachtet wurden. Man nennt sie Heloten, weil die ersten Sclaven der Spartaner Einwohner der Insel Helos in Lakonien gewesen, die sie bekriegt und zu Gefangenen gemacht hatten. Von diesen Heloten führten nachher alle spartanischen Sclaven, die sie in ihren Kriegen erbeuteten, den Namen.

Abscheulich war der Gebrauch, den man in Sparta von diesen unglücklichen Menschen machte.

[6]) Art

[7]) Unmässigkeit im Trinken

[8]) dann

menschlichere Grausamkeit.[1]) Der Senat schickte[2]) zu gewissen Zeiten eine Zahl der kühnsten und tapfersten[3]) Jünglinge auf's Land, nichts als ein Dolch und ein wenig[4]) Speise wurde ihnen auf die Reise mitgegeben. Am Tage war ihnen auferlegt, sich verborgen zu halten; des Nachts[5]) aber brachen sie aus ihrem Hinterhalt hervor,[6]) zogen[7]) auf die Strassen, und schlugen die Heloten todt, die ihnen in die Hände fielen. Diese barbarische[8]) Anstalt nannte man (daher[9]) die Cryptia, ob sie aber von Lykurg herrührt, ist ungewiss.[10])

Weil den Bürgern[11]) alle Arbeiten durch die Heloten abgenommen waren, so brachten sie ihr ganzes Leben müssig zu; die Jugend übte sich in kriegerischen Spielen,[12]) und die Alten waren die

---

[1]) Man gebrauchte sie zu einer noch weit unmenschlicheren Grausamkeit. Es war dem Staate darum zu thun, den Muth seiner kühnsten Jünglinge auf schwere Proben zu setzen, und sie durch blutige Vorspiele zum Kriege vorzubereiten.

[2]) also

[3]) dieser

[4]) etwas

[5]) bei Nachtzeit

[6]) „brachen — hervor" fehlt bei Schiller.

[7]) sie

[8]) „barbarische" fehlt bei Schiller

[9]) „daher" fehlt bei Schiller

[10]) oder den Hinterhalt; aber ob Lykurgus der Stifter derselben war, ist noch im Zweifel. — Dann hat Schiller folgenden Zusatz: Wenigstens folgt sie aus seinem Princip. Wie die Republik Sparta in ihren Kriegen glücklich war, so vermehrte sich auch die Anzahl dieser Heloten, dass sie anfingen, der Republik selbst gefährlich zu werden, und auch wirklich durch eine so barbarische Behandlung zur Verzweiflung gebracht, Empörungen entspannen. Der Senat fasste einen unmenschlichen Entschluss, den er durch die Nothwendigkeit entschuldigt glaubte. Unter dem Vorwand, ihnen die Freiheit zu schenken, wurden einmal während des peloponnesischen Kriegs zweitausend der tapfersten Heloten versammelt und mit Kränzen geschmückt, in einer feierlichen Procession in die Tempel begleitet. Hier aber verschwanden sie plötzlich, und Niemand erfuhr, was mit ihnen geworden war. So viel ist übrigens gewiss und in Griechenland zum Sprichwort geworden, dass die spartanischen Sclaven die unglückseligsten aller anderen Sclaven, so wie die spartanischen freien Bürger die freiesten aller Bürger gewesen.

[11]) Letzteren

[12]) und Geschicklichkeiten

Zuschauer und Richter bei diesen Uebungen. Einem spartanischen Greiss[1]) gereichte es zur Schande, von dem Orte wegzubleiben, wo die Jugend erzogen wurde. Auf solche Art lebte jeder[2]) Spartaner mit dem Staat[3]) alle seine[4]) Handlungen waren öffentlich. Die Ruhmbegierde[5]) erhielt einen immerwährenden Sporn; der Nationalgeist eine unaufhörliche Nahrung; die Idee von Vaterland und vaterländischem Interesse verwebte sich innig[6]) mit dem[7]) Leben aller[8]) Bürger. [9])

Dies, D. H. sind die vornehmsten Grundzüge der Lykurgischen Gesetzgebung. Wirft man[10]) einen bloss flüchtigen Blick auf dieselbe, so erscheint sie unter allen ähnlichen Instituten des Alterthums als das vollendetste. [11]) Alles schliesst sich darin aneinander an; eines wird durch alles, und alles durch eines gehalten. Bessere Mittel konnte Lykurg wohl nicht

---

[1]) Greis

[2]) diese Art kam es, dass jeder

[3]) lebte

[4]) „seine" fehlt bei Schiller

[5]) wurden dadurch öffentliche Handlungen. Unter den Augen der Nation reifte die Jugend heran und verblühte das Alter. Unaufhörlich hatte der Spartaner Sparta vor Augen und Sparta ihn. Er war Zeuge von Allem, und Alles war Zeuge seines Lebens. Die Ruhmbegierde etc.

[6]) verwuchs

[7]) innersten

[8]) seiner

[9]) Noch andere Gelegenheiten, diese Triebe zu entflammen, gaben die öffentlichen Feste, welche in dem müssigen Sparta sehr zahlreich waren. Kriegerische Volkslieder wurden dabei gesungen, welche den Ruhm der für's Vaterland gefallenen Bürger, oder Ermunterungen zur Tapferkeit zum gewöhnlichen Inhalt hatten. Sie erschienen an diesen Festen in drei Chören nach dem Alter eingetheilt. Das Chor der Alten fing an zu singen: In der Vorzeit waren wir Helden. Das Chor der Männer antwortete: Helden sind wir jetzt! Komme, wer will, es zu erproben! Das dritte Chor der Knaben fiel ein: Helden werden wir einst und euch durch Thaten verdunkeln.

[10]) Werfen wir

[11]) die Gesetzgebung des Lykurgus, so befällt uns wirklich ein angenehmes Erstaunen. Unter allen ähnlichen Instituten des Alterthums ist sie unstreitig die vollendetste, die mosaische Gesetzgebung ausgenommen, der sie in vielen Stücken und vorzüglich in dem Principium gleicht, das ihr zum Grunde liegt. Sie ist wirklich in sich selbst vollendet.

wählen, den Zweck zu erreichen, den er vor Augen hatte, einen Staat nemlich, der von allen anderen[1]) isolirt, sich selbst genug und fähig wäre, durch innern Kreislauf und eigene lebendige Kraft sich[2]) zu erhalten. Kein Gesetzgeber hat je einem Staat diese Einheit, dies Nationalinteresse, diesen Gemeingeist gegeben, den Lykurg dem seinigen gab. Und wodurch bewirkte er dies?[3]) — Dadurch, dass er die Thätigkeit seiner Mitbürger auf[4]) den Staat zu leiten wusste, und ihnen alle[5]) Wege verschloss, dieser Thätigkeit eine andere Richtung zu geben.[6]) Alles was Menschenseelen fesselt, und Leidenschaften entzündet, alles ausser dem politischen Interesse hatte er durch seine Gesetzgebung entfernt. Reichthum und Wollüste, Wissenschaft und Kunst hatten keinen Zugang zu den Gemüthern der Spartaner. Durch die gleiche gemeinschaftliche Armuth fiel die Vergleichung der Glücksumstände hinweg,[7]) die in den meisten Menschen die Gewinnsucht entzündet; der Wunsch nach Besitzthümern fiel mit der Gelegenheit hinweg, sie zu zeigen und zu benutzen.[8]) Durch die[9]) Unwissenheit,[10]) welche die Köpfe der Spartaner[11]) verfinsterte, verwahrte sie Lykurg gegen die Unzufriedenheit mit der Verfassung, die er ihnen gegeben hatte, und gegen die Eingriffe, die[12]) ein erleuchteter Kopf in dieselbe[13]) gethan haben würde; eben diese Unwissenheit, mit dem rauhen Nationaltrotz verbunden, der jedem Spartaner eigenthümlich war, stand ihrer Vermischung mit andern griechischen Völkern unaufhörlich im Wege.[14]) Das Vaterland war das erste Schauspiel, das

---

[1]) übrigen

[2]) selbst

[3]) hat Lykurgus dieses bewirkt?

[4]) in

[5]) andern

[6]) zuschloss, die sie hätten davon abziehen können.

[7]) weg

[8]) nutzen.

[9]) tiefe

[10]) in Kunst und Wissenschaft

[11]) alle Köpfe in Sparta auf gleiche Art

[12]) er es vor Eingriffen, die etc.

[13]) Geist in die Verfassung

[14]) In der Wiege schon waren sie zu Spartanern gestempelt, und jemehr sie andern Nationen entgegenstiessen, desto fester mussten sie an ihrem Mittelpunkt halten.

sich dem spartanischen Knaben zeigte, wenn er zum Denken erwachte.[1]) Es war der erste Eindruck in seinem Gehirne, und sein ganzes Leben war eine immerwährende[2]) Erneuerung dieses Eindrucks.[3]) Daher ist es (auch) kein Wunder, dass die spartanische Vaterlandstugend einen Grad von Stärke erreichte, der uns unglaublich scheinen muss. Daher kam es, dass bei dem Bürger dieser Republik gar kein Zweifel stattfinden konnte, wenn es darauf ankam, zwischen Selbsterhaltung und Rettung des Vaterlandes zu wählen.[4]) Gegen seinen eigenen Zweck gehalten, ist demnach Lykurg's Gesetzgebung[5]) ein Meisterstück der Staats- und Menschenkunde.[6]) — Aber hält man den Zweck, den Lykurg sich vorsetzte, gegen den Zweck der Menschheit, so muss eine tiefe Missbilligung an die Stelle

---

[1]) Er erwachte im Schooss des Staats; Alles, was um ihn lag, war Nation, Staat und Vaterland.

[2]) ewige

[3]) Zu Hause fand der Spartaner nichts, das ihn hätte fesseln können; alle Reize hatte der Gesetzgeber seinen Augen entzogen. Nur im Schoosse des Staats fand er Beschäftigung, Ergötzung, Ehre, Belohnung; alle seine Triebe und Leidenschaften waren nach diesem Mittelpunkt hingeleitet. Der Staat hatte also die ganze Energie, die Kraft aller seiner einzelnen Bürger, und an dem Gemeingeist, der alle zusammen entflammte, musste sich der Nationalgeist jedes einzelnen Bürgers entzünden. Daher ist es kein Wunder etc.

[4]) eine Wahl zu treffen. — Dann hat Schiller hier folgende grössere Erweiterung: Daher ist es begreiflich, wie sich der spartanische König Leonidas mit seinen dreihundert Helden die Grabschrift verdienen konnte, die schönste ihrer Art und das erhabenste Denkmal politischer Tugend: „Erzähle, Wandrer, wenn Du nach Sparta kommst, dass wir seinen Gesetzen gehorsam hier gefallen sind."

Man muss also eingestehen, dass nichts zweckmässiger, nichts durchdachter sein kann, als diese Staatsverfassung, dass sie in ihrer Art ein vollendetes Kunstwerk vorstellt, und in ihrer ganzen Strenge befolgt, nothwendig auf sich selbst hätte ruhen müssen. Wäre aber meine Schilderung hier zu fade, so würde ich mich eines sehr grossen Irrthums schuldig gemacht haben. Diese bewunderungswürdige Verfassung ist im höchsten Grade verwerflich, und nichts Traurigeres könnte der Menschheit begegnen, als wenn alle Staaten nach diesem Muster wären gegründet worden. Es wird uns nicht schwer fallen, uns von dieser Behauptung zu überzeugen.

[5]) ist die Gesetzgebung des Lykurgus

[6]) Er wollte einen mächtigen, in sich selbst gegründeten, unzerstörbaren Staat; politische Stärke und Dauerhaftigkeit waren das Ziel, wonach er strebte, und dieses Ziel hat er so weit erreicht, als unter seinen Umständen möglich war.

der Bewunderung treten, die uns der erste flüchtige Blick abgewonnen hat. — Alles darf dem Besten des Staates zum Opfer gebracht werden; nur dasjenige nicht, dem der Staat selbst nur als [1]) Mittel dient. Der Staat selbst ist niemals Zweck; er ist nur wichtig, als eine Bedingung, unter welcher der Zweck der Menschheit erfüllt werden kann, und dieser Zweck [2]) ist kein anderer, als Ausbildung aller Kräfte des Menschen, Fortschreitung. Hindert eine Staatsverfassung, dass alle Kräfte, die im Menschen liegen, sich entwickeln; hindert sie die Fortschreitung des Geistes, so ist sie verwerflich und schädlich, sie mag übrigens noch so durchdacht, und in ihrer Art noch so vollkommen sein. Ihre Dauerhaftigkeit selbst gereicht ihr alsdann vielmehr zum Vorwurf, als zum Ruhm; — sie ist dann nur ein verlängertes Uebel; je länger sie Bestand hat, desto [3]) schädlicher ist sie. [4])

Mit diesem allgemeinen Maassstab versehen, können wir nicht lange zweifelhaft sein, wie wir den Lykurgischen Plan [5]) beurtheilen sollen. Eine einzige Tugend war es, die in Sparta mit Hintansetzung aller andern geübt wurde, Vaterlandsliebe, diesem künstlichen Trieb wurden die natürlichsten, schönsten Gefühle der Menschheit zum Opfer gebracht. Auf Unkosten aller sittlichen Gefühle wurde das politische Verdienst errungen, und die Fähigkeit dazu ausgebildet. In Sparta gab es keine eheliche Liebe, keine Mutterliebe, keine kindliche Liebe, keine Freundschaft; — es gab nichts als Bürger, nichts als bürger-

---

[1]) ein

[2]) der Menschheit

[3]) um so

[4]) Ueberhaupt können wir bei Beurtheilung politischer Anstalten als eine Regel festsetzen, dass sie nur gut und lobenswürdig sind, insofern sie alle Kräfte, die im Menschen liegen, zur Ausbildung bringen, insofern sie Fortschreitung der Cultur befördern oder wenigstens nicht hemmen. Dieses gilt von Religions- wie von politischen Gesetzen; beide sind verwerflich, wenn sie eine Kraft des menschlichen Geistes fesseln, wenn sie ihm in irgend etwas einen Stillstand auferlegen. Ein Gesetz z. B., wodurch eine Nation verbunden würde, bei dem Glaubensschema beständig zu verharren, das ihr in einer gewissen Periode als das vortrefflichste erschienen, ein solches Gesetz wäre ein Attentat gegen die Menschheit, und keine noch so scheinbare Absicht würde es rechtfertigen können. Es wäre unmittelbar gegen das höchste Gut, gegen den höchsten Zweck der Gesellschaft gerichtet.

[5]) Staat

liche Tugend. Lange Zeit hat[1]) man jene spartanische Mutter bewundert, die ihren aus dem Treffen entkommenen Sohn mit Unwillen von sich stiess,[2]) und nach dem Tempel eilte,[3]) den Göttern für den Gefallenen zu danken. Zu einer solchen unnatürlichen Stärke des Geistes hätte man der Menschheit nicht Glück wünschen sollen. Eine zärtliche Mutter ist eine weit schönere Erscheinung in der moralischen Welt, als ein heroisches Zwittergeschöpf, das die natürliche Empfindung verläugnet, um eine künstliche Pflicht zu befriedigen.[4]) Auf eine noch empörendere Art wurde das allgemeine Menschengefühl in Sparta ertödtet; und die Seele aller Pflichten, die Achtung gegen die Gattung, die Schätzung des allgemeinen Menschenwerthes[5]) ging unwiederbringlich verloren. Ein Staatsgesetz machte den Spartanern die Unmenschlichkeit gegen ihre Sclaven zur Pflicht; in diesen unglücklichen Schlachtopfern wurde die Menschheit beschimpft und misshandelt. In dem spartanischen Gesetzbuch selbst wurde der gefährliche Grundsatz gepredigt, Menschen als Mittel, und nicht als Zwecke zu betrachten; — dadurch wurden die Grundfesten des Naturrechts und der Sittlichkeit gesetzmässig eingerissen. Die ganze Moralität wurde Preis gegeben, um etwas zu erhalten, das doch nur als ein Mittel zu dieser Moralität einen Werth hat.[6])

Kann etwas widersprechender sein, und kann ein Widerspruch schrecklichere Folgen haben, als diese?[7]) Aber,[8]) nicht genug, dass Lykurg seinen Staat auf den Ruin der Sittlichkeit[9]) gründete; er arbeitete auch von einer andern Seite[10]) gegen den

---

[1]) hatte

[2]) stösst

[3]) eilt

[4]) Welch schöneres Schauspiel gibt der rauhe Krieger Cn. Marcius in seiner Lage vor Rom, der Rache und Sieg aufopfert, weil er die Thränen der Mutter nicht fliessen sehen kann!

Dadurch, dass der Staat der Vater seines Kindes wurde, hörte der natürliche Vater desselben auf, es zu sein. Das Kind lernte nie seine Mutter, seinen Vater lieben, weil es, schon in dem zartesten Alter von ihnen gerissen, seine Eltern nicht an ihren Wohlthaten, nur von Hörensagen erfuhr.

[5]) „die — Werthes" fehlt bei Schiller.

[6]) haben kann.

[7]) dieser

[8]) „Aber" fehlt bei Schiller.

[9]) auf den Ruin der Sittlichkeit seinen Staat

[10]) auf eine andere Art

höchsten Zweck der Menschheit; indem er durch sein fein ausgedachtes[1]) Staatssystem den Geist der Spartaner auf derjenigen Stufe festhielt, worauf er ihn gefunden hatte.[2]) — Aller Kunstsinn war aus Sparta verbannt; alle Wissenschaften wurden vernachlässigt; aller Handelsverkehr mit fremden Völkern wurde[3]) verboten, alles Auswärtige[4]) ausgeschlossen. Dadurch wurden alle Kanäle gesperrt, wodurch seiner Nation helle Begriffe zufliessen konnten; in einer ewigen Einförmigkeit[5]) sollte sich der spartanische Staat[6]) nur um sich selbst bewegen.[7]) — Was man also zum Lobe des Lykurg angeführt hat, dass Sparta nur so lange blühen würde, als es dem Buchstaben seines Gesetzes folgte, ist gerade das schlimmste, was von ihm gesagt werden konnte. Der Staat des Lykurg's konnte nur unter der einzigen Bedingung bestehen,[8]) wenn der Geist des Volkes stille stand;[9]) er konnte sich also nur dadurch erhalten, dass er den höchsten und einzigen Zweck eines Staates verfehlte.[10]) — Doch, zum Glück für die spätern Be-

---

[1]) durchdachtes

[2]) fand, und auf ewig alle Fortschreitung hemmte.

[3]) „wurde" fehlt bei Schiller.

[4]) wurde

[5]) in einem traurigen Egoismus

[6]) ewig

[7]) „Was man — werden konnte" kommt weiter unten bei Schiller, statt dessen hat Schiller hier Folgendes:

Das Geschäft aller seiner vereinigten Bürger war, sich zu erhalten, was sie besassen, und zu bleiben, was sie waren, nicht Neues zu bewerben (wohl erwerben?), nicht auf eine höhere Stufe zu steigen. Unerbittliche Gesetze mussten darüber wachen, dass keine Neuerung in das Staatswesen griff, dass selbst der Fortschritt der Zeit an der Form der Gesetze nichts veränderte. Um diese locale, diese temporaire Verfassung dauerhaft zu machen, musste man den Geist des Volkes auf derjenigen Stelle festhalten, worauf er bei ihrer Gründung gestanden.

Wir haben aber gesehen, dass Fortschreitung des Geistes das Ziel des Staates sein soll.

Der Staat des Lykurgus etc.

[8]) fortdauern,

[9]) stände

[10]) Was man also zum Lobe des Lykurgus angeführt hat, dass Sparta nur so lange blühen würde, als es dem Buchstaben seines Gesetzes folgte, ist das Schlimmste, was von ihm gesagt werden konnte. Eben dadurch, dass es die alte Staatsform nicht verlassen durfte, die Lykurg ihm gegeben,

wohner von Sparta stand es nicht in der Macht ihres Gesetzgebers, jenen Stillstand, der in seinem Plan lag, zu verewigen. — Es ist eine unumstössliche Wahrheit, dass das natürliche Streben des menschlichen Geistes zu höherer Vollkommenheit zwar aufgehalten, aber niemals unterdrückt werden kann. Auch die Geschichte des spartanischen Staates hat diese Wahrheit bestätigt. Der Entwurf Lykurg's, der auf die Unterdrückung des natürlichsten Bedürfnisses und der edelsten Kräfte der Menschheit berechnet war, musste scheitern, und das künstliche Staatsgebäude, welches er auf denselben errichtet hatte, musste früher oder später in sich selber zerfallen. Kein Wunder also, dass der spartanische Staat in der Folge wirklich zerfiel; eher sollte man sich darüber wundern, wie dieser Staat sich in dieser Spannung noch mehrere Jahrhunderte hindurch erhalten konnte.

Nimmt man alles bisher Gesagte zusammen,[1] so verschwindet der falsche Glanz, wodurch die einzige hervorstechende Seite des spartanischen Staates ein unerfahrenes Auge blendet, — wir sehen nichts mehr, als einen noch höchst[2]) unvollkommenen Versuch, die erste Probe[3]) des jugendlichen Weltalters, dem es noch an Erfahrung und Einsicht[4]) fehlte, die wahren Verhältnisse der Dinge zu erkennen. So fehlerhaft dieser erste Versuch ausgefallen ist, so[5]) muss er doch[6]) einem philosophischen Forscher der Menschengeschichte immer sehr merkwürdig bleiben. Immer war es ein Riesenschritt des menschlichen Geistes, dasjenige als ein Kunstwerk zu behandeln, was bis jetzt dem Zufall[7]) überlassen gewesen war. Unvoll-

---

ohne sich dem gänzlichen Untergang auszusetzen, dass es bleiben musste, was es war, dass es stehen musste, wo ein einziger Mann es hingeworfen, eben dadurch war Sparta ein unglücklicher Staat — und kein traurigeres Geschenk hätte ihm sein Gesetzgeber machen können, als diese gerühmte ewige Dauer einer Verfassung, die seiner wahren Grösse und Glückseligkeit so sehr im Wege stand.

[1]) Nehmen wir dies zusammen

[2]) schülerhaften

[3]) das erste Exercitium

[4]) hellen Einsichten

[5]) wird und

[6]) „doch" fehlt bei Schiller.

[7]) und der Leidenschaft

kommen musste nothwendig der erste Versuch in der schwersten aller Künste sein, aber schätzbar bleibt er immer, weil er in der wichtigsten aller Künste angestellt worden ist. Die Bildhauer fingen mit Hermessäulen an, ehe sie sich zu der vollkommenen Form eines Antinous, eines vaticanischen Apollo[1]) erhuben; die Gesetzgeber werden sich noch lange in rohen Versuchen üben, bis sich ihnen endlich das glückliche Gleichgewicht der gesellschaftlichen Kräfte von selbst darbietet.[2])

Durchlauchtigster Herzog!

Wenn der Grundsatz, nach welchem ich bisher die Gesetzgebung des Lykurgs geprüft habe, richtig ist, so darf man es wohl unter die vorzüglichsten Kennzeichen der Aufklärung unseres Zeitalters rechnen, dass derselbe niemals so überzeugend erkannt, niemals so thätig befolgt wurde, als in unseren Tagen. Mag auch die speculative Frage, welches die beste Regierungsform sei, unter die noch unaufgelösten Probleme der Staatskunst gehören, mögen die Streitigkeiten über die ursprüngliche Quelle der Staatsgewalt und über die beste Vertheilung derselben, die mit so vieler Leidenschaft in unsern Tagen geführt werden, immerhin unausgemacht bleiben; darüber giebt es doch überall nur eine Stimme, dass keine Verfassung den Namen einer guten und dauernden Verfassung verdiene, in welcher der Staatszweck nicht mit dem Zwecke der Menschheit übereinstimmt. — Alle gesittete Staaten der heutigen Welt, so verschieden auch ihre Regierungsform sein mag, sind längst darüber einig geworden, dass Moralität, dass gesetzliche Freiheit, dass gesellige Tugend, dass fortschreitende Aufklärung und ein freier unbeschränkter Gebrauch der vernünftigen Kräfte des

---

[1]) Apolls

[2]) Der Stein leidet geduldig den bildenden Meissel und die Saiten, die der Tonkünstler anschlägt, antworten ihm, ohne seinem Finger zu widerstreben. Der Gesetzgeber allein bearbeitet einen selbstthätigen widerstrebenden Stoff, die menschliche Freiheit. Nur unvollkommen kann er das Ideal in Erfüllung bringen, das er in seinem Gehirne noch so rein entworfen hat; aber hier ist der Versuch allein schon alles Lobes werth, wenn er mit uneigennützigem Wohlwollen unternommen und mit Zweckmässigkeit vollendet wird.

(Hiermit endigt Schiller seine Schilderung Lykurgs und geht zu Solon über.)

Menschen die dauerhafteste Grundlage einer jeden Staatsverfassung sei, und in eben dem Maass die öffentliche Wohlfahrt befördern, in welchem durch sie die Privatglückseligkeit des einzelnen Bürgers vermehrt wird. Welch einen grossen Vorzug behauptet daher unser gegenwärtiges Staatensystem vor jenen gepriesenen Freistaaten des Alterthums, die, wenn sie auch nicht wie der spartanische Staat die Fortschritte der Cultur absichtlich hemmten, doch die freien Handlungen des Bürgers ohne Noth beschränkten, und durch Zwangsgesetze Handlungen zur Pflicht machten, die der freien moralischen Entschliessung des Menschen überlassen sein sollten, die daher eben darum, weil sie geboten sind, aufhören, den Namen der Tugend zu verdienen. — Gedankt sei es also der Vorsehung, dass wir in einem Zeitalter leben, in welchem der Grundsatz, dass Staatswohl dem Menschenwohl untergeordnet sei, von so vielen und mächtigen Regenten Europens erkannt und ausgeübt wird, dass so manche Thronen von Fürsten besetzt sind, die durch Begünstigung einer gesetzmässigen Freiheit, durch Errichtung und Unterhaltung solcher Anstalten, in denen die mannigfaltigsten Anlagen der Menschheit entwickelt werden, durch Beförderung der Künste und Wissenschaften, durch Aufmunterung und Belohnung des Verdienstes von jeglicher Art über Mit- und Nachwelt Segen verbreiten, und sich selbst durch ihre Thaten den Lohn der Unsterblichkeit und den ehrwürdigen Namen der Wohlthäter des Menschengeschlechtes erringen. — Glückliches Würtemberg, das in Seinem Karl einen solchen Regenten verehrt; glückliche Karl's Hoheschule, in welcher unter Karl's Leitung die Bildung des Bürgers mit der Bildung des Menschen so weise vereinigt wird! —

Wenn es nun durch das Vorliegende ausser allem Zweifel sein muss, dass wir in Nast's Rede, Eingang und Schluss abgerechnet, und in dem ersten Theile von Schiller's Aufsatze das nämliche Geistesproduct vor uns haben, so entsteht jetzt die wichtige Frage, wem das Eigenthumsrecht daran gebühre. Die Glorie, welche Schiller als den einen von unsern zwei grössten Dichtern umgibt, wird wohl Manchen veranlassen, diese Frage unbedingt zu Gunsten Schiller's zu beantworten. Dabei ist nicht zu läugnen, dass dem Schiller'schen Aufsatze das Prioritätsrecht gebührt. Denn während derselbe in der Thalia

von 1790 erschien, wurde Nast's Rede erst im Jahre 1792 gehalten. Allein gegen diese einfache Lösung des Knotens erheben sich doch manche nicht unbedeutende Schwierigkeiten. Ist es wohl denkbar, dass Nast, ein bedeutender Philologe der damaligen Zeit, einer der Hauptlehrer der Karlsakademie, und wie aus der oben citirten Stelle aus Pfaff's Denkwürdigkeiten hervorgeht, von den Schülern der Anstalt geachtet, und von seinem Herzog, wie das oben erwähnte Schreiben zeigt, geschätzt, sich die Blösse gegeben haben sollte, der Thalia einen Schiller'schen Aufsatz zu entnehmen, und denselben für sein eignes Geistesproduct auszugeben? Und wenn er je die Frechheit eines so plumpen literarischen Diebstahls sich hätte zu Schulden kommen lassen, sollten nicht die Folgen davon, die bei einem grössern zuhörenden Publicum von Lehrern und Schülern nicht wohl hätten ausbleiben können, und wohl manchen Spott und Hohn auf ihn geschüttet haben würden, von der Art gewesen sein, dass ihm alle Lust hätte vergehen müssen, in der Sammlung seiner Schriften die Rede wieder abdrucken zu lassen, anstatt froh zu sein, wenn sie in's Meer der Vergessenheit versenkt worden wäre? Vielmehr ist anzunehmen, dass Nast von dem Dasein des Schiller'schen Aufsatzes keine Kunde hatte, als er seine Rede hielt, ja, da er in der Sammlung seiner Schriften mit keiner Silbe dieses auffallenden Zusammentreffens mit den Schiller'schen Gedanken und Worten erwähnt, so ist glaublich, dass ihm der Schiller'sche Aufsatz überhaupt unbekannt geblieben war. Einem Manne, der – wie die Wahl beinahe aller Themata zu seinen Reden und Programmen zeigt — sich so ganz in das Alterthum versenkt hatte, dass er wohl nichts Höheres sonst kannte, und in der lateinischen Rede (Nro. IX) über den Werth der alten Classiker im Vergleich mit den neueren Schriftstellern die Gründe nachweist, warum es den letztern unmöglich sein müsse, jene zu erreichen, mit einem Worte, einem sogenannten Stockphilologen, ist es zu verzeihen, wenn er von der neuern Literatur, auch nachdem sie eine ganz andere Gestalt gewonnen hatte, als zur Zeit, in welcher er selbst jung war, nur so viel Notiz nahm, als er durch Amt und Beruf genöthigt wurde.

Dass also Nast die Thalia bei Abfassung seiner Rede nicht abgeschrieben habe, ist wohl ausser Zweifel. Vielmehr folgt aus dem Umstande, dass die Rede ohne weitern Anstoss gehalten, und dass Nast wohl schwerlich auf sein Zusammenstimmen mit Schiller auf-

merksam gemacht wurde, ziemlich sicher, dass die Thalia damals in Stuttgart nicht bekannt war, wie sie überhaupt keine grosse Verbreitung gehabt zu haben scheint, und mit dem folgenden 12. Hefte (fragliche Abhandlung steht im 11.), ganz aufhörte. Später kam die Sache natürlich gänzlich in Vergessenheit, da Nast's Rede nicht gedruckt wurde. Sie gehört — nach Nast's Vorrede zu den Gelegenheitsschriften — zu denjenigen Nummern, die in dieser Sammlung zum ersten Male gedruckt erscheinen.

Damit fällt nun aber freilich auch Hoffmeister's Annahme, die Quelle, aus welcher Schiller für die Thalia den Stoff genommen habe, seien seine historischen Vorlesungen in Jena gewesen. Denn selbst wenn man annehmen wollte, Nast sei in den Besitz eines nachgeschriebenen Collegienheftes gekommen, so wäre daraus die wortgetreue Zusammenstimmung ganzer Seiten kaum zu erklären, da wohl schwerlich Schiller dictirt haben wird. Auch sind die Auslassungen Nast's und seine Abweichungen von Schiller im Allgemeinen nicht von der Art, dass sie auf ein mangelhaftes Heft, das in seinen Händen sich befunden hätte, hindeuteten, vielmehr ist es mehr der rhetorische Gesichtspunkt, und die Scheu vor Wiederholungen des gleichen Gedankens, welche sich in diesen Abweichungen beurkunden. Soll ich dabei noch von dem subjectiven Gefühlseindruck reden, den die Vergleichung beider Aufsätze nicht bloss auf mich, sondern noch auf andere Personen machte, deren Urtheilsfähigkeit ausser Zweifel steht, so möchte kaum zu bezweifeln sein, dass die Form, in welcher der Aufsatz bei Nast erscheint, ursprünglicher ist, als wie Schiller denselben vielfach — manchmal wohl unnöthig — rhetorisch erweitert giebt.

Es bleibt daher wohl nur die Annahme, der Aufsatz in der Thalia und die Rede Nast's haben eine gemeinsame Quelle, aus welcher beide, ohne von einander etwas zu wissen, entsprungen sind. Pfaff in der oben angeführten Stelle aus seinen Denkwürdigkeiten, gibt eine Andeutung, welche vielleicht auf das Wahre hinleiten könnte, wenn er sagt, dass sie von Nast in deutschen Aufsätzen geübt worden seien, die sie zum Theil declamiren mussten. Dass Schiller an diesen Aufsätzen, die wohl sich vorzugsweise auf den Inhalt der alten classischen Schriftsteller und auf die Geschichte des Alterthums bezogen haben mögen, auch Theil genommen habe, ist aus einer Aeusserung eines andern Zöglings der Karlsschule, Scharffenstein's, zu schliessen, welche

Hoffmeister (in seinem fünfbändigen Werke über Schiller, 1. Bd. Seite 91) anführt, in welcher Scharffenstein äussert, schon in der Periode seines Austritts aus der Karlsschule sei Schiller in der Geschichte und den theoretisch philosophischen Wissenschaften nicht nur professormässig bewandert gewesen, sondern sein tiefer Sinn habe ihren Gehalt für's Leben gewürdigt.

Es ist kaum etwas anderes anzunehmen, als dass die Abhandlung über Lykurg aus der Periode von 1773 bis 1780 stammt, in welcher Schiller in der Karlsschule als Zögling war; ob eine Arbeit Schiller's, und von Nast verbessert, oder eine Abhandlung Nast's, eine Art von Muster für Aufsätze, etwa zur Uebung im Declamiren, den Zöglingen gegeben, wird sich wohl nur dann vielleicht entscheiden lassen, wenn sich unter Schiller's oder Nast's hinterlassenen Papieren etwas darüber finden sollte, falls diese noch vorhanden sind, woran freilich zu zweifeln ist.

Mehr als ein Jahrzehent später mag Schiller, als er wegen Stoffs für die Thalia in Verlegenheit war, und unter seinen älteren Papieren nach einem Lückenbüsser suchte, auf die Abhandlung über Lykurg gestossen sein, sie als sein Eigenthum betrachtet und in die Zeitschrift aufgenommen haben. Denn dass es für die Thalia hie und da an Stoff mangelte, ist bekannt; kam ja Schiller später selbst manchmal mit seinen Horen in ähnliche Verlegenheiten, nachdem er für letztere die bedeutendsten Männer zu Mitarbeitern gewonnen hatte, während bekanntlich die Thalia nur ein Unternehmen gewesen war, das zunächst von ihm nicht aus innerem Drange, sondern zur Bezahlung von Schulden gegründet worden war, die sich zum Theil noch von den Druckkosten der Räuber her datirten.

Auf ähnliche Weise mag nun aber auch Nast gelegentlich beim Durchgehen seiner älteren Papiere auf die genannte Abhandlung gestossen sein, ohne sie für etwas anderes als sein Eigenthum zu halten, wenngleich vielleicht Schillern sein Antheil daran gebührte; und es mag ihm der Stoff zu einer Rede bei der Niederlegung seiner Stelle als Prorector um so geeigneter geschienen haben, da er bemerkte, dass sich davon die zeitgemässesten Nutzanwendungen machen lassen. Und wer sich in die damalige Zeit versetzt, in welcher die französische Revolution ein paar Jahre alt war, und ihre Ideen verschiedene Zugänge nach Deutschland sich geöffnet hatten, der sieht, dass Nast den Inhalt seiner Rede dem Orte und der Zeit vollkommen entsprechend

benutzt hat. Die besonders im Ausgange der Rede angedeuteten Ideen treten noch mehr hervor in dem Aufsatze Nro. II. des deutschen Theils der Gelegenheitsschriften, wo Nast eine interessante Vergleichung der französischen Revolution mit der Vertreibung der Könige aus Rom und der Gründung der Republik gibt, so wie sich auch schon aus dem Titel der lateinischen Aufsätze Nro. XIV, XV, XX. ergibt, dass die politischen Verhältnisse der Zeit ihn lebhaft beschäftigten.

Das bisherige kann natürlich nur als Vermuthung gegeben werden. Es scheint nur die einfachste Erklärung einer unter allen Umständen höchst sonderbaren Sache zu sein. Vielleicht finden sich bei Nachforschungen an gehörigem Orte weitere Thatsachen, die ein helleres Licht über die obwaltende Schwierigkeit und dann vielleicht auch eine andere Lösung derselben geben, als mir in obigem Versuche zu geben möglich war. Auch eine weitere sich noch aufwerfende Frage könnte nur durch etwaige glückliche Auffindung von Originalacten gelöst werden, ob die Schiller'sche Erweiterung des Aufsatzes durch Beifügung der Parallele Solonischer Gesetzgebung noch von der Zeit der Karlsschule herrühre, oder ob sie erst für die Thalia von ihm geschrieben worden sei.

Bei der ganzen Frage darf übrigens nicht vergessen werden, dass, so weit mir bekannt ist, Schiller nirgends sich als den Verfasser der fraglichen Abhandlung nennt, und dass die Gesammtausgabe seiner Werke, in welcher sie zum ersten Male als sein Eigenthum erscheint, erst nach seinem Tode erschien.

Ulm. Dr. Nagel.

Rotwelsche Studien,

anknüpfend an:

„Das deutsche Gaunerthum in seiner social-politischen, literarischen und linguistischen Ausbildung zu seinem heutigen Bestande. Von F. Chr. Ben. Avé-Lallemant, Doctor beider Rechte. Leipzig: F. A. Brockhaus. 1858 — 1862.“ (4 Bände).

Die art und weise dilettantischer arbeiten ist bekannt. Nicht selten mit recht viel liebe und eifer unternommen, aber jener sicherheit entbehrend, welche allein die vertrautheit mit der festgefugten systematik der wissenschaft leiht, verbreiten sie sich weitläuftig über längst bekanntes und schweigen, wo man auf eigene forschungen gegründete belehrung erwarten darf, sehen schwierigkeiten, wo keine sind, und verkennen wirkliche, folgen in der behandlung ihres gegenstandes einseitigen liebhabereien und, selten mehr als die oberfläche der dinge sehend, greifen sie bei deren würdigung entweder zu hoch oder zu nieder. Behandeln solche bücher noch obendrein eine specialität, deren kenntnis nur aus schwer zugänglichen quellen erlangt werden kann, und haben sie dabei den anschein ausgebreiteter forschung für sich, so imponieren sie nur zu leicht auch den einsichtsvolleren im publicum und können dann als wahre heckenester von irrtümern oft recht gefährlich werden. All dieses findet leider anwendung auf das buch, dessen titel ich diesen zeilen voraufgestellt habe. Wenn ich hier allen einzelheiten desselben mit prüfender kritik nachgehe, so geschieht dies einmal um mein im Centralblatte f. 1863 nr. 3 gefälltes urteil zu begründen und zu rechtfertigen, und dann auch, weil ich hoffen darf, dabei manches neue für die beleuchtung des gegenstandes beibringen zu können.

Es liegt nahe, von den verschiedenen bezeichnungen der gaunersprache auszugehen, die Avé-Lallemant IV. 13 — 35 bespricht.

ROTWELSCH bringt A.-L. zwar richtig in verbindung mit dem von der alten gspr. gebotenen rot = bettler, landstreicher, verfällt aber sofort in den irrtum, dieses aus rôt ruber deuten zu wollen. Es soll dafür als beleg eine baseler urkunde a. 1391 dienen, in welcher bischof Friedrich von Strasburg, abt Rudolf zu Marbach und andere geistliche und weltliche herren sich gegen die 'böse gesellschaft' zusammentun, 'den man spricht rot und schwartz.' Es war aber dies sicher nur eine verbindung räuberischer edelleute, die sich an derlei farbigen abzeichen erkannten und zu dem gaunertum wol kaum in beziehung standen. Statt aus Wackernagels „Althochdeutschem Lesebuch" (sic!) allerlei stellen auszuschreiben, in denen das wort rôt erscheint und einen langen brei darüber zu machen, hätte hr. A.-L. sich vielmehr um das älteste einsetzen des ausdruckes Rotwelsch bekümmern sollen. Er würde dann gefunden haben, dasz derselbe bereits um die mitte des XIII. jh.'s vorkommt, u. z. in übertragener bedeutung, was auf lange einbürgerung schlieszen läst. Die betr. stelle findet sich im Passional ed. Hahn, 221, 20:

die jungere giengen dâ hin bî,
ir herze was gar âne valsch;
der kuniginnen rot walsch
was in verborgen under ir sin.

Hier werden unter rotwelsch in allgemeinster bedeutung worte geheimen, arglistigen sinnes verstanden. Wiederum begegnet das wort, diesmal in eigenster bedeutung in Vintlers Blume der tugend (1411), Zeitschr. IX. 104:

aber dasz sie sich selber treiben
zuo narren und narren beleiben,
so habent etlich knaben gefunden
eine neüwe sprach bei diesen stunden
und heisset mans die rot welsch,
die treibt man ietz mit mangem falsch;
der sie nit wol verlüntzen kan,
doch sicht man mangen ein torheit began.

Bekannt sind die das wort gewährenden stellen in Knebels chronik (c. 1480), Brants Narrenschiff und dem Liber vagatorum, weniger vielleicht die folgenden: . . . 'Der war des weihbischoffs leutenampt,

und trug ein buch, das war Lamperteinisch (1), daraus bezauberte er die palmen rothwelsch, denn es kam selten hervor ein gantz lateinisches wort.' Cyr. Schnauss Palmweihe zu Bamberg 1555 (Scheibles kloster I², 149). 'Und reden alssdann mit einander rotwelsch, dann alle, so in jrer gesellschaft verwont, die künen die sprach rotwelsch' . . . 'morttaten . . . die sy auf rotwölsch die schrätzer haissen.' Urkunde dat. Insbr. 13. merz 1574 in den Beitr. zur Gesch. von Tirol V. 226. Dreimal begegnet der ausdruck in U. Krafts reisebeschreibung ed. Haszler (Biblioth. d. litt. ver. LXI.), s. 140: 'Ungefahr umb nein uhr vor mittag rennen wohl söchs straszreuber zu beeden seitten für mich, sagt main glaittsman, der ein wenig rottwelsch hat kinden röden' etc. S. 166: 'Spricht mir uf Arabisch zuo, mit einer wenigen rottwelschen sprach undermengt.' S. 230: 'Ein Maronit . . . der kundt zimlich gutt rottwelsch vermischt röden, so er von jugendt auf bei den italianischen kaufleüt erlernet.' Hier ist überall vielleicht nur das durch die kaufleute im Oriente verbreitete gebrochene Italienisch, die s. g. lingua franca gemeint. Der titel des Lalenbuches vom j. 1597 besagt, es sei 'aus utopischer und rotwelscher in deutsche sprach gesetzt.' Auch Moscherosch gebraucht das wort in s. Gesichten (ed. 1650) I. 175: 'Wer der medicorum cabalam oder rothwählsch verstehen könnte' und um mit beispielen neuerer zeit zu schliessen, sei noch angeführt aus Wielands Danischmend (Werke IX, 12): 'Rede sie an, rief ihm der genius in seinem . . . rothwälsch zu,' endlich aus Göthes W. u. D. (W. XXI, 151): Es entspann sich bald unter uns eine cotteriesprache, wodurch wir vor allen menschen reden konnten, ohne dasz sie uns verstanden, und sie bediente sich dieses rothwelsches öfters mit vieler keckheit in gegenwart der eltern.' Es ist hin und her geraten worden, um für das dunkle wort eine erklärung zu finden. Bekannt ist jene spaszhafte vom schlechten Deutsch der Rottweiler juristen, andere dachten an die 'geh. sprache der rotte,' an ital. rotto, also gebrochene, fremdklingende sprachweise, worauf schon Schnauss in der angeführten stelle zu zielen scheint u. dgl. m. Wackernagel Litteraturgesch. §. 47 n. 4 zieht die rôten juden, im WB. 238 die rôten Walhen heran. Das richtige hat schon der ungenannte vorredner der Rotwelschen grammatik v. 1704, bl. 4 a ausgesprochen: 'Weil nun mancher begierig sein möchte zu wissen, was denn das wort rotwelsch eigentlich heisze, so findet man davon unterschiedliche meinungen bei den gelehrten, deren

doch keiner, meines wissens, bis dato das rechte ziel getroffen. Sie wird sich selbsten am besten applicieren u. z. durch das einzige wort rotbosz, dann aus den beeden worten Rot und Welsch, ist ohnstreitigermaszen rotwelsch zusammen geschmiedet. Welsch heiszet bei Teutschen alles was fremd ist. Rot, vermöge dieses lexici einen bettler, oder ratione originis ein zusammengerottetes gesinde' etc. Die erklärung des rot selbst schlägt freilich fehl. Der niederd. Bedeler Orden (1510) gewährt rottun [so! l. rotter] bedeler, rotten bedelen; der Lib. Vagat. hat juffart [Jufkind, adolescens perditus, dissolutus Pictor. u. a.] s. v. a. der da rot ist [d. i. der sich einen roten nennet und auch hier schon die falsche beziehung auf die farbe?] od. freiheit [s. mhd. WB. III, 403]. Moscherosch hat roter = freier bettler. In den neueren gaunerlexicis finde ich nur bei Schlemmer (1842) eine spur des wortes: ruttzink s. v. a. geheime schriftzeichen der gauner. Mit rotwelsch zusammen hängt unzweifelhaft auch die bezeichnung rodi, welche die schwedischen gauner ihrer sprache geben: Rodi, sköiernes hemmelige sprog, labbelensk, rotvelsk; rota rodi, tale sköiermaal b. Sundt Beretning om Landstrygerfolket (Christiania 1852) p. 386 u. 387. Der ausdruck der holländischen gauner: een gogeme rot f. doorslepen guit (gogem v. jüd. chochom) ist doch wol blosz s. v. a. 'eine pfiffige ratte.' S. Mijn verblijf in de gemeensch. en afgezond. gevangenis etc. Medegedeeld door Mr. C. J. N. Nieuwenhuis (Utrecht 1858) blz. 77. — Roodwalsch bei Kil. 539 = lingua fictitia mendicorum, nebulonum, erronum et impostorum ist im nl. unerhört und scheint einzig der (später zu erwähnenden) nl. übersetzung des Lib. vagat. entnommen, worin es heist: 'T'eerste is eenen Vocabulaer om root walsch oft Aragoens [corrump. aus Bargoens, baragouin] te quisten, oft om coopmans-latijn te spreken.' Gegen die im mhd. wb. III, 468 angenommene schreibung rôtwalsch spricht mindestens die beibehaltung der tenuis in schwed. rotvelsk, rotvälska.

Bei seiner weitschweifigen erläuterung der verschiedenen bedeutungen von rôt gerӕt hr. A.-L. auch (IV. 17) auf Westfalens rôte erde, die er als den vorzugsweise freien erdboden, das freie feld aufgefast haben will, während darin doch überhaupt der begriff des blutbannes liegt, da es auch rote gräben, wälle, fahnen, bänke, bücher, türme und türen gab.

KAUDERWELSCH. Nicht minder unglücklich als in der erklä-

rung von rotwelsch bewährte sich das etymologische talent des hrn. A. - L. bei diesem worte. Belege sind hier gar nicht angeführt. Und doch begegnet auch dies wort bereits im XIV. Jahrh. Den namen eines bürgers zu Rain, Berchtoldt Khawderwalch nennen die Mon. Boica XVI. 450 ad a. 1379, vergl. Zeitschr. IV, 578. Zu anfang des XV. jh.'s finden wir es in einem niederd. gespräch zwischen herr und knecht, wiener hs. nr. 2940*, bl. 144 a:

knecht, got diner ruwe nicht begert,
din lewen is gade gar unwert;
wente queme nicht van dinem drinkende dat,
id behagede gade vele bat,
dattu woldest mate han,
unde din grote drinkent lan.
ok hefftu dat êr vornamen,
wen ber und barmherticheit tosamende kamen,
so is din ruwe valsch
unde din sprekent is men kuderwalsch.

Fischart führt die kůderwelschen in gesellschaft von allerlei zweifelhaften existenzen auf, Prakt. ed. 1573, bl. 6 a: 'Der staubechten sonnen kinder, taglöner, hundtsentwehner, landtzettler, bettler, kuderwelschen, briefffälscher.' Die miszlungenste deutung des wortes ist wol die, welcher A. - L. III, 25 den vorrang zuerkennt, nämlich von kauder, kauter, kůter = stupa, werch b. Frisch I. 503. Für die abstammung von Churwälsch trat noch jüngst Giovanoly in diesen blättern (31, 341) ein, an welcher stelle hr. A. - L. sich nebstbei über das Churwelsche bessere belehrung holen mag, als sein zusammengestoppelter excurs s. 27 fg. mit dem an den haaren herbeigezogenen vaterunser aus Gesner verræt. Immerhin beachtenswert ist es, dasz nach Schöpf (Fromm. MA. VI, 292) in Tirol wirklich die 'in den gemeinden von Gröden, Abtei und Enneberg gesprochene ladinische mundart' kauderwelsch und verderbt auch krautwelsch genannt wird. Für die ableitung von dem über ganz Deutschland verbreiteten kaudern = undeutlich durcheinander reden, spræche mindestens das analoge dän. pladder-valsk = baragouin, patois, von pladdre plaudern, schwätzen und valsk welsch, das freilich dem Deutschen nachgebildet sein kann. Das richtige traf wol Frommann, der in s. Mundarten I. 286 das wort mit kauderer krämer (von kout, tausch, handel, mhd. kût; kauten, kaudern, zwischenhandel treiben, mäkeln Schm.

II. 281) in verbindung bringt, was in dem von der Aachener MA. gewährten gleichbedeutenden kriemer-wælsch b. Müller-Waitz 129 volle bestätigung findet. Möglicherweise darf dabei an wirkliche, vor zeiten bestandene geheimsprachen herumziehender krämer gedacht werden, jedenfalls ist es eine eigentümliche tatsache, dasz sich noch bis auf den heutigen tag in den verschiedensten gegenden derlei jargons erhalten haben. Ueber das rotwelsch, welches in gewissen, von wandernden handelsleuten, — vervaerdigers of koopmans van zeildoek en inpaklinnen — bewohnten gegenden Flanderns der gesammten bevölkerung als allgemeine umgangssprache dient und das mit der gaunerspr. vieles gemein hat vgl. Willems' Belg. Mus. I. 447 — 453 u. II. 427 — 431, sowie: 'Jelle en Mietje, Gentsche vryagie door K. Broekaert. Vyfde druck [uitgeg. door Prud. van Duyse], vermeerderd met eene navolging in het Bourgoensch. (Gent 1841. 12⁰, mit wörterbüchlein). Mit Bargoens [von franz. baragouin] od. Bourgoensch wird im nl. allgemein die gaunersprache bezeichnet. Russland hat zweierlei krämersprachen: das s. g. mazowische in der gegend von Toropza im gouvernement Pskow, s. Schafarik Slaw. Alterth. II. (Lpz. 1844) 402 n. 5 und das Ofénische od. Afénische in den kreisen Wjasniki, Kowrow und Schuja des gouv. Wladimir, wovon Tichonrawow ein kleines wb. mitteilte in Ermanns Archiv XV. (1856) S. 173 — 178. (2). Ebenso in Schweden das s. g. knallare-språk od. monsing der 'westgothischen' und das skinnarmaal (nastirämmå) der dalekarlischen wandernden krämer, wovon beispiele bei Sundt a. a. o. p. 172, 268 u. 393 fg. Auffallend ist, dasz die diebssprachen vielfach mit dem namen krämersprachen belegt werden, z. b. nl. kraemerslatijn lingua fictitia mendicorum et nebulonum erronum Hoffm. Gloss. Belg. 58; Coopmans-Latijn s. o. sub Root-walsch und nach einer handschr. mitteilung des hrn. dr. van den Bergh, wonach in de crimineele sententien 's hofs van Holland van 2 mei 1558 vermeld worden twee roovers 'sprekende jegens malcanderen cómans-latijn.' In England wird mit pedlars-french, in Böhmen mit kramařka-řeč speciell die spitzbubensprache bezeichnet und in einem seit 1617 öfters gedruckten franz. volksbuche: 'Le jargon ou le langage de l'argot reformé' (vgl. Nisard, Hist. des livres popul. II, 378 fg.) wird die erfindung des argot geradezu den krämern zugeschrieben: 'L'antiquité nous apprend, et les docteurs de l'argot nous enseignent qu'un roi de France ayant establi de foires à Niort, Fontenay et autres

lieux du Poictou, plusieurs personnes se voulurent mesler de la mercerie; pour remedier à cela, les vieux merciers s'assemblerent et ordonnerent que ceux qui voudroient à l'auenir estre merciers, se feroient receuoir par les anciens, nommant et appellant les petits marcelots pechons, les autres melotiers-hurés. Puis ordonnerent un certain langage entr'eux, auec quelques ceremonies pour estre tenu par les professeurs de la mercerie. Il arriua que plusieurs merciers mangerent leurs balles, neantmoins ne laisserent pas d'aller aux susdites foires, où ils trouuerent grande quantité de pauvres gueux, desquels ils s'accosterent et leur apprirent leur langage et ceremonies' etc.

SALBADERN, welches A.-L. ebenfalls unter den zur bezeichnung der gspr. gebrauchten wörtern anführt (III. 27) ist mir in dieser bedeutung nie, sondern immer nur in dem allgemeinen sinne von faseln, albern schwätzen vorgekommen.

Dagegen vermisse ich das öfter begegnende SPITZBUBEN-LATEIN, auch LATEIN schlechthin, z b. bereits in einer ausg. der Rotw. Grammatik c. 1540, worin der 2. teil, bl. 4 a überschrieben ist: 'Von vilerley Orden vnd Geschlechten der wanderschafft vnd Landtbescheisser, zu Latin genannt.' Vergl. das schon oben berührte nl. kramerlatijn, koopmanslatijn, zu welchem ersteren ausdrucke mir hr. prof. de Vries in Leiden bemerkt: 'Het woord is trouwens nog heden in gebruik voor onverstaanbare taal, en wordt wel eens spottende gezegd van het slechte en onverstaanbare Latijn van ongeoefende studenten.' In Adr. Van de Vennes Tafereel van de belacchende werelt ('s Gravenhage 1635, in 4⁰) werden blz. 153 einem landstreicher folgende worte in den mund gelegt:

Boer wy neuren, grof en fijn,
Schoyer-tael (3) en nieuw Latijn,

womit die gaunersprache gemeint ist. Jütl. ist kjeldringe- od. kjeltring-latin, engl. thieves-latin neben St. Giles-Greek, sogar gæl. laidionn nan ceàrd s. Pott Zig. I. 8. Endlich hat auch die moderne franz. gaunerspr. latin = argot s. Francisque-Michel p. 245. In den dichtungen des mittelalters wurde die sprache der tiere, namentl. der vögel häufig latein genannt. Beispiele aus dem altfranz. bei Michel a. a. o. In li fablel dou dieu damour ed. Jubinal heist es p. 17 von der nachtigall:

Puis apiela cantant en son latin
tous les oysiaus ki a lui sont aclin.

Im Tristan 17358: Diu wilden waltvögelein hiezen si willekomen sîn vil suoze in ir latine, mhd. WB. I. 941. Ebenso im mnl. s. Hoffmann von F. zu Caerl ende Elegast 770, Hor. belg. IV, 61; Willems zu Reinaert p. 288, wo noch weiteres nachgewiesen ist. Möglich, dasz dieser weitverbreitete gebrauch des wortes vom Latein der gelehrten, vielleicht auch von dem des messelesenden priesters hergenommen ist, welches das volk nicht verstand. Rackerlatein reden schles., welschlatein reden kärnt. = schimpfworte ausstossen Weinh. s. 51 ist wahrscheinlich gleichfalls auf die fremdartigkeit und unverständlichkeit vieler flüche und schelten zu deuten. Nach Edélest. Duméril Gloss. malberg. p. 9 on donnait le nom de grec quelquefois aux langues que l'on n'entendait pas. Hierher gehören auch redensarten wie: das kommt mir spanisch vor, das sind mir spanische (auch böhmische) dörfer, wobei aber nicht mit Frisch II 291 an *σπάνιος* zu denken ist.

In bezug auf JARGON möge sich hr. A.-L., der fast krankhaft überall hebræisches sieht, sein 'wurzelhaftes gur' aus dem sinne schlagen und auf Diez WB. I. 209 verwiesen sein. Sehr merkwürdig ist das vorkommen von 'gergons = vulgare trutanorum' bereits in H. Faidit's Donatz Proensals (XIIIe siècle) cf. Gramm. prov. ed. Guéssard (2e ed.) p. 54.

Zu meng = kessler, wovon MENGISCH, bei Gengenbach. synon. mit rotwelsch vergl. dän.-gauner. mænger arbeider, dav. subst. mænger z. b. holtesmænger, ballertmænger (kjedelflikker), mængeri arbeide b. Dorph Rotv. Ordbog (Kjöbenh. 1837) S. 40. Vergl. auch monger bei Wedgwood II, 420.

JENISCH, die hauptsächlich in Süd- und Mitteldeutschland verbreitete bezeichnung der gauner für ihre sprache, stammt am wenigsten von jada wissen und isch mann, wie A.-L. III, 33 annimmt, sondern ist höchstwahrscheinlich mit jauner (gauner) einerlei ursprunges. Ich finde den ausdruck zuerst gebraucht in einer wiener pièce vom anfange des vor. jh.'s: 'Neu eröffnetes Wein-Wirths-Haus; Oder Curioser Gast-Hof, Worin enthalten, wie ein Traiteur, Wein-Wirth oder Gast-Geber beschaffen seyn solle' etc. (o. o., 1714, 8⁰). S. 30 fg. heist es darin: 'Es giebt auch etliche gewisse kellner (jedoch nicht alle) welche ihre schelmereien desto besser zu verbergen, sich auf

eine gewisse redensart verlegen, welche sie die jenische sprach nennen, wer nun aus diesen der sprach nicht kundig ist, und solche nicht verstehet, denselben heissen sie einen widischen, der aber dieser sprach recht erfahren, der wird pur bescheid genennet, in dieser sprach bedeuten sie durch das wort charles den wein, durch den plempel das bier, und durch das flosset das wasser; wann dann ein kellner seinen buben in jenischer sprach fraget, ob er das flosset gedesset? so heisset dieses so viel, ob er wein unter das wasser gemischet?' Die Neue Erweiterung der Actenm. Nachr. von 6 Diebes-Banden (Hildburgh. 1755. 4⁰, vergl. Grimms quellenverz. zum WB. LXXXII) hat s. 71 die schreibung jenaische sprach, — als ob es von Jena stammte; in neueren schriften begegnet auch jænisch und jähnisch. Um die verwandtschaft mit jauner nachzuweisen, ist es nötig, einen blick auch auf dies wort zu werfen. Dasselbe erscheint in der schriftsprache gleichfalls erst zu anfang des vor. jahrhunderts.

'Ist dies ein narr, mögt ich wol fragen,
dem der Zigeuner wahr soll sagen,
und nicht vielmehr das jauner-gsind?'

Narrenspiegel c. 1700, Zarncke NS. s. 93. — 'Landstreicher, vaganten, fremde bettlere, blessierte soldaten, fremde Juden, Zigeuner, jauner und anders herrenloses gesindlein.' Verordn. d. fränk. kreisconvents, dat. Nürnberg, 12. nov. 1714. — 'Zigeuner, jauner, betteljuden und anderes herrenlose diebsgesind;' alle . . . 'ergriffenen Zigeuner und famose jauner' . . . sollen 'sine strepitu judicii mit dem schwert und nach befinden mit höherer leibes- und lebensstraf hingerichtet werden.' Verordn. der 4 vord. reichskreise, dat. 6. jan. 1714. — 'Welcher . . . auf jaunerisch ein blatt genannt wird, umb willen der liederlichen pursch den unterschluf verstattete.' Beschreibung d. Landstreicher etc. (Zu Neuburg an d. Don.; neu gedr. zu Wien 1720. 4⁰), s. 7 a. — 'Eine beutelschneiderin oder auf jaunerisch eine scheffbutzerin,' ebd. s. 12 b. — 'Der würt zu Fronhoffen im nürnbergischen seie auch ein solch diebischer receptator und jaunischer blatt,' ebd. s. 15 b. — Erst im laufe dieses jahrhunderts bürgerte sich die schreibung gauner ein, welches Avé-Lallement I. 5 ff. lächerlicher weise als ein besonderes wort auffast und von 'Zigeuner oder Zigauner' (!!) herleitet, während er jauner mit rotw. jôner, jûner (spieler, namentl. betrügerischer) in verbin-

dung bringt. Letzteres ist richtig und falsch nur abermals die etymologie von jüd. jedioner = wahrsager, aus dem hebr. joda wissen, kennen etc. Das wort stammt vielmehr, wie schon Weigand D. WB. I. 393 bemerkt hat, von hebr., chald. und rabb. יָנָה jana (bei den juden jono gesprochen) s. v. a. gewalttätigkeit üben, übervorteilen, überlisten, betrügen. Von diesem joner nun scheint jenisch gebildet zu sein mit unmittelbar an die Stammsilbe angesetzter adjectivischer bildungssilbe, wie schon ob. bei jaunisch der fall war. Dasz jauner und gauner nicht zwei verschiedene wörter sind, leuchtet auch ohne beweis ein. Bedürfte es jedoch eines solchen, so würde den allertrifftigsten das rotw. jôner selbst gewähren, das genau dieselben wandelungen durchgemacht hat. Ich führe die belege der authentischen quellen chronologisch auf:

c. 1480. 'wenn si denn verschchert werden, d. i. so si trunken werdent, so hebt sich ein jůnen, d. i. ein spilen, mit dem ribling, d. i. mit dem würfel ... wenn denn etlicher verjůnet, d. i. verspilt' etc. Betrügnis der gîler u. lamen (basler hs. λ. 11. 4 a., bl. 194 a). — 1488. 'Jaonner spiler'. G. Edlibachs vocabular, hs. in Donaueschingen. — 1494. 'Durch alle schöchelboss er louft, mit rübling jůnen ist sin kouf.' Brant NS. 63, 45. — 1509. 'Item hüt dich vor den jônern, die mit besefleri umb gond' . . . Jônen spilen; joner spiler.' Liber vagatorum. — 1547. 'Jônen bedriegen; jôner bedrieger.' Der schalken vocabulaer. — 1687. 'Gaunen spielen.' Hempels vocabular (Dresden). — 1807. 'Jaun kartenspielen.' Neulengbacher verzeichn. (gedr. Wien 1807). — 1812. 'Jauner karte.' Pfister Gesch. der Räuberbanden (Heidelb. 1812.) II, 300. — 1822. 'Gaune karte, gaunen kartenspielen.' Bischoffs im reussischen gesammeltes wb. (Neust., 1822). Es scheint somit die schreibung gauner aus dem obersächsischen eingedrungen zu sein. Die czech. gaunerspr. (hantyrka), die manches dem rotwelsch entlehnt, hat auch janowska = spiel, s. Puchmayer (1821) s. 82. —

Ein rechtes sammelsurium von unverstandenem und unverdautem linguistischen kram bietet die erläuterung von GILER, geiler (bettler) bei Avé-Lallement III. 18 — 22. Als schluszresultat kommt dabei heraus, dass 'rôt und gîl einerlei bedeutung zu haben und sehr bestimmt für die bezeichnung der widerlichen färbung gebraucht worden zu sein scheinen, mit welcher sich die landstreicher und gauner des mittelalters gesicht und gliedmaszen entstellten um sich den anschein

von krankheit zu geben' etc. Diese farbige etymologie (— s. 21 wird sie aber wieder umgestossen zu gunsten der ableitung vom 'ahd. gail' —) wird hrn. Avé-Lallemant durch mhd. gël, 'auch gil, gilb' = gilvus vermittelt, welches wiederum mit hebr. gaal = beflecken, besudeln und goal abscheu, eckel verwandt sein soll!! Darüber weiter kein wort! Im mhd. WB. I, 495 ist geilære irrig unter GEIL gestellt, da doch schon Jac. Grimm Gr. I[3], 175 für den Renner (10413. 11127) das richtige gîler, gilære angesetzt. Vergl. auch Zarncke zu Brant 63, 2 s. 491. Alles was sich über das wort bemerken läst, ist von Pfeiffer beigebracht zu Konr. von Megenberg s. 804. Der dort ausgesprochenen ableitung von ginen, gënen, giwen (lat. hiare) hängt auch Wackernagel, Wb. zum leseb. s. 114 und Hoffmann an, der im Reineke s. 198 noch mhd. giel gula, mit gr. χεῖλος ebenfalls zu giwen gehörig, heranzieht. — Dies mhd. giel erscheint auch als rotw. im Liber vagat. in der bedeutung mund. A.-L. fast auch dies auf und etymologisiert frisch drauf los (III. 20): 'Giel ist herzuleiten vom ahd. gail oder geil mit welchem das vocab. S. Galli das elatus übersetzt, goth. gáiljan, erfreuen, mhd. ergeilen, erquicken 'etc., wozu wir in einer note erfahren, dasz Schmeller II. 31 bei geilen 'auf den stamm gáln' deute. Es bezeichnet aber das von Schm. in klammern gesetzte immer nur die mundartige aussprache! Für mhd. giel, welches schon bei Hartmann, im Tristan, Anegenge, in der Martina etc. vorkommt (Ben.-Mllr. I. 511) konnte A.-L. keine andere Stelle finden als die in des Bühelers Diocletian, — natürlich, da Wackernagels Lesebuch, woraus er seine gesammten kenntnisse der altdeutschen litteratur schöpft, zufällig keine andere aufweist. Das wort begegnet übrigens auch im LB. der Hätzlerin II. nr. 67, v. 386:

Hasenschleck ward mit ainem stain
geworfen in den giel,
das im der impiss entfiel.

Im verlauf seiner untersuchung kommt hr. A.-L. auch auf die erscheinung der 'sprachmischung' zu sprechen. Da ist denn wieder kap. 21, welches von der deutschen sprache handelt, reich an allerhand unerwarteten aufschlüssen. Aus Willirams sprache 'erkennt man den aufgeklärten deutschen abt des XI. jh.'s, der, obwol seine ganze bildung von römischem cultus und römischer sprache getragen war, das möglichste tat, um sich der lat. sprache zu entringen und welcher nur noch die lat. bezeichnungen beibehielt, weil sie kirchen-

technische termini waren und populäres verständnis erlangt hatten.' Wörtlich so s. 65! Mit unerschütterlicher sicherheit wird über Peter von Dresden s. 66 alles aufgetischt, was Jac. Thomasius über denselben zusammengefabelt. Von Hoffmann's kleiner, aber belehrender und den gegenstand nahezu erschöpfender schrift über die lat.-deutsche mischpoesie keine ahnung. Ebensowenig von Oskar Schade's abhandlung über die maccaron. poesie, wogegen mit Genthe ohne alle kritik und eigene forschung durch dick und dünn gegangen wird. P. 75 wird gesagt, Typhis Odaxius habe sein carmen macaronicum zu verbrennen angeordnet, 'wiewol vergeblich, da es schon zehnmal gedruckt war.' Es lautet aber die bezügl. stelle bei B. Scardeonius De antiqu. Patavii II, 238: . . . 'Typhis in morte cavit, ne unquam volumen istud publice in vulgus legendum traderetur, sed igni potius comburendum. Nihil tamen ea cautione provisum est, quin libellus plus quam decies mpressus in tota Italia ab omnibus haberetur.' Die Lustitudo studentica (p. 80) ist nicht 1647 sondern 1627 zuerst, und nach dieser ältesten ausgabe wieder gedruckt in den Facetiæ facetiarum (Pattopoli 1657). Kap. 24, S. 84 — 91 handelt von der 'zweideutigkeit des phonetischen sprachelements,' d. h. von wortspielen u. dgl. Wie viel raum verschwendet hr. A.-L. auf unwichtiges, und wie häufig auf kosten des unerläszlichen! Von der studentensprache wird s. 93 — 98 gehandelt ohne einen einzigen wirklich sprachlichen beleg. Die 'tölpelsprache' s. 98 — 104 ist nichts als ein excurs über die sg. grobianische litteratur, wiederum alles von ganz absonderlichen standpunkten aufgefast. Neidharts dichtungen sind eine 'platte und geistlose farce' (s. 100)! Schüchtern wird s. 104 der 'seltene wol auch später als 1553 gedruckte' Dedekind-Scheidt'sche Grobianus erwähnt. Die jäger-, schiffer- und bergmannssprache (s. 105 — 115) gehören als technische sprachen nicht hieher, am wenigstens die letztgenannte. Dasz zu dem sündhaften vocabular des gaunertums bei der bunten mischung des letzteren die ausdrucksweisen fast aller berufsklassen haben beisteuern müssen, wäre ohne so viel allgemeines gerede an concreten belegen weit besser zu zeigen gewesen. S. 115 — 119 handelt von der 'handwerkersprache,' aber nicht etwa von den gewerblichen kunstsprachen, auch nicht von der s.g. 'strômersprache' der handwerksburschen, noch von den wirklichen geheimsprachen ital. handwerker (4), sondern es ist blosz eine — lobrede auf die zünfte. Auch dabei wieder spaszhaftes, z. b. dasz in den meistersingschulen 'in fri-

scher naturpoesie und in einfacher weise von freud und leid gesungen' wurde. Ebenso weitschweifig wird s. 119 ff. von der soldatensprache, s. 127 ff. von der tieflingsprache, wobei das wirklich sprachliche aber immer den bescheidensten anteil hat, gehandelt. Tiefling ist in der gspr., u. z. speciell in der Wiens s. v. a. kellner od. aufwärter. Worin besteht aber nach A.-L. deren 'sprache'? In allerlei abgeschmackten verdrehungen englischer und französischer wörter, wie sie namentlich bei hôtelaufwärtern beliebt sind. Dasz die eigentliche gspr. von kellnern letzten rangs im munde geführt wurde, war wol nur in Wien der fall (s. ob. v. jenisch), wo überhaupt die ausdrücke der diebssprache unter dem pöbel (fiacres u. dgl.) sich von jeher weitester verbreitung erfreuten. Es ist dies eine tatsache, die ganz ähnlich auch in Paris und London besteht und die mit den socialen verhältnissen groszer städte aufs innigste zusammenhängt.

Es widerstrebt, all diesen 'sprachen' weiter nachzugehen, bei deren darstellung hr. Avé-Lallemant überall sehr viel geschrei um wenig wolle verführt und vermöge eines eigenen verhängnisses meist gerade das unberührt läst, was von wirklich interessanten, positiven tatsachen sich hätte anführen lassen.

Die fiselsprache (s. 142 ff.) ist kein besonderer jargon, sondern eben nur die allgemeine deutsche gaunersprache in wienerischer localisierung. Fisel mag allerdings von mhd. visel herzuleiten sein (vergl. schwanz b. Schmeller III. 544), aber dieses steht gewisz ausser aller beziehung zu jüd. pessil = faden, schnur. Ursprünglich bedeutet das rotw. fisel (auch fiesel, fissel geschr.) s. v. a. mann, bube, was sich (wie mhd. buobe) zu der bedeutung 'kerl' erst pejorierte. In der gspr. Wiens bezeichnet fisel speciell den 'bummler' od. 'stadtstreicher.' Avé-Lallemant findet das wort nur bei Thiele. Es steht aber bereits im Karlsruher wörterb. vom j. 1820, s. 235 u. 239 seines eigenen abdruckes im IV. bde., auch bei Train (1. aufl. Regensb. 1832) s. 149, wo noch fiselpeter, gerichtsdiener, scherge angeführt ist (viell. blosz vom ochsenfisel, ochsenziemer?).

Ueber mhd. visel (von Avé-L. ganz irrig mit visel confundiert) = scherz od. ausflucht in der Martina ist Ben.-Mllr. III, 330 nachzusehen.

Avé-Lallemant erblickt in der wiener gaunermundart den 'typus der gesammten deutschen gaunersprache,' 'die am mächtigsten flieszende quelle, aus welcher immer neue sprachzuflüsse in die deutsche

gaunerspr. hineinströmen.' Ich halte sie im gegenteile für eine stagnierende pfütze, die mit den ekeligsten elementen jenes 'mobism' versetzt ist, der in allen grossen städten als bodensatz der volksmundart sich herausbildet. Es mag sein, dass bei der steten fluctuation des gaunertums (— wie bezeichnend ist das rotw. 'strômer' f. vagabund! —) einzelnes davon auch über die grenzen Wiens hinausgetragen wird, trotzdem habe ich noch in keinem auswärtigen verzeichnisse von diebswörtern einen ausdruck von entschieden wienerischem typus finden können.

Die wörter der s. g. schindersprache hat A.-L. (was er zu bemerken vergasz) aus dem kleinen schriftchen des dr. Lux: 'Der Scharfrichter nach allen seinen Beziehungen' (Leipz. 1814. 8⁰.), woraus sie auch in den 'Freimüthigen' jahrg. 1813 s. 513 — 515 übergiengen. Es sind meist specifisch rotwelsche ausdrücke, was sich bei dem starken anteil, den die ehemals unehrlichen scharfrichter und abdecker von jeher am gauner- und vagantentume hatten, leicht erklärt. — Von der sprache der freudenmädchen handelt s. 156 — 170 (mehr ein excurs über geschichte der prostitution), es wurde aber bei diesem abschnitte nicht einmal das kleine wörterverzeichnis in Stiebers buche: 'Die Prostitution in Berlin' (Berl., 1846) s. 99 — 101 benutzt. Freudenmädchen ist ein ganz modernes, dem franz. fille de joie nachgebildetes wort, das mit mhd. vriedelinne gewisz nichts zu schaffen hat. Wenn übrigens hr. Avé - Lallemant die sprache der schinder und der dirnen, welche beide nichts miteinander gemein haben als das gaunersprachliche substrat, in der bezeichnung 'tammersprache' zusammenfast, so hat ihn hiezu wol nur die etymologie des tammer (= abdecker, schinder) von hebr. tame = unrein sein bewogen und es ist dies, wie tiefling-, agler-, fallmacher-, fiselsprache eine jener selbstgeschmiedeten benennungen, die erst durch hrn. Avé-Lallemant dem deutschen wörterbuche als schätzbare bereicherungen zugeführt wurden.

Von diesen sprachen 'deutscher volksgruppen' geht hr. A. - L. endlich s. 171 auf den s. g. 'galimatias' über. Diese etwas unpassende bezeichnung wählte er für jene bekannteste sorte von geheimsprachen, welche durch umstellung der buchstaben, einschiebung von silben u. dgl. hergestellt wird. Es ist dies eine harmlose spielerei, die weitaus nicht jene tiefe bedeutung birgt, welche ihr A. - L. zuerkennt, der sie sogar eine 'unheimliche erscheinung, aus platter unwissenheit

und bodenlosem aberglauben entsprungen' nennt, und auf mehr wie 20 seiten eine ganze sprachgeschichte (nach seiner art) zu ihrer erklärung aufwendet. Merkwürdig ist die erscheinung dieser sprachentstellungen nur durch ihre weite verbreitung. Auf ihr beruhen z. b. die beiden geheimsprachen der s. g. Bazeegurs od. Nuts und der Panchpeerees in Hindostan, s. Richardson in den Asiat. Research. VII. (ed. Calcutta) 467 u. 471, Pott Zig. I. 9; — das s. g. Forschipsé, dessen sich die Tscherkessen auf ihren räuberzügen bedienen, Klaproths reise I. 588; — das ärmliche argot der ganz verkommenen baskischen Zigeuner, Michel Etudes p. XXVIII; eine art russischer kryptolalie ebd. p. 476 u. dgl. m. Biondelli (Studj sulle lingue furbesche, Mil. 1846. 8⁰.) p. 21 unterscheidet lingue di trastullo und lingue figurate o di professione (lingue furbesche propriamente dette) und fährt fort: 'Vario, sebben puerile, è sempre l'artificio delle prime, e per lo più consiste nell' invertire l'ordine delle sillabe nelle voci comuni, o nell' interporvi altre sillabi convenzionali, che possono variare a capriccio' etc. Folgen beispiele italienischer methoden. Ueber eine kindersprache zu Metz, — argot qui consiste à allonger chaque syllabe de leurs discours de deux autres syllabes dans la première desquelles domine un R et dans l'autre un G, s. Michel p. V. nach le Duchat. Aehnliche spielereien unter den erwachsenen und selbst in den pariser salons der restauration ebd. p. XXVII, n. 12. — Der s. g. backslang der costermongers in London besteht im aussprechen der wörter von rückwärts s. Hotten, dictionary of mod. slang, cant, and vulgar words (London 1860) p. 251 — 261. Das medicalgreek, auch marrowskying, — slang used by medical students at the hospitals transponiert die anlaute der wörter, s. Hotten p. 173 s. v. Aehnlich ist die language of Ziph, in use among the students at Winchester colledge, und das gibberisch, old english mode of canting, Hotten p. 35 etc. Die ältesten nachweise über derartige geheimsprachen gewähren die Niederlande und Deutschland. Van de Venne a. a. o. legt einem taugenichts, Simon Gaeuw folgende worte in den mund:

> Maer, kom hor eens, Jasper maetje,
> vock en vreemt vermakent praetje,
> dat mijn is in't hooft geplant
> vande kramers achter landt.
> kenjet vaste na begeren,
> soo wil ick het an jouw leeren,

het is nieuwe kóómens-tael,
die ick hier by Duyts verhael.

Daran schliest sich s. 138 — 143 ein langes verzeichnis von wörtern, die durch einfügung der silben ka ke ki ko ku verunstaltet sind, z. b. al = akal, arm = akarm, altijt = akaltijkijt u. s. f. Hr. prof. de Vries bemerkt mir brieflich: 'Ik herinner my, dat wy als schoolknapen de zelfde lafheid onder elkander uitoefenden, alleen met dit onderscheid, dat wy niet de k, maar de d gebruikten, en b. v. s' avonds de lichte maan aldus aanspraken: odo schoodoonede maadaan, diedie daadaar schijdijnt adan deden hedemedel.' Aehnliche spielereien sind auch unter der deutschen schuljugend aller orten bekannt. Die erste erwähnung finde ich Dan. Schwenters Steganologia et Steganographia nova (Nürnberg, c. 1620. 8⁰, cf. Will III, 656 und suppl. III, 184) s. 20 — 35, wo noch weiter zurück auf Thurneyssers onomasticon verwiesen wird. Schwenter lehrt allerhand arten: durch aussprechen der wörter von rückwärts (s. o. backslang), consonanten-verwechslung zwischen den einzelnen silben, einschiebung eines s, silbenversetzung, einschiebung eines b mit wiederholung des vocals, verwechselung der anlaute der wörter (– mein hechtbawr ist ein narr = mein nachtbawr ist ein herr –) u. dgl. m. Schwenter führt aus Thurneysser auch eine solche geheimspr. an 'welche die jungen knaben etwan reden, als das man alwegen die ersten buchstaben für den andern, dritten oder vierten setzt, aber hinden ans wort ein ben wen ken sen etc. hencket.' Den beschlusz macht eine 'weibersprache,' darin nur die ersten buchstaben der wörter beibehalten, das übrige aber durch die silben — mere — mse — ms ersetzt wird. — Was sich bei Schottel (1663) über derartige geheimsprachen vorfindet ist bei Avé-Lallemant s. 186 — 188 wiederholt. — Auch Friderici's 'Cryptographia oder geheime schrift-münd- und würkliche Correspondentz' (Hamburg 1685. 4⁰) enthält s. 267 fg. die 'entdeckung einer ertichteten sprache insgemein Rothwälsch genandt, welche auch zu heimlichen discoursen dienen kann.' Es ist die mitteilung eines alphabets, worin alle consonanten zu silben erweitert sind, z. b. bub, cic, dod etc. Diese höchst ungefüge und unpraktische steganologie wurde in neuerer zeit wieder hervorgeholt in einer broschüre: 'Anweisung zur Schnell- und Geheimschrift . . . Nebst einer Anleitung, die deutsche Carbonari-Sprache (!) in einer stunde sprechen und schreiben zu lernen. Von A. G. Montfort. Weimar 1855' 8⁰, 44 s., die angebliche carbonarispr. auf den letzten

anderthalb seiten. Einige weitere arten von geheimsprachen bei Friderici sind aus Schwenter entlehnt.

Alle diese steganologien sind albern und geistlos, da sie lediglich auf einem systeme äusserer verhunzung beruhen und merkwürdig daran nur, dasz sie in so verschiedenen zeiten und gegenden ganz unabhängig von einander auftauchen. Trotzdem hat A.-L. unrecht, wenn er behauptet, dasz diese art von geheimsprachen vom gaunertum selbst nie verwendet wurde, da es doch in der zweifellos authentischen Hildburghausener Nachricht (1753) I. 8 heist: 'Ausser dieser (der gewöhnlichen gspr.) hätten sie noch eine besondere sprache, so sie ihm gelernet, nemlich die rothwelsche,' worauf ein satz mit buchstabenwechsel mitgetheilt wird. Auch unter den wortbildungen der eigentlichen gaunersprachen spielen solche entstellungen eine rolle, wozu A.-L. selbst IV. 298 ff. belege anführt, aber wiederum zu weit geht, darin eine nachahmung kabbalistischer formen zu erblicken. Ganz unbefangen und richtig hat, unter aushebung reicher belege G. J. Ascoli die erscheinung gewürdigt in s. Studj critici (Gorizia 1861) p. 107 ff.

Was das wort galimatias, oder besser gallimatthias selbst anbelangt, über das A.-L. s. 178 allerlei vermutungen anstellt, so sei an die bekannte, auch von Heyse im Fremdwb. (XI. ausg.) s. 357 beigebrachte anekdote erinnert, nach welcher einst in einem franz. rechtsstreite über einen hahn der lateinsprechende advocat zu wiederholten malen die worte gallus Matthiæ in galli Matthias verkehrte. Für die specielle bezeichnung der eben mit fast zuviel aufwand an raum und mühe verzeichneten steganologien hat A.-L. das wort ganz eigenmächtig fixiert.

Den ganzen übrigen teil des III. bandes, fast zwei drittel, füllt die darstellung des jüdisch-deutschen, — die am sorgfältigsten ausgearbeitete partie des werkes, der aber freilich ein unverhältnismässiger raum zugestanden wurde, da es doch das gaunertum und seine sprache darzustellen galt. Weit besser und nützlicher hätte A.-L. sein jüdisch-deutsches wissen in einer gründlichen lexicalischen durcharbeitung der deutschen gaunersprache verwerten können, — freilich gehörten dazu gründliche sprachhistorische kenntnisse, die vor allem unsicheren umhertappen nach blosz ähnlich klingenden wörtern, wie wir es bei A.-L. nur zu häufig finden, bewahrt hätten.

Unrichtig ist die schon s. 49 (III.) aufgestellte behauptung, dasz das judendeutsch eine 'durchaus deutsch-sprachliche' erscheinung sei,

welche man auf keinem anderen sprachboden fände. Wenn schon vom holländischen wegen seiner nahen verwandtschaft mit dem deutschen abgesehen werden soll, so spricht gegen die richtigkeit dieser bemerkung doch das 'argot hébreu' der voleurs israëlites, dessen Vidocq öfter gedenkt und auch wörter daraus anführt, z. b. traiffe (= rotw trefe bei A.-L. IV. 616), goï etc. Die im juli 1858 zu Caen verurteilte, fast nur aus juden zusammengesetzte Graft'sche bande sprach — wie im Droit zu lesen war — nicht das gewöhnliche argot der diebe, sondern eine eigene aus hebr. wörtern gebildete gspr., die sie Ramauschem nannten. In einer über diesen process erschienenen flugschrift: 'L'assassinat de M. Péchard' (Paris 1858. 4°.) heist es in bezug auf die bei einem der verbrecher vorgefundenen schriftlichen notizen: 'elles étaient redigées dans un langage où l'argot et l'hébraïsme se confondaient.' Man scheint in Frankreich das als eine ganz vereinzelte eigentümlichkeit aufgefast und der sache nicht weiter nachgeforscht zu haben. Auch das engl. cant hat jüdische elemente aufzuweisen, deren vorhandensein Mayhew (London labour and London poor III. nr. 43) mit the intercourse of the thieves with the Jew fences (= receivers of stoolen goods) in verbindung bringt. Derartige ausdrücke sind: gonnof a thief; posh a halfpenny; shakester, or shikster a prostitute; showfull, or shoful bad money, etc. — Die ausdrücke der heutigen holländischen gaunersprache sind mehr als zur hälfte jüdischen ursprungs, wie schon ein flüchtiger blick auf die sprachprobe in dem erwähnten büchlein von Nieuwenhuis zeigt (s. ob. ad voc. Rotwelsch). Das war nicht immer so. Ein ziemlich reichhaltiges, dem 'epos' (sit venia verbo!): 'Cartouche, of de gestrafte booswigt. Uyt het fransch in nederduitsche vaerzen nagevolgt' (Amsteld. 1731, 8°.) beigefügtes 'Nederduitsch en Bargoens woordenbook' hat noch keinen einzigen jüdischen ausdruck, und auch unter den in der niederl. übersetzung des Lib. vagat. zum vocabular neu hinzugetretenen vocabeln findet sich kein solcher. Es wäre somit nicht unmöglich, dasz die jüdischen wörter erst am schlusse des vor. jahrhunderts durch die s. g. niederländische bande (Avé-Lallem. I. 94), welche meist aus juden bestand, in die holländ. gspr. gebracht wurden. (5). Eine kleine liste 'patois-hebreeuwscher' ausdrücke, wie sie unter den gemeinen juden in Holland üblich sind, teilte zur vergleichung mit dem bargoens E. Susan mit im Alg. Konst- en Letterbode 1844, nr. 21, blz. 323. Vergl. ebd. j. 1844 nr. 13, 194 — 200, dann nr. 48, 323 — 325.

Die litteratur des jüd.-deutschen hat A.-L. s. 207 — 243 sehr eingehend und in der regel auch mit richtigem urteil besprochen, ohne indes überall den forderungen bibliographischer genauigkeit zu genügen. Dasz das judendeutsch bereits im 17. jahrh. zu burlesken und satirischen zwecken herhalten muste, erhellt aus zwei pièceu in E. Weller's Annalen nr. 682 u. 775: 'Ein gar schönes Lied von einer ohnlängst heimlich angestellten Brouchen oder Juden-Hochzeit, welche von dem Schoufet selbigen Ortes verkundschafftet . . . Gedruckt zu Schweinsberg an der Juden-Garküche, 5639. 4⁰.' und: 'Der Jüden Trauer-Ballet wehmüthigst angestimmt, und Herzbrechend abgesungen in ihrer Synagog Anno 1680. 1 bog. 4⁰.' Das letztere stück befindet sich auf der stadtbibliothek zu Zürich und beginnt:

Au weh, Mamme! Ey, ey, ey! Hadoney
Heu Zkaprum Cosch Mascholim! etc.

Für den wunderlichen ausspruch s. 207, dasz das judendeutsch in seinem ganzen 'sprachbau,' besonders aber im vocalismus und diphthongismus das 'volle gepräge des althochdeutschen und (!) altniederdeutschen' an sich trägt, hätten wir gerne den beweis gelesen. A.-L. vergleicht aber späterhin das jüdisch-deutsche in lautlicher beziehung nur mit dem niederdeutschen, u. z. durchaus einseitig mit den ihm bekannten niedersächsischen dialecten Holsteins, Meklenburgs und dem lübischen, während dasselbe doch viel mehr noch vom mitteldeutschen, namentl. mittelrheinischen an sich hat. Vergl. Schröer, Nachtr. zum WB. des ungr. Bergl. s. 26, s. v. frå.

S. 340 — 349 spricht hr. Avé-Lallemant von den langobardischen noten bei Bonaventura Vulcanius und teilt auch mehreres davon im facsimile mit, ohne zu ahnen, dasz er tironische noten vor sich hat, die von Kopp I. 53 u. 148 auch bereits erwähnt und benützt wurden. Wirklich naiv ist seine bemerkung zu folgender stelle des Vulcanius s. 21: 'Vocales Ebræorum more consonantibus subnotant. Utuntur cc pro a. Hinc scribunt glccrea .i. glarea, hccb. habitudo' etc: "Hier liegt gewisz ein schreib- oder lesefehler zu grunde. Der gebrauch eines charakters wie cc für a findet sich nicht einmal annähernd oder ähnlich in irgend einer sprache." Herr Avé-Lallemant möge sich einmal die lombardische minuskel des IX. jh.'s bei Wailly ansehen, pl. 1re, facs. n⁰. 4 und dann bd. I, p. 651 dazu nachlesen! Ueberhaupt ist die kleine schrift des Bon. Vulcanius nicht so ganz unbekannt als hr. A.-L. meint; der wert der darin ent-

haltenen gothischen und ahd. fragmente (Ulfilas, Annolied etc.) ist vielfach gewürdigt, namentl. von Massmann in s. Gotthica Minora (Zeitschr. I, 294 ff.) §. 10 — 14; Ulfilas p. LIII.

Zu der s. 350 aus Gerberts Taphographia (nicht Topographia!) mitgeteilten kryptographischen grabschrift Rudolph's des Stifters († 1365) am St. Stephansdome zu Wien bemerke ich noch, dasz genau mit denselben chiffern am Schlusse einer klosterneuburger hs. von Suso's buch d. weisheit aus dem XIV. jh. das wichtige geheimnis steht: 'das. puchel. hat. ein. ent.' S. Anz. f. kunde d. d. Vorz. 1861, sp. 311.

Hier scheint auch der ort, wenigstens flüchtig auf die sogenannten gaunerzinken od. monogramme einzugehen, von denen A. - L. unter mitteilung einer menge kabbalistischer alphabete, polizei-schriften (aus Klüber), rebus u. dgl. s. 4 — 47 seines vierten bandes handelt. Was mit diesen weitläuftigkeiten, die nebstbei niemandem neues bringen, erreicht werden soll, ist nicht abzusehen, da A. - L. am schlusze seiner untersuchung selbst constatiert, dasz die gaunerzinken damit nicht zusammenhängen, vielmehr auf ganz willkührlicher erfindung beruhen. Auf den gebrauch dieser zinken bereits bei den mordbrennern um die mitte des XVI. jahrh.'s, sowie auf ihre ähnlichkeit mit den uralt deutschen 'hausmarken' hat schon Gust. Freytag hingewiesen in seiner recension des werkes von Avé-Lallemant, Grenzboten XVIII, 1. 96, was hr. A. - L. nicht einmal gelesen zu haben scheint. Man findet die zeichen der mordbrenner nach der überlieferung eines gleichzeitigen druckes abgebildet bei Hortleder und in Scheibles Schaltj. IV, 485 — 491. Andere teilte aus archivalien mit L. Bechstein in s. deutsch. Mus. I, 307 — 320 und nachtr. II. 309 — 316, ferner dr. Rapp aus einem tirolischen gaunerprocesse vom j. 1574 (Beitr. zur Gesch. von Tirol V, 1829, s. 228) worin es heist: . . . 'weiter so zaigt der gefangen Gradner an, wie sie in irer gesellschaft ainander loss geben, an die pruggnen und an die thor, nemblichen zaichen sie zwen pfeil creitzweiss uber ainander, alss hieneben verzaichnet steet, mit etlichen strichen oben am pfeil, welcher zwerch durch den andern geet, so aber nicht anders als reverender die dieberei bedeit, unten aber machen sie an den poltz so nach der leng geet, vil klaine strichlen, zu aim anzaigen irer anzal sovil jr der gesellschaft, auf ain tag oder nacht zusamen komen, diser bueben kenne auch ain jeder sein aigen und besonders zaichen, sover er allein ist, darzuesetzen, dabei sein gesellen erkennen, welcher unter inen das zaichen gemacht hab, dann er Gradner setz für

sein zaichen ain creitz, der schuster in den Newenstift ain laist, der schneider in der Newenstift ain schär, und also jeder der besen puebin ain besonder zaichen, aber der hupf ins nest und der Lientzer sambt iren gesellen so mit morttaten befleckt, die sie auf rotwölsch die schrätzer haissen, fieren in obgemelten zaichen ain rad und ain peil hinzu, und ob dem peil ain haggen, für ain feür pixen.'

Eine sehr interessante bezeichnung der gauner für diese marken findet sich bei Schlemmer (Der prakt. Crim.-Polizei-Beamte, Erf. 1842. 8⁰.) S. 213: Ruttzink, verabredete zeichen in briefen; ruttzinksaf (eigentl. rut-zink-ksaw), ein mit solchen zeichen untermengter brief. In rutt ist wahrscheinl. noch das alte rot, roter f. gauner erhalten. Zink wird von A.-L. II 52 ungeschickt zu zigeun. sungaw ich rieche, dufte (Pott II. 226) gezogen, während es doch wol von lat. signum, franz. signe herzuleiten ist.

Die litteratur des gaunertums und seiner sprache behandelt A.-L. I. 117 — 272 u. IV. 54 — 268. Vielfache vollständige mitteilungen einzelner stücke haben sie so angeschwellt.

Dasz alles was I. 122 ff. über das 'baseler rats-mandat' gesagt ist auf irrthümern beruht, wird meine darstellung an einem anderen orte zeigen. In Basel selbst ist in dem dortigen, für das XV. jahrh. höchst vollständigen staatsarchive nach einer mitteilung des hrn. prof. Wilh. Wackernagel keine auf diesen gegenstand zielende ratsverhandlung zu finden. Brückner hat die Handschrift, welche nach einer von ihr selbst gegebenen andeutung sich passender die 'betrügnis der giler und lamen' betiteln liesze, ganz willkürlich zu einer publication des baseler rates gestempelt und mit dem erscheinen der zigeuner im j. 1422 in zusammenhang gebracht, während es sogar zweifelhaft ist, ob das stück überhaupt in Basel entstanden. Der text dieses urbildes des späteren Liber Vagatorum ist aus drei hss. bekannt: 1) der verschollenen von Heumann benutzten; 2) der bei Brückner ohne genauere bezeichnung abgedruckten, wonach A.-L. das stück wiederholen liesz I, 125 — 132; 3) der noch vorhandenen abschrift Knebels in seiner baseler chronik ad a. 1479, hs. der baseler universitätsbibl. λ. 11. 4 a. — Von diesen drei texten ist nr. 2, welcher nach A.-L. 'alle spuren des unmittelbaren ausflusses aus der ältesten quelle' an sich trägt, gerade der schlechteste, man bemerke die sinnentstellenden lesearten: Grautener f. grantener; so walgerent si sich in dem bache f. in dem bochte; Sumewerger f. sunden-

veger; Vermerin f. verwerin; Kammerierer f. kammesierer; Gutzbeterin f. dutzbeterin; Vopper die über sitzent f. v. die da ditzent; Glatten f. galchen; jnnen f. jûnen; verbun f. verlîn; ruschant f. ruschart etc. Weit besser ist nr. 3, obwol der abdruck bei Schreiber (wie ich aus einer von hrn. dr. W. Vischer gütigst gefertigten abschrift ersehe) sehr flüchtig ist und von lese-, abschreibe- ja sogar ganz beträchtlichen auslassungsfelern wahrhaft wimmelt. Vielleicht liegt aber die schuld hievon nicht ganz an hrn. prof. Jac. Burckhardt, der zuf. einer note bei A. - L. I. 123 die abschrift für Schreiber besorgte. Eine im ganzen gute (strasburger) hs. vom anfange des 15. jh.'s früher im besitze H. W. Ebners, jetzt verschollen, liess Heumann abdrucken. In die neue ausgabe der Knebelschen chronik von Karl Buxtorf-Falkeisen: 'Chronik des Kaplans Johannes Knebel aus den Zeiten des Burgunderkrieges. Erste Abth. 1473 — 1475. Zweite Abth. 1476 — 1479. Basel 1851. 8⁰.' ist das rotwelsche stück nicht mit aufgenommen worden.

Das 63. Kap. aus Seb. Brants Narrenschiff: 'Von bettleren' ist I. 133 ff. nach der spätesten und sehr fehlerhaften ausgabe des Nic. Höniger vom j. 1574 mitgeteilt. Es ist bemerkenswert, dasz nicht nur die herrliche ausgabe des Narrenschiff's von F. Zarncke hrn. A. - L. ganz unbekannt geblieben zu sein scheint, sondern auch Hoffmanns reinlicher text im Weim. Jahrb. I, 273 ff. ganz ignoriert wurde.

In bezug auf den Liber Vagatorum, über den hr. Avé-Lallement die möglichste confusion verbreitet, kann ich einstweilen nur auf mein verzeichnis der ausgaben in Naumanns Serap. f. 1862 nr. 8 verweisen. Von den dort aufgezählten 33 ausgaben (denen sich mittlerweile auch die vom j. 1590, als 28 a einzureihende zugesellt hat) kennt hr. Avé-Lallemant nur siebenzehn und davon wiederum kaum die hälfte aus eigener anschauung.

An anderer stelle werde ich auf die mir bekannte älteste ausgabe des Liber Vagatorum (c. 1509 — 1511), auf deren drucker Thom. Anshelm von Baden zu Pforzheim, sowie auf den anteil, den der berühmte humanist Heinr. Bebel vermutlich an dessen redaction genommen, eingehend zu reden kommen. Das zeugnis des niederdeutschen übersetzers (I. 202), dasz 'ein spitalmeister up dem Ryn dit bock to Pfortzen int erste heft drucken laten' ist in dieser beziehung höchst wertvoll und hrn. Avé-Lallemant gebührt das unbestreitbare

verdienst, es zuerst zur geltung gebracht zu haben. Dagegen besteht, was er I. 38 ff. über eine mögliche älteste ausgabe des L. V. durch Bergmann de Olpe vorbringt, lediglich in müszigen und sehr schwach gestützten vermutungen. Das motto 'Nichts an ursach' ist nicht Bergmann ausschliessend eigen, vergl. Zarncke NS. s. 469, sowenig wie das noch häufiger vorkommende 'Gott sei lob' dem Rostocker L. Diez (I. 144). Gegen einen anteil Seb. Brants an der verfasserschaft des büchleins streiten viele innere gründe, am meisten der durchaus frische, volkstümliche und humoristische ton des büchleins, in dem von Brants steifer, säuerlich-pedantischer moral nichts zu finden ist. Trotzdem lag dem herausgeber des L. V. Brants werk vor; es verrät dies der holzschnitt des ältesten druckes (nachgebildet im Schaltj. IV, 232), der in allen hauptzügen mit dem zu kap. 63 des Narrenschiffes übereinstimmt.

Dasz die von A.-L. für die princeps ausgegebene und s. 165 ff. auch wiederholte ausgabe des L. V. (nr. 11 meiner liste) dies nicht sein kann, ergiebt sich schon aus dem voraufgeschickten. Aber auch die mundartlichen eigentümlichkeiten des druckes und selbst die typen weisen viel eher nach Franken und Obersachsen als an den Oberrhein. Die wiederholung bei A.-L. ist nicht ganz genau, dasz der holzschnitt ursprünglich zu einer ausgabe der Griseldis gehörte (er stellt die erste versuchung derselben dar), hat, da es Gödeke entgieng, hr. Avé-Lallemant natürlich noch viel weniger bemerkt.

Die niederdeutsche übersetzung des L. V., der 'Bedeler Orden,' ist gewisz kein 'magdeburgischer oder braunschweigischer,' viel eher ein lübecker druck. Hr. A.-L. tut sich hier und überall auf seine aus dem leben geschöpfte kenntnis des plattdeutschen viel zu gute; er scheint aber nicht zu wissen, dasz das niederdeutsch des XVI. jahrh.'s von dem heute gesprochenen merklich verschieden war.

Luthers 'Betlerbuberey' erschien zuerst M. D. XXVIII (nicht M. D. XXIII !) u. z., nach ausweis der typen bei G. Rhaw in Wittenberg; die beiden folgenden drucke von 'M. M. XXVIII' und 1529 sind von J. Stüchs in Nürnberg.

Das 'biechlein von den falschen Kamisierern' (s. 157 ; Gödeke's Gengenbach s. 678) befindet sich in zwei ausgaben, deren beschreibung ich besitze, auf der königl. bibliothek zu München. Vergl. auch Hirsch Mill. II. 260.

Dasz die s. 158 beschriebene ausgabe der 'Rotwelschen

Grammatik' (bei mir nr. 27) nicht die von Rud. Deck (c. 1535) in Basel gedruckte älteste ist, wie A.-L. auf schwankende gründe hin conjecturiert, wird am besten widerlegt durch das nun erfolgte auftauchen des echten Deck'schen druckes, dessen benutzung mir der besitzer, hr. hofrat dr. Gust. Freytag gütigst verstattete. Die ausgabe o. o. u. j. ist überdies nicht so gar selten, da sie sich, ausser mehreren exempl. im privatbesitz, nicht nur in Wolfenbüttel, sondern auch in Berlin, München und Gotha befindet, und ebenso wenig hat sie hr. Avé-Lallement 'entdeckt,' da bereits Fr.-Michel p. 444. 445 nach seinem eigenen exemplare sie beschrieb. Der abdruck des vocabulars in Gesners Mithridates (II. ausg., 1610) konnte nur bei sehr schleuderhafter vergleichung vollkommen übereinstimmend mit der Rotw. Gramm. befunden werden, da gerade in dieser ausgabe mehrere wörter ganz fortgeblieben sind, zahlreicher kleinerer abweichungen zu geschweigen.

Die mehr minder erheblichen ausbeutungen des Liber Vagatorum durch Seb. Frank (1541), J. Graff (1520), J. Wickram (1556), Fischart (1574), Olor. Variscus (1613), Megiser (1612). Val. Andreæ (1616), Th. Schwenter (1620, neben viel eigenem) und in einigen anderen schriften noch des 18. jh.'s, sowie selbst der abdruck einer ausgabe in Scheibles Schaltj. IV. (1847) s. 231—245 und 369—369, — alles dies blieb hrn. Avé-Lallemant ganz unbekannt.

Ueber ein rotwelsches gedicht Jac. Köbels von falschen spielern (Oppenheim, c. 1520) vergl. Hoffmann v. F., Findlinge I, nr. 21. Die mitteilung eines rotwelschen soldatenliedes vom j. 1608, das ich der güte Hoffmanns verdanke, behalte ich mir vor.

Ungeschickt und lächerlich erscheint es, und wenig kenntnis der litteratur des XVI. jahrh.'s verratend, wenn I. 206 ff. Gengenbachs gereimter Liber Vagatorum und die rotwelsche stelle der Gouchmat vom modern-æsthetischen standpunkte als versuch einer poetischen apotheose des gaunertums classificiert wird. Man brachte im XVI. jh. eben alles in reime: die regimina sanitatis, astrologische und physiognomische regeln, die heil. schrift, beichtbüchlein, die naturgeschichte, tisch- und kinderzucht, wetterregeln etc., aber an poetische intentionen im modernen sinne dachte dabei niemand, nur an den zweck des leichteren auffassens und behaltens, wie gebundene rede es dem volke gewährt.

Vom Simplicissimus (I. 215) kennt hr. Avé-Lallemant nicht die wichtigen ausgaben von Holland und Keller (1851 und 1854).

Der 'Beutelschneider' ist eine übersetzung der bekannten 'Histoire des larrons,' von welcher Fr. - Michel p. L, note 77 und p. XXXVIII, n. 20 einige ausgaben verzeichnet, worunter aber eine mir bekannte: 'Lyon, chez Jean Didier. 1640' in 8⁰. fehlt. Die deutsche übersetzung erschien zuerst in zwei Octavbänden zu Erankfurt im j. 1627, s. Gödeke Grundriss §. 192, 294 und Butsch's antiqu. Monatsbl. f. April 1859 s. 226. Die letzte, vielleicht in Hamburg gedruckte, ausgabe hat den titel: 'Der Alten und Neuen Spitzbuben und Betrieger Bösshaften und Gewissenlosen Practiquen Und anderer vielen List- und Lustigen Welt-Händeln, Nebenst einem Anhang der verwegenen Lüneburgischen güldenen Tafel-Dieben . . . Gedr. im J. 1700.' 8⁰, 2 bde. Es giebt aber auch eine niederländische übersetzung in mehreren ausgaben, welche besonderes interesse bietet durch das aus dem nl. Liber Vagatorum (s. u.) herübergenommene gaunervocabular. Den ältesten mir bekannt gewordenen druck besitzt hr. prof. de Vries in Leiden: Legende, | ofte | Historye | van de snode practijquen, ende de | behendige listicheden der | Dieven. | Overgeset uyt het Frans. | Hier achter is noch by gevoecht Gielers | Vocabulaer hael tael. | Tot Leyden, | By Davidt Lopes de Haro, Boekverkooper | wonende inde Klocksteegh, 1645. | 12⁰, vortitel in kupfer, 7 bl. titel u. vorst., 773 ss. Das vocabular s. 769 — 773. Eine ausgabe von 1646 ist unter mitteilung der wörterliste besprochen in Willems Belg. Mus. V. 71 — 75. Eine zu 'Nieustadt (?) b. Corn. Claesz. van Buren 1649' gedruckte s. im Catalogus van de Bibliothek der Maatschappij van Nederlandsche Letterkunde, te Leiden, 1e deel (Leiden 1847) p. 149. Eine vierte ausgabe endlich: 't'Vtrecht. By de Wedue van Esdras Snellaert' o. j. besitze ich.

Dasz der 'Schauplatz jämmerlicher Mordgeschichte' (I. 127) G. Ph. Harsdörffer zum verfasser hat, hätte hr. Avé-Lallemant aus Gödeke's Grundr. §. 185, 11 wissen sollen. Vom 'Lips Tullian' (I. 223) gibt es eine erste auflage Dresden 1716 in 4⁰. Ueber den 'jüdischen Baldober' (I, 232) vergl. meine 'Litteratur der Gauner- und Geheimsprachen seit 1700' (Dresden 1861) nr. 24. Ebenso zur Hildburghausener 'Actenmäss. Nachricht' von 1753 daselbst nr. 22 u. (nachtr. I. in Petzholdts Anz. f. 1862 nr. 325) nr. 22 a. —

Im vierten bande teilt Avé-Lallemant eine reihe älterer rotw. wörterverzeichnisse im vollständigen abdrucke mit, wodurch aber dem bedürfnisse eines kritischen lexicons der gaunersprache um so weniger

abgeholfen wird, als der beigegebene philologische und kritische commentar, anstatt durch aufstellung fester kriterien in die chaotisch aufgehäufte vocabelmasse licht und klarheit zu bringen, die schwankenden und unsicheren angaben der quellen eher noch mehr verwirrt. Ich folge in nachstehendem der darstellung Avé-Lallemants schritt für schritt, musz mich aber darauf beschränken, nur die auffälligsten irrtümer anzumerken.

Dietmar von Meckebach. (1350 — 1360.) Ueber die hs. vergl. G. A. Stenzel in der Uebersicht der Arbeiten und Veränderungen der schles. Gesellschaft f. vaterl. Kultur im j. 1842 (Bresl. 1843. 4°.) S. 48 — 141. Ein sorgfältiges facsimile der rotw. stelle verdanke ich der güte des hrn. dr. Friedrich Pfeiffer. Dieselbe wurde zuerst mitgeteilt von Hoffmann von Fallersleben in s. Monatschrift v. u. f. Schlesien I. (1829), 55. — Nusce fibula, nuscun bulle (mhd. nusche, WB. II. 423) kommt in ahd. glossen allerdings vor, davon könnte ein, dem rotw. nusser (fur denariorum ex peris) zur grundlage dienendes nuskari fibularius wol bestanden haben; jedenfalls unrichtig ist die etymologie von hebr. nossar, springen, hüpfen. — Vazenheuer (bwetilsnyder) ist nicht von ahd. vaz gefäss (wozu nach A.-L. 'doch wol auch hebr. פת quod patet und fotze fut = vulva' gehören soll!!) sondern von ahd. phoso (Graff III. 352), mhd. phose (Ben.-Mllr. II. 514) = marsupium vergl. pfozzenschneider (beutelschneider) in Gemeiner Regensb. Chron. II. 113 ad a. 1359; Schm. I. 327. — Die kategorie der swymmer (fures noctis intrantes domos sub limine) ist sehr alt, vergl. Lex Fris. s. 1: 'fur si in fossa, qua domum alterius effodere conatur, fuerit repertus' etc; Decr. Thassil.: 'si quis domum . . . alterius effoderit, et ibi occisus fuerit' etc. — Schenenwerfer (reseratores serarum cum uncis) möchte ich lieber mit Hoffmann zu schene, schiene (mhd. schin) ziehen, als A.-L.'s gezwungener erklärung von hebr. schin zahn folgen, 'weil die schlösser mit den uncis, wie mit einem zahnbrecherinstrument aufgebrochen wurden.' Ebenso halte ich bei ebener (lusor cum iiij tesseribus) die deutung Hoffmanns für besser, als die von hebr. eben od. ewen stein (vom material der würfel), da diese etymologie das 'cum quatuor tesseribus' unberücksichtigt läst. — Dasselbe gilt von stosser (fur rerum venalium in foro), welches unzweifelhaft ein deutsches wort ist. — Zu versucher (sagittantes cum arcu), bewaffnete räuber, vergl. Thom. Platter's Autobiogr. ed. Fechter s. 19.

Vom baseler ratsmandat, oder der betrügnis der giler und lamen, wie ich es nenne, ist schon vorhin die rede gewesen. Was Avé-Lallemant als fehlerhafte abweichungen zwischen dem Liber Vagatorum und dieser hs. bezeichnet, sind meist nur feler Brückners. Innen f. junen steht in keiner ausg. des Lib. Vag., sondern in allen jonen.

Gerold Edlibachs vocabular (1488). Vielleicht aus gleicher quelle geflossen wie das vor. — Handschriftl. in Donaueschingen. Eine sorgfältige abschrift des hrn. dr. Barack besasz ich bereits im september 1862, da teil 3 und 4 des 'Gaunertums' noch nicht erschienen waren. Die Avé-Lallemant zugekommene abschrift Scheffels wimmelt von entstellungen und auslassungen, z. b. schriff A.-L.] schreff hs; kramerin] krönnerin; kemmesiere[s] = student] fehlt; jaenner] jaonner; brawer] bräwer; puobel] Ruobel; cappeller] bappele[s]; ziges] zikis; brawet] bräwtt; taffret] täffret; ferwen = wortue[s]kert] felt; drantten] drautten; Cappely brechen] bappely brechen; dievret] dierret; hoch sintz] hoch sentz; verlinschtz] uerluntschtz; dist = klotz (!)] dift = kilch; brix = tuch] brix = turn; glathn] glathar; jochhem] jochhom; waf] mäsz; tull aichler] tull angste' (= teruncius, Gr. WB. I, 361); Richtigen häller = guldin] felt; die überschrift lautet buchstäblich: 'Hie stat fickabel dz rotwelschtz.' Das vocabular umfaste ursprünglich 8 blätter, von denen leider! sieben ausgerissen sind; nur ein überrest des letzten blattes ist noch mit sieben wörtern erhalten, die Scheffel ganz fortgelassen hat. Alcha f. alchen (geben), welches A.-L. beanstandet, kann mundartlich sein. Komisch ist, dasz er Scheffels lesefehler 'puobel = fryheit' für richtiger als das vom L. V. gebotene 'Ruobolt' hält und es von 'ahd. pube, buobe = zuchtloser mensch' herleitet. A.-L. scheint weder über die bedeutung des rübolt noch des vriheit im klaren zu sein. Rübolt ist nichts weiter als das mlat. ribaldus, engl. ribald, ital.-span. rubaldo od. ribaldo, altfr. ribault, mnl. rabbaud etc. überall s. v. a. gauner, gefährlicher landstreicher, vergl. Diez WB. 287; Fromm. Ztschr. VI. 85; Weinhold wb. 75. Ein gedrucktes vocabular des XV. jahrh. bietet: 'Ribaldus, ribald, est vir inutilis vanis dictis et factis insistens. Vintler bedient sich gern des ausdruckes rebaldei:

Ztschr. IX, 87: Aber die herren gend ietz nun der rebaldei
und den pösen falschen klaffern ir guot;
104: welcher sich kan zuo schuoppen

mit üppiger pöser rebaldei;
107: die do mainent das ir adel
sei von hohen künigen sedel
und wellent doch darbei
treiben alle rebaldei etc.

Vrîheiten, freiheiten aber nannte man eine gattung gesindel im mittelalter, das meist vom betteln, zuweilen auch von schlimmerem sich nährte, selten zu niedrigen handleistungen sich hergab.

Ihr name wurde mit den privilegien in verbindung gebracht, deren sich dieselben in Basel erfreuten, vergl. d. Rechtsquellen von Basel I. nr. 103 (a⁰ 1417); 154 (a⁰ 1465) u. 287 (a⁰ 1559). Allein es scheint die bezeichnung schon frühzeitig so verbreitet gewesen zu sein, dasz man eine allgemeinere herleitung vom freien, ungebundenen, herren- und beruflosen leben ihrer träger wol annehmen dürfte. Das als masc. fremd klingende —heit (= persona, sexus, ordo) wurde in der form vrîhart schon früh mit einer geläufigeren silbe vertauscht, es erscheint auch die form vrihartære, freiheitsbube, aber noch bei B. Waldis Esop. 2, 80; 4, 4 ein contrahiertes freiet und auch bei M. Behaim freiheit fraihait z. b. in folgender stelle, die durch die aufzählung verwandten gesindels auch sachliches interesse bietet:

Wein ziher, weinruffer, hengler,
holhupper, koltrager ir mer,
rinkel ueiler, schmer schneidder un
kaczen uiller warn ach im pund.
arskraczer, refler, tendler,
mantelpleczer, gewendler,
gaiss puler, sudrich, supen schmit,
wampen wascher warn ach da mit.
crapfen pacher, clampfer, gaukler,
sterczer, herter und kadreier,
taten graber, hund slaher,
schergen, schinder und haber
ruffianer, later und freihait,
allerlei uolks waz da perait.

(Ed. Karajan 311 fg.)

Vergl. Wackernagel in Haupts Zeitschr. VIII. 509; Fundgr. I. 369; Schmeller I. 608; Frisch I, 294 a; Ben.-Mllr. III. 403.

Brants Narrenschiff (1494.) Es ist schon erwähnt, dasz A.-L. nur Hönigers schlechte ausgabe in Scheibles abdruck benutzte,

während ihm Zarnckes ausg. ganz unbekannt blieb. So werden denn feler Brant in die schuhe geschoben, die blosz Hönigern angehören. Was das rotw. bei Brant anbelangt, so genügt einstweilen die verweisung auf das Weim. Jahrb. 1, 335 und Zarncke s. 403, wo manches abersinnige bei A.-L. seine widerlegung findet; Joham grimm im vers: 'der luogt, wo sî der joham grim' heist nicht brantwein, sondern guter wein, beide wörter im vocabular des Lib. Vagat. —

Der Bedeler orden (c. 1510). Benen spreken nicht von hochd. bainen b. Schm. I. 178, sondern viel eher zusammenhängend mit altn. bôn od. bæn, schwed.-dän. bön, ags. bên, bei Chaucer bone, engl. boon = bitte, gebet. Nur zufällig klingt an bonir = dire, assurer im argot bei Michel p. 61, sowie zig. me pennava, dico, loquor Pott II. 386. Der ausdruck begegnet aber auch im oberdeutschen gaunermunde zu anf. des XVII. jh.'s. In Nicolaus Ulenharts übersetzung von Cervantes' Rinconote y Cortadilla, welche unter dem titel: 'Historia von Isaac Winckelfeldern, vnd Jobst von der Schneid' etc. 1617 (vgl. Grundr. p. 432), 1624 und 1724 erschien, heist es näml. s. 52: '... nichts desto minder stundt er das strantzen aus und het nobis gepent' mit der erklärung: 'strantzen nennt man die tortur; nobis penen heist nicht bekennen.' Avé-Lallemant liest das so: no bisgepent (II. 87) und erklärt es aus dem jüd. piszchenpee!! Nobis ist eines der verbreitetsten gaunerwörter; Schwenter Steganolog., II. ausg. (c. 1620) hat s. 25: 'ich mag nopel deisbirn mengeln, ich mag keine stöss haben; bei Scherffer und im Karlsruher wb. (1820, A.-L. IV 240) ist nein nichts = nobis noves; bei Train noves = grob, hart, schädlich, schlimm, treulos. Das bargoense wb. zum Cartouche (1732) hat keppe noppe = stil zwygen, eigentl. imperat.: verrate nichts! Van Duyse in Jelle en Mietje, woordenlyst blz. 99: noppe = neen, niet, niets, eer niet; ebenso die dän. gaunerspr. nobes = nei Dorph p. 41. Im Simplicissimus ed. Keller heisst es II. 787, 27: 'Da war es nun auch nobis.' — Ohne zweifel hängt das wort mit dem alten nobis, (s. Grimm's Mythol. 766, 954 und 1225) zusammen, welches wieder von der italien. nebenform nabisso f. abisso (in-abisso) franz. abis, abisme, abime herzuleiten ist, Diez WB. I, 3. Bei Kil. ist nobisse = dæmon nanus, cacodæmon s. Hoffm. Gloss. belg. 75 und zu Lantsloot, Hor. Belg. p. V, 38. Nobiskrug und nobishaus wird gleichbedeutend mit hölle gebraucht, vergl. Grimm a. a. o; Altd. Blätter I, 294; Zeitschr. IV, 388;

Mone Anzeiger VIII, 277; Wolf Zeitschr. f. d. Myth. I. 4, Gödeke's Römolt s. 75 fg. Frisch I 551; Brem, wb. III, 255: Schütze III, 150; Stürenb. 160; Frommann in s. Mundarten VI 375; Schade Satiren und Pasquille III, s. 110 v. 18, dazu anm. III, 255; Dionys Klein Tragicomedia (1570) in Scheible's Schaltj. V. 292, z. 5 v. o., Selneccer 3 predig (mit dem Liber Vagatorum; Leipz. 1580. 4°.) bl. 9 a: . . . 'du bist und bleibest ein kind des teuffels, der führet deine seele in Nobis Krug, dahin alle diese gehören, die also im geitz one bekerung gelebet, und gestorben sind.' — Boten eten kommt als butten noch in der neueren gspr. vor; auch im niederd., vgl. buten bei Schambach 36, der es mit bîten verwandt erklärt. Die gleiche form botten hat auch der ndl. Liber Vag. ('Fielen Vocabulaer'), in der dän. gspr. ist butter = spiser, bider Dorph s. 33. — Cass ein husz, bei Dorph kass = gaard, huus, hjem ohne zweifel zu ital. casa und nicht zu jüd. kisse stuhl. — Clötzen slan, noch heute holl. klotsen vom zusammenschlagen der meereswogen. — Duel geld ist gewisz nicht verdruckt für duet, düt, da ja schon Edlibach zweifelloses tull = angster (kl. geldmünze) und der Lib. Vag. doul = pfennig bietet. Dorph hat dúel penge und selbst das argot douille argent Mich. 138. Die etymologie ist dunkel. — Focken lopen soll mit hochd. pfuh, pfuch, pfuchezen b. Schmeller I. 307 zusammenhängen, es ist aber wol sicherer von fok, die focke, das focksegel abzuleiten und ursprünglich ein matrosenausdruck: das focksegel aufspannen, absegeln, abziehen. An lat. fugio ist dabei kaum zu denken. Van Duyse a. a. o. hat fokken gaen, volgens Kil. zeilen, ook wegloopen. Auch in oberdeutschen gnrwb. erscheint abfocken, abfucken u. dgl. — Faselen maken nicht unmöglich von lat. facere, doch aber nach der älteren bedeutung des nl. fazelen = agitare, factitare b. Kilian eher zu mhd. vise, vas mhd. WB. III 329. — Grams kind b. Dorph grumsling, Sundt gromsing wird von Pott Zig. II. 34 glaublich zu dän. grums effondrilles, sediments gezogen. — Gesante moss efrow. Der nl. Lib. Vag. hat gesanckt gebannen, sancken getrouwt, een sancke een kercke; das wb. zum Cartouche (1732) gesjankte mos = getroude vrouw; sjank = kerk; van Duyse sjanken huwen, sjanksken kapelletje; Dorph sjangert und sjammert (von sjarmer synger), — alles wol zu lat. sanctus. — Mosse f. Mädchen (bes. im schlechteren sinn) war früher in Brabant sehr gebräuchlich s. de Vries Proeve van mnl. Taalzuivering 183. Kilian hat mosse = famula.

Das deutsch- rotw. mosche musch ist sehr bekannt und vielfach auch in mundarten üblich, vgl. Schm. II 642, Weinh. 63. Span. ist moza dienstmagd, neben mozo knecht, junge, vergl. ital. mozzo, frz. mousse = schiffsjunge. Dasselbe wort scheint enthalten in der mhd. schelte muzzensun, hurensohn, Ben.-Mllr. II, 281. Avé-Lallemant's ableitung von mosche = kuh wozu wiederum ndd. mudde, mudje, mutje d. sau gehören soll, ist unpassend. — Ebenso ungeschickt ist die herleitung von hoeff brot aus „ndd. höfd, höved, goth. haubith, ags. heafod" etc, als haupt- nahrungsmittel, während eher zusammenhang mit ofen (mnl. meist hoven) und vielleicht auch mit homan = ein bissen brot Schamb. 85 zu vermuten stünde. Auch der niederl. Lib. Vag. hat hoef, Van Duyse oeft, Dorph hof und hofbakman (= bagerovn). — Zu Knassbart = knecht ist richtig das heut. Knasterbart etc. beigebracht. Dorph hat knasper en karl, knös; Kil. erwähnt knaspern (hochd. knuspern) dentibus corrodere, was eine gewisse anologie zu dem ausdrucke 'en oude knar' von knarren (dentibus stridere, Kil.) vermittelt. — In klöthöbel ist nur klöt richtig erklärt, höbel ist nach dem nl. Lib. Vag., wo das wort hovele lautet, s. v. a. ein hund. Das wb. zum Cartouche hat huwel, Dorph hövl, das alte arg. habin, hubin. — Diel magt, nl. Lib. Vag. dille, Dorph dill (en pige), cant dell = a yonge whench s. Hotten p. 22. Rotw. dille, dilchen ist schon seit dem anfang des 17. jh.'s in allen wörterverzeichnissen sehr häufig. Aber auch in Holland war das wort ehedem sehr verbreitet s. Oudemans wb. op Bredero s. 85. Es ward bes. von geschwätzigen mädchen gesagt (dille, dilleken = klappeye, Hoffm. gloss. belg. 19), woher noch jetzt holl. bedillen = schnippische bemerkungen machen. A.-L.'s erklärung von dille, tülle = rinne ist lächerlich. — Zu morf mundt (auch im nl. Lib. Vag.) ist zu vergleichen morfea, morfia bocca im gergo; argot morfe morphe repas, morfier manger Michel p. 279. Doch ist auch die form wurf (zuerst im Hildburgh. wb. v. 1753) vielleicht mehr als ein bloszer druckfeler und aus der jägersprache, die mit wurf den schweinsrüssel bezeichnet (Heppe Lehrprinz 1751, s. 232) herübergenommen. — Minots verfokt ik ga wech, Dorph hat minnóses = mig, min, mit, mine, jeg. — Pig güt deff, keineswegs 'verdruckt' für pigg üt, sondern mit assimilierung von picken (manticulari, furtim subripere Kil.) und guit = nebulo. Vergl. engl. to pick ones pocket. — Roy bier, kaum verdr. f. ros, da auch van Duyse roey und Dorph

roï hat. Im nl. Lib. Vag. ist rosch (cerevisia), meepsen ros (meepsch = exilis, tenuis, Kil.) = kleyn bier. — Auf die vielen von A. - L. nicht berührten ausdrücke einzugehen, würde hier zuweit führen, soll aber doch nur aufgeschoben sein! —

Wenn hr. A. - L. wert und bedeutung seiner quellen zuweilen höher stellt, als nach unbefangener würdigung ihnen zukäme, so mag der eifer wissenschaftlicher erforschung, welcher leicht zur einseitigkeit ausschlägt dies entschuldigen. Allein schon hart an die grenze einer wissentlichen täuschung und verdrehung rührt, was s. 70 — 78 über das s. g. 'bordellsprachvocabular des Jacob Hartlieb' aufgetischt wird. Es soll nämlich in der bekannten scherzdissertation 'De fide meretricum in suos amatores' (vergl. Haszler, Ulms Buchdr.-Gesch. s. 71 — 83; Mone Anz. I, 291, II, 35; Haupts Ztschr. IX, 124; Hoffmann In dulci Jubilo nr. 38 u. 39; Gödeke Grundr. p. 115) eine liste speciell den pfaffenmetzen eigentümlicher ausdrücke enthalten sein, aus der A.-L. die 'warlich grauenhaft innige bezüglichkeit und sättigung' erkennen will, in welcher geistlichkeit und prostitution des mittelalters zu einander standen. Um zu zeigen, wie diese auffassung durch A. - L. erst in die quelle hineingetragen, ja ihr geradezu unterschoben wurde, lediglich aus sucht pikantes bieten, ist es nötig die bezügliche stelle zusammt den einleitenden, von hrn. A. - L. wolweislich fortgelassenen worten zu wiederholen. — Ich wähle aus den mehreren mir vorlieg. ausgaben eine der ältesten und besten, einen quartdr. Froschauers in Augsburg vom j. 1505. Die betr. stelle bl. 6a lautet: 'Quod amor mulierum faciat hominem bestiam, insensatum, seipsum non cognoscentem, immo et porcum atque subulcum ex certa hystoria possum asseruare quæ talis est. Fuit quidam amori dedicatus, et licet omnium literarum ignarus sicut alter stylpho, scholas tamen regendas assumpsit docens pueros per omnia ex ysidonio germanico. in capitulo de vocalibus .a. e. i. o. u. Posthac in grammatica positiva: Panem brot. caseum kess. vinum wein. offam eyn supp. pira ein bier. lobium eyn leyb brotss. Et pluraliter eyn apffelmuss. obsonogarus eyn linsenmaichel. slemflirida ein hafenreff. calceum ein schuoch. bracus ein bruch. liripippius eyn kappen zipffel. vilhelmus ein strosack gladium eyn schwert. vilrinckus eyn bantzer. inops hesslich. stercus ein küssin. anus eyn lecker. fornax eyn ofen. fornicator eyn ofenmacher. bisszinckus eyn ofengabel. | De vocabulis vernacula lingua fantastice exponendis. | Deinde docuit eos exponere orationes. ad patrem der nontag. apud

villam. ein pauer an der sunnen. ante edes ein betler. prope fenestram ein schneiderknecht. sine labore ein pfaffenknecht. circa sepem est equiuocum. uno modo est mendicus querens pediculos. alio modo yss ein küedreck. glis similiter est equiuocum iuxta illud alexandri. glis animal. glis terra tenax. glis lappa vocatur. glis animal significat ein gebraten spenferlin in eim sack. glis terra tenax. das yss ein dreck. glis lappa vocatur ein schuochbletz.' Man sieht, dasz das ganze nichts ist als eine verspottung des rohen mönchslateins, wie es in den niederen schulen, die bei der versunkenheit des damaligen jugendunterrichtes meist in den händen verdorbener studenten sich befanden, gelehrt wurde. Auch Fischart griff, bei seiner lust an allem burlesken, in s. Geschichtsklitterung diese ausdrücke begierig auf und vermehrte ihre zahl noch beträchtlich durch eigene erfindungen; ich hebe nach der ausg. vom j. 1852 bl. 27 a einiges hervor: Vilwundus backbanck; sufflabulum plasbalg; porcistetum seustall; post cras übermorgen; mastigare mesten; ante copium forschopff; casiprodium kess und brot: burista bauer; poltopfodium holtzschuch; pantaplasta pfannenpletzer; bibalia trinckgelt; ventimola windmül etc. Vergl. auch d. Epist. obscur. viror. p. III, b. Böcking p. 411. Von einem zusammenhange dieser curiosen latinität mit der prostitution ist aber in den quellen überall nicht die rede und es ist lediglich in der lebhaften phantasie des hrn. A.-L. begründet, wenn er diese 'empörende brockenweise latinität' von den geistlichen mit 'geilem behagen' ihren 'gemeinen metzen' beibringen läst. Zu glis (—iris, —itis, —issis) vergl. Ducange V. 532, Diefenb. p. 265. Lächerlich ist die annahme, dasz das rotw. glis (milch) des Liber Vagatorum mit diesem latein. glis identisch und die übersetzung milch durch verwechslung mit bilch (= ratte, Gr. wb. II. 8) entstanden sei, da dies wort höchstwahrscheinlich von mhd. glîzen stammt (Ben.-Mllr. I. 549) und durch die in neueren authentischen verzeichnissen vorkommenden formen gleiss, kleis, klajes (= milch, auch silber) hinlänglich gesichert ist. Vergl. A.-L. IV 545, wo sogar das unerhörte behauptet ist, dasz ein druckfeler wirklich ins gaunertum eindringen und da sprachliche geltung erlangen könne!! — Obsonogarus linsenmaichel ist nicht s. v. a. linsenmichel od. topfgucker (!!), sondern ein linsengericht mit fischen von gr. ὄψον und γάρος. Die s. 76 aus Hartlieb angeführten schimpfwörter sind allerdings sehr interessant, allein durchaus der gewöhnlichen deutschen volkssprache jener zeit entnommen.

Bonav. Vulcanius (1597.). In seiner kleinen schrift 'De literis et lingua Getarum' (1597 u. 1618) teilte Vulcanius p. 100 seq. auch zwei wörterlisten aus der sprache der zigeuner (die er 'Nubiani errones' nennt) und der gauner ('erronum, à Nubianis non admodum absimilium') mit. Die letztere entnahm er einem 'libellus Teutonica lingua ante annos quinguaginta conscriptus, qui errones hosce in XXVIII. classes siue sectas distribuit, . . . indicemque vocabulorum quibus illi utebantur adscribit.' Diese seine quelle ist eben nichts als eine niederländische übersetzung des Liber Vagatorum ('Der Fielen . . . Uocabulaer' etc. 1547 und 1613), deren titel ich vorläufig im Serapeum f. 1862 nr. 8 angegeben. Hier nur soviel, dasz die übersetzung 1) dem texte einer gleichfalls bisher noch unbeschriebenen niederrheinischen bearbeitung folgt (bei mir nr. 2); 2) das vocabular einen bedeutenden zuwachs an nl. gaunerausdrücken erfahren; 3) ein auszug davon in Adr. van de Vennes Tafereel van de belacchende Werelt ('s Graven-Hage, 1635, 4⁰) p. 133 — 136 und 145 — 154 enthalten ist, und 4) auch das wb. öfter wiederholt wurde, z. b. hinter der bereits angezeigten 'Legende der Dieven,' hinter 'Cartouche' (neben einem grösseren verzeichnisse neuerer wörter als 'oud Bargoens') u. a. a. o. — Auch bei der commentierung der 58 von Vulcanius ausgewählten vocabeln läst es hr. A.-L. an zahlreichen und argen misgriffen nicht felen. Busen bibere ist kein druckfeler für bufen, da es schon im Bed. Orden als boesen und als buizen drinken (davon buis dronk bedronken; buisbalk, buiskinne dronckaerd) bei Van Duyse vorkommt. Im XVII. jh. war das wort in Holland allgemein verbreitet, vergl. de Vries zu Hoofts Warenaar p. 145. Das engl. cant hat booze, (anc. cant bowse) = to drink (term good english in the fourteenth century) Hotten p. 21 u. 101. Auch im deutschen war der ausdruck bausen früher allgemeiner üblich für largiter potare s. Grimm wb. I, 1200. Einen noch älteren beleg als die dort angeführten kann ich aus einem Martinsliede des XV. jh.'s beibringen, in der wiener hs. 4696 (die s. g. lambacher liederhs., Altd. blätter II. 314):

> Wir süllen uns freuen, sait die geschrift,
> gueter gift die uns alle trift;
> mit grossen pechern schift
> kecker trünke stift
> zu paiden wangen als der pfeift.

Mit langen nassen krausen das pausen,
das nimphen und schimphen,
das uns die lebsen entlimphen.

So auch b. Ivo de Vento, Newe Teutsche Liedlein (München 1570. 4⁰):

Wolauf an, rein geselle mein,
da ist worden der beste wein;
versucht in doch,
tuot zung vom loch,
last redlich einher pausen.

Ferner in Olearius 'de fide concubinarum' (Augsburg Froschauer, 1505. 4⁰, regelmäszig mit Hartliebs erw. dissertation: 'de fide meretricum' zusammengedruckt, s. ob.) 'Hehe, das heist geschlabuzt, gelt ich geb dirsz, la bausen, la bausen, so trinken wir ausz den krausen, fressen und sauffen, es ist pfaffen gut.' In Süddeutschland ist Bausen-wein, Pausenwein ein öfter vorkommender eigenname. — Cuysen verberare, nicht von kuischen reinigen, säubern, sondern noch jetzt kuizen = todtschlagen, bes. von ochsen, denen der kopf mit der keule (kuis) zerschmettert wird. — Zu crommer judex vergl. Die Dietsce Doctrinale (a⁰. 1345) II, v. 3429:

So wanneer dat here gheit
ute diere gerechtecheit,
en es hi rechtere nemmer na dat,
maer een valsch crummere es hi balt.

Laurette glis (von Pott II. 16 zu loir, loirot gezogen) ist vermutlich ein irrtum des Vulcanius. Der nl. Liber Vagat. hat Laurette eē ratte oft eē klappeye, klappeye ist aber (vom vb. klappen schwatzen) s. v. a. plaudertasche, garrula Kil., ein noch gebräuchliches wort; ratte aber könnte ein von ratelen, ebenfalls = schwatzen, plaudern abgeleitetes synonymes wort sein. Das rotw. laurette stammt dann viell. aus irgend einem lustspiele, worin eine Laurette als plaudertasche auftritt. Wol kaum damit zusammen hängt laerie mulier vana, vaniloqua b. Kil., vom vb. lariën = snappen, kakelen, vergl. de Vries zu Warenaar p. 163. — Prepesen libri, viell. zu nl. prevelen, vergl. im argot babillard f. livre, lettre u. dgl. — Quisten loqui, nach A.-L. eigentl. durchbringen, verschwenden (?) gehört vielmehr zu goth. qithan, ags. cwédan, ahd. quedan etc. woher auch engl. quoth, saith, und to bequeath, im testamente

vermachen. — Smixe butyrum ist keineswegs verdruckt f. Smir, da auch der Bed. Ord. Smix, Dorph aber smis (= smör) hat.

Der Expertus in Truphis (1668), — wahrscheinlich ein nürnberger druck, folgt dem texte der Selneccerschen ausgabe, vgl. Serap. f. 1862, s. 116. —

Wenz. Scherffers rotw. gedicht (1652) ist weder von Hoffmann v. Fallersleben (Weim. Jahrb. I. 338) noch bei Scherffer selbst 'ohne alle weitere commentierung' gegeben, da an beiden orten die rotw. ausdrücke erläutert sind. Scherffers kenntnis vom rotwelsch stammt teils aus mündlichen quellen, teils aus Moscherosch und bietet in ersterer beziehung einzelnes beachtenswerte.

Das Hempel'sche Vocabular (1687) ist jedenfalls ein für die geschichte der gaunersprache sehr wichtiges document, durch dessen buchstabengetreuen abdruck hr. Avé-Lallement sich ein anrecht auf unsern aufrichtigen dank erworben hat. Uebrigens besitze auch ich das stück, — freilich nur in handschriftlicher deutsch-rotw. bearbeitung, c. 1755 von pfarrer George Körner in Bockau gefertigt. Es ist dasselbe namentlich merkwürdig durch die sehr geringe beimengung jüdischer elemente und ich finde darin eine neuerliche bestätigung dafür, dasz in den nördlichen gegenden dieselben erst seit anfang des vorigen, oder schlusz des XVII. jahrhunderts mehr und mehr in die gaunersprache eindrangen. Unter den im Bedeler orden (1510) zum alten grundstocke des Lib. Vagator. neu hinzugetretenen niederdeutschen vocabeln befindet sich kein einziger jüdischer ausdruck; ebenso im nl. Fielen vocabular (1547). Die beimischung des jüdischen in der dänischen gaunerspr. ist gering und felt noch heute ganz im schwed.-norwegischen rotvelsk.

Duisburger Vocabular (1724.) Auch dies verzeichnis, welches hr. A.-L. als unicum besitzt und von dem er zuerst dankenswerte kunde giebt, ist, obgleich nur 62 wörter stark, für den behandelten gegenstand von hoher wichtigkeit. Die ausdrücke haben durchaus echt niederdeutsches, stellenweise sogar belgisierendes gepräge (z. b. platvoet f. plattfuss = gans), und auch hier fällt zunächst die geringe versetzung mit jüdischem auf, da nur 12 von den 62 ausdrücken der judenmundart angehören. — Boxer dieb ist wol eher von engl. to box, als ndd. büxe, holl. bokse s. v. a. hosen abzuleiten. — Boxmannen gefangen nehmen, von boxmann, mann in der büchse, gefangener, vergl. in der engl. gspr. box f. gefängniszelle,

a box of Stone Judge, a cel of Newgate; der nl. Lib. Vagat. hat Bocxer = diefleyer. — Granniger herr, nicht sowol vom 'veralteten gran, knebelbart,' als von dem auch sonst vorkommenden rotw. grandig, grannig, gross, stark mächtig etc. Die älteste gaunersprache hat gewaltigist dominus. — Luerbinck kess (käse) leitet A.-L. ab von zig. beng, bink teufel (!) und ndd. luier, luur, luuren etc. windeln, tücher, lappen etc. Bink ist aber jedenfalls der gaunerisch und auch mundartl. weit verbreitete ausdruck f. mann, kerl, vergl. bink, binghel rusticus Hoffm. Gloss. belg. p. 11. Der Bed. ord. hat lurman, der ndl. Lib. Vag. loerman käse. Letztere form auch bei Kilian = caseus falsus (denkt K. dabei an leur, loor od. loeren?) et inveteratus, noch üblich in der bedeutung fromage écrêmé. Ges, ein magt b. Van Duyse geeze = meisje, junge dochter. — Knoll knecht, V. Duyse knul = zoon, jongen, jongeling. — Auch hier ist wieder smix butter s. ob. beim Bed.-Orden.

Löwendals Waldheimer Lexicon (1726). Stammt aus derselben gegend wie das vor. und hat auch dessen sämmtliche ausdrücke aufgenommen. Neu ist nur ein drittel, etwa 100 wörter. — Muldel frau ist druckfeler für mudel bei Hempel; Schwenter und Scherffer haben 'model,' — 'als in welchem der mensch formiert wird,' meint ersterer. — Taub Näbgen pfennig, nicht von jüd. tob, tow = gut, das nur in letzterer form in die vulgärsprache gedrungen ist, sondern zwei wörter, das erste verdruckt für taul bei Hempel, s. o. Bed. ord. s. v. duel.

Rotwelsche Grammatik (1755). Darin ist neben dem durch die älteren auflagen vermittelten sprachschatze des Liber Vagatorum nichts benutzt als die Hildburghäusener Nachricht (1753) in der zweiten durch jüd. wörter vermehrten auflage. Namentlich ist eine benutzung des waldheimer Lexicons auch bei der sorgfältigsten vergleichung nicht zu erkennen. Neu hinzugetreten sind gegen 50 ausdrücke. —

Was Avé-Lallemant über die neueren gaunerwörterbücher sagt, ist groszenteils richtig und wahr. Aber eine noch sorgfältigere vergleichung der einzelnen werke und werkchen, eine noch einschneidendere kritik wäre nötig gewesen, um aus dem ungeheueren wuste des sinnlos plagiierten, falsch aufgefasten und oft auch absichtlich gefälschten herauszukommen. Dank verdient die mitteilung des früher ganz

unbekannt gewesenen, durchaus originellen Karlsruher wörterbuches s. 232 — 245.

Immerhin kann aber die art und weise nicht gut geheissen werden, wie A.-L. durch die mitteilung des vielen rohen materials für alle jene, die sich zu eigenen mühevollen studien nicht entschlieszen wollen und können, abermals nur wertlosen ballast geschaffen hat. Und alle wörterverzeichnisse von einigermaszen gröszerem umfange musten bei diesen wiederabdrücken ja doch unberücksichtigt bleiben!

Durchaus richtig urteilt A.-L. über die wortmacherei bei Bischoff ('Die kocheme Waldiwerei,' Neust. 1822), welche das büchlein für den arglosen benutzer so höchst gefährlich macht. Trotzdem darf dasselbe als eine der wichtigsten quellen für die kunde der neueren gaunersprache angesehen werden, da es durchweg auf originalen grundlagen beruht. Ein zweites von Bischoff im j. 1830 herausgegebenes wörterbuch (von A.-L. angeführt nach meiner 'Litteratur' nr. 63) ist das resultat neuerlicher sammlungen und gleichfalls sehr reichhaltig, aber freilich mit allen mängeln und felern der älteren arbeit behaftet.

Gegen das ende seiner kritischen musterung scheint eifer und aufmerksamkeit des hrn. Avé-Lallemant erlamt zu sein. S. 267 — 269 wird eine ganze reihe aufeinmal unter der wunderlichen bezeichnung der 'rotwelschen epigonen' abgetan, wobei von vielen büchern nicht einmal die titel angeführt werden. Haben nun auch einzelne solcher producte, wie z. b. die von Schulz (1813), Rittler (1820), Sommer (1821), Rochlitz (1839. 1846), Heckel (1841) und Anton (1843. 1859) als reine plagiate wirklich nur sehr geringen anspruch auf beachtung, so durfte diese doch den wörterverzeichnissen in Krünitz' Encyklopädie bd. 128 (sub v. Rotwelsch, 1820), dann von Stuhlmüller (1823), Schlemmer (1840. 1842), Stieber (1846), Castelli (1847) und Fröhlich (1851) nicht versagt bleiben, da diese ganz oder teilweise brauchbares, zum teil sogar höchst wertvolles bieten. Vor allem aber hätte Trains 'Chochemer Loschen' (Regensb. 1832; Meissen 1833) mit einer sorgfältigen würdigung bedacht werden sollen, da auf dem ganzen gebiete der gaunersprachlichen litteratur neben einigem neuen und guten kein buch soviel felerhaftes und ungeschickt selbstfabriciertes enthält, dabei aber so stark im publicum verbreitet ist und benutzt wird, als eben dies. Anderes scheint hrn. A.-L. nicht zugänglich gewesen zu sein, wie z. b. die nrn. 49, 58, 74 und (nachtr.)

7, 32 a, 51 a und 194 a meiner bibliographie (Petzholdts Anz. f. 1861 und separat; nachtr. ebd. mai 1862 u. märz 1863).

Auf s. 269 — 318 schreibt hr. A.-L. die 'grammatik' der gaunersprache, d. h. er versucht es, den rotwelschen sprachstoff in seine bildungselemente aufzulösen. Es reicht diese partie des buches, was tiefe der auffassung, reichhaltigkeit der belege und geschickte gruppierung derselben anbelangt, entfernt nicht hinan an die vortrefflichen essays, welche mit mangelhaften hülfsmitteln Pott in s. Zigeunern (II, 1 — 38) und jüngst noch G. J. Ascoli in s. Studj critici (Görz 1861) s. 101 — 142 über den gegenstand geliefert haben.

Namentlich musz es A.-L. zum schweren vorwurfe gemacht werden, dasz er so ganz und gar unterlassen hat, auch die übrigen gauneridiome in den kreis seiner betrachtung zu ziehen, welche doch in überraschenden analogien so oft das wichtigste correctiv und hilfsmittel der kritik gewähren, ohne das nicht wenige formen vereinzelt als unlösbare rätsel dastehen, oder doch in ihrer zuweilen sehr weittragenden cultur- und sprachhistorischen bedeutung unerkannt bleiben. Nicht einmal mit den, dem rotwelschen nächstverwandten, ja gleichsam nur dialekte davon bildenden gaunersprachen Hollands, Dänemarks und Schwedens hat sich hr. Avé-Lallemant vertraut gemacht, und die folge davon ist jene sterile, an der oberfläche klebende betrachtungsweise, die trotz allem breiten wortschwall nirgends das reiche historische leben der gaunersprachen und ihre tiefgegründete geistige urverwandtschaft zu erfassen wuste. Hr. A.-L. wird vielleicht mit dem 'mangel an raum' decken wollen, was lediglich seinem mangel an kenntnissen beizumessen ist. Wer aber von 1180 seiten eines der 'deutschen gaunersprache' gewidmeten werkes soviel auf jüdischdeutsches und auf unnützeres noch: auf kabbalistische alphabete, auf polizeischriften, auf chinesisches sogar und auf ægyptische hieroglyphen zu verwenden hat, der sollte wenigstens am unerläszlichen dafür nicht abgezwackt haben.

Auf s. 515 — 625 des IV. bandes endlich finden wir auch ein 'wörterbuch der gaunersprache' (vorher geht ein gerade doppelt so umfangreiches des jüdischen!), — eine gewagte und unkritische compilation aus den verzeichnissen von Löwendal, Grolmann, dem nicht genannten Lux, Thiele, Zimmermann und zwei handschriftlichen mitteilungen, die dem verfasser polizeilicher seits aus Wien und Hannover zugegangen sind. Darunter sind namentlich die ausdrücke aus letz-

terer quelle sehr merkwürdig dadurch, dasz sie zum überwiegenden teile der zigeunersprache angehören.

Von den vielen verfehlten erklärungen etc., die auch hier begegnen, hebe ich nachstehend einzelnes hervor, ohne namentlich den zahlreichen etymologischen unterlassungsgründen des hrn. A.-L. nachzugehen.

Abhalten an sich bedeutet in der gspr. gar nichts, erst in der redensart: 'den jerid oder schuk (markt) abhalten' s. v. a. die märkte besuchen um zu stehlen, hat es sinn. — Amtskehrspeisz, nach dem Hildburgh. wb. = amtshaus wurde schon II. 328 ungeheuerlich erklärt aus amt (deutsch), kero (zig. = haus) u. spiesze (jüd. = wirtshaus, herberge) während es doch einfach aus amtskehr amtmann (kehr = κύριος) und beis, hebr. bajith = haus aufzufassen und daher richtiger Amtskehrs-beis zu schreiben wäre. — Arwesschrems'n (neben erbsenschremse) soll von hebr. arbo d. heuschrecke stammen; es ist aber comp. mit östr.-baier. arbes, ahd. araweiʒ, mhd. areweiʒ, erweiʒ, bei Behaim ed. Karajan 132, 25 arwaiss. — Aules krug (in beiden bedeutungen urceus und caupona) wol nicht von jüd. olo hinaufsteigen etc., sondern von lat. aula, olla, vergl. aul dopf, eulner figulus b. Erasm. Alberus, weim. Jahrb. V, 109; Frisch I, 42 c; Gr. wb. I, 817. — Baas wirt, hauswirt, kaum von hebr. bajis domus, sondern allgemein niederd. für herr, brotherr, meister vergl. Brem. wb. I. 58, Outzen Gloss. 18, Schambach 16 u. 311, Stürenburg 8, de Vries Proeve van mnl. Taalzuivering 31, Frommanns Mundart. V. 522, 27. VI. 280, II. 5. Vergl. altslaw. baza herr, oberherr. Schon der Bed. ord. hat baess ein mann. — Breilaft hochzeit, von mhd. brûtlouft etc. Ein zusammenhang mit loben, verloben ist aus lautlichen gründen ganz undenkbar, s. Grimm RA. 434, WB. I. 337. — Bretzen handschellen (auch handbretze) nicht von südd. bratz, bratze, sondern von bretze, bretzel, der form halber. — Dabern (jüd. dabar), medabber sein sprechen, reden, sagen &c. Aus der ebenfalls vorkommenden form madibbern, madiwern könnte waldiwern bei Bischoff entstanden sein, was A.-L. gewisz mit unrecht III 34 und IV 620 ein von B. erfundenes wort nennt. — Deufen gehen betteln gehen, nicht von ahd. diufa (furtum) sondern durch lässige aussprache aus dalfen entstanden. — Derling, tarling würfel, s. Grimm wb. II. 1018. — Faischeljude (soldatenspr.) nicht von 'faisen, feischen, feisten' etc. = suppedere sondern von feilschen, urspr. feilschl. —

Gips geld. Auch im argot plâtre argent monnayé, Mich. 328 der dabei an piaster denkt. — Golle, gollerle = frau, mädchen eher aus jüd. goje (christen =) weib, wozu auch Diez II 316 fr. gouge dirne (Michel 191) zieht, als vom schwäb. goller brusttuch. — Hauhns, haunz schlechter dieb, stümper im gaunerhandwerke zieht A.-L. zu goth. háuns niedrig wol allzu gewagt, da es eher eine nebenform von hauz (rusticus) sein dürfte. — Kandich bordell, herberge. In Wien ist kanti (f.) mobism f. kneipe, spelunke. In Tirol kandi (f.) kerker, gefängnis, s. Frommann's Zeitschr. V 290. Pers. khâné das haus, bekhāné im hause, daher jüd. kaan, bekaan hier, hierselbst. — Kolbink richter, von kólen = sprechen (jüd.) und bink s. ob. — Roënen, rauner (cf. III, 134), 'n rauner halten (wiener gspr.) nicht 'im gesichte halten' sondern allgemein aufpassen, auf der hut sein. Der rauner subst. ist s. v. a. adtentio. Vergl. 'n schwächer (trunk) halten,' in's wirtshaus gehen A.-L. IV, 608 ob. und das hochd. 'sein schläfchen halten.' — Rabatzen liegen, lauern. vergl. Weinhold wb. 75. — Wittisch (witt'sch) dumm, ungeschickt, nicht-gauner. Die ableitung von hebr. attar verschliessen, itter der verschlossene etc. befriedigt nicht, eher möchte an niederd. wit = weisz zu denken sein, gleichsam als symbol einfältiger unschuld. Schon Edlibach (1488) hat wittich = tor oder nar, der Liber Vagatorum wiszulm (compos. mit jüd. ulem eigentl. olom, volk, leute, gens, oder nord. olmus mann, mensch) = einfeltig volk, die Hildburgh. Nachr. Witstock, einer der die spitzbubensprache nicht lernen kann und will, ein dummer mensch, nicht-gauner, vergl. stock allg. bezeichnung für einen menschen von geringen geistigen fähigkeiten. Witsch blieb nicht auf die gspr. beschränkt, mindestens gebraucht das wort Seume (Lebenslauf Bunkels, Werke I, 207):

> Die regel de tri hatte mich
> gerechtigkeit gelehret,
> und überüberall fand ich
> das ding nun umgekehret;
> vorzüglich wars jus publicum
> so missgestalt und witsch und dumm,
> als schrieben es die mönche.

Albiado f. dümmling kommt bei Cervantes vor. Die ital. gaunerspr. hat bianchire, couvrir une fourberie, Biondelli p. 53. — Wâlen sprechen soll nach A.-L. 'nicht gaunerpraktisch' sein, kommt

aber doch schon bei Löwendal vor (A.-L. IV. 118) s. v. reden; wiener wörterb. vom j. 1854 (meine bibliogr. nr. 74) hat g'walt = geredet.

Manche ausdrücke bei Avé-Lallemant gehören gar nicht dem rotwelsch an, sondern sind blosz mundartlich oder der älteren sprache eigen, z. b. abgeilen (abbetteln), dabeln (mit würfeln spielen, Grimm wb. II, 1268), zwagen (waschen), tarren (dürfen) quinte (täuschung, finte, winkelzüge) etc.

In welchem masze hr. Avé-Lallemant des allgemeinen philologischen wissens enträt, so dasz er z. b. nicht einmal weisz, was unter hybriden ausdrücken begriffen wird, darauf und auf seine unbekanntschaft mit den resultaten der modernen sprachforschung, ja selbst mit den gewöhnlichen hilfsmitteln habe ich bereits im Centralblatte hingewiesen. Wie defekt seine kenntnis des altdeutschen beschaffen ist, erhellt u. a. daraus, dass er III. 205 den ausdruck: 'das man in dem Aychorn guten erbern weyn schenkt' bei Ulr. von Reichenthal (Scheible Schaltj. II, 261) mit jüd. אירבירן erbern (d. i. erdbeeren) in verbindung bringt, — also erdbeeren-wein!! Bd. III, 10 werden wir belehrt, dass die 'allmählich nacheinander sich geltend machende hegemonie des fränkischen, schwäbischen und sächsischen (meisznischen) dialects' eine 'allseitig tiefe bedeutsamkeit' habe und die einteilung der sprache in ahd., mhd. und nhd. 'wol nur in der chronologischen abteilung, ohne weitere tiefe begründung ihre charakteristische bedeutsamkeit hat.' Sapienti sat!!

Ein kritisches wörterbuch der deutschen gaunersprache darf ein wirkliches bedürfnis geheissen und unserer sprachforschung nach mehr als einer richtung davon gewinn versprochen werden. Allein hr. Avé-Lallemant ist nicht der mann, von dem wir es zu erwarten haben. Es felen ihm dazu zwei wichtige eigenschaften: eine tüchtige, nicht allzu knappe sprachkenntnis und ein unbefangener blick, der sich weder vom leben noch von der wissenschaft einseitig beirren läst.

Bemerkungen.

(1) Lamperteinisch. Verunstaltung von lateinisch, vielleicht mit anlehnung an mhd. Lamparten, die Lombardei und Italien überhaupt.

Da er (der bauer) im (dem schüler) einhin trug ein schwert,
da er die stuben umbreisz
und macht damit ein kreisz
und stellet sich und den paurn darein
und redet lang in der Lapartein.
Rosenpluts schwank vom varnden schuler, Keller FNSp. 1174.

Bald redens lapodeinisch, ich kans nicht verstehn.
Wunderhorn II, 469 (2. hälfte des XVI. jh.).

Laberdeinisch — wie Kasperle sagt — kannst du ohnehin, da kommt man überall durch. Chamisso briefe I, 232.

(2) Das afénische oder afinskoje rechtfertigt seinen namen wirklich durch allerlei Griechisches im wortschatz: Chirki hände, χείρ; zemelja honig, μέλι; kímatj schlafen, κεῖμαι; kréso fleisch, κρέας; Lykus Wolf, λύκος. Einzelnes stimmt mit dem mazowischen: loch bauer, maz. ebenso; chówrjak herr, maz. chawrej u. dgl. Auch ein zigeunerisches wort: schur = dieb, findet sich vor.

(3) Schoyer-tael, sprache der landstreicher. Holl. schooijer, bettler, vagabund, schwed. skojare id., auch bei Stürenburg ostfries. wb. 232 schojen, schojern s. v. a. faullenzend und bettelnd sich umhertreiben, davon subst. schojer, landstreicher, taugenichts, schuft. Dorph hat im dän. rotwelsch: skoier gaaer, reiser; skoier en vandrer, en reisende, landlöber. Vergl, die „clientes et cursores ac garciones vagi, dicti Sculuara“ in Birgeri regis statutum de relegatione vagorum garcionum a°. 1303 ap. Hadorph, Bjarkö-Retten (Stockh. 1687), stadg. 8.

(4) Von der s. g. strômersprache der wandernden handwerksburschen erhielt ich durch hrn. dr. Frommanns gütige vermittelung ein kleines verzeichnis, das hr. kunstdrechsler Karl Weiss in Nürnberg nach den erinnerungen seiner wanderzeit niederschrieb. Ich teile die durchaus authentische liste nachstehend mit: Bämme die herberge, rotw. penne (von jüd. pono), A.-L. IV, 581. — Schukker der gendarm, auch rotw. bei Grolman, WB. der Spitzbuben-Spr. (Giessen 1822) s. 64. Vielleicht aus dem jüd.-gaun. schoter, schauter,

büttel, polizeidiener von schot die geissel. A.-L. IV, 603. — Fleppe, das wanderbuch. Im rotw. überhaupt alles geschriebene und gedruckte: brief, pass, attest, die zeitung, das buch. Schon im Bedelerorden ist fleb = ein karten. Auch bei den jüdischen gaunern in Frankreich üblich: '. . . qu'elle me dise ce qu'est la camoufle (le signalement), et je lui enverrai la fleppe (le passeport).' Assass. de Mr. Péchard (Paris 1858) p. 18. Im holl. ist flebbe, fleb od. flep ein tuch, bes. ein kopftuch für frauen und kleine kinder; Niederd. ist flappe, vlæppe vielfach für groszer, breiter mund, flappen, schlagen vergl. die idiotika und Frommanns Ztschr. III. 273, 7; 365, 15; V. 56 und 90. Van Duyse a. a. o. flip = neus. — Spiesz, Sechser. Auch rotw., vergl. in der studentenspr. spiesse f. geld. — Bachem, groschen. Gaunerspr. bag, bach, bachen, bachum etc. eigentl. böhmischer groschen (wie rat = reichs-taler &c.) s. A.-L. IV, 522. — Bauscher ein pfennig. Rotw. boschet, bauschet Grolm., mundartl. botschanl, Schmeller I, 302 (schon 1618); in der engl. gaunerspr. posh, a halfpenny, or trifling coin; also a generic term for money, Hotten p. 192. Von jüd. poschut, poschit pfennig, eigentl. kleinigkeit, A.-L. IV, 438. — Zwickel zwei pfennige, vergl. östr. zwuker, zweiguldenstück, Cast. 276, von mhd. zwuo f. zwô. — Leachem brot, rotw., aus jüd. lechem. — Hospes der wirt, lat. hospes. — Dappelschiks die kellnerin, eigentl. meretrix, von dappeln coire und (jüd.) schikse, mädchen, dirne. — Dalven betteln, jüd. dal arm etc. A.-L. IV, 532. — Gallach der pfarrer, rotw. von jüd. golach abrasit. — Plauderer der schullehrer, vergl. im argot babiller = lire; babille, babillarde = lettre; babillard = confesseur; livre b. Michel p. 23. — Kaffer der bauer, — rotw. von jüd. kophar, A.-L. IV. 555. Am Oberrhein allgemeiner verbreitet. Spindler, Putsch & Comp. I. 227: 'das hat mich einzig noch getröstet, dasz die faulen kaffern auch ihr teil von dem boshaften witz bekommen haben; sie betrügen die stadtleute, wo sie nur können.' Ebd. III, 148: 'was ist mit einem kaffer anzufangen, selbst wenn er ein edelkaffer ist?' — Galgenposamentier, der seiler. 'Galgenposamentier, ein spottname der seiler bei andern handwerkern.' Rüdiger obersächs. idiotiken in s. Neuesten Zuwachs II (1783) s. 76. — Deckel die mütze. Deckel f. hut ist in der vulgärsprache allgemein üblich, vgl. schabbesdeckel b. Frommann Mundart. VI, 370. — Stockum! sprich was anderes, od. wir gehen!

Eigentl. s. v. a. schweig! von rotw. u. jüd. stiko, A.-L. IV, 478 u. 605. — Kaftalleser, 24 kreuzer-stück, jüd. koph-dollet = vier und zwanzig. — Lecks der hund v. lecken. — Stiri, die henne, rotw. stier, stirike, stierchen, sogar stärchen (als wäre es kleiner staar) von sturen, stüren, stören, stâren s. v. a. fodere, fodicare s. Frisch II. 353, Weinhold s. 93. Vgl. Pott Zig. II. 16. — Strohputz die gans, rotw., Pott a. a. o. 22. — Schmalfusz d. Katze, rotw., Pott 23. — Schicker betrunken sein (rotw. und jüd.), auch in Westphalen: sgicker, Fromm. Mundart, V, 69, 29. — Mepperes, schwanger, rotw. von jüd. meuberes A.-L. IV, 423. — Pflanzer der schuhmacher. Im rotw., namentl. im süddeutschen gaunermund ist pflanzen — machen, pflanzer überhaupt jeder arbeiter od. handwerker, A.-L. IV. 582. — Bos der herbergsvater. Rotw. bos haus, boser hauswirt von jüd. bajis, bes domus. Vgl. auch ob. s. 40 Baas. — Stichler der schneider. — Flammer der schmied. — Mamsen reden, vergl. mummeln, memmeln Schm. II 575, rotw. ist mammen, vermammen = verraten, A.-L. IV, 570. — Ganfen stehlen, rotw. von jüd. ganab, A-L. IV, 543. Auch in mundarten, Schmeller I. 500, II. 53. Im Fallersleb. ist janfen = kleinigkeiten stehlen Fromm. MA. V, 148, Schamb. hat galfen und gamfen s. 59, holl. sogar in der schriftspr. ganf dieb. — Stift der lehrjunge. Auch rotw., A.-L. IV. 610. — Schütz der meister. Riedel (1750) hat Löben-Schütz = bäcker (löben v. jüd. lechem, brod) A.-L. IV, 131. — Strômer vagierender und bettelnder handwerksbursche. Weiss meint, dasz die bezeichnung ursprünglich von den müllern herkäme, die dem bache oder strome nachziehen. Sie ist aber wol vom hinundherwandern (strömen) im allgemeinen abzuleiten. Schon b. Dietmar von Meckebach (c. 1350) ist strômer = kelsnyder, Weim. Jahrb. I. 329. Mundartlich bei Frommann V. 477. — Dufter Kunde bezeichnung der stromer untereinander. Duft ist rotw.-jüd. von tob, tow = gut; kunde mhd. den man kennt, Ben.-Mllr. I. 812, von A.-L. IV. 556. irrig zu jüd. kun = der rechte, richtige gezogen. Bei den gaunern ist dufter kunde, tofer k. s. v. a. ein abgefeimter, geschulter gauner. — Butz bettelvogt zu mhd. butz, butze = larva, popanz Ben.-Mllr. I, 286; Gr. wb. II, 588. — Die Schmiere das vagieren. Bei den schauspielern heist schmiere eine wandernde truppe. — Mokum (rotw. u. jüd..) das städtchen. — Vauver, Sechser, vom jüd. wof = Sechs. — Dasz diese stromersprache fast

durchweg aus echten gaunerausdrücken besteht, ja mit der allgemeinen deutschen gaunersprache so ziemlich identisch ist, begreift sich leicht, wenn man bedenkt, dasz das leben auf den landstraszen, in schenken und herbergen den wandernden handwerksburschen häufig mit allerlei fahrendem, in spitzbubenkünsten wol bewandertem gesindel in berührung bringen musz.

Etwas ganz eigentümliches sind die Gerghi der italienischen handwerker, von denen B. Biondelli in seinem wenig verbreiteten buche: Studii sulle lingue furbesche (Milano 1846. 8⁰) p. 8. 9 berichtet. Zur probe setze ich von der parabola del figliuol prodigo nel gergo dei calderaj di Valsoana, bei Biondelli p. 45 — 47 den anfang her: 'Un gori (uomo) o at avù dui poglin (figli); lo giovenaro de lör o at giargà (detto) al durbi (padre): Durbi, bòscieme (dammi) la partusci; e chel o gli at boscia sià partusci. Dai chi a poc, o at fait-sù sià bargi (valigia), e o l'est ciampì (andato) in palio (paese) foreis logn; e lai o at barbì (mangiato) tot ensembio (insieme) ai camùn (amici) mal costumascià etc. Mit dem gergo der diebe haben diese ausdrücke nichts zu schaffen. Giargare könnte man in verbindung mit gergon, jargon, vb. jargonner bringen, welches nach Diez wb. I. 209. vom roman. stamme garg (also eigentl. gegurgel, widerlich unverständliches gerede) herzuleiten wäre.

(5) Für diese geschichtlichen verhältnisse ist wichtig die schrift von W. Y. van Hamelsveld, Bijdragen tot het lijfstraffelijk regt (Amsterdam 1817), worin s. 64 ff. sich eine ausführliche darstellung des gegen Jan den Brabander (Bosman), Everard Engeln und cons. abgeführten processes befindet. Am schlusze sind als 'Bijvoegsel' eenige woorden en spreekwijzen angegeben, welke de bende onder elkanderen gebruikte (s. 153 — 155). Darunter befinden sich schon sehr viele jüdische ausdrücke; einige weitere hat hr. archivar van den Bergh mir aus den noch vorhandenen akten gütigst mitgeteilt: Masematten — diefstal, jüd. masso umatton, der handel; gemarwiekt — gestolen, marwieger dieb, jüd. rewoch, vorteil, gewinnst, interesse, davon marwichen verdienen, gewinnen (A.-L. IV, 455); clamondes — breekyser (rot. klamonis diebesgrät) jüd. k'le umonus, handwerksgerät; mazamattenmaker — auteur d'un vol; gochem — trouw, jüd. chochom, klug, weise, im rotw. s. v. a. gaunerisch im gegensatze zu den ehrlichen (dummen) leuten; Gebaldhoeft — aangebracht, opgespoord, baldhoeven — huisbraken aangeven (d. i. den dieben

nachweisen) en daarvor geld trekken, rotw. baldobern von jüd. bal dabar, der mann der sache, der den handel kennt; Marremookum — alibi (auch rotw.) von jüd. mare mokom, ortsanzeiger, nachweis; Lampte — onraad (wo es nicht geheuer, nicht sicher ist), im rotw. lamden, lampen, die person, welche die störung eines diebstahles veranlast und diese störung selbst, von jüd. lamdon, der gelehrte, geschulte; op smeer — op schildwacht, rotw. schmiere wache, von jüd. schomar, custodivit; geslicheld — geklapt, rotw. slichnen, verraten von jüd. solach, vergeben, s'licha, vergebung, buszgebet; ondergemakkerd — achtergehouden (auch rotw.), wörtlich unterschlagen von jüd. makko, schlag, stoss, mekejinen schlagen stossen; gelikt — gevangen rotw. leck arrest, vgl. loch; poorter — gevangene?; wieberig gaan — de vlugt nemen, rotw. wajiwrach machen von jüd. barach, er ist entflohen, wajibrach, et fugit, — anfangsworte des 21. v., kap. 31 des I. b. Mosis, s. A.-L. IV, 344; bikkementis — spys, rotw. bickement von picken, aufpicken; wegwijzer — sleutel (für diebe!). Diese ausdrücke sind zum teile einem mit bargoensch durchmengten briefe des Abr. Levi Singer, einem complicen Engelens entnommen, welcher sich bei den akten auf dem königl. archiv zu Haag befindet.

Der güte des hrn. prof. de Vries in Leiden verdanke ich noch ein gröszeres hschr. verzeichnis 'hebreeuwsch — bargoenser' wörter, gleichfalls vom anfange dieses jahrhunderts, dem ich zur vergleichung mit der deutschen gaunersprache noch einiges entlehne; die jüd. wörter, deren weitere abkunft leicht zu verfolgen ist, bezeichne ich mit einem asterisk.

Schrenken, *saberen — breeken; *marrewiegen — steelen (s. o.); dorfdrekken — zakkenrollen; *malogem bajes — spinhus (zuchthaus); *schoovele bajes — stadhuis (gefängnis); *scheften — vastzitten; fokzeine dik (tik, tiktack) — goud horlogie; klysie dik — zilver horlogie; slang — ketting; *bajies — huis; knul — kerel (knoll im Duisburger vocabular v. 1724, s. ob.); mokkel — vrouw (= mocke, scropha; vuyl mocke, sordida mulier Kil.); grom — een kind (s. grams im Bed. ord.); granniger — een heer (s. das Duisb. vocab. l. c.); grannigerin — eene joufrouw; *balboos — cipier (eigentlich hauswirt!); weets — drender; *leegem — brood; smiksie (s. smixe im Bed. ord. und Duisb. vocab.) — boter; *kemene — kaas (jüd. chema, butter); *eyssof

(esew = kraut) en ook smerrie — tabak; eyssofskast — tabaksdoos; *gojem — wijs; *schim — name; *wieberig sabberen — uitbrekken (aus dem gefängnisse); gejast en gevonkt — gegeeselt en gebrandmarkt (jas eigentl. rock, noch heute holländ. volksausdruck f. geisselung; gevonkt von vonk, funke); fleb — een brief; mergie — moeder; *raaf — vader (eigentl. herr od. meister); *wieberig holligen — wegloopen; *mokem ollef — Amsterdam; *mokem hey — Haag; *mokem lammert — Leiden; *mokem rys — Rotterdam; *maajem mokem dollet — Dordrecht; *mokem dollet — Delft; *mokem ges — Gouda; *mokem preem — Breda (alle nach den jüdischen anfangsbuchstaben, wie dies auch bei den deutschen Juden üblich ist, s. Avé-Lallemant IV, 304); *schok — kermis; *op de medinen holigen met masematten — met negotie op't land reizen; masematten — negotie; biejot — een soldaat; *bijs — twee; een luymkit (von sluimeren mit abgeworfenem s) — een slapstel; *om gajies — dood; sejoresen — de heeren; wouttíes — de dienaars; *mokem molf (s. o. mokem olf) — Amsterdam; passen — opkoopen; schrenker — huisbreeker; *mouws — geld; witens — dom; tof — good; *nekybe — vrouw; *ganse handelen — menschen binden; *kaffer — boer; *pijger — de dood; *pomen — het gezigt; *tantel — sleutel; *linke jat — valsche handtekening; lumen (s. ob. luimbajis) — slaap; schoftie — vorsichtig (eigentl.: seid ruhig! rotw. schuft euch, schufti A.-L. IV, 598); marwiegen — steelen; kitte sieven — huis slippen; *mokum bajes — stadhuis; *Stikken smoesen — stil spreken; schalfje — een jongen; balterik — schip; *gilleven — geld tusschen de vingers houden; kafferin — en boerin; *jat — hand; topje — hoed; handelen — iets aan grijpen; *schooren, goederen; *belile — nacht; *kienssen — koopen; *balgomen (jüd. bal milchomo) — soldaat; gisink — brandmerk; *mies — lelijk; nijf (engl. knife) — mes; glimmerik — venster; *tijbe — kist; *casafje — brief; *majem — water; standje (nicht blosz gaunerüblich) — zamenloop van menschen; *sarfis — een Franschman; algrotie (span. garrote?) — beul; *jajem soeref — genever; snytje (abgeschnittenes) — doek; *mijliz — de koning; een flip — paspoort.

Schlieszlich möge noch eine probe des merkwürdigen 'Bourgoensch hier platz finden, welches in Ostflandern nächst dem dörfchen

Zeele (zwischen Dendermonde und Lokeren) und in der gegend von Oudenaarde einer aus mehreren tausend seelen bestehenden bevölkerung wandernder handelsleute als allgemeine umgangssprache dient. Bourgoensch darf nicht verleiten an burgundisches zu denken, es ist nichts als bargoens (auch bargoensch, bourgonds geschrieben), von franz. baragouin (nach Pott. Zig. I, 11 = gæl. beargna, the vernacular langnage of a country), — die allg. nl. bezeichnung für die gaunersprachen. Allem anscheine nach ist in diesem idiome, wenn es ein solches genannt werden darf, das echte altnl. rotwelsch erhalten, dem jene widerliche vermischung mit dem platten und abscheulichen judenwelsch noch fremd war. Ich entlehne das nachstehende trinklied der seltenen kleinen publication von Prudens van Duyse: 'Jelle en Mietje, gentsche vryagie door Karel Broeckaert. Vyfde druk, vermeerderd met eene navolging in het Bourgoensch.' (Gent, 1841. 16°., x u. 103 s., woordenlyst p. 91 — 103).

Drinklied in het bourgoensch.

Stemme van Pierlala.

O mosken, dokt 'en flipken roey:
't maest kantiger as flens;
ge sjoert hier eens 'en leutige koey
wy fokken naer zoo lens;
w'en zyn ze leven 't buizen beu
en zyt gy veur geen doddigheid peu —
sa, knullen, buist, tralallala,
tralalla lalderala.

O mosken, flikt de klonkerik vul:
wy mazen grandige poen;
onze åkens buisden, en de knul
die heêt dad uck van doen;
en wat veur hulder kiwig was,
da vient de piepen uek te pas —
sa, knullen, buist, tralallala,
tralalla lalderala.

De roey is buis van deez' paï:
't mast kiwiger als sjaf.
Want onze splent mot toch de bie,
die 't kugchen hâed, es maf;
nekt, nekt omhoog den klonkerik teên,
zoo lang als wy nog splenters heên —
sa, knullen, buist, tralallala,
trallala lalderala.

1,1 mosken dim. v. mosse = vrouw, s. ob. Bed. ord. s. v. gesankte moss. — dokken geven, verleenen, by Kilinen cito dare; rotw. docken geben schenken Grolm. 16; dän. gspr. dogger Dorph 34; schwed. dokka Sundt 374, v. δίδωμι ἔδωκα? — een flipken ein kännelein; flip neus, s. ob. stromerspr. s. v. fleppe. — roey bier, s. ob. BO. s. v. roy. — 2. mazen hebben, zyn. — kantig zeer schoon, zeer goed, zeer wel enz. — flens melk; ebenso im Duisb. Vocab. A.-L. IV, 105 viell. zusammenhängend mit mhd. vlensel, vlänselin, mäulchen (von kindern, Parz.) von vlenzen, das gesicht verzerren. — 3. Sjoeren zien, bezichtigen. — koey hoop. — 4. fokken gaen; s. ob. BO. s. v. — lens ver. — 6. doddigheid v. dod, doddig slecht, vuil, ongehavend; bedodden betooveren, bevlekken, by Kil. bedriegen, imponere alicui. — peu bevreesd, verlegen (een vransch woord). — 7. knulzoon, jongen, jongeling; s. ob. Duisb. Vocab. s. v. knoll.

2,1. flikken doen maken, algemeen bekend, ook by Kil. — klonkerik glas. felt in der woordenlyst. Von klinken, klonk. — 2. grandig groot ook goed, vet, wel. franz. grand, rotw. grandig, grannig, welches Avé-L. IV. 545 von 'granne œhre, schweinsborste' etc. ableitet. S. ob. Duisb. Vocab. s. v. granniger. — poen geld, goed, — gemeen woord, ook elders gebezigd. Wb. z. Cartouche poejer, poen, Hempels Vocab. pun (A.-L. IV. 193), von lat. pecunia. 5. kiwig schoen, good, behagelyk, wel, lekker; Bed. ord. kybich guld, kibige diel schon magt; W. Scherffer Ged. I. (1652) s. 421: leget den kiwigsten zwengering (das beste wammes) an. Waldh. lex. s. 151: kübisch schock guter jahrmarkt; Schindermichels wb. (Wien 1807): kibi sein sauber sein; Hildburgh. lex. (1753) s. 77: kibig anramen (l. anroinen) frisch ansehen; Bischoff Waldiwerei (1822) s. 73: kiebig vierschrötig; Grolm. wb. (1822) s. 35: kibig frisch, gut; vergl. kebbich. j. rijck; voorhevich: kebbich wesen, abundare Hoffm. gloss. belg. 51 u. 119; kiwig, dick, stark (vom holze, welches der tischler verarbeitet) Schambach wb. 100; östr. köbi, keck. Zu gehäbig, gehibig = anhaltend, aushaltend, stark etc.? Schmeller II. 136, Fromm. MA. II. 567, 43. — 6. piep kind, van piepen cf. piepjong = blutjung. — 3, paï franz. pays. — 2. sjaf pap, soep. Arg. jaffe, jafle = potage, soupe, Mich. 232. — 3. splent geld, en gemeen woord in Holland gebezigd, von splinter, splitter. — de bie weg. Vergl. im argot bier aller, bereits im XV. jh., Michel p. 45. Auch im gergo: 'Il Vagabondo, overo sferza de' bianti e vagabondi' etc. ist der titel eines 1627 u. öft. erschienenen werkchens, Mich. p. 423. Lat. via. — 4. kugchen liggen, coucher. — maf zot, gek (eigentl. müde, matt). — 5. nekken trekken of leggen. —

Wien, im merz 1863. Jos. Mar. Wagner.

Das provenzalische didactische Gedicht

Breviari d'amor

des

Matfre Ermengau de Beziers.

Indem wir einen neuen Beitrag aus dem Breviari d'amor veröffentlichen, verweisen wir auf die im Archiv XXV. p. 413 bis 426, XXVI. 49 etc. zusammengestellten Angaben und bemerken nur, dass die folgende Partie dem von uns bisher zu Grunde gelegten Ms. entlehnt ist. Es schliesst sich dieselbe an XXVI. p. 65 unten (Ms. 7 recto 1.)

Constellacios veramens
non es als mas ajustamens
4950 d'estelas essems acordans
et en un mezish temps renhans [cf. medesimo, même v. 4962]
sotz alqu dels signes del cel
segon lo savi Mizael, (cf. über Citate von Autoren über Astronomie Le Trésor de Pierre de Corbiac ed. Dr. Sachs Brandebourg 1859 p. 47, 50.
e obrans segon lor naturas
4955 en las terrenals creaturas
en alqu temps o be o mal
segon lor vigor natural,
laquals lor naturals vigors
se restrenh segon los auctors
4960 o creysh en lor conjunctio
et en lor constellacio;
quar si essems en un meys signe
syan duy planeta maligne,
mot es plus forts la empressios

4965 maliciosa d'ambedos;
e aytel vos dic ayschamens
de dos planetas bevolens
si en un signe son ajostat,
quar essem an major bontat,
4970 e di es ajostats us bos
ab un autre malicios,
lo bos non es aysshi benignes
ni lo mals uon es tan malignes,
cum chascus per se mezish fora, [cf. latein. foret]
4975 si totz sols renhes en la hora.

(7 recto 2) aytal dic per semlant razo
en tota constellacio
e que aysso sya vers plas
di Tholomios ez Alfragas, (MBr. Alfagras cf. Tresor p. 47: Almajest of dane Tholome (Ptolemaeus), Cathenus d'Affraganus bei Gower).
4980 se crezatz qu'en aytal semlan
quo s rieg lo fers per l'aziman, [regir lenken, aziman = aimant]
se riegon en lor naturas (se rieion MBr.)
totas terrenals creaturas
per los corses celestials,
4985 aychi o diso ls naturals.
Pero sapchatz ceztauamen
que ilh an tot lor regimen
e an lor natural vigor
del omnipotent creator,
4990 per que sapchatz que ilh per se
no poden far ni mal ni be,
mas que fan de necessitat
aysso que Dyos a ordenat,

Del saturne. (MBr. saturni) cf. Trésor 619 etc. zur folgenden ausführlicheren Auseinandersetzung.
Saturnes es lo planetas,
4995 part totz los autres sobiras,
quar l'espera en veritat (la sphère)
es junhen del cel estelat. (joindre)
et es mot de mala natura
segon que di la escriptura
5000 quez el es secz ab gran freior,
malignes e de gran pezor; (pesanteur)
e las dichas proprietatz

tramet en terra, lo sapchatz,
dunt vielhs se di en las faulas (vieux) (fable)
5005 e vielhs se penh en las taulas, (table)
per que tot lo mont corrumpria,
si lo soleylh no lh restrenhia
sas malignas ympressios
e li autre qui son amoros.
5010 E quar a mortals qualitatz
l'effas qu'en aquil temps es natz, (l'enfant)
quan lo dich sus planeta renha,
lo philozophes nos essenha,
que el deu o breumen morir
5015 o deu a pauc de be venir,
(7 verso 1) quar aquel deu segon razo
esser d'avol conplexio, (méchant, mauvais)
majorment si ab luy essemps
so es assaber en aquel temps
5020 mezeysh renha qualque signes
que sya frechtz e malignes, (frigidus)
quar deu esser malicios
et en tot lo far pozeros (sonst poderos = puissant)
trist, tart alegres, pauc rizens. (peu riant)
5025 e no deu esser gent tenens
ni en cauzar ni en vestir (v. Marsan's Ensenhamen (Bartsch Lesebuch) v. 313: votre cors tenetz gen e d'azaut vestimen ... 319 totz pros carayer deu vestir ... camisas blancas totas vetz ... 327 estrechameus caussas per e cambas e bras ...)
ni lachcz vestimens aborrir (= lay, laid; abhorrer)
e deu se autar de negruras (nicht im Rayn. v. 5068: Rochegude hat autar = se servir; negruras gehört zu negre = noir.)
e de negras revestiduras. (nicht im Rayn. wohl = revestimen Kleidung)
5030 Enqueras maysh naturalmen
Si deu adonar majormen
maysh que autre mestier az arar (ackern)
et a foyre o faysh portar. (fodere, fouir — faix)
Li duy signe on say mayzo
5035 e fay plus fort empressio
e unt maysh nos es adversaris, (sonst ont = unde)
son capricornus e aquaris.
e quar lo cercles es mot grans
del planeta, punha dos ans (= ponhar, brauchen)

5040 e demiech en revironar (demi — dérouler)
un sol signe, senes doptar,
e trenta ans en totz los signes;
e quar el es lo plus malignes
areyre tornan ez avant (arrière)
5045 a manieyra de fautz portant (faux)
penh hom ab una fautz el ma (peint — main)
lo dich maligne planeta.

Del Jupiter.

Jupiter seguns planetas
es mot benignes e mot sas (sain)
5050 etz ab mot bonas qualitatz,
cautz, humitz e ben atempratz, (calidus, humidus)
dont restrenh mot la gran fregor (restreint — froid)
de Saturni ab sa chalor,
e quar lo signes es tan bos,
5055 mot fay bonas ympressios
en la terra, senes doptar,
dont la philozophes, so m par,
ditz que qui, luy renhant, natz es,
deu esser mot bos e cortes,
5060 honest et ab frescha color
e savis e ab gran blanchor
e que se deu segun natura
adordenar a escriptura (disposer)
e a semlans mestiers leugiers
5065 cuma es de cambiar deniers (changer)
o de mantener draparia
o autra leu marchandaria
e deu se autar maiorment
de blanc que d'autre vestiment.
5070 Li duy signe on fay mayzo,
son sagitaris e yth peyscho
e esta anan e tornan (il est en allant et en retournant)
(8 recto 1) en chascu dels signes VII an
e ayschi segon los actors
5075 complish en XII ans (tot) son cors. (tot MBr.; fehlt hier fälschlich)

Del mars.

Lo ters planeta deyschenden
es Mars, loquals naturalmen

es secz e es de gran chalor,
e per so dizen li auctor
5080 qu'el nos tramet ympressios
que nos fon movens, coratgos (courageux)
e per le granda calor sya
granda colera nos envia, (bile — envoie)
per laqual hom cossep grant ira (concebre, cossebre=concevoir)
5085 e far vengansa mot desira
e voluntayros se barralha (baralhar und refl. se disputer)
per que es dich dyos de batalha,
quar aquil en cuy senhoreia (regner)
mot de voluntiers se peleia (quereller cf. 5141)
5090 e deu vermelha vestidura
maysh amar assi per natura
e art, on fuocz fassa mestier (Kunst, bei der Feuer nöthig)
cum de faure o de fornier. (faber-fournier)
Mars del solelh gran chalor pren,
5095 quar estay pres de luy jonhen,
mas Jupiter quar es tempratz
Ch'atempra fort sas qualitatz.
De Mars especials mayzos
es l'aret e l'escorpios. (aries)
5100 en chascu dels signes estay
XI. jorns complitz e may
(8 recto 2) una hora, dont complitz son cors
en dos ans segon los auctors.

Del solelh.

Solelh es lo quart planetas
5105 segon los astronomias
e es lo solelhs aychi nompatz
quar sols*) lutz, quar per cert sapchatz
que las estelas e la luna
de luy prenden lor lutz chascuna, (lux, vorher 5107 lucet)
5110 e per als es dich solh luzens, (aliud)
quar trobaretz apertamens
que quant lo solelhs sus nos cor, (Rayn. III. 146 citirt un-

*) Diese Etymologie (von solus, sol) erinnert an die ähnliche des Daude de Pradas in seinem Gedichte: De quatre vertutz principals: Vertutz es dita de verdor, car erba vert, segon color, ha en se forsa de natura, e tan quan la verdors i dura, viu ades e creis e amplis cel luec on natura l'afis. Vertutz es doncs verdor de cor ...

genau, doch indem er den Fehler des Ms. in 5113 corrigirt: el solelh quan sobre nos cor, escantis (éclipse) tot' autra lugor (lueur).
eschantish tot' aura lugor (l. autra)
e de luna e d'aurion (citirt bei Rayn. 2. 151: orion — dieselbe Vertauschung von au statt des ursprünglichen o ist auch in auriol (oriolus, loriot Pirol) etc. Uebrigens steht v. 5962 orio.
5115 dont es apelatz huelhs del mon, (l'oeil du monde)
beutatz del cel e gauch del dya (gaudium diei)
per la granda resplandor sya,
quar al non es jorns veramens,
mas solelhs sus terra luzens.
5120 Lo solelhs segon los auctors
es cautz e secs, mas sa chalors
es fort de mot bona natura
per que se ditz plena drechura,
e es en bontat sobiras (souverain)
5125 a totz los autres planetas
lo solelhs per mayntas vertutz,
quar a tot lo mon dona lutz
e de tota autra lumieyra
es cert lo solelhs lutz plenieyra
5130 (8 verso 1) et es de se tan resplandens
que hom non pot vezer bonamens
e tot quan fay fruch, ses doptar, (fruit)
fay lo solelhs fructificar (fructifier) (Rayn. 4. 306 citirt 5133. 4 solhel ... e ten ... und 5138. 9 neblas (brumes) ... encausa (chasse) ... calors.
e te a vita tot quant naysh (erhält bei Leben)
5135 per la gran vertut de sos raysh, (radius)
dont en luoc que solelh no fier (ferio)
no veretz nulh temps bo verdier, = vergier, verger
e ne(l)blas e malas vapors
enchaussa la sua chalors.
5140 en lo comensamen del dia
en l'ayre fort de subtilia, (so das Ms. Rayn. 5, 283 citirt: l'aire fort subtilia, subtilise fort l'air, ohne de).
dont l'apela la escriptura
lo solelh rey de natura.
per lo solelh e per sos torns (revolution)
5145 es partitz lo temps, quar lo jorns
se fay, quant es en orient,
lo nuech, quant es en occident.

En lo cranc fay los jorns majors (cancer)
et el capricornus menors
5150 e per los secs cors naturals
part l'an en quatre temporals, (saison, bei Rayn. nur als adjectif)
e adonc es us ans passatz,
quant ha totz los signes sercatz (chercher, passer)
e cor per natural razo (court)
5155 aut e bas de torn enviro, (haut)
e no tot jorn en un logal,
quar per sa chalor natural
la humor trop consumiria
del logal per ont passaria;
5160 e non es ges dels sobiras
planetas ni dels sotiras, (sot(e)iran = inferieur cf. suzerain)
quar si sos plus aut alogatz, (loger)
la terra fora, so sapchatz,
destrucha per sobre fregor (detruite — übergrosse Kälte)
5165 e si fos bas, per trop chalor.
Et es regula vertudieyrá,
que lo solelhs en sa lumieyra
non a nulh temps defalhimen,
ans ha be tot temps egalmen
5170 (8 verso 2) en se natural resplandor,
pero no tramet sa lugor
a nos de su jos tota via, (neben de sus en jos, von oben herab)
ans la deperdem chascun dia
puysq' intratz es en occident
5175 tro tornatz es en orient,
quar la terra us tol la lugor
aytan quan sotz la terra cor.
Mayntas vegadas ayschament
de sobre la terra volvent (MBr. uoluen, 7227 vol e ven)
5180 tot l'ayre[s] ab sa espeyschetat, (7227 espessetat; sonst espeissedat épaisseur; Rayn. 3, 180 citirt nach Ms. 7227).
que non avem tanta clartat
et alqunas vez altemps clar
sa clartatz a uos non appar,
quar segon que dizon li artista (weder bei Rayn. noch Rochegude, es muss die Gelehrten, Kenner bedeuten).
5185 que la luna nos tol sa vista,
que es entr el solelh e nos,

quant se fay lor conjunctios
e son ambi drech deyesshendent (ambs, a(m)b(e)dui, a(m)-
b(e)dos = ambo)
sus lo habitagle de la gent (habitacle, habitacol, habitatge,
auch ohne das h = habitation).
5190 per drecha linha, non estiers, (= esters, autrement)
aquest deffalhimens darriers (défaillance)
segon los naturals escrich
eclipsis del solelh es dich,
que vol dire defalhimens

(Ms. 7227. fol. 34 verso 1.)

5195 e pot se dir propriamens
quar sitot non defalh en se,
falh quant a nos, quar om nol ve,*)
pero segon los naturals
sapjas que non es generals
5200 aquest derriers defalhimens,
dont l'ora que es defalhens (daher lorsque)
sobre las partz orientals,
appar en las occidentals,
e 'l defalhimens d'occident
5205 non es saubutz en orient (su)
E si m demandavatz perque
aquesta causa s'endeve, (endevenir = advenir)
yo respon segon los auctors
quar lo solelh es mot (MBr. trop) majors
5210 qu'en la cent (se tanta: MBr.) vetz.**)
e de la terra trobaretz
am la luna quez es mays grans
la terra be LX tans,
don la luna non a poder
5215 que puesca lo solelh toler
la terra ni a la gent,
mas aytant quant te solament.
eclipsis mantas vetz si fay
e vo(s) o jos o say o lay,

*) Diese Verse bis 5200 fehlen im Ms. 7226, v. 5201 im Ms. 7227, das aber nachher die grosse Lücke von 7226 (5210—5609) ausfüllt.

**) Die Herstellung dieses offenbar stark corrumpirten Verses ist schwierig, vielleicht qu'en el a cent setanta vetz?

5220 pero nos autres no l vezem
quan no se fay lay on nos em (ergänzt aus Ms. Brit. 34 verso 2.)

Eclipsis del solhel.

E del solhel vuelh que sapjas
quez el a quatre calitatz,
don en quatre oras del dia
3225 rodan se diversifia; (rodar = rouler, tourner).
lo mati donan resplandor
et a tertia dona calor
e sus lo mieg jornh cremor gran, (embrasement)
tebezez' al volhel colcan, (tebezeza = tiédeur; colcar = coucher)
5230 don en la figura c'om fenh
am quatre quavals se depenh (caval, chavel)
E sapjas may que cel (que) so
natz en sa costellacio, (Ms. nast)
deu om esser bel e leugier (légier)
5235 etz en totas res viva[s]cier (vivace)
e gras e am fresqua color
segon que dizo li auctor,
et huels am grans uberturas (Rayn. 2. 103 citirt diese zwei Verse, doch den Reim im Singular.)
devon aver per naturas
5240 e devon se mays adonar
naturalment ad aur obrar
que no fan ad autre mestier,
e devon se mot volontier
vestir de vestidurat (lies vestidur' aurat, reich an Gold...)
5245 e clar(s) e ben alegurat. (Rayn. hat nur alegoras = rejouir)
Etz a lo solhel sa mayzo
en lo signe nomnat leo

(35 recto 1) et en casqu dels signes estay
XXX jorns e X. oras may
5250 de las quals lo bissest se fay (s. P. de Corbiac Tresor 643...)
sist seignoril planeta fai son cors en trecens
e LXV jorns, VI horas remanens.
d'aquestas es uns jorns en IV. ans creissens,
c'om apella bisest per desrazonamens,
car en sexta calenda de mars, cant es venens,
fai dos jorns una letra e sconta doblamens (s. Macrob. Saturn. 1. 14, Sueton Caesar 40.)

Wir versparen die noch fehlenden unedirten Verse, welche über die 3 letzten Planeten handeln (41 Verse daraus sind schon Archiv XXVI p. 66, 67 abgedruckt) einer späteren Besprechung.

Brandenburg a. d. H. Dr. Sachs.

Das Hildebrandslied

und

die russischen Lieder von Ilja Murometz und seinem Sohne, im Zusammenhange mit dem Gesammtinhalte des russischen Volksepos.

Auf die Aehnlichkeit des Hildebrandsliedes mit einem russischen ist schon in den Weimarischen Jahrbüchern, im 1. Hefte des IV. Bandes, von Herrn Reinhold Köhler hingewiesen worden. (S. 477.) Dabei bemerkt Herr Köhler, indem er dieselbe Sage bei verschiedenen Völkern verfolgt, dass die persische und die Gaëlische Version einen tragischen, die deutsche aber und die russische einen glücklichen Ausgang haben. Leider kannte Herr Köhler nur eine Variante der russischen Version. In der neuesten Zeit sind aber in Russland mehrere Varianten aus der mündlichen Ueberlieferung aufgezeichnet worden, und viele darunter sind tragischer Art. Ich möchte nun diesen grellen Gegensatz der verschiedenen Varianten aufzuklären versuchen, weshalb es nöthig sein wird, diese einzelne Episode im Zusammenhange mit dem Gesammtinhalte des russischen Volksepos zu betrachten.

Derjenige, der im russischen Liede mit seinem Sohne kämpft, ist Ilja von Murom, — oder, vielmehr, aus Murom, denn es darf hier ja nicht an den mit dem von verbundenen Sinne eines ritterthümlichen Besitznamens gedacht werden. Ilja, dieser Hauptheld des russischen Volksepos, ist weit davon, Ritter zu sein; er ist, Gott sei Dank, nur ein Bauernsohn. Freilich wird er dabei auch Kosake genannt, — das heisst freiwilliger Kämpfer gegen die Feinde seines Landes. Diese Gestalt bekam er aber

erst später; ursprünglich, wie fast alle Helden des Volksepos, wird er wohl eine mythische Persönlichkeit gewesen sein. Die Sage von seinem Kampfe mit seinem Sohne ist ohne Zweifel mythischen Ursprunges und an ihr zeigt es sich vielleicht am deutlichsten, dass auch den verschiedenen Versionen derselben Sage bei andern Völkern ein mythischer Ursprung hinzugedacht werden muss. Die meisten Varianten der russischen Sage lauten ungefähr folgendermassen: Ilja steht mit andern Helden auf der Grenzwarte, sein Land vor jedem eindringenden Feinde schützend. Da erscheint ein ganz junger feindlicher Held, und es entsteht zwischen ihm und Ilja ein fürchterlicher Kampf, oder vielmehr drei einzelne, auf einander folgende Kämpfe je mit verschiedenen Waffen (so wie auch in der persischen Sage, nur dass der künstlerische Sinn Firdusi's diese drei Kämpfe an drei verschiedenen Tagen stattfinden lässt, und die Zwischenzeit mit Vorgefühlen und Vorbedeutungen auf die poetischste Weise auszufüllen versteht; von den letzteren Zügen ist weder in der russischen, noch in der deutschen Sage, ihrem derben, echt-volksthümlichen Charakter gemäss, irgend was vorhanden). Erst lässt der junge Held den alten fallen (alter Kosake ist das epische Fpitheton des Ilja aus Murom); dann aber richtet sich der alte Held auf, schleudert den jungen hoch in die Luft, und als er auf die Erde mit einem solchen Gewichte herunterfällt, dass eine Vertiefung unter ihm entsteht, so erfasst ihn der alte, um ihm die Brust aufzuschneiden, will aber zuerst seinen Namen erfahren. Als aber der junge, der ebenso wie in der deutschen Sage seinen Namen viel lieber unerwähnt lassen möchte, zuletzt sich doch nennen muss, und dabei von seinem unbekannten Vater spricht, so wie auch von seiner in fernem Lande wohnenden Mutter, so umarmt ihn Ilja, mit Freude ausrufend: „Willkommen mein liebes Kind!“ Damit aber ist es noch nicht zu Ende. Der junge eilt zu seiner Mutter, um von ihr das Räthsel seiner Geburt näher zu erforschen. Nachdem er von ihr erfährt, dass Ilja wirklich sein Vater ist, kehrt er zurück, findet den alten Helden in seinem Zelte schlafend, und schiesst nach ihm einen Pfeil ab, der grade in's Herz treffen würde, wenn nicht ein grosses ehernes Kreuz, das Ilja auf dem Busen trägt, dem alten das Leben gerettet hätte. Von dem

Schusse erweckt, steht er auf, und, indem er den Schützen gewahr wird, wirft er ihn wieder hoch in die Luft, und als er herunterfällt, erfasst er ihn an beiden Beinen und reisst ihn, nun ganz schonungslos, in zwei Theile, die er nach verschiedenen Seiten hin von sich wirft. (1)

Zur Erklärung dieser, in vielen Varianten auf so grausame Weise endenden Sage, erlaube ich mir ein Paar Worte von Dr. Steinthal aus seiner Charakteristik des Symsonmythus anzuführen: „Er ist eben ein alter heidnischer Gott, und also unsittlich, wie alle Götzen. Denn diese sind nichts, als personificirte Kräfte und Ereignisse in der Natur. Nun ist die Natur, als solche, gleichgiltig gegen das Wesen der Sittlichkeit, und also zwar nicht sittlich, aber doch auch nicht unsittlich. Die mechanische Naturkraft aber, als Person gedacht, in die Beziehungen des sittlichen Lebens versetzt, kann nur absolut unsittlich erscheinen.*) Und so thut es auch das ganze Heidenthum, das griechische nicht ausgenommen.“ — So thut es auch, ohne Zweifel, füge ich hinzu, das russische Heidenthum; so steht es auch, ohne Zweifel, mit der Sage von Ilja's Kampfe mit seinem Sohne in ihrer ältesten, für uns erhaltenen Gestalt, in der ich sie so eben vorgeführt habe, denn in dieser Gestalt wird sie im Grunde noch nichts anderes, als irgend ein Naturmythus gewesen sein. Ich kann nur, bei dem gegenwärtigen Zustande der erst beginnenden russischen Mythenforschungen, zur weiteren Deutung hinzufügen, dass in einem anderen, allen Merkmalen nach sehr alten Liede, Ilja's Buhlschaft mit der Frau eines Riesen erwähnt wird, eines Riesen, der als einer der letzten Vertreter einer titanischen Periode geschildert wird. (2) Von diesem Riesenweibe wird wohl auch Ilja's Sohn entsprossen sein, — er ist also die Frucht einer unnatürlichen Verbindung einer früheren Göttergeneration mit einer späteren. (3) In seinem Kampfe mit dem Vater, wie auch in der Urbedeutung dieses widernatürlichen Kampfes in den Sagen anderer Völker, wird wohl der Conflict zweier sich in der Zeit- und — Gedanken-

*) Das Gesperrte ist von mir. — Siehe „Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft, II, 150.

folge aufhebender Göttergenerationen, zweier damit ausgedrückter Naturkräfte zu suchen sein. Der Sohn, der durch seine Mutter noch so manches von der früheren, ablebenden Göttergenerationen geerbt haben wird, muss von dem Vater, als dem reinen, dem ausschliesslichen Vertreter der neuen Göttergeneration, zu Grunde gebracht werden. (4)

Mit der Zeit aber, als die mythische Bedeutung der Sage immer mehr und mehr schwand, musste es dem Volke unumgänglich nothwendig erscheinen, für die Wuth des Sohnes gegen seinen unerwartet gefundenen Vater irgend eine sittliche Erklärung zu finden. Und dieses fand das Volk in dem Gefühle der verletzten eigenen, noch mehr in dem der verletzten Mutterehre. (5) In der Urdichtung aller Völker ist nämlich der schöne sittliche Zug zu finden, dass das Weib ihre Selbständigkeit der Lüsternheit des Mannes gegenüber zu behaupten versteht, und dass auf diese Weise schon in den Ansichten jener Naturvölker — die in der freiwilligen Gabe der Liebe bestehende Heiligkeit des geschlechtlichen Verkehrs auf eine eigenthümliche Weise verstanden und aufrecht erhalten wird. Das Eigenthümliche, wie allgemein bekannt, besteht darin, dass in der Phantasie der Völker aus ursprünglich vielleicht rein naturmythischen Gestalten mit der Zeit die auf einem sittlichen Grunde beruhenden Gestalten jener kriegerischen Jungfrauen sich entwickelten, die ihr Magdthum mit der Kraft ihres Armes vertheidigen. In demjenigen russischen Liede, wo die Buhlschaft Ilja's angeführt wird, ist das Riesenweib keineswegs eine Brünhilde, allein es gibt in anderen russischen Liedern eine Brünhilden ähnliche Gesalt. (6) Jedenfalls ist dem Volke, als es eine sittliche Deutung für die grausame That von Ilja's Sohne suchte, das den Jüngling Empörende einer geraubten Liebesgabe vor das geistige Auge getreten. „Du nennst mich also einen Bastard, und meine Mutter ein Kebsweib“ sagt der Sohn in einigen Varianten des Liedes, (7) und da derartige Züge des Ehrgefühls auch in anderen russischen Sagen vorkommen, (8) so finde ich kein Bedenken — darin einen für das Volk mehr oder weniger genügenden Grund für die Grausamkeit des Sohnes in unserer Sage zu sehen. Nachdem aber der Sohn auf diese Weise gegen den Vater verfahren, schien

nun die dadurch hervorgerufene Grausamkeit des letzteren schon ganz natürlich. Im Anfang, wie wir uns erinnern müssen, ist in Ilja das echte Vatergefühl zum Vorschein gekommen. Er schenkte ja seinem Sohne das Leben, als er in ihm freudig seinen Sohn erkannte; und, was auch ein wichtiger Zug in der russischen Sage ist, er hatte ja vor dem Kampfe und bis zu dem Ende desselben keine Ahnung davon, dass es sein Sohn ist. Der in der deutschen Sage vorwaltende Zug des innern Kampfes zwischen dem Gefühl der nicht nur ahnenden, sondern den Sohn schon ganz deutlich erkennenden Vaterliebe mit dem Gefühle der durch diesen Sohn verletzten Kriegerehre, ist in der russischen Sage unmöglich, denn das Conventionelle, das particular-sittliche der Kriegerehre kann nur aus der vorwiegend-kriegerischen Lebensart der alten Germanen gedeutet werden. Auf diese Weise ist schon in der noch vorwiegend mythischen Gestalt der russischen Sage ein schöner menschlicher Zug, oder wenigstens ein ehrenvoller Mangel an vorwiegend kriegerischen Zügen zu finden. Als aber in viel späterer Zeit die ursprünglich-mythische Bedeutung der Sage aus dem Bewusstsein des Volkes gänzlich geschwunden, so ist mit ihr auch die ganze letzte Hälfte des Liedes in einigen Varianten desselben gänzlich verschwunden, so dass das Lied jenen friedlichen Ausgang bekam, auf den schon Herr Köhler hingewiesen hat. (9) In diesen Varianten endigt das Lied mit dem freudigen Momente, wo der Vater seinen Sohn erkennt, -- allein ein ganz neuer Zug ist hier schon früher eingetreten: er schont den Jüngling, noch bevor er in ihm seinen Sohn erkennt. Ilja wirft ihn auch hier in die Luft, aber nicht um ihn, wie in den früheren Varianten, auf die Erde fallen zu lassen, sondern um ihn aus der Luft auf seine hervorgestreckten Arme unversehrt zu empfangen; er treibt mit ihm eigentlich nur eine Art eines allerdings etwas derb gehaltenen, aber doch unschuldigen Riesenspieles; er will dem Jungen nicht schaden, er will nur, dass es ihm bange wird. Und dies, wie gesagt, ohne zu wissen, dass es sein Sohn ist, — ja ohne es einmal zu ahnen. Für letzteres gibt es erstens nicht den geringsten Wink, zweitens aber verfährt Ilja auch in einer andern Sage auf dieselbe Weise, und zwar mit einem Riesen. (10) Der Charakter des heldenmüthigen Bauernsohnes hat sich nämlich in dem Laufe der

Zeit aus der Grausamkeit des ursprünglich nur Naturmythischen in das Sittlich-menschliche einer schon culturgeschichtlichen Periode hinausgearbeitet, so dass Ilja gegen alle Menschen überhaupt schonend verfährt.

Ich will mehr derartige humane Züge in dem Charakter des russischen Bauernhelden anführen — wie sie ihm nach dem gänzlichen Verluste seiner mythischen Bedeutung zugekommen sind. Als Ilja sein Dorf zum ersten Male verlassen will, um nach Kief zum Ostergottesdienste zu gelangen, bittet er seine Eltern um ihren Segen (ein gemeinsamer Zug aller Helden des russischen Volksepos). Nach einigen Varianten ist es sein Vater, der ihm das Gebot auferlegt, auf seiner Reise kein Blut zu vergiessen; „zu guten Thaten gebe ich dir meinen Segen, zu schlechten aber nicht; wenn du unterwegs sein wirst, so thue kein Uebel einem Tataren, tödte auch keine christliche Seele.“ (11) Hier ist der Tatare sogar zuerst erwähnt, — und die Tataren haben den Russen gewiss nicht wenig geschadet! Nach andern Varianten legt sich Ilja selbst das Gebot der Schonung auf. Als er sich aber der ersten auf seinem Wege liegenden Stadt nähert, so findet er diese von zahlreichen Feinden umringt. „Ich möchte wohl dem Gebote des Vaters nicht untreu werden,“ sagt er in den Varianten erster Kategorie; in denen der zweiten aber: „man kann sich ja ein Gebot auferlegen, allein nicht jedes Gebot kann in der That erfüllt werden!“ (12) Hierin liegt ein tiefer Zug. Ilja erhebt sich über den Buchstaben seines Gebotes, um dem Geiste desselben nur desto treuer zu bleiben. Der Geist seines Gebotes ist ja Menschenliebe, und in dem ihm ganz unerwartet sich darbietenden Falle ist es grade Menschenliebe, die ihm zu den Waffen zu greifen gebietet, — denn er muss ja die armen Einwohner der Stadt befreien, die sich ganz unerwartet am hohen Osterfeste von Feinden umringt sehen. So lässt denn Ilja diese grausamen Feinde seine Heldenkraft fühlen, zuletzt aber, als er sie besiegt hat, sagt er zu den Anführern: „Soll ich euch die Köpfe abschlagen? Das hiesse ja Königssamen vernichten! Nun so geht denn ruhig heim, und thut nur der ganzen Welt kund, dass das russische Land nicht wehrlos ist, dass es viele tapfere Helden ernährt.“ — Die dankbaren Einwohner der Stadt

laden ihn ehrerbietig ein, an ihren Festlichkeiten theilzunehmen; er lehnt aber diese Ehrenerweisung ab, und setzt seinen Weg fort. Da sieht er sich plötzlich von Räubern umringt, und versteht sich aus der Gefahr zu retten, ohne einen Tropfen Blut vergossen zu haben. Er verfährt hiebei mit ihnen, wie früher mit seinem Sohne; er begnügt sich damit, die Räuber zu erschrecken, seinen scharfen Pfeil schiesst er nach einer Eiche ab, die in kleine Splitter zerfällt, und die Räuber sinken betäubt zu seinen Füssen. Nachdem sie aufgestanden sind, wollen sie ihn zu ihrem Hauptmanne machen, allein er antwortet ihnen: „Ich habe gar keine Lust, eure Heerde zu führen.“ Nach andern Varianten schlagen sie ihm Geld vor: „Was brauche ich Alter (sein beständiges Epitheton) reich zu sein,“ antwortet er und zieht weiter. Ilja will den graden Weg nach Kief nehmen, obwohl derselbe durch ein Ungeheuer versperrt ist, das in den Zweigen von sieben Eichen nistet. Ilja sucht dasselbe auf und, da es ein menschenverderbendes Wesen ist, schiesst er es ganz schonungslos vom Baume herunter. Er will es nun nach Kief zum Fürsten Wladimir bringen, da es aber nur verwundet und nicht todt ist, wollen die Jungen des Ungeheuers ihren Vater mit unermesslichen Schätzen loskaufen. „Nein, sagt Ilja, ich gebe ihn um keinen Preis frei, denn er würde sich wieder der Räuberei ergeben.“ Als aber nach dem Tode des Ungeheuers seine Jungen mit all' ihren Schätzen nach Kief gebracht werden, hat Wladimir grosse Lust, für sich ihre Schätze zu nehmen. Ilja aber sagt ihm: „Nicht du hast sie hergeholt, und nicht wie du es meinst, brauchen sie von hier entlassen zu werden. Nun, ihr jungen Waisen, nehmt wieder hin euren ganzen Schatz, euch ist er vom Vater gelassen, und er wird euch bis zum Tode hinreichend sein, — wozu solltet ihr als Bettler euch in der Welt herumtreiben.“ (13)

Ich könnte noch mehrere vereinzelte Züge dieser Art aus verschiedenen Liedern über Ilja anführen, allein es wird, glaube ich, genügend sein, wenn ich zur Ergänzung der Charakteristik dieser Seite der russischen Volkspoesie noch eine derartige Gefühlsäusserung eines andern Helden, Ilja's Waffen- oder, wie sie im russischen heissen, Kreuzbuders Dobrynia anführe. Da dieser Held, der ebenso wie Ilja sich genöthigt sah, sein

Lebelang mit den das vaterländische Gebiet überfallenden Feinden zu kämpfen (Russland war ja dem Ueberfalle der asiatischen Horden immerwährend ausgesetzt) und da er am Blutvergiessen, dem slavischen Charakter gemäss, wenig Freude fand, äussert er sich einmal folgendermassen gegen seine Mutter: „Ach du meine Herrin, mein liebes Mütterchen, wozu hast du mich unglücklichen zur Welt gebracht? Wäre ich doch lieber ein weisser glühender Stein! Dann würdest du mich in dünnes Linnen einwickeln und mich in die blaue See fallen lassen: so würde ich ewig dort in der Tiefe ruhen, so würde ich nicht auf dem weiten, ebnen Felde herumreiten und so viele unschuldige Seelen umbringen, so hätte ich nicht umsonst Blut vergossen, hätte keine Väter und Mütter bittere Thränen weinen lassen, so hätte ich keine junge Weiber zu Wittwen gemacht, keine kleine Kinder als Waisen umherirren lassen.“ (14) In Gesellschaft dieses Freundes erscheint Ilja in jenen Varianten, in denen sein Kampf mit dem Sohne einen glücklichen Ausgang hat. Nun wissen wir schon, wie diese Varianten sich aus jenen tragischen bilden konnten, wie dieses nur in Folge eines gänzlichen Umschwunges der Sage geschehen ist, nur dadurch, dass Ilja aus seiner mythischen Gestalt in eine menschliche übertrat; menschlich im schönsten Sinne des Wortes. —

Ich will aber gar nicht in Abrede stellen, dass auch in der späteren Gestalt des russischen Epos manche grausame Züge zum Vorschein kommen; allein mit dem nordischen Epos verglichen, hat das russische weit weniger Grausames, da es aus den Sitten eines Stammes entstanden, der nur unfreiwillig, wegen immerwährender feindlicher Ueberfälle, zu den Waffen griff. Es ist in dem russischen Epos ein gewisser Zug kaum zu bemerken, der zur Grausamkeit des nordischen und des germanischen überhaupt wesentlich beigetragen hat — ich meine die Blutrache. (15) Es mag mit ihr sehr oft tiefe Familienpietät verbunden gewesen sein; jedenfalls ist die Blutrache roh und verletzt nur zu oft alle Gerechtigkeit, denn man rächte sich ja nicht nur an dem Schuldigen selbst, sondern auch an seinen Verwandten — in späteren Zeiten an seinen Vasallen, wie man dieses zum Beispiel in dem Roman de Garin le Loherain sehen kann. In der ältesten Gestalt der russischen Sage von Ilja's

Kampfe mit seinem Sohne ist wohl das Princip der Rache noch bemerkbar: der Sohn will ja am Vater die Ehre der Mutter rächen, zuletzt aber rächt sich der angegriffene Vater an seinem Sohne. Diese Züge sind jedoch, wie wir sahen, mit der Zeit aus der Sage verschwunden; allein es giebt ganz andere Lieder von Ilja, in denen er, in seinem Ehrgefühle verletzt, man könnte beinahe sagen — zur Rache bereit ist; doch ist es immer nicht Rache im nordischen Sinne, und der russische Bauernheld erscheint auch hier zur Versöhnung mit seinem Feinde geneigt. Jedenfalls aber scheint er in diesen Liedern wenigstens augenblicklich in jene Grausamkeit zurückzufallen, die seiner ältesten Gestalt noch so ziemlich anhaftet. Es scheint mir daher nothwendig, diese Lieder hier zu erwähnen; sie stehen aber im unmittelbaren Zusammenhange mit Ilja's Verhältnisse zu dem Fürsten Wladimir. Daher muss ich auch dieses letztere in wenigen Worten darzustellen versuchen.

Wladimir heisst in dem russischen Epos die helle Sonne, was höchst wahrscheinlicher Weise auf eine ursprünglich mythische Bedeutung dieser Persönlichkeit hinweist; später aber bekam dieses Epitheton den Sinn der Milde und des Wohlwollens, womit der fortwährend festgebende und nur festgebende Fürst jeden starken Mann, welcher Herkunft er auch sein mag, gern an seiner Tafel sieht. Die Helden finden auch von sich zu dem Fürsten keinen sehr grossen Abstand; keine demüthigende Ehrenbezeugung wird ihm erwiesen. Jeder Eintretende grüsst die ganze Versammlung, und das einzige, was dabei dem Fürsten zukömmt, ist ein besonderer Gruss für ihn und für seine Gemahlin. Man darf sich unter Wladimir der hellen Sonne ja nicht einen König im Sinne sogar der ältesten germanischen Dichtung denken; man würde sonst gar nicht verstehen können, wie unser Bauernheld ihm einmal zu sagen wagt: „Bist du denn nicht ein Narr, Fürst Wladimir!“ (16) und dies ohne im geringsten ausser Fassung zu sein. Man darf sich auch nicht einen thatkräftigen Fürsten etwa wie Karl den grossen vorstellen: Wladimir ist nur der wohlwollende, eine für alle stets fertige Tafel haltende Wirth des Landes. Selbst thut er nichts, aber er lässt seinen Helden freien Spielraum zum Handeln.

Allein, obwohl Wladimir in allen Liedern das epische

Epitheton der hellen Sonne behält, ist er doch bei weitem nicht in allen eine wahrhaft helle und milde Sonne. In einigen ertönen sehr unharmonische Klänge eines despotischen Willens, die ihn geradezu widrig machen. Diese verfinsterte Sonne kann aber nur eine Umgestaltung späterer Zeiten sein, was dadurch noch mehr hervortritt, dass in denjenigen Liedern, wo der Charakter Wladimir's despotisirt erscheint, zugleich auch ein gewisser Prunk und gewisse Hofsitten zum Vorschein kommen. Unter dem byzantinischen Einflusse hatte sich allmälig in Russland der Charakter der fürstlichen Macht und Gewalt verändert. Das Volk behielt immer noch seine alten Lieder von dem wohlwollenden Wladimir der hellen Sonne, allein unwillkürlich und immer mehr und mehr schob es ihm die Grundzüge eines späteren Selbstherrschers unter. Und so wurde denn gesungen, wie der wohlwollende Wladimir für das geringste Vergehen gegen seine Launen Helden in tiefe Keller warf. Allmälig veränderten sich auch die ursprünglich freimüthigen Gestalten der den Fürsten umgebenden Helden: so wurde nun gesungen, wie dieselben, dem Befehle des Fürsten gehorchend, gegen einen unschuldigen Kreuzbruder die Waffen zu ergreifen fähig wurden. Aber nicht im geringsten verändert, seiner früheren Unabhängigkeit treu bleibt der Bauernsohn aus Murom. Als Wladimir die Frau eines seiner Helden durch des Mannes Tod zu gewinnen sucht, sagt ihm Ilja diese wenigen Worte: „Den wackeren Falken wirst du in's Verderben bringen, aber den weissen Schwan wirst du doch nicht fangen!" — Und für diese prophetischen Worte wird er in den Keller geworfen. Als aber der wackere Falke, dieser Urias der russischen Sage, indem er seine eigenen Kreuzbrüder in Waffen gegen sich kommen sieht und, dadurch tief verletzt, sich selber das Leben nimmt; nachdem seine treue Frau, dieser weisse Schwan, sich in Wladimirs Gegenwart auf dem Grabe ihres Mannes erstochen, — lässt der reuig gewordene Fürst den wahrheitliebenden alten Ilja aus dem Keller frei, und gesteht ihm sein fürstliches Unrecht zu. (17) Dabei verfährt unser Bauernsohn nicht wie ein anderer, von Wladimir ebenfalls ohne Schuld eingesperrter Held, der, anstatt die ihm zu spät zum Ersatz angebotenen Ehrengeschenke anzunehmen,

im Gefühle tief verletzter Ehre die Binden von seinen Wunden reisst, so dass von seinem stark fliessenden Blute ein Strom entsteht. (18) Dies ist eine nur passive Aeusserung des Individualitätsgefühls; ganz anders äussert sich dieses letztre in Ilja. Er erscheint uns in vielen Liedern in eine langwierige Fehde mit seinem Fürsten verwickelt, und grade hier fällt er in jene Grausamkeit zurück, die seiner älteren, noch mythischen Gestalt anhaftete. Allein dies nur scheinbar, sich für das verletzte Gefühl seiner Ehre ich möchte auch hier nicht sagen rächend, denn er thut es eigentlich doch nicht, sondern vielmehr er bestraft seinen Fürsten — bleibt er im Grunde derselbe mild, leicht zu versöhnende Bauernsohn. Die Sage lautet folgendermassen. Nach langer Abwesenheit kommt Ilja zu der Tafel des Fürsten, wird von ihm nicht erkannt und bekömmt einen Platz unten am Tische. „Das geht doch wahrlich nicht an, Fürst Wladimir, sagt unser Bauer, selbst sitzest du mit den alten Raben, und mich setzest du zu der Rabenbrut.“ Durch diese dreisten Worte in Wuth gebracht, befiehlt Wladimir drei starken Helden, den Bauernsohn hinauszustossen, aber alle ihre Mühe und Kraft ist verloren. Ebenso geht es drei andern Helden, dann allen zusammen, und zuletzt werden sie alle von Ilja so tüchtig gegeneinander gestossen, dass sie sich bald auf der Diele finden und kaum aufstehen können. Da sieht sich der Fürst gezwungen, dem Bauern den Ehrenplatz zu gewähren. Ilja aber erwiedert: „Du hast es nicht verstanden, dem ankommenden Gast Ehre zu erweisen, nun aber ist es schon zu spät, den weggehenden zu ehren.“

Um das Eigenthümliche des russischen Epos in dieser Hinsicht besser zu fühlen, braucht man es nur mit denjenigen chansons de geste zu vergleichen, in denen die Fehden Karl's des Grossen mit seinen Baronen geschildert werden. So weit sie mir bekannt sind, ist der Grund zur Fehde meistentheils irgend welcher durch den Kaiser oder seinen Sohn dem Vasallen zugefügter Schaden, wie z. B. die Ermordung von dessen Verwandten, oder die angenommene und für den Vasallen nutzlos gebliebene Bestechung Seiner Majestät. (19) Im Doon de Mayence wird die Fehde durch Ehrenverletzung herbeigeführt, der zuerst verletzte ist aber der Kaiser; Doon, indem

er über Paris reist, findet es nicht nöthig, sich Karl vorzustellen, worin der letztere eine Missachtung seiner Kaiserrechte sieht. (20) Im russischen Epos ist es der Bauernsohn, der zuerst sein Recht vom Fürsten verletzt fühlt — das Recht für seine persönliche Kraft, für seine persönlichen Heldenverdienste eines Ehrenplatzes theilhaftig zu sein. „Nicht nach meiner Kraft wird mir der Platz geboten," sagt er an Wladimir. Dass aber diese Kraft, ihrer zunächst folgenden rohen Aeusserungen ungeachtet, nicht nur im physischen Sinne zu verstehen ist, dass es Ilja auch an moralischer Kraft nicht fehlt, sieht man deutlich aus einer Variante derselben Sage. Hier will Ilja, — in dieser Hinsicht allerdings wieder roh — den Fürsten durch Herabschiessen der goldnen Kirchenkuppel strafen. Nachdem er aber das Kirchengold herabgeschossen, theilt er es unter das schenkenbesuchende halbnackte Gesinde. Auf diese eigenthümliche Weise weiss er aus der Strafe, die er am Fürsten aus persönlichen Gründen vollzieht, einen allgemeinen Nutzen zu ziehen. Als aber der wirklich dadurch gedemüthigte Wladimir den Waffenbruder Ilja's ihm zur Besänftigung zuschickt, fügt das Lied bei: „Sie hatten unter sich ihre Kreuze gewechselt und sich das Gebot auferlegt — dass der jüngere Bruder dem älteren, der ältere aber dem jüngeren gehorchen soll." — Als nun der Waffenbruder Ilja beredet, der Einladung zu einem neuen vom Fürsten für ihn gegebenen Feste Folge zu leisten, erwiedert ihm Ilja: „Keinem als dir hätte ich hierin gehorcht, keineswegs wäre ich zu diesem Feste gegangen, — allein das Gebot zu brechen ist ja nicht möglich." Nämlich jenes Gebot des gegenseitigen Gehorsams, das sie sich selbst auferlegt hatten. Hiemit aber begnügt sich Ilja noch nicht; er setzt eine Bedingung für seinen Frieden mit dem Fürsten hinzu, und diese ist zwar ursprünglich roh, später kommt aber wiederum die moralische Seite in unserem Bauern zum Vorschein. Wladimir muss nämlich alle Schenken im Lande für die Armen unentgeltlich öffnen, sonst, droht ihm der Bauernsohn aus Murom, wird er schon am andern Morgen nicht mehr Fürst von Kief sein! Als aber Wladimir nachgibt, nimmt Ilja die armen Leute aus den Schenken mit sich zu der fürstlichen Tafel, lässt sie alle Platz nehmen und sucht für sich diesmal

keinen besonderen, sondern setzt sich ganz einfach mitten unter die anderen. (21) Wie eigenthümlich ist dies wieder, wie verschieden von dem Verfahren der mit Karl dem Grossen zerfallenen Barone! Dort führt ein vom Fürsten persönlich beleidigter Edle eine Menge seiner Mannen mit sich in den für ihn, nicht für sie, geführten Krieg; hier, es heisst im russischen Epos, weiss der Held sich selber zu helfen, setzt keinen andern Menschen um seinetwillen der Gefahr aus, und, einmal Sieger, lässt er andere, die für ihn gar nichts gethan, der Vortheile seines Sieges theilhaftig werden, mehr noch — indem er es thut, will er nicht einmal eine besondere Ehrenerweisung für sich in Anspruch nehmen, will sich nicht vor den andern auszeichnen, liebt es vielmehr, unter ihnen zu verschwinden! Aber es findet sich, im Vergleich mit dem fränkischen Epos, in dem russischen noch die Eigenthümlichkeit, dass das erstere Karl's Vasallen gleich nach der Versöhnung vor ihm wieder knien lässt, (22) der Hauptheld des letzteren aber, der russische Bauernsohn, weder vor der Fehde, noch nach der Versöhnung, von diesen erniedrigenden Gebräuchen, wie auch überhaupt von allem Ceremoniell ganz und gar nichts weiss.

Zuletzt erscheint uns unser Held wieder von Kief abwesend — die Abwesenheit dauert zwölf Jahre; der Grund hievon ist, wie man errathen kann, sein immer nicht freundliches Verhältniss zu seinem Fürsten. Da ziehen aber Tataren in unermesslichen Horden gegen Kief los. Fürst Wladimir legt Frauenkleider an und geht nach der Kirche, — da begegnet ihm ein Bettler. „Warum hast du dieses Frauenkleid an, Fürst Wladimir?“ Da erzählt ihm der Fürst, wie zahlreich die Feinde sind. „Und du meinst, ich sei ein Bettler; — ich bin der alte Kosake Ilja aus Murom.“ Da beugt sich Wladimir tief zu des Helden Füssen, — und dies ist schon gewiss kein monarchisches Ceremoniell, wie das Kniebeugen vor Karl dem Grossen! Die Situation eines Fürsten, der sich genöthigt sieht, einen unter ihm Stehenden und von ihm Beleidigten um Hilfe zu bitten, kommt in der Dichtung verschiedener Völker vor. Man hat sie sogar in dem absolutistisch gesinnten Orient: der Schah ist ja auch gezwungen, sich vor Rostem zu demüthgen. Allein Rostem ist nicht nur ein starker Held, sondern auch

selbst ein mächtiger, wenn auch dem Schah lehnspflichtiger Gebieter. Das russische Epos lässt seinen Fürsten vor einem Bauern sich demüthigen — hierin das Eigenthümliche. Nicht weniger eigenthümlich ist die Art und Weise, wie die Demüthigung des Fürsten erwiedert wird. Führen wir zum Vergleich die ähnliche Situation aus der Iliade und aus der Chevalerie Ogier de Danemarche an. Bekannterweise lässt der erzürnte Achilles seine Landsleute grossen Schaden erleiden, bevor er ihnen zu Hilfe kommt. Um sein persönliches Rachegefühl zu betäuben, muss in ihm ein anderes, ebenfalls persönliches erweckt werden: der von den Trojanern getödtete Freund ist es allein, der ihn endlich, wiederum nur um der persönlichen Rache willen, gegen die Feinde seiner Landsleute kämpfen lässt, nicht aber das von ihrer Seite seinen Landsleuten drohende totale Verderben. — Im fränkischen Epos will der, jedenfalls weit mehr als Achilles misshandelte Ogier, nicht eher, dem Flehen Karl's des Grossen nachgebend, die dem Verderben entgegengehende Christenheit retten, als nachdem der Sohn des Kaisers seiner freilich ganz gerechten Rache preisgegeben wird. Was sehen wir aber im russischen Epos? Der sich zur Erde beugende Fürst sagt seinem Bauernhelden: „Ich bitte dich für den christlichen Glauben zu stehen — nicht meinetwegen, nicht wegen der Fürstin, meiner Frau, nicht wegen der Kirchen und Klöster, sondern für die armen Wittwen und die kleinen Kinder.“ — Darauf erwiedert der Alte nur: „Und wie lange wurde mir der Weg nach Kief versagt? Ich meine, zwölf Jahre lang.“ — „Nicht meinetwegen, fleht nun abermals Fürst Wladimir, nicht wegen der Fürstin, meiner Frau, — sondern für die armen Wittwen und kleinen Kinder!“ Und Ilja, ohne ein Wort zu sagen, rüstet sich gegen die Feinde. Nicht einmal benutzt er das Recht, mit seiner Grossmuth zu prahlen! Ja, betrachtet er es wirklich als Grossmuth? Gewiss nicht! Ist es denn Wladimir, den er retten soll? Nein, das ganze Volk ist es, — und es verdient gewiss nicht für die Sünden des Fürsten bestraft zu werden. Dies die im Stillen gehegte, instinctive Logik des russischen Bauernhelden. Und der Fürst kennt diese Logik, da er nicht um seinetwillen bittet. Es ist gewiss nicht die Aufforderung eines Lehnsherrn an seinen Mann. Die

russische Volksdichtung weiss auch überhaupt gar nichts von diesem sonderbaren Ausdruck: „Jemandes Mann zu sein,“ ebenso wenig kommt in ihr das Wort Sclave vor, — und dies der späteren Leibeigenschaft ungeachtet. Auch im Namen der Kirche wagt es Wladimir nicht, seine Bitte zu richten, denn auch die religiös umgedeuteten Lehnsverhältnisse kennt das russische Volksepos gar nicht. Auch der Himmel, und dessen Vorsteherin auf Erden, die Kirche, hatten ja im Ritterthume ihre Vasallen: man erhielt ja zu Lehn das Versprechen des Himmelreiches, und eigentlich nur auf diese, rein egoistische Weise, blieb man dem Himmel treu, ebenso wie auch die irdische Vasallentreue auf einem egoistischen Grunde ruhte, — auf dem des belohnenden Vortheils, den man aus seinem Lehn zog. Und aus diesem rein egoistischen Ursprunge entwickelte sich allmälig jene sich zur wahren Selbstverleugnung erhebende Treue gegen seinen Herrn, — die leider nur zu oft auch zur Verleugnung der schönsten menschlichen Gefühle führte, — wie dies so deutlich in den Nibelungen zum Vorschein kommt. (23) Wie ganz anders im russischen Volksepos! Weder Fürst noch Himmel erscheinen als Lehnsherren, weder Befehl noch Belohnung werden zu Triebfedern, — nur Rettung der armen Wittwen und kleinen Kinder!

Wir sehen auf diese Weise, dass die edle Menschlichkeit, die schon in der späteren Gestalt der Sage von Ilja's Kampfe mit seinem Sohne zum Vorschein kam, eine noch weitere und schönere Entwicklung in dem Gesammtinhalte der Sage von Ilja bekommen hat. Das Grausame der ältesten Gestalt unserer Kampfsage schien wohl in der Fehde Ilja's mit Wladimir wieder hervorzutreten, wir haben aber bereits gesehen, dass es eigentlich nur so schien: In der That war es nur eine gerechte Strafe für den Fürsten von Seiten des Bauern, der ja auch sogleich jene Fehde vergass, sobald er — freilich nicht persönlich dem Fürsten, sondern dem allgemeinen Wohl zu dienen sich verpflichtet fühlte. So verfällt in dem russischen Volksepos die ihre Selbständigkeit behauptende Individualität nicht in Individualismus, sondern sie erweitert sich im Gefühle der Liebe.

Dies das naturwüchsige Ideal eines Volkes, das auch unter

der langwierigen Last der Leibeigenschaft eines solchen Ideales nicht verlustig zu werden sich fähig gezeigt hat.

Anmerkungen.

(1) Lieder, gesammelt durch Rybnikoff, I. Band (Moskau 1861), No. 13 und 14. II. Band, No. 64. Lieder gesammelt durch Kirejewski, 4. Lieferung (Moskau, 1862.), No. 3. Diese vier, zu einer Version gehörenden Lieder, variiren dennoch in einigen Zügen; ich suchte nur, der Kürze wegen, ein Gemeinlied der Version zu geben. Im Liede No. 12 erscheint bei Rybnikoff anstatt des Jünglings eine kriegerische Jungfrau; alle Umstände des Kampfes aber sind den andern Liedern dieser Version durchaus gleich. Die Lieder des Herrn Rybnikoff sind von ihm in dem Gouvernement Olonetz (nordöstlich von dem Petersburger), das Lied in der Sammlung von Kirejewski ist in der Umgegend von Archangel, also am äussersten Norden Russlands, aufgeschrieben worden. Je entlegener die Gegend, je weniger sie von der Civilisation berührt wird, desto besser erhalten sich in ihr die alten Volkslieder. Die vollständigsten epischen Lieder, die man in Russland gesammelt, sind grade diejenigen, die in den entlegensten Theilen Russlands gesungen werden. Dort singen gewisse Leute noch jetzt von dem Fürsten Wladimir und seiner Hauptstadt Kief; im Gegentheil aber in der Umgegend Kief's sind diese Lieder schon seit lange erloschen, da das Volk in diesen Gegenden, das später sogenannte Kleinrussische, an einem späteren recht regen historischen Leben selbständigen Antheil genommen, und Lieder, diesem späteren Leben gewidmet, die älteren von Wladimir und seinen Helden hinweggedrängt haben. (Denjenigen deutschen Lesern, die eine Idee von diesen späteren, echt historischen Liedern, haben möchten, ist das Buch von Herrn Bodenstedt „Die poetische Ukraine“ zu empfehlen.) Diejenigen Lieder von Ilja, in denen sein Kampf mit den Sohne einen tragischen Ausgang hat, sind, wenn man innere Gründe sucht, desshalb für die älteren zu halten, weil die in ihnen vorkommende Grausamkeit mit der in aller Rohheit der Form humanen Gestalt des russischen

Bauernhelden, wie diese sich zuletzt ausarbeitete, nur zu wenig harmonirt; die aber gegen den Vater gerichtete mörderische Hand des Sohnes bildet eine ganz einsame Erscheinung im russischen Epos, das die Kinderpietät, als eins der Hauptmerkmale der russischen Sitten, zu schildern versteht. Unsere tragischen Lieder von Ilja und seinem Sohne können keine Sitten schildernden, sondern nur naturmythische Lieder sein, wie es auch weiter im Text dargelegt wird.

(2) Lieder, g. d. Rybnikoff, I, No. 8. Der für unsere Frage wichtige Theil dieses Liedes ist folgender: Ilja schläft mitten auf dem weiten Felde; „der Heldenschlaf ist aber fest — dauernt drei Tage und drei Nächte. Am dritten Tage hörte sein gutes Ross einen starken Lärm von der nördlichen Seite: die kühle Mutter Erde kommt in Bewegung, finstere Wälder wackeln, Flüsse treten aus ihren Ufern. Das gute Ross stampft in die kühle Erde und kann doch nicht Ilja aus Murom erwecken. Da redete das Ross in menschlicher Sprache: „Du schläfst, du ruhest aus, Ilja aus Murom, und weisst nicht, welches Unheil dir begegnet: siehe da nähert sich der Riese Swiatogor. Lass mich auf's weite Feld laufen, und klettere du auf die hohe Eiche.“ Da stand Ilja aus dem Bette auf seine muthwilligen Füsse, liess sein Ross auf das weite Feld, und setzte sich auf die Eiche hinauf Da sieht er: es kömmt ein Recke höher als der hohe Wald, mit seinem Haupte ragt er bis zu den irrenden Wolken hinauf, auf seinen Schultern führt er einen kristallenen Kasten. Da bleibt der Recke bei der Eiche stehen, nimmt von seinen Schultern den kristallenen Kasten herunter, macht ihn auf mit einem goldenen Schlüssel — und aus dem Kasten tritt ein Riesenweib hervor. (Es folgt eine weitläufige Beschreibung ihrer Schönheit.) Als sie aus dem Kasten herauskam, so deckte sie den Tisch auf, holte süsse Speisen und Getränke aus dem Kasten. Da hielt Swiatogor seine Mahlzeit und ging mit seiner Frau in das Zelt zur Ruhe und Lust. Dann ist der Riese eingeschlafen. Aber seine schöne riesige Frau ging auf dem weiten Felde spazieren und bemerkte Ilja auf der hohen Eiche. Da spricht sie zu ihm in folgenden Worten: „Hei du kräftiger wackerer Recke! komm doch von deiner Eiche herunter, komm, wir wollen der Liebe pflegen;

willst du aber nicht gehorchen, so werde ich den Riesen Swiatogor aufwecken, und werde ihm sagen, dass du mich zur Sünde genöthigt hast.“ Was hatte Ilja zu thun: das Weib liess sich nicht bereden, mit Swiatogor aber wäre es viel zu schwer fertig zu werden; da kam Ilja von der Eiche herunter und that, was ihm befohlen wurde. Da nahm ihn die schöne riesige Frau und setzte ihn in die weite Tasche ihres Mannes, den sie auch aus seinem tiefen Schlafe aufweckte. Swiatogor stand auf, setzte seine Frau in den kristallenen Kasten, machte ihn mit seinem goldenen Schlüssel zu, setzte sich auf sein gutes Ross und zog zu den heiligen Bergen (Swiatija Gory — daher auch der Name — Swiatogor). Da fing sein gutes Ross an zu straucheln, und der Riese schlug es mit seiner seidenen Peitsche auf seine dicken Seiten. Da sprach das Ross mit menschlicher Sprache: „Erst trug ich den Riesen mit seiner Riesenfrau, nun trage ich aber die Riesenfrau und zwei Riesen; daher ist es kein Wunder, wenn ich strauchele.“ — Da zog Swiatogor Ilja aus seiner Tasche hervor und fing an ihn zu fragen, wer er sei und auf welche Weise er in seine Tasche gerathen? Ilja sagte ihm aufrichtig die lautere Wahrheit. Da tödtete Swiatogor seine riesige Frau, mit Ilja aber hat er das Kreuz gewechselt und nannte ihn seinen jüngeren Bruder.“ Dass dieses Lied, trotz einiger späteren Zusätze, doch uralt und mythisch ist, wird wohl jedem Kenner klar sein.

(3) Der Annahme, dass die Riesenfrau in dem Liede von Swiatogor mit der Mutter des jungen Helden in den Kampfesliedern eine und dieselbe Person ist, scheint freilich der Umstand zu widersprechen, dass sie von Swiatogor getödtet wird. Allein dieser letztere Zug kann ja sehr leicht eine spätere Umänderung sein; ich glaube wenigstens, dass mythischer Ehebruch gewöhnlich nicht gerächt zu werden pflegt. Nicht ohne Bedeutung ist auch, dass da, wo von dem Ermorden der Riesenfrau gesagt wird, die Sage das Versmass verloren hat und prosaisch lautet; es ist also auch äusserlichen Gründen nach eine verdorbene Stelle. Was unsere Kampfeslieder anbetrifft, so sagt in Kirejewski's IV, No. 3 der Sohn von seiner Mutter: „Ich bin vom kalten Meere, von dem Steine Latyr, von dem Weibe Latygorka.“ In Rybnikoff's No. 13 wird sie ungefähr ebenso genannt, und ihr Land

mit etwas andern, aber ebenfalls märchenhaften Zügen geschildert. In No. 14 wird sie anders genannt, ihr Land aber ist „am andern Ufer der berüchtigten blauen See“ — ebenfalls also ein mythisches Fabelland. Was den Namen des Steines Latyr anbetrifft, so kommt er auch in geistlichen Liedern kosmogonischen Inhaltes vor und hat ohne Zweifel eine mythische, wenn auch immer noch nicht genügend erklärte Bedeutung (den Versuch einer solchen findet man in den Anmerkungen zu der 4. Lieferung der Lieder von Kirejewski, S. I — IX). Nur in Rybnikoff's No. 12 ist das Land der Mutter der Heldenjungfrau (die hier anstatt des Heldenjünglings erscheint) schon kein undeutlich — entferntes Fabelland, sondern ein historisches: „Ich bin, sagt die Jungfrau, aus dem tapfern Litthauen, einer Wittwe Tochter; meine Mutter war eine Bäckerin . . . sie schickte mich in's berühmte russische Land, mich über meinen Vater zu erkundigen.“ Dies, wie auch manches andere in diesem Liede, gehört offenbar schon einer späteren Zeit. —

(4) Dies ist auch ungefähr die Meinung von Herrn Buschlaijeff, einem der bedeutendsten russischen Forscher im Gebiete der Volksdichtung. (Sein Artikel in dem Journal „Russkij Westnik“ 1862, September, S. 69. Vieles in diesem Artikel, was nämlich die Sittenschilderung im russischen Epos anbetrifft, ist übrigens unrichtig.)

(5) Diese neue Ansicht tritt einigermassen schon in Kirejewski's IV. No. 3 hervor; noch mehr aber in Rybnikoff's No. 12, wo die Heldenjungfrau folgendermassen spricht: „Nun, da bin ich im russischen Lande gewesen, und ich fand nur Spott im russischen Lande: er nannte meine Mutter ein Kebsweib, und mich einen Bastard. Ich will aber nach Kief fahren, will dem Helden auf dem weiten Felde entgegenkommen, will ihn mitten im Felde tödten, — denn einen solchen Spott darf man nicht unbestraft lassen.“ Dass dies die Sprache einer späteren Zeit ist, welche man in eine ursprünglich mythische Sage hineingeschoben, wird wohl an und für sich klar sein, wenn man auch nicht in Rücksicht nimmt, dass auch die in diesem Liede vorkommende Schilderung des Landes der Mutter, wie wir sahen, späteren Zeiten gehört.

(6) Dies ist Anastassija die Frau von Dunaj Iwanowitsch

(Kirscha Daniloff's alte russische Lieder herausgegeben von Kalaidowitsch, das Lied von Dunaj Iwanowitsch).

(7) Eigentlich die Tochter, da diese Worte in in No. 12 vorkommen. Wie hier die Jungfrau die Stelle des Jünglings einnahm, ist wohl nicht schwer zu erklären. Die Kämpfer heissen im russischen Epos sehr oft — polenitza (von pole = Feld, also — der im Felde verweilende); dieses Wort aber, seinem Endvocale nach, hat eine weibliche Form, was auch sehr leicht dazu führen konnte, daraus eine weibliche Person zu bilden. —

(8) In einem Liede sogar erscheint Ilja als Bestrafer für die verletzte weibliche Ehre überhaupt. Er begegnet nämlich einer Heldenjungfrau, die ihm sagt, sie sei vor Alescha Popopitsch geflohen (Alescha, des Pfaffen Sohn [so genannt] ist eine ziemlich niederträchtige Persönlichkeit unter den Helden des russischen Epos). „Ach du, meine Seele, schöne Jungfrau, erwiedert ihr Ilja, warum hast du mir nichts davon gesagt? Ich würde mit Alescha dafür zu thun haben, ich hätte ihm dafür seinen kecken Kopf abgeschlagen.“ (Lieder von Kirejewski, I, No. 3.) In einem andern Liede prahlt Alescha vor zwei Brüdern, ihre Schwester entehrt zu haben; die Brüder hauen dafür der Schwester den Kopf ab. (Lieder von Kirejewski, II, S. 64 — 66).

(9) Ausser der von Herrn Köhler angeführten Variante dieser Art (Kirscha Daniloff's Lieder), gehört zu derselben Kategorie auch die bei Kirejewski, I, No. 5. In diesem Liede ist ausdrücklich gesagt, dass sich Ilja des Jünglings nicht erbarmt hatte. In dem von Herrn Köhler angeführten (auch bei Kirejewski abgedruckt, No. 6) fängt Ilja an zu weinen, als er sein liebes Kind erkennt. Ein so milder Zug kann ja nur derjenigen Zeit angehören, wo Ilja's Gestalt überhaupt einer tiefen Humanität theilhaftig wurde. Das Humane in diesen beiden Varianten ist grade das, was sie mit der Grundidee unsers Bauernhelden in Einstimmung bringt und was mich nöthigt, sie der späteren Entwicklung zuzuschreiben. Ausserdem gibt es in diesen Varianten Einzelnes, was ebenfalls den Stempel späterer, und sogar viel späterer, wenn auch nicht in aller Hinsicht besserer Zeiten trägt. Indem Ilja mit andern Helden

auf der Grenzwarte stehend geschildert wird, heisst es in der Variante No. 5, sie liessen weder einen Fussgänger, noch einen Reiter, weder einen dem Tzaren, noch einem Boyaren (Edlen, Magnaten) dienenden durch. Der Jüngling wird gefragt, ob er ein Tzaren, oder ein Königssohn ist oder nur ein Bauernkerl. Die verächtliche Form des letzteren Ausdruckes deutet am klarsten auf späteren Zusatz, denn sie stimmt nur zu wenig mit dem Umstande überein, dass der Hauptheld Ilja selbst nicht mehr als ein Bauernsohn ist. In der Variante No. 6 (der von Herrn Köhler) ist der Jüngling schon wirklich ein Königssohn, nämlich er wird für den Sohn des Königs von jenem Ufer des Flusses Don gehalten. Auf diese Weise hatte sich die mythische kalte, oder blaue, See in einen sich in Russland befindenden Fluss umgestaltet; — wiederum eine Umänderung späterer Zeiten.

(10) Mitgetheilt von Konstantin Aksakoff, einem der Hauptvertreter der national-russischen Richtung, der leider nur zu früh starb. (Siehe dessen sämmtliche Werke, I, 370.)

(11) Lieder gesammelt durch Kirejewski, I, S. 34. Vergleiche in demselben Buche, Anhang: Märchen über Ilja, S. V.

(12) Lieder, ges. d. Rybnikoff, I, 45, 46. Lieder, g. d. Kirejewski, I, 35.

(13) Lieder, g. d. Kirejewski, I, 35 u. 36, 17, 28. Lieder, g. d. Rybnikoff, II, 345. Die Uneigennützigkeit Ilja's ist in einem andern Liede beinahe noch schöner geschildert. Hier vereinigt sie sich mit seinem Siege über das Schicksal. Indem er einmal eine Heldenreise unternehmen will, kommt er auf einen Platz, wo der Weg sich in drei Wege scheidet, und findet da einen Stein mit folgender Aufschrift: „Fährst du den einen Weg, so wird man dich tödten; fährst du den andern — so heirathest du; fährst du den dritten — so wirst du reich.“ Ilja versucht alle drei Wege. Auf dem ersten weiss er sich vom Tode zu retten, auf dem zweiten reisst er sich aus den zauberischen Liebesnetzen einer weisen Jungfrau los, ohne ihren Willen gethan zu haben. Endlich kömmt er auf den dritten Weg. Da sieht er überall herum tiefe Keller, gefüllt mit rothem Golde, mit reinem Silber und kostbaren Perlen. Er sagt aber:

„Was soll ich Alter mit diesem Reichthum, mit diesem unermesslichen Goldschatz?“ — Indem er so stand und dachte, nahm er das Gut, und baute auf dem weiten Felde gottesfürchtige Klöster, grosse Kirchen; führte Kirchengesang und Glockenklang ein: „wem das Gut gehörte, für dessen Seele mag darin gebetet werden.“ Hier kehrte der Wackere um zu dem glühenden Steine zurück, und änderte auf demselben die Aufschrift: „Bin diesen Weg gefahren und bin doch nicht reich geworden.“ (Lieder, ges. d. Rybnikoff, II, No. 62.) Wie bekannt, versucht es auch Hagen, des Schicksals Herr zu werden, indem er, trotz der Prophezeiung der Meerweiber, den Capellan in's Wasser stürzt; allein der Capellan wird dennoch gerettet, und die Nibelungen gehen dennoch unter. Die nordische Sigurdsage drückt noch deutlicher die Idee des Schicksals aus. Auch im russischen Epos sind die ältern Helden, die Riesen, schwächer als das Schicksal; dies ist mit Swiatogor der Fall. Im Gegentheil, der jüngere und nicht der Quantität, sondern der Qualität nach stärkere Ilja erscheint schon als Sieger des Schicksals. In russischen Sprichwörtern spricht sich nicht selten ein alle Umstände besiegender Muth aus. Wenn dies aber in der Geschichte Russlands insofern nicht der Fall zu sein scheint, dass das Volk unter das Joch der Leibeigenschaft und der Herrscherdespotie überhaupt sich das Haupt zu beugen erlaubt hat, so dienen erstens die nur zu schweren historischen Schicksale Russlands hier zur Erklärung, zweitens aber ist zu bemerken, dass das auf lange geknechtete Volk dennoch keinen knechtischen Sinn bekommen hat. Ich will hier das Urtheil eines jedem engen Nationalitätsgefühl fremden Deutschen, der auch in Russland gewesen ist, Herrn von Bodenstedt's anführen. Er äussert sich folgendermassen in der Vorrede zu seinen russischen Fragmenten: „Der Russe beugt sich vor der Macht, wie der Deutsche, aber aus ganz verschiedenen Gründen; das Bücken macht seinen Rücken geschmeidig, allein es krümmt ihn nicht. Er fürchtet die Macht etwa wie eine blinde, rücksichtslose Naturgewalt, deren zerstörenden Wirkungen zu entgehen, ihm jedes Mittel erlaubt scheint; der Deutsche hingegen hat Achtung vor der Macht und steigert diese Achtung bis zur Ehrfurcht; er sucht die rohesten und willkürlichsten Macht-

äusserungen in ein System zu bringen, und erschöpft seinen Verstand, um ihre Nothwendigkeit zu begreifen und zu begründen (1 Theil, S. XIII). Peter der Grosse hat zuerst nach ausländischem Muster die geheime Polizei, das Spioniren, das gegenseitige Ueberwachen und die dadurch in allen Schichten der Gesellschaft erzeugte Unsicherheit in Russland eingeführt, aber erst durch die Deutschen ist das Ganze in ein System gebracht worden." (Ebendaselbst, etwas weiter.) Ich will nicht entscheiden, ob der geistreiche Schriftsteller, in seinem gewiss patriotisch wohlgemeinten Eifern gegen die Mängel seiner Nationalität, nicht zu weit gegangen ist. Jedenfalls liegt in seinen Worten unbedingt mehr Wahrheit, als in den folgenden des Herrn Professor Lazarus: „Man behauptet, das Bewusstsein der meisten Slaven sei servil." (Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft. II, 420.) Von einem so ausgezeichneten Gelehrten, von einem Völkerpsychologen könnte man wirklich erwarten, dass er sein Urtheil über einen ganzen Völkerstamm nicht auf einem „man behauptet," gründen würde! So weit kann aber den allerklügsten Mann das Moralisch-beengende eines exclusiven Nationalitätssinns führen! —

(14) Lieder, ges. d. Rybnikoff, I, 25.

(15) Man würde vielleicht geneigt sein, einige Beispiele der Blutrache aus der älteren russischen Geschichte anzuführen. Man darf aber nicht vergessen, welche Rolle in ihr das normännische Element spielt. Die Blutrache in der Familie des geschichtlichen Wladimir, der Mordversuch gegen ihn seiner unfreiwilligen Gattin Rognéda, die Rache, die Jaroslaw an den Bürgern Nowgorods ausführt — das sind Thaten normännischer Fürsten. Anders scheint es freilich mit der Rache Olga's zu sein, die doch eine Einwohnerin Pskows, folglich eine Slavin sein soll. Es ist aber bemerkenswerth, dass Herr Mannhardt über eine der verschiedenen Arten ihrer Rache sich folgendermassen äussert: „Unzweifelhaft sind Waräger auch die Urheber der von Nestor erzählten Sage, dass die russische Fürstin Olga der Stadt der Drevier Koroston, die sie lange vergeblich belagert hatte, gegen die Abgabe einer Taube und dreier Sperlinge von jedem Hof, Frieden verspricht. Sie wolle die Vögel auf dem Grabe ihres von den Dreviern getödteten Gemahles

opfern. Der Tribut kömmt ein. Da wird jedem Sperling und jeder Taube in einem kleinen Tuch Schwefel und Feuer angebunden. Sie fliegen in ihre Nester zurück und zünden die Häuser an.“ (Mannhardt, Germanische Mythen, 39). Sollten auch nicht Waräger Urheber der ganzen Sage von Olga's Rache sein? Es ist übrigens nicht zu leugnen, dass auch bei den alten Slaven, wie bei allen ursprünglichen Völkern, häufige Beispiele der Blutrache nicht nur vorkommen konnten, sondern auch mussten. So hatten sich die Drevier an Igor gerächt. Es bleibt aber dennoch von der grössten Wichtigkeit, dass die Blutrache nicht zu einer Grundidee in der russischen Volksdichtung, folglich nicht zu einem Ideal, zu einem poetisch dargelegten sittlichen Soll geworden ist, wie wir dies im nordischen Epos und im germanischen überhaupt sehen.

(16) Lieder, g. d. Rybnikoff, I, No. 9, S. 52. In einigen Varianten freilich ist durch spätere Hinzuthat dem Wladimir etwas Königliches hinzugekommen.

(17) Lieder, g. d. Kirejewski, 3. Lieferung, S. 32 — 38.

(18) Lieder, g. d. Rybnikoff, I, No. 6.

(19) Das erstere ist im „Ogier le Danois,“ im „Huon de Bordeaux;“ das zweite im „Gui de Nanteuil,“ theilweise im „Gaydon.“ —

(20) Siehe in Ebert's Zeitschrift für Romanische und Englische Literatur, im I. B., 1859, den Artikel von Al. Pey „Sur le roman inédit de Doon de Mayence.“

(21) Lieder, g. d. Kirejewski, 4. Lieferung, No. 7, Lieder, g. d. Rybnikoff, I, 18; II, 63.

(22) So ist es z. B. im „Gaydon,“ wo dem verkleideten Karl vordem sogar Haare aus dem Bart ausgerissen werden. (Les Anciens Poëtes de la France, t. VII. Gaydon.)

(23) Ganz deutlich spricht sich das Wesen der Lehnsverhältnisse in den wenigen Worten aus, die Volker sagt, als er Rüdiger von Bechelaren gewaffnet gegen die Nibelungen kommen sieht:

„An uns wil dienen Rudeger sine burge und sinio lant.“ (Nibelungen, XXXVI. Aventiure.)

Berlin. Orestes Miller.

Sitzungen der Berliner Gesellschaft
für das Studium der neueren Sprachen.

---

80. Sitzung, den 24. Febr. 1863. H. Bollmann sprach über die in der 2. Hälfte des 17. und in der ersten Hälfte des 18. Jahrh. auf der deutschen Volksbühne herrschenden Haupt- und Staatsactionen, und wies nach, dass dieselben weder Uebersetzungen aus dem Spanischen waren, noch durch rohe Ueberarbeitung aus dem gelehrten Drama Lohenstein's entstanden sind; dass sie vielmehr eine nach den Bedürfnissen des Zeitgeschmackes neumodisch aufstaffirte Fortsetzung der Schauspiele der sogenannten englischen Komödianten sind. Eine kurze Skizze über den Zustand der Schauspielkunst, so wie des Geschmackes des Publikums in jener Periode beschloss den Vortrag. — An den Vortrag anknüpfend bemerkte Hr. Hermes, dass der hauptsächlich auf Zahlen beruhende Beweis für die Behauptung, die Haupt- und Staatsactionen seien Fortsetzungen der englischen Komödie, nicht zu genügen scheine; innere Gründe liessen sie als gleicher Art mit den gelehrten Dramen erscheinen, wogegen der Vortragende bemerkt: factisch sei zwar der Inhalt der einen Gattung nur eine Verpöblung der andern, aber Lohenstein z. B. habe ausgesprochenermassen nie für die Bühne geschrieben, während die Haupt- und Staatsactionen ganz für dieselbe geschaffen gewesen, wie schon der Umstand zeige, dass lange Partien derselben nur im allgemeinen skizzirt gewesen, um extemporirten Spässen Harlequins und der Columbine Raum zu geben.

Anknüpfend an einen früheren Vortrag untersuchte Hr. Leo, ob für die Fabel des Hamlet Shakspeare ausser Saxo Grammaticus auch die Bearbeitung des Belleforest oder die History of Hamlet benutzt oder endlich ob Shakspeare wie in Titus Andronicus ein vorhandenes Stück bearbeitet vor Augen gehabt habe. Die History of Hamlet erweise sich als nachshakesparesches Machwerk durch die Wiederholung des Wortes 'a rat' nach Polonius Ermordung, die entschieden aus Shakspeare entnommen sei. Ebenso erweisen sich die andern Annahmen als nichtig. Aus dem heidnischen Stoffe hat Shakspeare in

sein Stück aufgenommen: Die Ermordung des alten Hamlet, Vermählung der Wittwe, den angenommenen Wahnsinn Hamlet's; Zusammenkunft mit der Mutter und Polonius; die Reise nach England und die Aenderung der Briefe. Endlich stecke die Idee, Hamlet behufs Prüfung seines Wahnsinnes mit einem Mädchen im Walde zusammen zu bringen, in der von Polonius zu gleichem Zwecke veranstalteten Zusammenkunft mit Ophelia.

Auf den Gedanken des Stückes übergehend hält der Vortragende an dem Goetheschen Urtheil fest: es solle nämlich eine Seele dargestellt werden, die der ihr aufgelegten Aufgabe nicht gewachsen sei. Dies ergebe sich zunächst aus der Betrachtung der Personen, die dem Hamlet gegenübergestellt sind, namentlich des Königs Laertes, Polonius. Die beiden ersten seien Leute von präciser Thatkraft, während bei Hamlet das Wort Ersatz für die That sei. Polonius sei Hamlet's Caricatur im Gebiet des Philosophirens, Aesthetisirens und der Reflexion: ihr Unterschied sei nur, dass Polonius keine Mission der Rache habe. Beiden fehle eine rechte sittliche Grundlage, ja Polonius übertreffe Hamlet in dieser Hinsicht, wie das Verhältniss zu seinem Hause und und Familie zeige: bei Hamlet aber stehe überall das frivol Tändelnde voran.

Der König wird charakterisirt als Autokrat, ein Mann von Scharfsinn, durchschaue Hamlet, behalte die Fassung in der höchsten Gefahr, und wisse dann noch Laertes sehr geschickt zu benutzen.

Bei Laertes sei alles instinktiv, was beim Könige reflectirt sei, er handelt überall nach dem Gefühl, nicht nach dem Gedanken. In der Discussion bemerkt Hr. Liebknecht, das sittliche Element sei mit Absicht unterdrückt: die Forderung der Blutrache sei eben nichtchristlich: der König zeige gewissermassen mehr Christenthum als Hamlet. Hr. Goldbeck bestreitet, dass vom Christlichen überhaupt in der Tragödie zu reden sei: in den Tragödien trete eben, wie Hermann sage, die *φύσις* gegen den *νόμος* auf. Dieselbe Frage berühren Hr. Müller, Herrig und Reymond. — Hr. Leo erwiedert darauf und bemerkt, grade die christliche Basis verhindere den Dichter, den Hamlet die Blutrache so ausführen zu lassen, wie die heidnische Sage es thut.

Hr. Liebknecht. Shakspeare liefere in seinen grossen Dramen immer ein grosses Culturbild: so zeichne er hier einen Uebergang aus dem Heiden- zum Christenthume: der alte Hamlet stehe noch ganz im nordischen Heidenthume, in Hamlet verbinde sich dies mit dem Christenthum; welches in seiner reinen Gestalt (Ritterlichkeit) erst in Fortinbras auftrete.

Hr. Herrig erklärt sich dagegen, dass man aus dem einen Worte 'a rat' eine Entstehung der History of Hamlet nach Shakspeare nachweisen wolle.

81. Sitzung, den 10. März 1863. Hr. Pröhle eröffnete die Sitzung mit einem Vortrage über die deutschen Sagensammlungen. Mit solchen trat zuerst Prätorius im 17. Jahrhundert, dann um 1800 Otmar (Director Nachtigal in Halberstadt) hervor. Beide leisteten Anerkennenswerthes, und gegen sie ist die Dobenecksche Sammlung, die unmittelbar vor den Grimmschen erschien, als ein Rückschritt zu betrachten, da der satyrische Ton der Darstellung den Mangel an Verständniss für den Gegenstand beweist. Die Gebrüder Grimm brachten 584 deutsche Sagen zusammen, die zwar noch lange nicht den Stoff erschöpfen, wohl aber die hauptsächlichen Märchen- und Sagenkreise vollständig umfassen. Die späteren Sammlungen haben sich meist landschaftlich abzuschliessen gesucht und in dieser Beschränkung zum Theil Grosses geleistet. Auf die ganze Fülle der deutschen Sage richteten nach den Grimms sich J. W. Wolf, der schätzbaren Stoff herbeibrachte, die rechte Frische der Darstellung jedoch vermissen lässt; ferner Bechstein, dessen grosses Werk aber von geringem wissenschaftlichen Werth und ohne das liebenswürdige Pathos seiner thüringischen Sagen ist, zuletzt F. Bässler, der sich mit feinem Sinne an die Quellen anzuschliessen verstand und besonders werthvoll für die Geschichtssage ist. An die genannten wird jetzt die Sammlung des Vortragenden selbst sich anreihen. Im Ganzen stehen die späteren Sagenerzähler an Treue der Auffassung den Gebrüdern Grimm nicht nach, einige, z. B. Schwartz in einzelnen märkischen Sagen, sind in dieser Beziehung ihnen ganz ebenbürtig an die Seite zu setzen; in der sprachlichen Form der Darstellung aber ist noch keiner ihnen nachgekommen. —

Hr. Sachse machte darauf aufmerksam, dass es an der Zeit sein möchte, aus den verschiedenen Sammlungen, in denen jetzt das Material wohl ziemlich vollständig herbei gefördert sei, ein Corpus der deutschen Sage zusammen zu stellen.

Darauf las Hr. Miller über den Volkscharakter der Russen, wie er in ihren epischen Nationalliedern sich ausspricht. Er ging von dem russischen Gegenbilde unseres Hildebrandsliedes, dem Kampfe des Nationalhelden Ilja mit seinem eigenen Sohne, aus und verfolgte die verschiedenen Formen, in denen die russische Volkssage diesen Stoff gestaltet hat. In der ältesten Form des Liedes erkannte der Vortragende einen Naturmythus: die Repräsentanten zweier Göttergenerationen suchen einander zu vernichten. In späteren Varianten ist die Dichtung zu einer sittlichen Erklärung des Conflictes fortgeschritten und hat sie in der verletzten Ehre der Mutter gefunden. Zuletzt hat das Lied nach der Natur des russischen Volkscharakters seinen tragischen Ausgang vorloren: der Vater schont den Sohn, sogar noch ehe er ihn erkannt hat. Ilja der Bauersohn, aus dessen Sagenkreise ausserdem Manches beigebracht wurde, sei der Ausdruck des russischen Volksgeistes, der bei aller Rohheit im Grunde überall die Züge schöner Menschlichkeit zeige. Der Despotismus mit seinen

Folgen sei aus Byzanz dem russischen Reiche importirt; das Volk sei, wie Ilja, friedsam, mildmüthig, von allem Egoismus fern. Aus diesen Eigenschaften erwachse die Hoffnung auf eine grosse weltgeschichtliche Mission des russischen Volkes.

Da Hr. Miller diesen Vorzügen des russischen Volkscharakters entgegengesetzte Eigenschaften der Helden des germanischen Volksliedes zur Folie gegeben hatte, so entspann sich eine lebhafte Discussion über die Auffassungen und Folgerungen des Vortragenden, an welcher namentlich die Hrn. Hermes, Schwerin, Märcker und Marthe sich betheiligten.

82. Sitzung, den 24. März 1863. Hr. Städler las Bruchstücke aus einer grösseren Arbeit (die im „Archiv für das Studium der neueren Sprachen abgedruckt werden wird) über die Aussprache des E und des O im Italienischen. —

Hr. Büchmann machte die Gesellschaft mit einer liebenswürdigen und gelehrten französischen Dichterin, der Frau Ackermann, geb. Choquet bekannt. Geboren 1813, seit 1846 Wittwe des in Berlin ansässigen französischen Gelehrten Ackermann, lebt sie auf einem von ihr selbst bewirthschafteten Gütchen bei Nizza und hat im Jahre 1861 bei Caisson in Nizza einen Band Gedichte, jedoch nur in 150 nicht für den Buchhandel bestimmten Exemplaren, erscheinen lassen. —

Hr. Zermelo trug poetische Uebersetzungen einiger Gedichte der Amerikaner Longfellow, Bryant und Store vor. —

Hr. Goldbeck knüpfte an die jüngst erschienene französische Grammatik von Gruner einige Bemerkungen über den Streit zwischen der wissenschaftlichen Methode ihrer Behandlung, welche Gruner wieder anbahnen möchte, und der rein praktischen, und suchte, mit besonderer Rücksichtnahme auf den Subjonctif, die Nothwendigkeit einer reichen Beispielsammlung aus guten neueren Autoren zu erweisen, wobei er, was die Theorie anbetrifft, ein theilweises Zurückgehen auf die Beckersche Anschauung für wünschenswerth erklärte. — Im Anschlusse an diese Ausführungen hob Hr. Büchmann hervor, welche Verdienste Prof. Plötz sich um den Betrieb des französischen Elementar-Unterrichts erworben habe. —

83. Sitzung, den 14. April 1863. Hr. Bollmann sprach über Lessings Emilia Galotti und handelte besonders von dem Schluss der Dichtung, namentlich von den Motiven, welche in der Seele der Emilia den Wunsch zu sterben hervorrufen, als welche der Dichter nicht die Furcht vor Gewalt, sondern die Furcht vor ihrer eignen Sinnlichkeit und der Verführung durch den Prinzen hingestellt habe. Er wies nach, dass die schon von dem alten Wandsbecker Boten gegen diese Motive erhobenen Bedenken durch neuere Erklärer, wie Nodnagel, Hölscher, Rötscher keineswegs als beseitigt anzusehen seien, ja dass auch der eingehende Erklärungsversuch, den A. Stahr in seinem Leben

Lessings gegeben, in keiner Weise als eine genügende Lösung des vorliegenden psychologischen Problems betrachtet werden könne, und dass namentlich die von Stahr aus Nodnagels Buch entlehnte Berufung auf die bekannte Scene im Shakspeare zwischen Anna und Richard III. als eine in allen Punkten schiefe und verfehlte Parallele zu bezeichnen. — Der Vortragende schloss mit der Frage: Sollte das psychologische Räthsel desshalb bis jetzt nicht gelöst worden sein, weil es in Wahrheit unlösbar ist?

Die Herren W. Hahn und Schweichel glaubten diese Frage verneinen zu müssen. Ersterer meinte, das von Emilia angegebene Motiv sei nur ein Vorwand, den sie gebrauche, um ihrem Vater die Nothwendigkeit ihres Todes, den sie aus besseren Gründen suche, plausibel zu machen. Letzterer war der Ansicht, dass die psychologische Entwicklung, wie Lessing sie gebe, aus der Ueberspanntheit einer empfindsamen Mädchenseele wohl zu begreifen sei. —

Hr. Giovanoly machte auf den französischen Dramatiker Sardou aufmerksam, indem er an dem Stücke desselben 'Les intimes' das ernste und erfolgreiche Streben zeigte, sich aus der niedrigen Frivolität der modernen französischen Komödie zur Classicität Molière's emporzuarbeiten. —

Zuletzt las Hr. Schweichel über Ostergebräuche. Gestützt auf eine reiche Fülle von altüberlieferten Sagen und Sitten aller Völker, suchte er den Beweis zu führen, dass unsere Ostergebräuche auf die Festfeier der heidnischen Frühlingsgöttin Ostara zurückzuführen und das Osterei oder der statt desselben vorkommende Ball (Sonnenball) als ein Symbol des Frühlingssegens zu betrachten sei.

84. Sitzung, den 5. Mai 1863. Hr. Büchmann sprach über das Heinrich dem Vierten zugeschriebene Wort: Je veux que le dimanche chaque paysan ait sa poule au pot, dasselbe sei historisch nicht nachzuweisen, nicht einmal von Edouard Fournier in dem geistreichen Buche L'esprit dans l'histoire: während von andern berühmten Aussprüchen, wie: tout est perdu fors l'honneur; l'état c'est moi; la garde meurt mais ne se rend pas, feststehe dass sie so nie gesagt seien. Doch sei jenes Wort so dem Charakter des grossen Königs entsprechend, dass es mit dem Andenken an denselben im Volke fortlebe. Der Vortragende erinnerte an den vielcitirten Vers von Gudin de la Brenellerie: Le seul roi dont le pauvre ait gardé la mémoire; dann an die Verunstaltung des Ausspruches durch Uebersetzung in amphigurischen romantischen Styl durch Legouvé (Henri IV, Act. 4, Sc. 1) und de la Bédollière (Français peints par eux-mêmes, tome II. p. 87). Legouvé sagt: Je veux (que le dimanche) qu'au jour marqué pour le repos (Chaque paysan) L'hôte laborieux des modestes hameaux (au pot) Sur sa table moins humble (ait) ait par ma bienfaisance (Sa poule) Quelques-uns de ces mets réservés à l'aisance; über welche Umschreibung bei der

Aufführung aus dem Parterre der Witz erklungen: Il a tourné autour du pot.

Hr. Mahn las über Guillem de la Tor, aus Perigord, der kein eigentlicher Troubadour, sondern Dichter und Spielmann gewesen: er lebte um die Mitte des 13. Jahrh., wo die Troubadours nach Italien und Spanien geflüchtet. Dem Dichter sei der Vorwurf gemacht worden, dass seine Vorreden und Erläuterungen (für deren übliches Vorkommen hieraus ein Beweis zu entnehmen sei) länger seien als die Gedichte. Er lebte in Mailand, entführte von da die Frau eines Barbiers nach Como; wo sie starb: darüber verfiel er in Wahnsinn, indem er sich einbildete, die Geliebte stelle sich nur todt, holte sie täglich aus dem Grabe und beschwor sie, zu ihm zurückzukehren. Die Bewohner von Como verjagten ihn desshalb, und nachdem eine abenteuerliche Busse, der er sich behufs ihrer Wiederbelebung unterzogen, sich fruchtlos erwiesen hatte, starb er aus Kummer. Die histoire des Troubadours und die histoire litéraire de la France wurden wegen theilweis falscher Uebersetzung einiger Umstände berichtigt. 13 Lieder des Dichters sind erhalten; eines nur in der Handschrift von Modena. Es geht daraus hervor, dass Guillem de la Tor längere Zeit am Hofe des Markgrafen von Este lebte. Einzelne Mittheilungen aus den Gedichten und Uebersetzung einer Stanze schlossen den Vortrag.

Der Vorsitzende nimmt Gelegenheit, den Vortragenden zu fragen, welcher Norm er bei der Aussprache des Provençalischen folge. Hr. Mahn verwies auf Diez. Einzelne Laute wie i, u, z, ch ausgenommen thue man gut, nach deutscher Weise zu lesen — es gehe damit wie mit dem Griechischen und Lateinischen. Ein Nasallaut existire auch im Neuprovençalischen nicht. Einzelne Dialekte seien verschieden.

Hr. Leo knüpft an den Gedanken seines früheren Vortrages an, dass Shakspeare bei Auffassung des Hamlet den Zweck im Auge gehabt habe, die Schauspieler und das Publicum zu bilden: für erstere liegen die Regeln vor, die im Stücke gegeben werden. Mit dem Publicum musste er langsamer vorgehen: er zeige sich als eben so praktischer Mensch wie als Genie: nachdem er in Bearbeitung alter Stoffe wie Perikles, Titus Andronikus der Neigung für das Grobsinnliche, für eine gewaltsame Handlung Rechnung getragen, schreite er in Hamlet dazu, eine Komödie der Handlungslosigkeit zu geben: was man wirklich Handlung nennen könne, läge vor dem Stück: Polonius Tod habe nicht viel zu sagen: der Geist selbst sehe ihn nicht als ein Verbrechen an: in Macbeth erscheine der Geist nur dem, der das Verbrechen begangen, im Hamlet nur denen, die es nicht begangen: hielte der Geist Hamlet für schuldig, so würde er auch ihm nicht erscheinen. In allen andern Stücken habe Shakspeare den Stoff genommen, wie er ihn fand, und die Gestalten erwuchsen ihm daraus: im Hamlet sei der Stoff nebensächlich: nur Hamlet sei wirklich gezeichnet, die andern Figuren seien nur Skizzen und hätten den Zweck, ihr Licht auf Hamlet zu reflectiren. Laertes,

Claudius, Fortinbras haben jeder etwas von dem in sich, was Hamlet fehlt: Der König sei ein Genussmensch, aber im Augenblick der Noth fähig, mit Energie das Nöthige zu thun; Laertes, der fröhliche Lebemann, setze, den Vater zu rächen, Himmel und Erde in Bewegung; Fortinbras sei der vollkommene Held. Ihnen gegenüber fehle Hamlet die Energie grosser Ziele und die Energie des Herzens. Auch Ophelia sei keine in sich abgerundete Gestalt, sondern nehme ebenfalls nur eine Beleuchtungsstellung zu Hamlet ein. Sie mag Hamlet lieben, Hamlet liebt sie nicht: er spielt mit ihr und bringt sie um den kleinen Verstand, den sie besitzt: es solle gezeigt werden, dass eine Fischnatur wie Hamlet selbst die Liebe nicht erwärmen könne. Phrasenhafte Schwäche sei sein charakterisches Merkmal; während er ohne sie hätte werden müssen, was Fortinbras ist, sei vorauszusehen, er werde wie Polonius werden, wenn er dessen Alter zu erreichen bestimmt sei. Hamlet vertraut sich den Freunden nicht an und spinnt einen weithinzielenden Plan mit verstelltem Wahnsinn, während Laertes bei gleicher und doch weniger grässlicher Veranlassung schnell handelt und sofort das Volk auf seiner Seite hat. Hamlet's Motiv sei nicht Feigheit, sondern eben die Lust am Spiel. Für die Betrachtung der Thätigkeit Hamlet's selbst wird auf einen ferneren Vortrag verwiesen. Als Ziel der Charakteristik wird das alte Goethe'sche Urtheil hingestellt. Hamlet sei kein Held, sei ein durch und durch charakterloser, blasirter Mensch. Die Schuld, dass er so geworden, tragen vielleicht die Eltern, die in einer Zeit blutiger Thaten statt ihn in den Harnisch zu kleiden, ihn auf die Hochschule nach Wittenberg schicken. — Herr Märker will einen Widerspruch mit der Ansicht des Vortragenden in der ungemeinen Wirksamkeit erblicken, die das Stück in Deutschland ausgeübt, worauf erwiedert wird, dass dieselbe einen Rückschluss auf das, was Shakspeare gewollt, doch nicht gestatten könne. Eine weitere Discussion wird bis auf den vollständigen Schluss des Vortrags verspart.

Hr. Reymond liest Scenen aus Augiers Stück „le fils de Giboyer" und gibt eine Charakteristik der Hauptpersonen. Giboyer Sohn erscheine als „aventurier littéraire; flibustier des lettres;" der entartete Literat, der sich für Geld verkauft. Aus der Vorrede wird mitgetheilt, dass der Verfasser sein Stück nicht als ein politisches sondern als ein sociales angesehen wissen wolle, so wie seine Vertheidigung gegen den Vorwurf, dass er ein schon gestürztes Princip zur Zielscheibe seines Witzes mache. Guizot erscheine im Stück in der Person des Maréchal; Madame de Svietschin in der der Berlinerin, Baronin Pfeffers; in der des Déodat als Champion der katholischen Orthodoxie Louis Veuillot, der demzufolge ein dickes Buch gegen das Stück geschrieben, aus dem Einzelnes mitgetheilt wird.

Schliesslich legte der Vorsitzende den nachstehenden Reisebericht des Hr. Dr. Grützmacher der Gesellschaft vor.

Zweiter Bericht
an die Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen in Berlin über die in Italien befindlichen provençalischen Liederhandschriften.

Rom, im März 1863.

3.

Reichere Ausbeute als in Mailand zu finden war, gewähren die Florentinischen Bibliotheken, namentlich die für die romanischen Literaturen so wichtige Laurenziana. Unter den drei provençalischen Handschriften, welche daselbst angekettet sind, befindet sich eine, Plut. XLI cod. 43, aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts, welche schon durch die Einfachheit und Sauberkeit ihrer Ausführung die Ueberzeugung erweckt, dass sie den besseren beizuzählen sein wird. Dieselbe besteht aus 143 Pergamentblättern in 4⁰ und ist in je einer Columne mit abgesetzten Versen geschrieben. Ueber jedem Gedichte steht in Roth der Name des Dichters; der Anfangsbuchstabe jedes Gedichtes ist blau und roth colorirt, die der folgenden Strophen wechselnd zwischen Blau und Roth. Die Schrift, deren Charakter sich mehr als bei andern Handschriften des 14. Jahrhunderts dem römischen nähert, zeichnet sich durch Klarheit und Deutlichkeit, so wie durch fast gänzliche Abwesenheit von Abkürzungen aus; doch sind ihrer Einfachheit wegen ähnliche Buchstaben, wie l und i (der Punkt fehlt), r und t, c und e, n und u, bisweilen schwer zu unterscheiden; auch erscheint die Schwärze auf einzelnen Seiten, und besonders stellenweise, wie abgewischt, so dass nur noch die Umrisse der Buchstaben zu erkennen sind. Der Text ist nach den Dichtern etwas verschieden und verliert im Allgemeinen gegen Ende an Werth, so dass man wohl annehmen muss, dass derselbe aus andern Handschriften entnommen ist; indess bürgt schon die meist richtige Abtheilung der Sylben, welche von Verständniss der Sprache zeugt, für eine grössere Genauigkeit der Schreibung, als in der Mailänder Handschrift befolgt worden ist.

Das Manuscript enthält, ohne Biographien oder Musiknoten, folgende Lieder.

fol. 1 a: Giraut de bornell. Losaplez ab qeu soill.
fol. 2 b: id. Ben mera bels chantars. Mahn G. I p. 135.
fol. 4 a: id. Qant creis la fresca foilla els rams.
fol. 5 b: id. Jois ecanz esollaz.
fol. 7 a: id. A ben chantar conuen amars. Mahn W. I p. 187.
fol. 8 b: id. Gen maten. ses fallimen.
fol. 10 a: id. Ara sim fos agrat tengut. Mahn G. I p. 129, 146.
fol. 11 b: id. Ops magra qui mo consentis.
fol. 12 a: id. La flors del uerian.

fol. 14 a: id. Leu çhançoneta e uilh.
fol. 15 b: id. Allegrar me uolgra chantan. Mahn W. I p. 189.
fol. 16 b: id. De chantar ab deport. id. G. I p. 143.
fol. 18 a: id. Ges aisi del tot nom lais.
fol. 20 a: id. Qi chantar sol.
fol. 21 b: id. Per sollaz reueillar. Mahn W. I p. 201.
fol. 22 b: Arnaut daniell. Laura amara. fal bruoilh brancuz. id. G. II p. 104, 105.
fol. 23 b: id. Sim fos amor de ioi donar tan laria. ib. I p. 56. II p. 111, 112.
fol. 24 b: id. Al resplan la flor en uersa. ib. II p. 15.
fol. 25 b: id. Ar uei uermeilz uerz blaus blancs gruecs. ib. p. 7, 107.
fol. 26 a: id. Anz qel cim reston de brancas. id. W. II p. 71, G. I p. 81, II p. 102.
fol. 27 a: id. Los brais els critz.
fol. 27 b: id. En est sonet condes eleri. Mahn W. II p. 73.
fol. 28 b: id. Sols sui qui sai losobrafan qim sorz. ib. p. 75, G. I p. 58.
fol. 29 a: id. Lo ferm uoler qel cor mintra. id. W. II p. 70, G. I p. 88.
fol. 29 b: Folqet de marseilla: Per deu amors ben sabez ueramen. id. G. I p. 48, 151.
fol. 30 b: id. Ab qan gen uenz e ab qanc pauc dafan. id. W. I p. 322.
fol. 31 a: id. Greu fera nuls hom fallensa. id. G. I p. 37.
fol. 32 a: id. Si tot me sui atard aperceubuz. id. W. I p. 327.
fol. 33 a: id. Sal cor plagues ben for oi mais sazos. ib. p. 319.
fol. 33 b: id. Ja non uus cuies qeus change mas chanzos id. G. I p. 37.
fol. 34 b: id. Mout ifez gran peccaz amors. id. W. I p. 318.
fol. 35 b: id. Amor merze non mora tan souent. id. G. I p. 16, 152.
fol. 36 a: id. Tant mabelis lamoros pensamen. id. W. I p. 328.
fol. 37 a: id. E chantar mauen amenbrar. ib. p. 317.
fol. 38 a: id. Chantar mi torna adafan. id. G. I p. 29.
fol. 39 a: Naimeric de pegugnan. Perrazon natural. ib. p. 49.
fol. 40 a: id. Cel qui sirais ne guerreiab amor. ib. II p. 38.
fol. 40 b: id. Anc mais de ioi ni de chan.
fol. 41 b: id. Pot hom caiso blasma qedeu lausar. ib. I p. 61.
fol. 42 b: id. Autressim pren com fai al iugador. ib. p. 21.
fol. 43 a: id. Sens mon apleig non uauc ni ses malima.
fol. 44 a: id. Sieu fui de dura condanza.
fol. 44 b: id. En amor trob alqes aqem refraing.
fol. 45 b: id. Amors auos metheissam clam deuos.

fol. 46 a: id. Mantas uez sui enquiriz. Rayn. Ch. IV p. 433.

fol. 47 a: id. Destret cochos desamant amoros. Mahn G. I p. 31.

fol. 48 a: id. En greu pantais ma tenguz loniamen. Rayn. Ch. III p. 426.

fol. 48 b: id. Can qeu fezes uers ni chanzon.

fol. 49 b: Gauselm faidiz. Mon cor e me e mas bonas chanços. Mahn G. I p. 42, II p. 145, 146.

fol. 50 b: id. Som pogues partir son uoler. ib. I p. 77, II p. 121 bis, 122.

fol. 51 b: id. Tantai sufert loniament greu afan. id. W. II p. 83.

fol. 52 b: id. Non magrada chanz ni criz.

fol. 53 b: id. Tuit cel qiamon ualor. ib. p. 91.

fol. 54 a: id. Al semblan del rei ties. id. G. I p. 14. II p. 118, 119.

fol. 55 b: id. Chant edeport iois donneis e sollaz. id. W. II p. 103.

fol. 56 b: id. Mout a poinnat amors en mi delir. id. G. I p. 41, II p. 142, 143, 144.

fol. 57 a: id. Ben for oimais. Segon ma conoscenza. ib. II p. 126.

fol. 58 b: id. Lorosingnolet saluatge. id. W. II p. 85. G. II p. 155.

fol. 59 b: id. Fort chausa es etot lo maior dan. id. W. II p. 92.

fol. 60 b: Arnaut de miroilh. Sicom li peis an e laiga lor uida. ib. I p. 161.

fol. 61 a: id. Sim destringnez donna uos e amors. ib. p. 158.

fol. 62 a: id. Lenseingnament el prez ela ualors. ib. p. 163.

fol. 63 a: id. Aissi cum cel qam e non es amaz. ib. p. 164.

fol. 63 b: id. Anc uas amor non pog ren contradire. ib. p. 157.

fol. 64 a: id. Loiorn qeusui donna primament. ib. p. 109.

fol. 64 b: id. La franca chaptenenza. ib. p. 148.

fol. 65 b: id. Las grans beutaz els fins ensengnamenz. ib. p. 150.

fol. 66 b: Cadanet. Non sai cal conseilh mi prenda. id. G. I p. 45.

fol. 67 a: id. Oimais maurez dauinen. ib. p. 164.

fol. 68 a: id. Aison dona ricqe coratge. ib. p. 12.

fol. 69 a: id. Meraueilh me de tot fin amador.

fol. 70 a: id. Si eu pogues ma uolontat. ib. p. 56.

fol. 71 a: id. Amors e coner de mi. ib. p. 15.

fol. 72 a: id. Eras pot madonna saber. ib. II p. 6, 98 bis.

fol. 73 a: Raembaut de uacquera. Aram requier sa costum e sunus. id. W. I p. 365.

fol. 74 a: id. Leu pod hom gaug e prez auer. id. G. I p. 163, II p. 167.

fol. 75 a: id. Ja non cuidei ueder. id. W. I p. 372.

fol. 77 a: id. Sauis e fols humils et ergoillos. ib. p. 366.

fol. 78 a: id. Non magrada iuern ni pascors. ib. p. 377.

fol. 79 a: Gaubert limonge de pogibot. Merces es e chausimenz.

fol. 80 b: id. Unas grans amors corals. P. O. p. 218.

fol. 81 b: id. Seu anc iorn dis clamans.

fol. 82 b: id. Qar non mabelis solaz.

fol. 83 a: Peire raimon de tolosa. Non pusc sofrir duna leu chançon faire. Mahn W. I p. 139.

fol. 84 b: id. Sieu fos auenturaz. Mahn W. I p. 145 (3 Str.)

fol. 85 b: id. Toz temps aug dir quns iois altre naduz. ib. p. 146 (4 Str.)

fol. 86 b: id. Autresi com lachandela. ib. p. 137.

fol. 87 b: Bernard de uentadorn. Ab ioi mou louers el comenz. ib. p. 16, G. I p. 80.

fol. 88 b: id. Non nes meraueilha seu chan. id. W. I p. 36.

fol. 89 b: id. Qan uei la laudeta mouer. ib. p. 32.

fol. 90 b: id. Qant per la fror iostal uer foil. ib. p. 19.

fol. 91 a: Raimon de mirauailh. Ben magradal bel temps destiu. id. G. I p. 23.

fol. 92 a: id. Entre dui uoler soi pensius. ib. p. 86, W. II p. 125.

fol. 93 a: id. Pos ogan non ualc estius.

fol. 93 b: id. Aisi cum es genser pascors. id. G. I p. 7.

fol. 95 a: id. Ben aial messatgiers. id. W. II p. 126.

fol. 95 b: id. Bel mes qeu cant e condei. ib. p. 128.

fol. 96 b: Ponz de cabduoilh. Jutant non er hom pros. ib. I p. 357 ($2^1/_2$ Str.)

fol. 98 a: id. Aisi mes pres cum selui qe serchan. ib. p. 338, G. I p. 94.

fol. 98 b: id. Sicum celui qa pro de ualidors. ib. p. 343.

fol. 99 a: id. Tant ma donat fin cor e ferm uoler. ib. p. 350.

fol. 100 a: Peire uidals. Ben magrada lo conuinent saços. id. G. I p. 134, II p. 55, 56.

fol. 100 b: id. Pos tornat soi en pronça. id. W. I p. 224.

fol. 101 b: id. Qant hom es en autrui poder. id. G. I p. 53.

fol. 102 b: id. Anc non mori per amor ni peral. ib. p. 18, 148.

fol. 103 b: id. Qant hom onraz torna en gran paubrera. ib. p. 26, 147.

fol. 104 b: Rigal de berbezilh. Autresi cum lalifanz. Rayn. Ch. V. p. 433.

fol. 105 b: id. Aisi com lo lions. Mahn G. I p. 21.

fol. 106 a: id. Tuit demandon qes deuengut damors. Rayn. Ch. III p. 455.

fol. 107 a: Perdigon daluernia. Lomal damor ai eu ben toz apres. Mahn W. I p. 331, G. II p. 39.

fol. 107 b: id. Estat aurai qem bon esper nomui. id. G. II p. 159 bis.

fol. 108 b: id. Ben aial mal elafan el consir. Rayn. Ch. III p. 344.

fol. 109 a: Nug brunecs. Coinda raisos nouellas e plaisens.

fol. 109 b: id. Cortesament mou en mon cor mesclanza. ib. p. 315.

fol. 110 a: id. Pos ladreig temps uen iogan e rizen. Mahn G. I p. 50.

fol. 111 a: Nug de sansirch. Tres enemic edo mal segnor ai. Rayn. Ch. III p. 330.

fol. 112 a: id. Anc enemic qeu agues. Mahn G. I p. 17.

fol. 113 a: id. Gent an saubut mei oil uençer mon cor.

fol. 114 a: Perol daluernia. Mantas saços es hom plus uolontos. ib. p. 40.

fol. 114 b: id. Dun bon uers uau pensan com lo fezes. id. W. II p. 20, G. I p. 158.

fol. 115 b: Giraudon loros. Ara sabrai sa ges de cortesia. id. G. II p. 116.

fol. 116 a: id. Ala mia fe amors. Rayn. Ch. III p. 5.

fol. 117 a: Guillielm de sandesdier. Aissi cum es bela çill de cui chant. Mahn W. II p. 39.

fol. 118 a: id. Ben chantera si mestes ben damor. ib. p. 53, G. II p. 51.

fol. 119 a: id. Estat aurai estas doas saços. ib. p. 48, G. II p. 50, 172.

fol. 119 b: Naimeric de bellenoi. Fins e leials e senes tot enians. id. G. I p. 87.

fol. 120 b: id. Aissi col pres qant se cuia fugir. ib. p. 115.

fol. 121 a: Limonge de montaudon. Aissi cum cel com menal iuiament. id. W. II p. 58.

fol. 122 a: id. Aissi cum cel qa estat ses seinor. id. G. I p. 10, II p. 69, 70.

fol. 123 a: Raimon iordan uiscomt desantantolin. Uas uos supplei donna primierament. ib. I p. 64.

fol. 124 a: Raembau daurenga. Pois tal saber mi uen em creis. Mahn W. I p. 81.

fol. 125 a: Gui duselh. Si ben partez mala donna de uos. ib. p. 90.

fol. 125 b: id. Anc non cuidei qem desplagues amors. Rayn. Ch. III p. 377.

fol. 126 b: Jaufre rudelh. Pos loriu dela fontana. Mahn G. I p. 90.

fol. 127 a: Guillielm adzemar. Ben fora oimais saços e locs. ib. II p. 37.

fol. 128 a: Jordan bonell. Sira damor tengues amic gaudent. P. O. p. 202.

fol. 128 b: Joan dalbuzon. Donna de chantar ai talen.

fol. 129 b: id. En niccolet dun sognie qui eu sognaua. Rayn. Ch. V p. 236 n. 271 (z. Theil).

fol. 130 b: Guillelm de cabstaing. Lo dolz consire. Mahn W. I p. 112.

fol. 132 a: Guillelm delator. Qant hom regna uas celui falsament. id. G. I p. 177, II p. 235.

fol. 132 b: Guillelm de montangnagol. Non esterai per ome qem casti.

fol. 133 b: Lanfranc cicala. Ges non sui forzaç qeu chan.

fol. 134 b: id. Estier mon grat mi fai dir uillanatge. Rayn. Ch. IV p. 210.

fol. 135 a: Fabre dusest. Luocs es com si deu allegrar. ib. p. 472.

fol. 135 b: Tot francament donna ueing denant uos. ib. III p. 242.

fol. 136 b: Emblancazim. Sim fai amor ab fezel cor amar. Mahn G. I p. 92.

fol. 137 b: id. Bem plaz lodouz temps del pascor. id. W. I p. 277.

fol. 138 b: Peire rogier. Seingnier raimbaut per ueder. ib. p. 124.

fol. 139 a: Raembaut. Peire rugier a trassillir. ib. p. 73.

fol. 140 a: Bertram de born. Non pusc mudar mon chantar non esparia. ib. p. 300.

fol. 141 a: id. Mout mes discandre car col. ib. p. 296.

fol. 141 b: id. Sabrils foillias e flors. ib. p. 275.

fol. 143 a: id. Pos albarons uei qenuia epesa. (1 Str., nach welcher das Ms. abbricht). ib. p. 297.

Von den 28 ungedruckten und den 4 nur zum Theil gedruckten Liedern dieser Handschrift finden sich 24 zugleich in dem besseren Vaticanischen Codex, für dessen Besprechung ich mir die Mittheilung derselben aufspare. Dem Texte der übrigen füge ich die wichtigeren Lesarten der übrigen Florentinischen Handschriften bei, von denen weiter unten die Rede sein wird; in der Mailänder ist keins derselben enthalten.

fol. 20 a. Giraut de Bornell.

Qi chantar sol
Ni sap de cui
Niue qe sos plazers lenanz
Sos solaz e sos chanz
5 Era can nel uerianz
Pos la foillia e la flors
E coloral pascors
Lors uerziers els praz
Si la sasons li plaz

6) Por Ricc. 8) Lo uergiers Ricc.

10 Qant oi mais e condei
Qe ren el mond non uei
Qe iois ni solaz uaillia
E gerra ni battallia
Ninausa nitenzos
15 Non es mals trach als pros.

Per qeu cui dol
Mas iois madui
De me mon chantaret uoianz
Desolaz e demanz
20 Tant am prez e bobanz
Qentrautres chantadors
Mabat e menamors
Em reten a solaz
Prouez men soi lognaz
25 E menaz e feunei
Pos qan uei qe follei
Torn ferir en la pallia
Don esper qel gran sallia
E noi fo las messions
30 Com sobra amoros.

Ma seu madol
Car aisim fui
Lamors ete don lotalanz
Nos part cuies lodanz
35 Meu cui sec lafanz
E lire lapaors
Tant tem cal cap del cors
Remangnals pros el glaz.
Son eu trop derreaz
40 En dir so qe non dei
Ben podesser mas uei
Si mon bran non catallia
Ni non laza me uentallia
Chamas bonas chanzos
45 Sataing rics gazerdos.

Edaus con uol
So qela dui
Mas non de esser clamanz
Dun calqe desenanz
50 Anz es lomes cap granz
El tortz e lafollors
Com de don de segnors
Se fasa trop cochaz
De qen sera cassaz
55 Mas esper e merçei
Trolla solua son grei
Qe agreu qi gherallia
Non uei qi non nuallia
Valers o graz o dos
60 Cares sobre cochos.

E qi si col
Si co col autrui
Perre no i a semblaz
Cant ico qei enianz
65 Anz es plach ben estanz
A fins entendedors
Com de follas honors
Se tengna per pagaz
De me es ben uertaz
70 De qal qe part estei
Va amor non uanei
Qe soiorn ni trebailla
Non debusa nim callia
Dun adreiz cor gingnos
75 Ab auinenz faisos.

[E qui la sol
Romp ni destrui
Qe fe guida lo dreg balanç
Es uertaz soanç
80 E sia druç truanz
E fals qentramadors
Es la maier lausors
Se lais e fermetaç
Dels fis sia triaz
85 Es miels damor annei
Qui sondreg ni salei
Non sec en pren guiçalla
De tanç qe dun noil cailla
Qe pos unam uolc dos
90 Mi non amet ni uos.]

Dauol aiol
Par che redui
Qi ue meui pagaz de manz.
E non na gaire danz
95 Qon cel qe pogra innanz
Far a lautrui socors
Si tenia per sors
E per ben arribaz
E res lafar camiaz
100 Qe amors ni donnei
Nono auch ninon uei

---

10) Chant Ricc. 13) Qe guerra Ricc. 15) maistriç apros. Ricc. 29) Qe noi folas me sons Ricc. 33) Nim te lamor Ricc. 38) esglaz Ricc. 43) laç ma Ricc 57—59) Qe agreo qui qerraia Non uei qe nol nulla. Vares egraz edos. Ricc. 62) Sil col. Ricc. 64) qes Ricc. 71) Vas Ricc. 73) debuxa — tailla. Ricc. 74) cors Ricc. 76—90) Nur im Ricc. enthalten. 93) niui. Ricc. 96) a lautre. Ricc. 99) Er es. Ricc.

Mesura non trasaillia
Pero qi non engallia
Pros e danz a sasos
105 Nom par canc amic fos.

Ab tort es mol
Cui el sec esdui
Ni pros pos fin faz presanz
Ni si parra doptanz
110 Canc pois ses stencs costanz
Nis uiret als maiors
Non sallegret ualors
Ni sa erc eretaz
E pos seu sui passaz
115 Qe diz nai so qe dei
Leu fis uol o sordei
Mas ci part descorallia
Los chons ghi de descobrallia
Deliura sos preisos
120 Loinnira loresors.

fol. 40 b.

NAimeric de Pegugnan.

Anc mais de ioi ni de chan
Ni de sollaz mantenir
Non agui al meu parer
Tan ben ni tan ferm talan
5 Nianc mais non mi plac tan
Com era plaz damor sa mantenenza
Per qeu lauoilh mantener e ondrar
Encontra cels defendre raixonar
Qe fan clamor alqes per non sabenza.

10 E qui que sen nam claman
Damor a pauc de saber
Qar segon razon e uer
E un uenzerai raisonan
Cel qui sen uan rancuran
15 Qamor non fai mal ni desconoiscenza
Per qe nul hom sen deia rancurar
Ni ges amor non pot apoderar
Neguna rem ses grat dautra ualenza.

Ni finamor çous man
20 Non na ni non pod auer
Ab si forza ni poder
Ni nuilh conseilh pauc ni gran
Se lioilh elcor noli dan
Mas qasoilh plaz e alcor agenza
25 Vol finamor qe non pod contrastar
Per qom non deu amor occaisonar
Tan qan losoilz elcor a ma paruenza.

Qar los oilh son drogoman
Del cor elisoilh uan uezer
30 E zo cal cor plaz retener
E can ben son acordan
E ferm tuch tres dun semblan
Adonca pren uerais amor nascenza
Daizo qasoilh fan alcor agradar
35 Qestier non pot naiscer e comenzar
Mas per lograt dels nais e comenza.

Per lograt e pel coman
Dels treis e per lor plaiser
Nais amor qem bon esper
40 Vai sos amics confortan
Per qe tuch li fin aman
Sapchan camor en fina ben uolensa
Qennais desoils e del cor ses doptan
Qels oils la fan florir el cor granar
45 Amor qes fruit de lor uera semenza.

---

107) Quil Ricc. 108) Ni cel dauinenç fug preçanç. Ricc. 110) ses treis. Ricc. 112) saluet Ricc. 116) sis. Ricc. 118) Lo cons Guis descombrailla Desl. Ricc. 120) Loing niral loresos.

2) mantener. Laur. B. Ricc. 4) bon. iid. 6) eram. iid. 8) E contra Ricc. 9) Qin. Laur. B. Ricc. 10) sen an. Laur. B. 13) Eu uenz. Laur. B. Ricc. 14) Cels. iid. 15) Camors iid. 16) nulç. Ricc. nuillz. Laur. B. 17. 19) amors. Ricc. 24. 34) qals oilç Ricc. cals oillz Laur. B. 29) eil oil Ricc. eill oillz Laur. B. 30) Ço Ricc. Zo Laur. B. 36) dels treis Laur. B. delç treis Ricc. 39. 42. 45) amors. iid. 42) es fina iid. 43) doptar. Laur. A.

Per qeu aclin mercean
Los oils el cor ses temor
Adamor qa ferm uoler
Sen uai tuit iorn percassan
50 De mas onors traire ennan
E de mos bes ses ghabs e ses temenza
Per qeu li uoilh grazir e mercear
Qe ma fat de tal ennamorar
Don soi pagaz ses plus ab lentendenza.

55 Chanson uai dir an blancaz en proenza
Qel fa ualer ualor el prez presar
Con lui laudan non pot sobre lausar
Tant es ualenz e fina sua ualenza.

fol. 48 b.

Naimeric de Pegugnan.

Can qeu fezes uers ni chanzon
Aram uoilh far mot senes son
Vna donna ma trobat occaiso
Don soi esbaiz e torbat
5 Qelam prega em dis castian
Qeu mi lais de donneis e de can
Qar trop soi ueilz a obs daman
Ma sella ges sottilment cercat
Mos aibs non cre qel mo dises
10 Ca tot lomen lo cor ies
E sai conoiscer mals e bes
E saiuiessa e foldat
E sai graisir e mercear
Qim fai honor ni ben estar
15 E ben per ben ghierdonar
E mal per mal si soi forzat.
Ancar ai autre saber
Cal pro mi sai far car tener
E al croi dottar e temer
20 Tan soi sottil e uesiat
E pos annar ben e uenir
E afan e soiorn sofrir
Els als obs caud e freid sentir
Tant soi del tot ben afeitat
25 E a bona donna sai be
Parlar e dir so qes conue
Esseu dic o respond gard me
De so donneu fos encolpat.

E sai entrels plus conoiscen
30 Solazar ab mot auinen
Mas non ai tot engalmen
Bona mesurem sollaz
E si gran gherra sorz ni creis
Pos mi armar per mi esteis
35 Del tot qe nul maccor eis
E poi montar tot caual armat
Can soi armat nel destrier
Eul pong dels esperos el fer
Qeus faz sallient e corser
40 E qan es ben amaiestrat
Qant eu sui detot armat sus
Nom par qe galuain ni artus
Feses doas iontas neghus
Plus tost ennun beisoing qeu faz.
45 Eu nai pertusat manz escuz
E de malanza per mez fenduz
Qan eu abat ni soi abatuz
Qan chai soi tost releuaz
Ni non cugez qeu trop soiorn
50 Qen la battaillia ades non torn
E gostri meilz alautre iorn
Qel primier non fez sius plaz
En la battaillia isciamenz
De la massas fer duramenz
55 Tal colp qel bruiz fai espauenz
Cant el sencontre los talabaz.

Donc pois de battaillia ben uai
Qe combatre posc ben esai
Com plus combat plus me plai
60 Donc soi a tort uuls encolpat
Seu a caual o a pes
La donna mescombates
E per battaillia mesproes
Non teingra poi per foriuiaz.

65 Messagier porta mon fablel
En la marca tot an sordel
Qem fassa iuiament noel
Leial aisi com es usaz
Qeu sia desencolpaz.

---

47) tener. Laur. B. Ricc. 48) cab iid. 49) Sen uan trestuit Laur. B. Se uan trastuit. Ricc. 51) ses geing iid. 53) Car il man fait iid. 56) Qel fai ualor ualer e. iid. 57) Com. Ricc. 58) sa iid.

14) Hier, so wie mit Vers 42, schliesst die Handschrift ebenfalls eine Strophe.

fol. 85 b.

Peire Raimon de Tolosa.

Toz temps aug dir quns iois altre naduz
Per qeu non uoil nul temps de ioi partir
Qab ioi fui naz et ab ioi on qen uir
Soi e serai caisi soi captenguz
E sil fin ioi de lei encui minten
Qeu plus aten
Pogues auer ben fora plus ioios
Qe dobles ioi es rics cabalos
E qi ioi sec ioi liuen ses dotanza.

Per qeu me soi u. s. w.

Bona donna u. s. w.

De uos amar non serai recresuz
Anz mabelis mil tant qeu non sai dir
E sis plaguessez eo uolgressez sofrir
Qeu uos ames ia non fora uencuz
De uos seruir mos fin cor leialmen
Anz mer paruen
Qengals sia lafan de nos ambdos
Et er merces si de tan mes fach dos
Qe mos ueder nos fraing ni nos balanza.

Mas finamanz u. s. w.

Domna perçom u. s. w.

Prez e ualor e beltat ioi e iouent
Ses fallimen
E toz bons aibs e totas bellas faisos
Ha nabeatrix dest canc nō cre qe fos
Donna ab tan bes ses tota malestanza.

fol. 128 b.

Jouan dAlbuzon.

Donna de chantar ai talen
E non ies per gaia saiçon
Mas car finamor mi somon
De far uos cui am coralmen
E qar mauez diz qeu serai
Jausir de ioi qe tant ai
Desiraz sufren mal em paz
Soi en baudiz e conortaz.

Qaiçel qi promet ço qaten
Sab dus iois donar ab un dos
Lun ioi qe promete sa bos
Lautre ioi poi can le don ren
A dreit termem sicom seschai
Pois fai sen tener per uerai
E per leial perqe sapchaz
Qaitals prometre es onraz.

Qacel qui se metei desmen
Façent falsa promession
Aqels torna son oc en non
E non cre om pois de nien
E amic e nemic satrai
Celui que sa promesa estrai
Per qe reman plus galiaz
Lengannaire qe lengannaz.

Per qeus prec donna umilmen
Pois mes mauez en sospeizon
E donna ioi prometten pron
Qe lo pro matendiaz breumen
Abunautre ioi qan aurai
Qe durerai tan qan uiurai
Qaitan mer mon mal emermaz
Qan lodon mer plus tost donaz.

E pois tuit liben en egalmen
Bella donna en uostre cor son
Qe ben sabez qes uloc es raisos
Lodon trop atenduz siuend
Pero ren plus non uus preierai
Bella donna mais atendrai
Tant qant er uostra uolontaz
Qar toti uostre plaçer mi plaz.

Chanson entre la meillior qeu sai
Ver nulla part ten uai
Em proensa saludam lai
De ma part toz los plus presanz
Sobra tot mon seingnor emblacaz.

fol. 129 b.

Joan dAlbuzon.

En niccolet dun sognie qui eu sognaua
Marauillios una nuit qan mi dormia
Voil mesplanez qe molt mespauentaua
Tot loseigles dun aigla qe uenia
Deuers salern super laire uolant
E tot qant es fugie ale denant
Si cal seu senz encauzaua e prendria
Com denant lei defendre nos poiria.

Joan dalbuçon laigla demostraua

Lemperador qe uen per lombardia
E louolar tant aut singnificaua
Sa gran ualor per qe ciascun fugia
De tot aicels qe tort nicolpa lian.
Qe ia de lui defendre nos poiran
Terra ni oms ni autra ren qe sia
Qaisi com taing deltot segnor non
sia.

An nicolet tan grant aura menaua
Aiqest aigla qe tot qant es brugia
E una nau de coloingna ariuaua
Maiers asaz qe dir non o porria
Plena de foc per terra nauicant
E buffal foc laigla ab aura grant
Si qe lo focs ardea ealumenaua
Vas totz parz laoue laigla uolaua.

Joan laigla qe tan fort uentaua
El gran tesaur qe mena en lombardia
Lemperaire e la naus qe portaua
Es la granz ost dels alamanz bandia
A cui dera del gran tesaur tan
Qe lost fara per toz loc son talan
E plaz mi fort qels enemics castia
Aqels amics meillior e bon lur sia.

En niccolet tot lo foc amorzaua
Aqest aigla eun gran lum metea
En monferrat qe tan fort esclaraua
Qe lo segles per tut se nesbaudeia
Mettia dautre lum per locs tan
Qe tot qant es senannaua allegran
Puis laigla sus en laira sasedea
En tant alt luoc qe tot lo mond
uesia.

Joan lamorzament del foc semblaua
Paiz qe uorra lemperaire qaisi sia
Qan serueiaz e lolum qe mostraua
Qel marqes rendea monferrat ses
bausia
Elialtrilum seran guierdon gran
Qauran de lui sel qauer lodeuran
Elosaiser dellairem singnifia
Qel mond er pois toz a sa segnoria.

A lonrat ric emperador presan
En niccolet don dieu forza e talan
Qe restauri ualors e cortesia
Si cum li creis lopoder chascundia.

Joan tot ço conosc qe ben estan
Lemperaire per qeu non uau dottan
Qaisi coma del mond mielz em bailia
Dieu ben auer del prez la segnoria.

fol. 132 b.

Guillielm de Montangnagol.

Non esterai per ome qem casti
Qeu non do ioi pos amors men uoldar
E mas iaiso deiaia chanson far
Qeu iausisca los fins amanz e mi
Cam nos plaz iois cals autres son
irad
Percanos son toz iausiment donad'
Qestiers nons deu nuls om damor
iausir
Si ben nos sap de fallimenz chausir
El ben el mal mercean non iausia.

Sabez per qe te mai qe uegna fi
Amors donnais prez e tot benestar
Car li plus rics qel degran mercear
Vesem los plus qel tornon endecli
Pero aicels qen so aisi lognad
Logna il ioi prez e tota bontad
E promet si ial poira tenir
Qe non uorra de lor nul prez auer
Edeu uoilh ben qel fals troben bauzia.

Mas damor tem qel sia afar aisi
Per maluestat qe uei part prez presar
Comal saui fon ia qe sap triar
De la ploia qels autres enfolli
Per qe lui sol teniol fol per fad
Pro qem uiret son sen ab lor foudat
E anec sen e laigha adenfollir
Caitals temps cor qe malesa faillir
Qestiers non uei on prez trobe ghadia.

Per so mondar amors per lo plus fi
Qe uol qeu chan per loseu allegrar
Car me conois plus fins adobs damar
E car anc iorn uas lei non faili
Per qeu len ren mil merce de bon
grad
Qil a mon cor en tal ric loc pausat
Camin creis iois cam ben pens ni
malbir
Cos fa midonz part la millior grazir
Ab conde prez e mais de segnoria.

Mas eu faz com fel cers qe can ui
Lombra dels banz en la fon bandeiar
Des grand orgoilh tro qe pris aghardar
Vas sos secs pes e non samec aisi
Com per los banz car pariol dalghad

Pero los pes lauion restaurad
Trol feron pois los cornz prendre aucir
Qeu lais per lei qe mauci de desir
Manz de plazers camors dautras daria.

Mas part lonor es grans profez contri
Anz com del tot se deiabandonar
Locs conoiscent aut ecar car gardar
Deu benamanz qe foldaz nol gali
Mas uos amors menauez ben gardad
Qem faiz amar lei qes flor de beutad
De tot los bes qe donna fan grazir
Saber me failh al seu granz laus complir
Ma sa lei plaz per tot mondri damia.

Tant a de sen nal caia derictad
E car li plaz car mi uol mantenir
Cab lei uoil far toz temps mos canz grazir
E a mi donz cui qe plaça o greu sia.

fol. 133 b.

Lanfranc Cicala.

Ges non sui forzaç qeu chan
Qamors non ma empoder
E ren nal al meu parer
Nom pot far força de chan
Mas per tan
Non taing segon ma semblança
Laisar ioi ni allegranza
Ni solaz
Anz magrada mais em plaz
Qeu chan pos forçat non sui
Per ioi de me ni dautrui.

Dreiz es qeu damor non chan
Tant pauc uol al seu ualer
Car midonz a fin prez uer
Don eu daraua mon chan
Ben estan
Laiset morir don pesanza
Aital cum laus sa condanza
Mas solaz
Retenc e ioi car mi plaz
Car qi ioi ni solaz fui
A peich de mort se condui.

Mas eu car uoilh uiure chan
Ennai si uals mon plaçer
Daiso prez eu mais mon chan
E donan
Licrois mais de malenança
Elh nuaillios mais sennança
Mos solaz
E dic uos qe fort me plaz
Can lor es greu ni fan brui
De mi cant eu mi desdui.

Pero eu sai ben seu chan
Pauc men uolran grad saber
Eç eu de pauc lonesper
Tant pauc so cil ca mon chan
Mas chantan
Dic eu qe non es onrança
Ses ioi ni gran beninança
Ses solaz
Cuns tot sol cui iois non plaz
Tot lo mon cargha denui
Gardaz qe podem far dui.

E qar am ioi de ioi chan
E ab ioi uoilh remaner
E ioios mon cor auer
E de ioi daurar mon chan
Essaman
Estei anc en greu balança
Nim failh lonc esperança
De solaz
Arai ioi de qe mi plaz
Qeu eisses amors madui
E soi plus rics canc non fui.

Oi solaz
Ama ni cui fis ioi plaz
Chant mon cantar qe sadui
Als pros edals auols fui.

4.

Mehr dem Ambrosianus ähnlich, aber um Weniges älter und werthvoller ist der zweite Pergamentcodex der Laurenzianischen Bibliothek, Plut. XLI cod. 42. Das Format ist kl. fol., die Seite in zwei

Spalten getheilt, die Verse abgesetzt, die Schrift leserlich, nur u von n, c von e schwer, ri und n fast gar nicht zu unterscheiden. Die Abtheilung der Worte ist meist richtig; auch sind zwischen dieselben, so wie über die i, Striche gezogen, welche von späterer Hand scheinen. Sonst finden sich keine Correcturen, und nur wenige Abkürzungen im Texte.

Die Handschrift enthält zunächst folgende Lieder.

fol. 1 a: Emblanchacet. Bem plaz le gai temps de paschor. Mahn W. I p. 277. G. I p. 82.

id. Si cum cellui qa seruit son segnor. id. W. I p. 136.

fol. 1 b: id. Lonzament man trebaillat e malmes.

id. Per solatz reueilhar. ib. p. 201.

fol. 2 a: Giraut de bornelh. Ges asci del tot non lais.

fol. 3 a: id. De chantar em fora entremes. id. G. I p. 144.

fol. 3 b: id. Aissi col pres qi sen cuia fugir. ib. p. 115.

id. Plus qel paubres qan iai en ric ostal. id. W. I p. 222.

fol. 4 a: id. Un sonet faz maluaz et bon. id. G. I p. 78.

id. Amors e chals iois uos es.

fol. 4 b: id. Anch mais de ioi ni de chan. Ms. Laur. A. fol. 40 b.

fol. 5 a: id. Non es sauis ne gaire ben apres.

id. Per miels cobrir lo maltraig e lafan. Mahn G. II p. 57.

fol. 5 b: id. Tals gen prezi che sermona.

id. Non sai rei ni emperador.

fol. 6 a: id. Honraz es hom per despendre.

fol. 6 b: id. Tant sent al cor un amoros desir.

id. Gen mestaua e suan e en paz.

fol. 7 a: id. Greu fera nuls hom fallenza. Mahn G. I p. 37.

id. Ja nos cug hom qeu cange mas chansos. ib.

fol. 7 b: Folket de marsellha. Aumais noi conosc razon. id. W. I p. 326.

id. Merauilme com pot nuls hom cantar. id. G. I p. 72.

fol. 8 a: id. En chantan mauen a mebrar. id. W. I p. 317.

fol. 8 b: id. A pauc de cantar nom recre. id. p. 329.

id. Chantan uolgra mon ferm cor descobrir. id. G. I p. 28, 153.

fol. 9 a: id. Tant mou de corteza razon. id. W. I p. 320.

id. Chantar mi tornad affan. id. G. I p. 29.

fol. 9 b: id. Si com sel ques tan greuanz. id. W. I p. 324.

fol. 10 a: id. Tuit domandon ques deuengut amor. Rayn. Ch. III p. 455.

id. Ben uorria saber damor. ib. p. 457.

fol. 10 b: id. Sieu anc iorn dis claman.

id. Car nom abelis solatz.

fol. 11 a: Gaubert. Una gran amors corals. P. O. p. 218.
fol. 11 b: id. Quar fui de dura cordansa.
Naimeric de pepugnan. Per solaz dautrui chan souen. Mahn G. I p. 50.
fol. 12 a: id. Daisso don hom a loniamen. Rayn. Lex. I p. 432.
id. Si com larbres qe per sobre cargar. Mahn G. II p. 38.
fol. 12 b: id. Autresim pren com fa al iugador. ib. I p. 21.
id. En greu pantais ma tengut longamen. Rayn. Ch. III p. 426.
fol. 13 a: id. Cil qe sirais ni guerria ab amors. Mahn G. II p. 38.
Ranbaut de uaqeras. Aram reqer sa costume son us. id. W. I p. 365.
fol. 13 b: id. Eissamen ai guerriat ab amor. id. G. I p. 33.
id. Guerras ni plag no son bo. Ms. Ambr. fol. 55 a.
fol. 14 a: Bernard del uentedorn. Chantars non pot gaire ualer. Mahn W. I p. 33.
fol. 14 b: Gauselm faiditz. Sianc nuilh hom per auer fin coratge. ib. II p. 88.
fol. 15 a: id. Sitot mai tarzat non chan. ib. p. 90.
id. A semblan del rei ties. id. G. I p. 14, II p. 118, 119.
fol. 15 b: id. Tant ai suffert longamen en greu afan. id. W. II. p. 83.
fol. 16 a: id. Mon cor e mi e mas bonas chansos. id. G. I p. 42, II p. 145, 146.
Bernard del uentadorn. Quant par la flors iostal uert foilh. id. W. I p. 19.
fol. 16 b: id. Quan uei la laudeta mouer. ib. p. 32.
fol. 17 a: id. Lanqan uei la fuoilla. ib. p. 14, G. I p. 88.
fol. 17 b: id. Conort era sai eu be. id. W. I p. 26.
id. Ab zoi mou lo uers el comenz. ib. p. 16, G. I p. 80.
fol. 18 a: id. Non es merueilla se chan. id. W. I p. 36.
fol. 18 b: id. Era non ui luser soleill. id. G. I p. 20, 154.
id. Quan uei la flor lerba uert e la fuelha. id. W. I p. 44.
fol. 19 a: Guilielm anelier. Uera merce e drectura sofranh.
fol. 19 b: Guiduisel. Ades on plus uio mais apren. Mahn G. I p. 113, II p. 97 bis.
id. Reis glorios uerais lums e clardatz. id. W. I p. 191.
fol. 20 a: Peire uidal de tolosa. Tant ai longamen sercat. id. G. I p. 149.
fol. 20 b: id. Qan hom es en autrui poder. ib. p. 53.

fol. 21 a: id. Quant hom onratz torna en gran paubrera. ib. p. 26, 147.

id. Seu fos en cort on hom tengues dreitura. ib. p. 55, 148.

fol. 21 b: id. Pois tornaz soi en proenza. id. W. I p. 224.

id. Anc no mori per amor ni per al. id. G. I p. 18, 148.

fol. 22 a: Reis rizard. Ja nus hom pris non dira sa raison. id. W. I p. 129.

Folqet de marsella. Per deu amors ben sauez ueramen. id. G. I p. 48, 151.

fol. 22 b: id. Tant mabelis lamoros pensamen. id. W. I p. 328.

fol. 23 a: id. Si tot me soi tart apercebuz. ib. p. 327.

id. Sal cor plagues ben for huimais saisos. ib. p. 319.

fol. 23 b: id. Aiqant gent uenz e ab qan pauc dafan. ib. p. 322.

id. Amor merces non moira tan souen. id. G. I p. 16, 152.

fol. 24 a: id. Ben an mort mi e lor. ib. p. 24, 153.

id. Molt yfez gran pechat amors. id. W. I p. 318.

fol. 24 b: Peire uidal. Sim laissaua de chantar. ib. p. 239.

fol. 25 a: Peirol daluergnia. Molt mentremis de chantar uolenter. ib. II p. 16, G. I p. 43, 157.

id. Manta genz mi mal raisona. id. W. II p. 3.

fol. 25 b: id. Se ben soi loing e entre gent estraigna. ib. p. 18, G. I p. 54, 157.

id. Dun sonet uau pensan. ib. p. 17, G. I p. 158, II p. 164 bis.

fol. 26 a: id. En ioi qe demora. ib. p. 14, G. I p. 79, 160.

fol. 26 b: id. Tot mon engen e mon saber. ib. p. 27, G. I p. 161.

id. Eu non lauzerai ia mon zan. ib. p. 36, G. I p. 160.

fol. 27 a: Narnald de miroill. Sim destrenez dompna uos e amor. id. W. I p. 158.

id. Si com li peis an en laiga lor uida. ib. p. 161.

fol. 27 b: id. Aissi com cel qama e non es amaz. ib. p. 164.

id. La gran beutaz elfins enseignamanz. ib. p. 150.

fol. 28 a: Folqet de roman. Can ben me soi apensaz. Rayn. Lex. I p. 488.

fol. 28 b: id. Eu farai un seruentes.

id. Ma bella dompna per uos dei esser gais.

fol. 29 a: Naimeric de bellinoi. Nius hom en ren non faill. Mahn G. I p. 46.

id. Eram destreing amors. ib. p. 34.

fol. 29 b: Perdigon daluergna. Trop ai istat bon esper noui. ib. II p. 159 bis.

fol. 30 a: id. Tot temp mi ten amors de tal faison.

id. Lo mal damor ai eu ben tot apres. Mahn W. I p. 331, G. II p. 39.

fol. 30 b: Narnad daniel. Sem fos amors de ioi donar tan laria. id. G. I p. 56, II p. 111, 112.

id. Chanzon dun mot son plan et prim. ib. I p. 28, II p. 112, 113.

fol. 31 a: Cadenet. Acom dompna ric corage. ib. I p. 12.

fol. 31 b: id. Amors enqiers de me. ib. p. 15.

id. Raymon de miraual. Bel mes qeu chant e condei. id. W. II p. 128.

fol. 32 a: id. Sil qi non uol audir chanzos. ib. p. 123.

fol. 32 b: id. Ben magradal bel temps destiu. id. G. I p. 23.

id. Elyas de berzoll. Ben deu hom son bon seignor.

fol. 33 a: Raymon de la sala. Al chant dausel comensa ma chanzon.

Girardon lo ros. Era parta sages de cortesia. Mahn G. II p. 116.

fol. 33 b: Uescont de saint antolin. Uas uos soplei dompna primeramen. ib. I p. 64.

fol. 34 a: Qui sofrir sen pogues. ib. p. 54.

fol. 34 b: Nugo de san sil. Nulls hom non sap damic tro la perdut. ib. p. 47.

id. Tres enemics e dos mals segnors ay. Rayn. Ch. III p. 330.

fol. 35 a: id. Anc enemic qieu agues. Mahn G. I p. 17.

Uescont de saint .a. Aissi cum cel qa estat ses seignor. ib. p. 10, II p. 69, 70.

fol. 35 b: Al cor mestay lamoros desirers.

fol. 36 a: Aissi cum cel qa la lebre cazada. Mahn G. I p. 8.

Aissi com cel com mena au iuiamen. id. W. II p. 58.

fol. 36 b: Pons de capdoil. Seu fis ni dis nulla sazon. id. G. II p. 181.

id. Si com celui qa pron de ualidors. id. W. I p. 343.

Lanbert de ponzibech. Amors si us plagues. id. G. II p. 42.

fol. 37 a: Gauselm faidiz. Som pogues partir son uoler. ib. I p. 77, II p. 121 bis, 122.

fol. 37 b: id. Tut me quidei de chanson far sofrir. id. W. II p. 105.

id. Loingna sazon ai estat uers amors. Rayn. Ch. III p. 245.

fol. 38 a: id. Nom alegra chans ni critz. Mahn W. II p. 109.

fol. 38 b: Luocs es chom si deu allegrar. Rayn. Ch. IV p. 472.

fol. 38 b: Narnald de miroill. Aissi cum scel qi tem camor la ueia. ib. III p. 346.

Hierauf folgen, von fol. 39 a bis 52 b, Biographien der Troubadours, denen der Anfang fehlt; sodann, nach zwei leeren Blättern, von fol. 55 a bis 66 a einzelne Strophen, und zwar zum Theil dieselben, welche in der Mailänder Handschrift enthalten sind, darunter folgende längere Gedichte:

fol. 62 b: Nuls hom non deu damic ni de segnor.

Cadenet. De nulla ren non es tan gran cartatz. Rayn. Ch. IV p. 281.

fol. 63 a: Gia non cugei qe maportes ogan.

Dompn fredreric de cicilia. Ges per guerra non chalauer consir.

Responsiua del conden puria. Al onrat rei frederic terz uai dir.

fol. 67 a bis 79 a nimmt eine lateinische Abhandlung über die octo partes orationis nebst provenzalischem Reimlexicon, fol. 79 b bis 83 b eine dergleichen über provenzalische Grammatik in provenzalischer Sprache ein, welche mit den Worten beginnt: Per so qar ieu Raimonz uidals ai uist et conegut qe pauc domes sabon ni an saubuda la dreicha maniera de trobar u. s. w., und schliesst: Petrus Berzoli de Eugubio fecit hoc opus. Deo gratias. Amen. Dahinter findet sich ein provenzalischer Tractatus de bonitate et malitia mulierum, in Versen, und den Schluss bildet, als Zusatz von späterer Hand, Li liures de Seneques de moralitez extrahit de Latin en Romans etc. Anno domini Millesimo C centesimo decimo . . . tempore domini Clementis papae V. die XXVIII. mensis Martii. Die ganze Handschrift hat 92 Blätter.

Von den nunmehr hieraus folgenden 15 ungedruckten Gedichten sind diejenigen, welche sich zugleich in einer andern Florentinischen oder in der Mailänder Handschrift finden mit den wichtigeren Lesarten derselben versehen; die zugleich in dem grossen Vaticanus befindlichen habe ich wiederum vorgezogen bis zur Mittheilung aus diesem zu versparen.

fol. 4 a.

Giraut de Bornelh.

Amors e chals iois uos es
Ni cal bens uos pot escazer
Sauzirez selui chauez pres
Qui uas uos non sausa mouer
Qar de mi dol nous pren
Qamar mi faitz en perdon loiaumen
Sella on ia merse non trobarai.

Gran mal mai faitz ma bona fes
Qem degra ab midon ualer
Essieu ai faillitz ni mespres
Per trop amar ni per temer
Don qe farai ay las caitiu dolen
Qa toiz esmais de bon acuillimen
E mey tot sol ay ira e de chan.

Guerir magra si masizes
Qaisi magra faig son plazer
Mas lo sieu cors gay et cortes
Es genser com posca uezer
Nagra esmai e penede rasen
Ja non creirai noman cubertamen
Mas illz o fai per plan asay.

Pos uei qe preiar ni merces
Ni seruir pro nom pot tener
Per amor de deu mi fazes
Ma donpna qalqe bon saber
Que gran ben fai un poi de seiuamen
Celui qe trai tan gran mal com eu sen
Es aissi muer qe retrais li seray.

Del maior tort qe zeul hagues
Vos dirai sius plaz lo uer
Ameraila sil il plagues
E seruiraila a mon poder
Mas nos eschay chel am tan bassamen
Pero ben sai qasaiz fora auinen
Car ies amors segon ricor non uay.

Quel mon non es mas una res
Per qeu gran ioi pogues auer
Et aqella no aurai ies
Ni dautra non la puosc uoller.
Pero si nay per leis ualor e sen
Eu soy plus gais en teng mon cors plus ien.

Mesagier uay e portami curen
Ma chanzon a mon frances
Lai part moiron e diguas len
Qe breumen lo ueray.

fol. 5 a.

Giraut de Bornelh.

Non es sauis ne gaire ben apres
Cel qui blasma damor ni mal en ditz
Camor sap gent donar gaug als maritz
E fai tornar los mals adauz cortes
E chascun fai de falimen gardar
Qe gent la sap car tener et celar
Et als faillutz don auinens perdo
Ei fin amant son per lei car e bo.

Ben aial temps el iorn elan el mes
Qels dolz cors gais plagenter gent noiritz
Per los meillors desiraz e grazitz
De leys qes tant complida de totz bes
Me sap ferir el cor dun dolz esgar
Don ia nom uoil despertir ni sebrar
Qar ges non es dona nier non fo
De tains bos aibs ab tan gentil faiso.

Anc mais a nul aman tan be ne pres
Ni tan non fo de fin ioi enriquiz
Chom acel iorn qe mos chanz fo auzitz
Per uos dompna eus plac qeu retraisses
Uostra lauzor el prez compliz e car
E seu sai re dauinen dir ni far
Uostra beutat el honor no chaiso
Qeu teing engal dun complit gazerdo.

Tant maues dat pos qe magues compres
Per autre dos per mi nouser qeritz
Mas uostre cors par los meillors chauzitz
Sap qes coue gardar en tota res
Pero cel qi ses qere uol donar
Be fai lo dos mai mil tant aprezar
Qi ai ben uist ses qere far ric do
E dos qeritz merma lo meil del pro.

Mon ferm uoler donnai tant en uos mes
Qe ia non er deloignaiz ni partitz
E car damor soi pres e conqeritz
Ben de rendre de . . . merzes.
Be fo astrucx qi primer sap amar
Com nes cortes en sa mels eschiuar
Enoig en uilanie e faliliso
Per qeu estanc en bona sospezo.

Seigner Guillem malaspina deus gar
Uostra ualor el preitz conplitz e car
Qen uos trobon iois e solaiz e do
Per qeu uos uoil presentar ma chazho.

fol. 5 b.

Girautz de Bornelh.

Tals gen prezi che sermona
Qa cor fals e mal talen
E tals autrui ochaisona
Qi sa colpa no repren
E tals fera peiz de serpen
Qi son coragen preisona
Tals port humil uestimen
Qa uolontat felona.

Tals lautrui tort no perdona
Qi sa part non get al uen
E tals clama e tenzona
Qi non a de dreig nien

E tals sos faigz fai follamen
Qi parla gent e rasona
Tals somena ben e gen
Son blat qi nol meixona.

Tals a gent e fort persona
Qa soffrancha dardimen
Tals son amic abandona
Qi na sofracha souen.
E tals promet qi mal aten
E tals ten pro qi pauc dona
E tals gran seruizi pren
Qi mal lo guizardona.

Tals cui auer saison bona
A cui en uai malamen
E tals poing fort e esperona
Qa so caual trop corren
E tals cuia far mantenen
Qe sa sperans obretona
E tals per annar troplen
Qe sos faig dessaixona.

Tals qeir denperi corona
Eui nostra fe mal defen
Ql pap entre terz e nona
Sen dorm aissi planamen
Qen contra sarrazina gen
Non uei baron qi sopona
Anz an per lur mal uolen
Qi daiso mot lor sona.

Jesu crist per saluar la gen
Portet de spinas corona
El papa so monimen
Malamen abandona.

Lantecrist cug uenra breumen
Tan aonda gent fellona
Car tostemps uei comaten
La ploia qant fort trona.

ib.

Giraut de Bornelh.

Non sai rei ni emperador
Sals seus non si fai obedir
Qi no failla se ill qeir aillor
Qhonrar lo deia ni seruir
Per qes daut paratge
Deu far tan qel sia doptaz
Dels seus e dels autres amaz
Et auer gran corage
Laissan lo pauc per far lassaz
Daiso don el mais sia honraz.

Mas ben a corage maor
Qis met en peril per gandir
Lui e sa gen de deshonor
O per pros honor enantir
Qa baron daut lignatge
Ual mais esser perigolaz
Qel uiuauniz ni deshonraz
E qan per bon usage
Als seus far ben trop mais li plaz
Qesser del ben guiardonaz.

E qi de gran faigz lo meillor
Sap quan es ops prendre chausir
Par ben qe port de sen la flor
Sil senz noil sofraing al fenir
Qe greu ab cor uolage
Fai hom ren don sia lausaz
Anz deu far sos faigz apensaz
Qauer uol segnorage
E no creir autrui trop uiaz
Sadreig uol esser conseillaz.

Segner qi nom de bon segnor
Vol auer ben far e mielz dir
Les ops auer gran ricor
Qi uol en grand honor uenir
O far grant uasalage
Qe qi non pod pauc es presaz
E menz qan pod qant es serraz
Qe rics faigz dagradage
Tan fa poders e uolontaz
Qim sems los a ben acordaz.

Qe zo qe mais creis sa ualor
Al segnor el fais mais grazir
E qe mais li torn ad honor
Es de pro despendres iausir
Per far faigz dauantage
O per far dos meraueillaz
Qe non es larcs adreig iuiaz
Qi non a allegraze
E qan le dos es trop tarzaz
Perd sen souen le dos el graz.

Seruentes tou lengage
Entendra mielz neis qeu no faz
Mos segner cui es mon ferraz
Qi per dreig segnorage
Es en tan grand honor poiaz
Qel en sera reis coronaz.

E pois ton dreig uiage
Faras al rei de nou regnaz
Despagna qar es sobrhonraz.

fol. 6 a.

Giraut de Bornelh.

Honraz es hom per despendre
E pro lausaz e per donar
E blasmatz per uoler prendre
Et encolpat per gardar
Lauer qe tals qi na pron
Na pauc en breu de saison
E tals es en gran poiar
Cui la rod en breu uirar
Fai son poiar e descendre.

Si conprar ensegna uendre
Per dreg deuri hom iuiar
Qezasus degues aprendre
Per son prendre adautrui dar
Mas cel qas entention
En prendre tan li sap bon
Qe de dar noil pod menbrar
Per qe lui deu oblidar
Deus e lauers ses reprendre.

Mas per zo nos deu deffendre
Cel qui uol largesa far
Anz deu largamen estendre
Sa man donan ses tarzar
E ses trobar ochaison
Qi uol ben dir de non
Car cel don ten hom plus car
Quant es pres ses demandar
Ses afan eses atendre.

Cel qi fai pan per reuendre
Nol sap tan prim balanzar
Qe plus prim nos sapzh entendre
Toz homs en amesurar
Sos dos e sa mession
Cuian saissi ab lairon
Per pauc gran prez gazagnar
Mas per mesura prestar
Ne tos temps mesura rendre.

Greu mes parlar e contendre
De cels qi uan soterrar
Lauer don fan tal mesprendre
Qil no sen podon saluar
Sabanz no fan redenzon
De lauer qan en preisson
Car per auer amassar
Nol cuidas deu renegar
Et al uen sen annet pendre.

Seruentes tal sap ton son
Qinon enten ta razon
E tals lenten qil zantar
Uol mais qe ton razonar
Qa mainz fai uergogn entendre.

Bel segner donaz mun don
Morruel cor de baron
Qe nous lasez de ben far
Nil prez quis fai aut poiar
No laisaz per ren deisendre.

fol. 6 b.

Giraut de Bornelh.

Gen mestaua e suan e en paz
Lo iorn camor entret en mon corage
Qeu non amaua ni non era amaz
Nim sentia damor mal ni dampnage
Ara non sai qi ses ni se deue
Qeu am cella qe il no mama re
E sin tenc eu tot cant ai en bailia
E tot lo mond si fos meus en tenria.

Lo cor en tenc en loc dautras ritat-
E mas chanchonz en loc de uasaz lage
E sieu fos reis ni ducx ni amiraz
Farai ricx faitz per samor e barnage
E car non di lo poder qellz coue
Alei seruir euai ma bona fe
E bona fe qi ben la conosia
Deu prender en loc de manentia.

Ben son maneinz del mal trag qem donaz
Soffrir en patz deu men don elegraze
E soi paubres qant uos nom esgardatz
Et als autres dentorn fai bel usage
E mi qeus am non esgardatz per be
Edeu don mey mais qe no men conue
Et seu qer zo qami nos tagnaria
Forza damor mi fa dir la folia.

Cai mespert qant uei uostras beltaz
Com lo cugnatz de galuan per saluage
E can per guerra nac toiz sos filz menaiz
Et sa filla qeria per oltrage
E len deman redialail ab se
Entroc quyuan los defendet e me
Defendam uos merces e cortesia
E si uoletz ia ren guirenz non sia.

Dels lausengiers me tenc molt per pagatz
Zo qe non fa hom mais de mil engage
Car man faidit del pais on estaz
Qen tan mera lo uer deu dagradage
Qeu fora morz qe fins amics qan ue
Zo chama fort e altra pro noi te
Mor de desir don uoill mais qe maucia
Amor cai loing qe lai si non lauia.

Auer non puesc qe tan ia de be
Et de beutat ca fugir men aue
Eses donna serai tant qant uiu sia
Si uos non ai e qieu ses donna sia.

Pro contessa cui proenza mante
Et tot lo mal ifai tornar en be
Caps es de prez e caps de cortesia
Per qen ual mais sauoia e lombardia.

fol. 19 a.

Guilielm Anelier.

Uera merce e drectura sofranh
En est secle car cobeitatz ofranh
Qan li maluatz on maluestatz safranh
Per qe bos pretz ab ualor nos refranh
E sel cui platz qe maluastatz non franha
Bes tainh qe dreitz e merces li sofranha
Pos qe ab enian sos maluatz cors safranha
Percami platz cap dreituram refranha.

Si meteis franh e dampna e repren
Sel quab enian gazanha mi repren
Gazanh non es quel pecat lo repren
Per qe nes fols quin be far nos enpren
Ans qe del tot maluastatz lo perprenda
Quar ges nuilhs bes nona poder qes prenda
En nuilh home on enguan se comprenda
Per qieu am dreg quis uoilha me reprenda.

A tot home que uoilha ualor man
Que diga uer e que tort non deman
Car hieu uos iur per mafe e uos man
Qe per tort far chi ualor e reman;
Oauan no uai ni nius nola demanda
Quar cobitatz quezanditz e lur manda
Que demando mainta falsa demanda
E tengan nec si re an de comanda.

Be lai per fol qui ab cobeitaz satrai
E per plus fol qui la e nos nestrai
Car maint fals dig mesongier sen retrai
E maluastatz eszengan qe sen trai
Eia nos pens neguns cap se la traia
E qes ne men ab ans quel lo retraia
Qar pueis noi ual plaides com hi atraia.

En aqest mon estai engans tam ferm
Que ges nona poder dreitz lo deferm
Qar li maluatz aman mot fals e ferm
Lo mantenor per tal quel se referm
Eszes me greu quar la mort no desferma
Tot fils home quengan uol ni conferma
Pero nom par quenguans sia causa ferma
Perqe mos cors en ben far se referma.

Al ioue Rei darago qe conferma
Merce e dreg e maluestat desferma
Uai siruentes quar trastot be referma
E nuls engans de dins son cors nos fema.

Hieu am mi dons car mes capdels e ferma
E qi uol pretz auer ab leis saferma.

fol. 28 b.

Folqet (de Roman).

Eu farai un seruentes
Et raison ai granda
Et dirai de prez on es
Som tot non demanda
Prez soiorna ab lo cortes
Et noill qier liuranda
Mas ioi e ualor
Et ten celui per seignor
Qill dai tal uianda.

Prez uolom en conoisses
Ab fina largessa
Franc e leial e cortes
Et senz auolessa
A celui no dona res
Qilla samor missa
Mais pauc na conqes
Qen null baron non atres
Compli de proessa.

Jamais negus mos amic
No uoill ric deuiegna
Pois mon seignor federic
Qe sobre toz regna
Era larc anz qil fos ric
Or li plaz qil tegna
La terra el auer
Aicho me contom per uer
Cascuns qi qem ueigna.

Duna uoill qe siaz cert
Ca il sabi audire
Qi tot uol tenir tot pert
En aicho se mire
Et tegna donar obert
Qe roda nos uire
Cel de sus de soz
Cal uirar faria toz
Ses enemics rire.

Anz am deu qe sus la mes
Ella dat corona
Et son cosin lo marqes
Qe chascun rasona
Uenir len deuret gran bes
Et ualora bona
Si com ui laltres
Lamor qe cil dest li fes
El cont de uerona.

ib.

Folqet (de Roman).

Ma bella dompna per uos dei esser gais
Cal departir me dones un dolz bais
Tan dolzamen lo cor del cors me trais
Lo cor auez dompna qeu lo uos lais
Per tal couen qeu nol uoill cobrar mais
Qe meill non pres a Raol de cambrais
Ne a florican poget el palais
Com fez ami car soi fins e uerais
Ma bella dompna.

A uos me ualla deu
Qe mill aitanz soi meill uostre qe meu
Obedient plus qe serf ni iudeu
Et de uos teng mon aloc e mon feu
Et null trabaill no me pot esser greu
Sol qa uos plaza anz mes plasenz e leu
Et morrai tot aissi com fes nandreu
Et uolgra mais qagues mort uint Romeu
Ma bella dompna.

Ja uos am eu tan fort
Se no uos ai uenguz soi a mal port
Qeu ai ben uist e coneguz en sort
Qen breu de temp maura li sorspir mort
Se eu a uos en chambra nom deport
Ha dolza res uostre cor si acort
Qe ren sen uos no me poi dar conort
Sen aissi mor pechaz naurez e tort
Ma bella dompna.

No me laissaz morir
Qe mill aitant uos am qeu no sai dir
Qe nulla ren ren non am tan ne desir
Com eu faz uos per cui plang e sospir
Lo danz er uostre sen aissim faz languir
Can plus uos uei mas uos ue enbelir
Naffrat mauez no sai tant del scrimir
Ab dolz esgart e ab genz acoillir
Ma bella dompna.

De uos soi enueios
Sabez perqe car es ualens e pros
Et ges parlant e dauinet respos
Com no uos ue de cors ad bellas faichos
E ia nous pes sem soi un paoc gelos
Qe per amor fu uencuz salamos
Aissi soi eu cortesa res per uos
Ma bella dompna.

fol. 32 b.

Elyas de Berzoll.

Ben deu hom son bon seignor
Amar e seruir
Et onrar e obedir
A tota sonor

Et de mal seignor ses merce
Qe pugnal seus en desfaire
Se deu om qui pot estraire
Can seu seruisi pro noill te.

Autresi deu hom damor
Per bon dreich partir
Qi damor nos pot iauzir
Nill uall nill acor
Perzom part forsat em recre
Damor cui soi merceaire
Car anc nul ben non uolc faire
Ni non ac iauzimen de me.

Jamai senblant tricador
Non faran morir
Nill meu non faran languir
Oill galiador
Car fols es qi sos fols oill cre
Mantas uez cho mest ueiaire
Et fols qi trop es gardaire
Daicho qil non taing nil coue.

Partiz me soi del error
Era qem sol tener
Amors e dels lonc desir
Qe non sen dolor
Et seu ac dels mals trags gran ren
Et dels ben non sabuz ei gaire
Sos dans mes greu a retraire
Aitan li port de bona fe.

Al ualenz emperador
Uoill mostrar e dir
Qe deus met tot en air
Mal sos seruidor
Et pois deus ja donat de qe
Serua la dregs emperaire
Qe del mon non pot plus traire
Mas tant qant yfara de be.

Contessa beatris ben cre
Qe per uer pot hom retraire
Qe del mon es la belaire
De las autras dompnas com ue.

Ges de ualenz prez non recre
Blancaz ni sen uol estraire
Anz ual mais qe non sol faire
Et meillora de so qil te.

fol. 33 a.

Raymon de la Sala.

Al chant dausel comensa ma chanzon
Qant au chantar la gentas e la gron
Et per cortiu reuirdiar lo lins
La blaua flor qe nais entre el busson
El riu sont clars de sobre lo sablon
Lau sespan la blanza flor de lis.

Lonc temps aurai estat desamoros
De bon amor paubres e sofrachos
Per las colpas duna falsa amaris
Ca faich ues mi enian e traceions
Per cheu nai faich lo carantal perdons
Et nom lasset entro que mac aucis.

Ben pauc ama drut qe non es gelos
Et pauc ama qi non est airos
Et pauc ama qi non est follecris
Et pauc ama qi non fa tracios
Mais uaut damor qi bien est enueios
Un dulz plorar non fait qatorze ris.

Qant eu li qier merce en genoillons
Et ella me colpa e mi met ochaisons
Et laiguam cor aual per mei lo uis
Et elam fai un regard amoros
Et eu li bais la bucha els ols amdos
Adonc me par un ioi de paradis.

Daqesta main fo coilli lo bastons
De qe maucis la plus bella can fos
Tant uolgreu toz zo qe labellis
Qe lonc respiz e mal trait angoissos
Et lausengiers a petit guierdons
Man fait estar faidiz de mon pais.

fol. 62 b.

Nuls hom non deu damic ni de segnor
Dir mais de ben qe taing a sa ualor
Car greu ten hom per lial blasmador
Cel qe lausa falsamen
Per qeu dun baron mi pen
Qen ai lausat en nun ten.

Ca menzonza uoill ab uertat cobrir
Qelausutz fals blasmarai ab uer dir
Qen lui blasmar sai qeu non puesc mentir
Car nuls hom tan can ditz mals
De lui non pot esser fals
Merze de son faiz leals.

Tan son leals li faitz daqest baron
Qe lemperis non dic qe lui caison
Mas la glesa len a fatz maint perdon

Et sella deu perdonar
Eniant in fallimentz far
Leu li pot sarma saluar.

Saluar si pot mais dels bos pelegris
Dolce le pros marqes palauisis
Nil marqes dest pois fon pres ni celis
Pero pisan e luques
Dison ben qel anc no fes
Don don a tort fos repres.

Al pro marqes mon segner frederic
Lai on troban tout li pro bon abric
Uai seruentes e non fair gair tric
E digasli a trasatz
Que debat non bontaifatz
E qel se gart del seu traz.

E cel qi feras agatz
Ai un pauc del uer retraz
E del mentir sui affratz.

fol. 63 a.

Gia non cugei qe maportes ogan
Noua razos a far un seruentes
De main baron e sil qes roi castel es
Chui bon prez edonor desenansa
Car sil lassa son fraire en turmens
Ben laissara el chuzins el parens
Mal bruit es tal per tuit li mon se lansa.

Ben meraueil des engles con il estan
Car son oniz so sabon per frances
Es era uan gardan laltrui paes
Plus fora gen cobrar lo son a lansa
E ostison lo seng cha onimens
Ro mis al frons qes trop aparens
Si faran il sendormida fos fransa.

Lenfan don pier se degra trar enan
Per gran esforz a ses aragones
Car son arditz e tan darmas apres
Don pro uasal li rendon per ueniansa
E ge chuit qil faran faitz ualens
Uer sella pars ond lor uien duol chucenç
Es autramen non uiuran ab onransa.

Adonc li baron daleman qe faran
El croi duc destric aunes
E sel de nissa qes clamat marqes
E maint dautres de chui non fai membransa
Qe solion far lor faitz auinens
Es era stan chon recreans temens
E so auen per chan de lor doctansa.

Li croi baron recreans temens
Air ades e ai lur maluolensa
E al ualens maclun per onransa.

ib.

Dompn Fredreric de Cicilia.

Ges per guerra nom chal auer consir
Ne non es dreiz de nios amis (?) mi plangna
Cha mon secors uei mos parens uenir
E de monor chascuns seforza eslanga
Per chel meu nom maior cors pel mon aia
E se neguns par che de mi sestraia
No len blasmi cheu men tal faiza pert
Chonor e prez mos lignages en pert.

Po el reson dels catelans auzir
E daragon puig far part alamagna
E so chen pres mon paire gent fenir
Del rengn auer crei che per drĕiz me tangna
Ese per so de mal faire masaia
Niguns parens car li crescha onor gaia
Ben porra far dampnage adeschubert
Chen altre uol no dormi nim despert.

Nebble ua dir achui chausir soplaia
Che dels latins lor singnoriu mapaia
Per qeu aurai lor e il me per sert
Mas mei parenz mi uan un pauc cubert.

Responsiua del conden puria.

A lonrat Rei Frederic terz uai dir
Qa noble cors nos taing poder sofragna
Peire qom te e pusc li ben pleuir
Che dels parenz cha ten de uas espagna
Secors ogan non creia cha lui uaia
Mas alestiu fasa cont chels aia
E dels amics e tegna lioll ubert
Chel acoilla pales e cubert.

Ne nos cuig ges chel seus parenz desir
Chel perda tan chel regne noil remagna
Nel bais donor per franzeis enrechir
Chen laiseron lo plan e la montagna
Confundals deus e lorgorgoil dezaia
Pero lo rei e cicilian traia
Onrat del faitz chel publat el desert
Defendon ben dacho sion apert.

Del giouen rei me plaz car non ses maia
Per paraulas sol qa bona fin traia
So chel paire chonquis a lei desert
E sil reten tenrem lemper espert.

Ausser den beiden vorstehend besprochenen finden sich an den Florentinischen Bibliotheken noch vier Handschriften geringeren Werthes, unter denen eine Riccardi'sche die erste Stelle einnimmt. Indem ich mir die Besprechung derselben für den nächsten Bericht vorbehalte, erlaube ich mir im Folgenden aus einer der besten und umfangreichsten Handschriften, Nro. 5232 der Vaticanischen Bibliothek, einige vorläufige Mittheilungen, welche vielleicht mit grösserem Interesse entgegengenommen werden dürften. Ich beginne, der Ordnung der Handschrift gemäss, mit zwanzig unbekannten Liedern Giraut's von Borneill. Ein Theil derselben hätte in unvollkommenerer Gestalt schon nach früheren Handschriften gegeben werden können, nämlich Nro. 1 und 10 nach der Mailänder, Nro. 1—4, 6, 7, 11 und 13 nach der ersten, Nro. 1 nach der zweiten Laurenzianischen, Nro. 1—5, 8—12, und 16—18 nach der Riccardi'schen Handschrift. Sie folgen hier in dem reineren Texte des Vaticanus, mit Angabe derjenigen Lesarten der übrigen Handschriften, welche entweder unzweifelhafte Verbesserungen sind oder doch Erwägung und Berücksichtigung verdienen, aber mit Ausschluss aller orthographischen Varianten, Wechselformen und solcher Abweichungen, welche, an sich nicht verwerflich, allein in der Autorität der Handschrift ihre Beglaubigung und ihre Stütze finden können.

fol. 12 a.

Ges aissi deltot non lais
Chantar ni deport ni rire
[Qancara no meislais]
Mas car plus nom platz
5 Deportz ni solatz
Non uuoill en mi sol despendre
Mos bos digz prezatz
Anz desqieu comens
Leus chans auinens
10 Pois estreing las dens
Car non aus retraire
Ecar non uei gaire
Cui plassa iais
Ni trob qui menuei
15 Qan malegre ni mesbaudei.

E pero si me notz mais
Mas car nomes bel adire
Ma malamiga qem trais
Per qem par foudatz
20 Car men sui proatz
Pois de lieis nom puosc defendre
Mal me sui menatz
Serai doncs suffrens
25 Ja men ueigna lens
Bes egauzimens

3) Ms. Laur. B. sim. rell. 11) nols. Laur. B. Ambr. 18. 28) quim, qui. Laur. A. B. Ambr. Ricc. 19) E sim par. Laur. A.

Car nuills fins amaire
Non sap damor gaire
Que leu sirais
Camors dona lei
30 Com lautrui tort blanda emercei.

Vers es que samor mestrais
Ni non sen uol escondire
E pois la forssal prat pais
Que men ual uertatz
35 Mieills me fora assatz
Qel cor uires ses atendre
Vas calacom latz
Qe pois forssa uens
Non es dreitz guirens
40 El paucs esciens
Que mes chapdelaire
Dona me ueiaire
Qieu tem qem biais
Si uas lieis feunei
45 Ca poder qem sorza em sordei.

E qim fos amics uerais
Ni de mos bens esiauzire
Francs efins eses mals ais
Ab qem fos celatz
50 Ia non fos preiatz
Ioi mi pogra ancara rendre
Non sui tant loignatz
Qel cors mescrezens
Si combat el sens
55 El tertz espauens
Car anc temens laire
De dinz fort repaire
Sols no sesfrais
Qel cors etuich trei
60 Plus temen uas lieis non desrei.

Ara soiorn et engrais
Car sap cum mi pot aucire
Canc puois non fui letz ni gais
Des qus fols uersatz
65 Que maduis pechatz
Mafiet em fetz entendre
Messonga el fatz
Nom fon puois guirenz
Plus qe lardimens
70 Enque masouens
Ni anc dompneiaire
Sera us emperaire
Sac sobrier fais
Non es qui lenuei
75 Camors non uol com seignorei.

Canc non fo qui leu safrais
Nis fetz uencutz ni soffrire
Si tot fo en als sauai
Qanz non fos amatz
80 Cus desmesuratz
Qe menassa descoissendre
Car humilitatz*
Val als conoissens
E doncs non aprens
85 Qorgoills es niens
Perque sofertaire
Qan non es gabaire
Conqer cui bais
Eteigna emanei
90 Mas ieu non dic que ben estei.

Anc ualors cui uils pretz frais
Per uils agradils assire
Vas benestar no satrais
Ni ia rics maluatz
95 Ni mal enseignatz
Nois degra enaut entendre
Sin fos dreiz iutgatz
Va esi mentens
Oc e doncs cossens
100 Que maluaza gens
Saus uas dompna atraire
Coinda de bon aire
Mas daize nais
Luocs en que follei
105 Mas cui non pesa amor abnei.

---

30) bland. Laur. A. Ambr. Ricc. 32) se pot esc. Laur. A. 34) platz pais Laur. B. 36) en atendre. Laur. A. Ricc. 37) cal acum. Laur. A. tal alcun. Ambr. 42) nies uei. Ambr. 43) ren non biais. Laur. A. tem non biais. Laur. B. ten non bais. Ricc. 44) Ni uas. Laur. A. 46) Mais qim. Laur. A. B. Ricc. (46—60 fehlt. Ambr.) 56) Qanc mais. Laur. A. 60) Plus temen uoilh mouan d. Laur. A. 66) Gran menzogna. Laur. B. sim. rell. 68) garenz. Laur. A. Ricc. 73) Sa Laur. A. Sei. Laur. B. Sel. Ricc. Ses. Ambr. 78) sauais. rell. 88) Qan per qe biais. Laur. A. cun bais. Laur. B. 92) uil agradir. Laur. A. Ambr. 98) E uai si. Laur. A. B. Casai. Ricc. Enaisi. Ambr. 103) Qe. Laur. A. daiscel. Laur. B. daciel. Ambr.

fol. 13 a.

Los apleitz ab qieu suoill
Chantar el bon talan
Ai ieu cauia antan
Mas car non trob ab cui
5 Nom deport nim desdui
Ni non sui benanans
Ai dieus cals dans
Sen sec ecals dampnatges
Car iois ebos usatges
10 Aissi menuza e faill
Noi agreu retenaill
Mas car mon seignor platz
Bes eiois esolaz
Mesiau ab sos priuatz
15 E qan men sui loignatz
Irasc mab los iratz.

Mas destreitz mi destuoill
E sim uauc regaran
Si ia salegraran
20 E ies a ioi non fui
Nils plazers nom desdui
Anz mi platz ades chans
E gens masans
E cortz euassalatges
25 Iais perda bos lignatges
Pair pro en son miraill
Cui ses esperonaill
Non ses marra barnatz
E sil pair fo lauzatz
30 El fills se fai maluatz
Mi par tortz epechatz
Caia las heretatz.

Dones cals dreitz o acuoill
Qel fills aia atretan
35 De renda el pretz soan
Ni cals razos adui
Que mieills nois taigna autrui
Queu cre que fos enans
Outra mil ans
40 Honors eseignoratges
De son pretz ecoratges
E costa etrebaill
El fills sil mieills trasaill
Non es dones forlignatz
45 Ara cum nom mostratz
Vos saui que iutgatz
Sals pros fol dons donatz
Cum er dels desprezatz.

Mas neleitz er sim tuoill
50 Per cels que failliran
Desolatz ni decban
Per fol tengatz cellui
Que si gasta edestrui
Nis uira malanans
55 Per non sai qans
Cui iois par nesciatges
Que ricors ni paratges
Er greu que nois nuaill
Puois calegressa faill
60 Enois camie uiatz
Eqeus ualra rictatz
Si ia nous alegratz
Que enperis cregnatz
Es ses ioi paubretatz.

65 Mas ladreitz cors qieu uoill
E desir ereblan
Ma traich dira edafan
E si iois men condui
Ia non sabran mas dui
70 Los entresseins nils mans
Que tortz es grans
Esobeirans follatges
Qan per maluatz messatges
Vilans ni dauol taill
75 Escampa del ginsaill
Ni fuig bonamistatz
Mas ieum sui ben gardatz
Que non sia encolpatz
Qe non es uius ni natz
80 Cui anc en fos priuatz.

Elespleitz si macuoill
So qeill qerrai cantan
Remaignal sieu coman
Cab gens plazers redui
85 Qan nois part nis defui
Ladreitz cors benestans
Ni bels semblans
Ni lamoros usatges
Cauinens es lo gatges
90 Qan del cor als huoills saill
Per qieu qui queis baraill
Ni sapelle forsatz
Mi teing aben menatz

---

3) Agra eu. Laur. A. 9) Qar cort. id. 26) Pros pair. Ricc. 28) sesmera. Laur. A. Ricc. 36) O qals. Laur. A. 37. 38) Qe miels non taing autrui Qautreiat fo enans. id. 40) Qonors ... Donan pretz etc. id. sim. Ricc. 45) non. Laur. A. 58) qui non oailh. id. 68) mi condui. id. sa ioi mi cond. Ricc. 79. 80) Quoi ... Qe. Laur. A. 88) uisatge. id.

Qan los trob acordatz
95 Louisatge ab la fatz
Els digz benenseignatz.

E puois enans nouaill
Ni non sui aizinatź
Bels seigner sufertatz
Qieu chant ab cosofratz
100 Conosc ben qel comiatz
Porta plus de mil gratz.

An sobretotz digatz
Vos que mon chan portatz
Que sai ses tant tardatz
105 Qel ensemblara fatz.

fol. 13 b.

Ops magra si mo cossentis
La sazos del temps entenerc
Qencal que solatz mesgauzis
Que contral freig magrops uestirs
5 E contral tort qieu prenc merces
E contral trop tazer chantars
E contral camie dels baros
Francs seigner ecortes ebos.

E iagra plus chaut los maitis
10 Sim sentis mos ops dinz lalberc
Que ia forssatz fors non issis
Que pena mes a mainz grazirs
Equi soferre sen pogues
Ben fora nauia demandars
15 Empero si donars non fos
Ia non saubrom quis fora pros.

E plagra mais amos uezis
Manens qe paubres que pos cerc
Totz mos ops us nomer tant fis
20 Prouetz noil enoi lescondirs
Equi trop cerca autruis conres
Sofraignerail cals que disnars
E pois si ficha ses somos
Semblail failla pans emaisos.

25 Beis pagra genseitz so mes uis
Ancaras sobre son ausberc
Sautra madaula li faillis
Del sieu que trop nes bels seruirs
E quis fai delautrui cortes
30 Pois del sieu sera sobrauars
Ges nomes uis aport razos
Calui repairel guizerdos.

Ges magra forssa lautrui uis
Noma seu moblit ni mesperc
35 Defar aisso com mi grazis
E pero sil bes acuillirs
Non dona pretz mas lui cui es
Aissi cum chascus es plus cars
Degra uoler qel bels ressos
40 Issis anz de lui que de uos.

Som aigra — men non acuillis
Sim ponc ni mauei ni mesterc
Los iouencels nils enantis
Genssers enparegral forbirs
45 Mas qui fara semblan qeil pes
Enseignamens ni chastiars
Euos trebaillatz cautre fos
Fraigner ipodetz mil bastos.

Per sagra — men com me pleuis
50 Non creiria qanz tem qei perc
Mos chastics que totz bes assis
Pois trop lesfreda lapedirs
Iacoilla ardit descaura mes
Sentencion ni sos affars
55 Que mentre qes mancips etors
Leschai solatz epretz edos.

Podagra don ia non garis
O grans mescaps en plan coderc
Aitals quel plus loindans lauzis
60 O faitz don si sec escarnirs
Opieitz uolria lauengues
Acui iois non platz ni deportz
Que mains pessamens enoios
Loigna desi bona chanssos.

65 Seigner sobre totz rics penssars

97—105) fehlt im Laur. A., 97—101) im Ricc.

1) qui mo. Laur. A. 7) cambi. id. 14) nau ial. id. nausa. Ricc. 21) fres altrui. Laur. A. fresa a. Ricc. 22) Sofraingnier la. Laur. A. so fragella. Ricc. 23) de somos. Laur. A. de semos. Ricc. 25) genser. iid. 31) ca port. Ricc. 33—40) fehlt im Laur. A. 36) bels. Ricc. 41) nom. Laur. A. non m. Ricc. 47) Eus. Laur. A En uai Ricc. 49—56) fehlt im Laur. A. 54) en sos. Ricc. 62) Cui … deportars. Laur. A. 65—70) fehlt im Laur. A.

Eiois ebona sospeissos
Cresca ades mon seignor euos.

Qieum clam anquera dels nauars
Car anc deschausitz sofraitos
70 Mi fo entrels contrarios.

ib.

La flors eluergan
Mi uai remembran
Dun cortes affan
E si nois coches
5 Que nom remembres
Iam fora oblidatz
Denqerre solatz
Pero chams ni pratz
Genseiz no meissona
10 Cal cor mi botona
Tals una amistatz
Cama fe
Saissi sendeue
Cum cil qieu am ma couen
15 Ben dei chantar plus souen.

Dreitz es doncs qieu chan
Cab precs que perman
Mas eras diran
Que si mesforsses
20 Cum leuieitz chantes
Mieills estera asatz
Enon es uertatz
Que sens ecartatz
Adui pretz edona
25 Si cum luchaisona
Nosens eslaissatz
Mas ben cre
Que ies chantars se
Non ual al comenssamen
30 Tant qant puois qand hom lenten.

E doncs aqem uan
Totz iorns chastian
Que pois plaigneran
Si ia ioi cobres
35 Car non serai pres
Car sieu ioing ni latz
Menutz motz serratz
Puois en sui lauzatz
Qan ma razos bona
40 Par ni sabandona
Com ben enseignatz
Si bei ue
Ni mon dreich chapte
Non uol almieu escien
45 Catotz chan comunalmen.

E perso lautran
Qan perdiei mon gan
Anaua chantan
Plan eplus ades
50 Esi men tarzes
En fora encolpatz
Pois lo dons nil gratz
Nomera tardatz
Mas ara sim sona
55 Mamia fellona
Seral bes poiatz
Doncs aqe
Nom poiara be
Sim sona nimacoill gen
60 Noi a gran refraignemen.

Mas sil bels semblan
Nil cor nil talan
Manaua camian
Nom sai qim lauzes
65 Qeloill sofertes
Sofrir ar auiatz
Cum mauci foldatz
Cancsem saill allatz
Em contresperona
70 Can pieitz mi razona
Doncs si non cuiatz
Pois merce
Dic aura deme
Silan razon follamen
75 Que sen penedes non len.

Irai doncs enan
Fis eses engan
Sofren epreian
Que si safranques
80 Sos durs cors engres

1) del Laur. A. Ricc. 4. 5) Essi nous contes Qe min r. Ricc. 13) sesdeue. Laur. A. 14) mo conuen Ricc. 17) Per precs. Ricc. 20) leuet. Laur. A. Ricc. 25) locaisona. Laur. A. lochas. Ricc. 40) Per me. Ricc. 42) ben. Laur. A. Ricc. 56. 58) Meral ben pensaz. Nol pensara be. Laur. A. 64) Non. Laur. A. Ricc. 73) Dis caura. Laur. A. Diç caura Ricc. 74) Seu lan Ricc. 75) peneda es nalen Ricc. p. e. ualen Laur. A.

Mills fora assatz
Que si fos onratz
Mos cuitz emos fatz
Si beis desazona
85 Car mieills non sadona
Com en fos paiatz
Mas conue
Si nonca mai re
Qesper ouenssa soffren
90 Qels francs uenz hom franchamen.

E pois cridaran
Aquist drut truan
Qesperars ten dan
Mas qui ben ames
95 Emais esperes
Mieills ifora honratz
Ia sia enganatz
Eras demandatz
Midonz denarbona
100 De drut que randona
Nis fai trop cochatz
Qand laue
Cuna uetz rete
Damor cal que iauzimen
105 Sil non en pert plus de cen.

Nom recre
Desperar iasse
Denan totz que longamen
Maura menatz pren nonpren.
110 Ben es dreitz que longamen
Esper hom gran iauzimen.

fol. 14 b.

Si sotils sens
Oplans aturs nom ual
Que mos leus chans
Vailla epoie esesmer
5 No mes per ren semblans
Que puosca mout ualer
Que la cuida elesper
Qem solia aiudar
Pert et ami non par
10 Que nuils chantars
Sia ualens ni cars
Si cuidars otemers
Opesars oplazers
No menseigna cum chan
15 Grazitz e que men clam.

E car non uens
Labenananssal mal
Es grans affans
Cellui qui trop sofer
20 Cades sia clamans
Delautrui non caler
Voletz qieus digal uer
Qem desplatz enamar
Com iai posca trichar
25 Ni siauars
Val cel qeil sera clars
Ebenuolens euers
Dechaia tals poders
Com son amic engan
30 Nis page de son dan.

E sil cors gens
Se uira nomen cal
Vas fols masans
Ab so que non sofer
35 De salutz ni de mans
Cuig cab meins de iazer
Mi pogra retener
Car mout fai aprezar
Cortesia ab solassar
40 E mains affars
On si demora amars
E fai degrans plazers
E puois adoba us sers
La correilla dun an
45 A cels qui ben iuan.

E sieu sui lens
Ni uir locor leial
Nil desenans
De so qel uol equer
50 Mas lais men dere enans
Mas trob emon saber
Pois mi donet lezer
Ses forssa de preiar
Mos seigner de cantar
55 E mos trobars
Fon per samor espers
Adoncs mereub emders
E failliram sabers
Si perc mais qeil deman
60 Enqer so com desman.

---

81) Meilz fora ueniaz Laur. A. Miels for auegnaç Ricc. 83) ni mos Laur. A. Ricc. 88. 89) Si tot non ai re Laur. A. Ricc. Qesperan uenca s. Laur. A. 97) fos.

56) espars. Ricc.

E sim bistens
Nim tenon li reial
Lo pros es grans
El dans non sai cals er
65 Esil es corillans
Car sauset escazer
Del uenir son plazer
Fassa del ben uengar
E sim letz esperars
70 Qeil rei faran lanars
Val mais qel remaners
Pois rictatz ni ualers
No sen pot poiar tan
75 Queu trespas son coman.

E mas dieus uens
Mand nos nostre captal
El nos enans
Tant que sarrazin fer
80 Sofran perdas edans
Tro uenga al dechazer
Et hom non deu temer
Mal perden gazaignar
Ni non fai adoptar
85 Lo comenssars
Que gascon enauars
Si lor aonda auers
Adural bos espers
Edieus mande denan
90 Lo nostre capdellan.

fol. 15 b.

Iois echans esolatz
Ecortesiam platz
Mas nomes gen
Qieu sols ab cen
5 Chant nim esbaudei
Capenas uei
Qab ioi iocs mi sosteigna
Perqem nestraing
E pois qem plaing
10 Delun demos seignors
Que mauia socors
Ab ioi cobrat epromes
Mas lesperanssa el bes
Eso deqieu plus uaill
15 Mesdui fors de trabaill
Per que ma sospeissos
Si uai uiran
Que mer ab lor razos.
El masans desreiatz
20 Que sera enfol leuatz
Ira cazen
Car follamen
Enqer edompnei
Cuoi non son trei
25 Cui tant sonens naueigna
Mals ses gazaing
Esi remaing
Ab los fis amadors
Qeissamen cuig aillors
30 Virar on conqueses
Em di ma bona fes
Em mostra enson miraill
Que qui per faillir faill
Non es honors ni pros
35 Anz son dui dan
E fora mieills cus fos.

Mas tans dans nai celatz
Deqem fora clamatz
Mais non enten
40 En clam souen
Ni leu non desrei
Tot ben abnei
Com iam di ni menseigna
Caissim gauaing
45 Car si soffraing
En lonc temps bon amors
Als fis entendedors
Tot o restaura us mes
Per qieu ni tu sim cres
50 Non ai cor que nuaill
Per una sis trassaill
Anz serai uers ebos
Canc ab engan
Nosauenc amors bos.

55 Mas lengans es intratz
Que desreia dams latz
Vilanamen
Cus apresen
Que bai ni manei
60 Non sec tornei
Ni non crida senseigna
Perque nois taing
Que sacompaing
Dompna on es ualors
65 Ab tal qan laura sors
Que ia mais non ualgues
Ben uolgral conogues

---

69. 70) E sim les espars estiars Ricc. 76. 77) E dieus agenç Ogan n. c. Ricc. 83) per dieu g. Ricc. 88) Aduiral. Ricc.

12) Ab ioi cobrar promes. Laur. A. 18) Qem sera ioi razos. id. 29. 31) Qe qant eu cuig... Lom ditz. id. 39. 41) nom. id. 50) naurem cor. id.

Anz cab lui sagazaill
Nil don gans ni fermaill
70 Si ner gens lo ressos
Que gen masan
Sol hom far de rics dos.

E sil mans mes tardatz
Qem degresser mandatz
75 Et ieu laten
Si tot uen len
Non cuich mal mestei
Si ben fadei
Elespers ia non reueigna
80 Car ben bargaing
Sieu per estaing
Don mon aur que follors
So trobam els auctors
Aiuda maintas res
85 Perque an gran mal pres
Ioias edemoraill
Puois si fetz dautre taill
Dompneis efo sazos
Que per un gan
90 Er hom bautz eioios.

Et es grans freuoltatz
Com ben am desamatz
Ses gauzimen
Per tal couen
95 Que sil seignorei
Cui re non grei
Si es secs coma leigna
E cals qeis laing
Ill iassa eisbaing
100 Egensse sas colors
Elui cresca dolors
Que sec latz et es pres
Ies amors mas noill pes
Nomes uis ben egaill
105 Com desir ebadaill
Euiua cossiros
Equella chan
Dautrui dol sas chanssos.

Mas ieu qui qeis cridaill
110 Nom part delessenaill
Don fora alqes ioios
Sil traitz dantan
Nosauengues en dos.

fol. 17 b.

Qan creis la fresca fuoilla el rams
Elombra sespeissa els defes
Magrada laura el temps el mes
El gabs el ris el iois el chans
5 El doutz masans
Que creis qand saizinal maitis
Si nom gandis
Mos seigner couinens emans
Foram enans
10 Queu fes un uers que fos per cels chantatz
Cui pretz eiois ecortesia platz.

E non cuidera entre nos ams
Mals ni mescaps ni tortz caubes
Mas sieu ti crei etu nom cres
15 Cum ti puosc esser fis amans
Mieus es lo dans
Qieu fora bos efrancs efis
Sim cossentis
Que lesperanssa elbels semblans
20 Mi fos durans
Mas agreu er uera finamistatz
Puois qei sofraing tota luna meitatz.

E cuidatz qien sia clamans
Ni qieu men rancur non fatz ies
25 Tota ma rancura es merces
Si beis passal ditz los garans
Non sui clamans
Mas ben uolria ella chausis
Que non faillis
30 Tant es adreicha e benestans
Qel maier pans
Caira si nol sosten uertatz
E sera greu fis cors enues dos latz.

Ges lieis non ateis lo liams
35 En que cuidiei qams nos preses
Demi conosc ben queu sui pres
Cades par fis amics trians
Qieu cuidera ans
Que saspra captenenssa uis
40 Cus cals que ris

---

73) ses tardatz. id. 79) Niesper ia non uegna. id. 113) Non fos uiratz en dos. id.

1) els rams Laur. A. Ricc. 22) Des qen. Laur. A. 23) clams Laur. A. Ricc. 28) qella. Laur. A.

Maleuges mos maiors affans
Els plus pesans
Mas desqe ui qel cors era camiatz
Camieral mieu saissi nois fos fermatz.

45 E pois del mal nois part lafams
E conosc cals serial bes
Si nomen part faill tu non ges
E cum doncs semblaria engans
Aitals balans
50 Com ben ames enon sofris
E tu ia dis
Qel mals aiudal ben centans
Ia non soans
So que plus uols ni ten feignas iratz
55 Que guerra tol souen so qadui patz.

A cum fo petitz lo reclams
Qui tant prim nono conogues
Qan liplac cab sim retengues
Em soferc qieu li fos comans
60 Em det ses gans
Sas mans perque mieills menriquis
Tro puois maucis
Qan me fo ueiairel demans
Cus dels bertrans
65 Non es tant ferms ni tant ben enseignatz
Caz aitals paz non fos totz issarratz.
E puois aque diras qe mams
Si quan mauras gran ben promes
Mi fas em dis qieu sui mespres
70 E que nom doptes ni nom blans
Nomo demans
Qieu non uolria hom pros pleuis
So que mentis
Nois taing mas als trafans truans
75 Fals ecamians
Que sieu uos dic daisso uuoilh qem crezatz
Per nonpoder reman si non ofatz.

E non uuoill esser corillans
Perqieu bobans
80 Pro uetz daisso don autre fora iratz.
Qen sobretotz sen es ami clamatz.

[Dun conuinent qe mes tant desloingnaz
Qen neis men fora e mos fuilha laissatz.]

fol. 18 a.

Qan labrunaura seslucha
Pel soau termini franc
Eras si de ioi mestanc
Sibeis someilla nis clucha
5 Lamors qem fara languir
Si no lam desloigna oblitz
Mal mer esi faill mos chans
Vos nauretz tort mala amia.

Car uos metz un pauc esducha
10 Mauetz iurat de brun blanc
Non per so qieu disses anc
Don maiatz tal ira aducha
Anz sieu auses descobrir
Cum uos ma dompn am pleuitz
15 Qe destrics ni mals ni dans
Nois taing que plus uos en dia.

Lo cors dinz me crida em hucha
Que nol rompa nil desbranc
De uostramor et ieu planc
20 Car uei que ren nomafruicha
Anz sai qem ner afugir
Si uiure non uuoill aunitz
E tem los sobres affans
Qem tol repaus em destria.

25 Tal mauetz tornat calucha
Nom defendria dun manc

45—55 steht im Ricc. statt V. 78—83, welche fehlen. 60) Se tant. Laur. A. 66) Qen aital loc. Laur. A. Qen aital pas. Ricc. 69) Me failh. Laur. A. 70) E re nom doptas Ricc. 82. 83) Zusatz des Laur. A.

10) Pos mi uires en brun blanc. Ricc. V. 17—24 steht im Ricc. vor 9—16, so wie 33—40 vor 25—32. 17) emucha. Ricc. 21) Lamors don mera partir. Ricc.

Euizanc greu clop ni ranc
Si per mal pas non trebucha
Leu non puosca auan fugir
30 Aisi men uauc flebezitz
Cum cel desamatz amans
Qui de ioi se desrabia.

La nuoich qan losonz me trueba
Dorm sobrarcha osobre banc
35 Pro que men dolon li flanc
Perqes ma ualor destrucha
Car en lieich non puosc dormir
Anz men leu totz esbahitz
E pens de uos en estans
40 Contra que metz tant enia.

Ab ma uoluntat paurucha
No mai laissat carn ni sanc
Pustella en son huoil ecranc
Qius me cuida auer forducha
45 Qenans mener afenir
Mon uers que sia complitz
E sui deso plus clamans
Car anc mi noc gens mendia.

Qieu ui lora euos la uitz
50 Non cuidera us amirans
Mi nogues dieus los maudia

ib.

Nuilla res achantar nom faill
Per que deu pro mos chans ualer
Qer ai ben razon elezer
Eluoc esazon deque chan
5 E mas daitan
Mi creis ma benananssa
Qen bona cuida ai mon esper
Qem fai temer
Em fai ioi iauzir esolatz
10 Euei assatz
Cobs mes que mos chans si meillur
Pois emenseigna crit segur.

Car non es dreitz que chans nuaill
Qan mou deioi ni deplazer
15 Car si sencontron dun uoler
Dui fin amic edun talan
Que uas engan
Non penda labalanssa
Chascus si deu contratemer
20 Qa son poder
Nois uolua nis uir del sieu latz
Camics amatz
Sa cor qeis menta nis peiur
E les umbra amalahur.

25 Qieu qai pres emaint luoc trebaill
De maint mol lieich maint dur iazer
Lais ab alqes debon saber
Ma rancura em uau conortan
Que contral dan
30 Clau ab bon esperanssa.
Tal forssa on puosca remaner
E sim ditz uer
Mos seigner prom sui ben fermatz
Les non menatz
35 Mas decui qem clam nim rancur
Ab lieis mi remaing ematur.

E si merces ab lieis nom ual
Res for dieus nom pot pro tener
Ni peiurar ni decazer
40 E puois ieu ren als noill deman
Mas sol daitan
Malarc ma benananssa
Membreil cum mafizet un ser
Al sieu maner
45 So don me sui puois conortatz
E saisil platz
Per lamistat qieul tenc li iur
Qieu de benamar non peiur.

E sieu ies per samor trassaill
50 Qel trop non puosca sostener
Nilenqier cal que non deuer
Fraignal fol orguoill merceian
Que ben estan
Ler sim creis ni menanssa
55 Qezieu ai ben uist eschazer
Calestorbier
Val uil tengutz emesprezatz
Qestaings foillatz
Es mes souen ab bon azur
60 Per que mieills teigna eque mais dur.

E sim mes eson essenaill
Que de son traich nom puosc mouer

---

39) en escans. Ricc. 47) E daiso sui. Ricc.
12) en men segna. Ricc. 34) Ges no. Ricc. 39) De peiurar. Ricc.

Nom lais delautrui colp doler
Mas fierram ab un bel semblan
65 Qieu noill deman
Faich don aia fianssa
Dautra amistat mas del uezer
Qan nac lezer
Ladreitz cors nil ben enseignatz
70 Nom fon priuatz
Anz qan poc far de clar escur
Mi fetz barrieira dun prim mur.

E fora men desconortatz
Tristz eforssatz
75 Sobre totz mas tant bon agur
Nagui perqieu soferc edur.

[E mon foilla ten per tassur
Celui qi non crei bon agur.]

fol. 18 b.

Sieus qier conseill bella amia alamanda
Nol mi uedatz com cochatz lous demanda
Que so ma dich uostra dompna truanda
Que loing sui fors issitz de sa comanda
5 Que so qem det mestrai er em demanda
Qem cosseillatz
Capau lo cors totz dira nomabranda
Tant fort en sui iratz.

Per dieu giraut ies aissi tot aranda
10 Volers damics nois fai ni nois garanda
Que si luns faill lautre couen que blanda
Que lors destrics nois creisca ni sespanda
E selaus ditz daut puoig que sia landa
Vos lan crezatz
15 Eplassa uos lo bes el mals qil manda
Caissi seretz amatz.

Non puosc mudar que controrguoill non gronda
Ia siatz uos donzella bella eblonda
Pauc diraus notz epaucs iois uos aonda
20 Mas ies non etz primieira ni segonda
Eu qem tem fort dest ira qem cofonda
Vos me lauzatz
Sim sent perir qem tenga plus uas londa
Mal cre qem capdellatz.

25 Si men qeretz daital razon prionda
Per dieu giraut non sai cum uos responda
Vos mapellatz deleu cor iauzionda
Mais uuoill pelar mon prat cautrel mi tonda
Que sieus era delplaich far desironda
30 Vos escercatz
Cum son bel cors uos enduia eus resconda
Benpar cum netz coitatz.

Donzella oimais non siatz tant parlieira
Quil ma mentit mais de cinc uetz primeira
35 Cuiatz uos doncs qieu totztemps lo sofieira
Semblaria co fezes per netcieira
Dautramistat ai talan qieus enqieira
Si nous callatz
Meillor cosseill daua naberengieira
40 Que uos nomen donatz.

Lora uei ieu Giraut qellas omeira
Car lapelletz camiairitz ni leugieira
Pero cuiatz que del plaich uos enqieira

---

77. 78) Zusatz des Ricc.
7) Qa pauc. Ambr. Ricc. 30) encertaz. Ambr. en chercaç. Ricc. 31) esdui. Ambr. Ricc. 33) trop parlera iid. 40) nomi. iid.

Ieu non cuig ies quil sia tant maineira
45 Anz er oimais sa promessa derrieira
Que qeus digatz
Si iaus destreing tant que contra uos soseira
Trega ni fi ni patz.

Bella per dieu non perda uostraiuda
50 Ia sabetz uos cum mi fo couenguda
Sieu ai faillit per lira cai aguda
Nom tenga dan sanc sentitz cum leu muda
Cors damador bella esanc foz druda
Del plaich penssatz
55 Qieu sui be mortz sinaissi lai perduda
Mas noillo descobratz.

Seignen Giraut ia nagrieu fin uolguda
Mas ella ditz qadreich ses irascuda
Cautran preietz cum fols tot asaubuda
60 Qe non la ual ni uestida ni nuda
Noi fara doncs si nous gic que uencuda
[Ner cho sapchatz]
Beus enualrai et ai laus mantenguda
Si mais nous hi mesclatz.

65 Bella per dieu si de lai netz crezuda
Per mi lo affiatz.

Ben o farai mas qan uos er renduda
Samors nolaus toillatz.

fol. 20 a.

Leu chanssoneta uil
Auria ops afar
Que pogues enuiar
En aluernge al dolfi
5 Pero sil dreich cami
Pogues neblon trobar
Bel uolgra demandar
Qieu dic qen lescurzir
Non es lafans
10 Mas enlobra esclarzir.

E qui de fort fozil
Non uol coutel tocar
Ia nol cuich aguzar
En un mol sembeli
15 Qe ies aigua de ui
Non fetz dieus almaniar
Anz si uolc issaussar
E fetz esdeuenir
Laiga qera ans
20 Bon uin per mieils grazir.

Per qieu domen sotil
Que sap son mieills triar
Nom met del chastiar
Ni fort nom natahi
25 Mas unpauc men desui
Que non oposc mudar
Tant mes greu aportar
Qui non sap dessernir
Tans dentre tans
30 Ni cui cum al partir.

E qui dinz son cortil
On hom nol pot forssar
Si uana daiudar
Pois no fai mais qen ri
35 Pro a deqêis chasti
Equi per sol gabar
Vol sos clamius pagar
Ia dieus ren qel desir
Nonca lenans
40 Ni li lais auenir.

Mas ieun pren un de mil
Fors qieu nol uuoill nomnar
Per paor decuidar
Qeil dreisses lo coissi
45 Cui lo sers al maiti
Non pot ren meillurar
Que ia apres lo sopar
Noil auziretz ren dir

---

58) ellam. iid. 62) Ambr. Sautram preiaç. Ricc. 65—69) fehlt im Ambr.

1) euil Ricc. euilh Laur. A. 5) sel iid. 7) poirria mandar. Laur A. porria m. Ricc. 21—30) steht im Laur. A. hinter 31—40. Desgl. 41—50 hinter 51—70. 37) sos amics. Laur. A. Ricc. 45) nil m. iid.

Qeis lomasans
50 Non biesca apres dormir.

E sil faich son gentil
[A la ualor leuar]
Aissis fan aguidar
Consen senta alafi
55 Que lo sauis me di
Qe ies al mieills tenssar
Non dei home lauzar
Per son ben issernir
Ni per colps grans
60 Quel pretz pend al fenir.

E qui per sol un fil
Pend pretz com sol amar
Greu poira puois trobar
Sis romp que ferm lo li
65 Capauc en un trahi
Non son li ric auar
Caissi cum degraussar
[Per els ereuenir]
Pretz ebobans
70 E iois lenfant fugir.

Ma sieu torne humil
Vas mon bel seignor car
Alres noil sai mandar
Mas que samors mauci
75 Ia plus mal assassi
Nosam pogra enuiar
Qeras non puosc pausar
Mas trebaill ecossir
Si que mos chans
80 Es ia pres del fenir.

E deuriail mandar
Mon sobretotz edir
Qel maier dans
Er sieus sim fai faillir.

fol. 20 b.

Mamigam mena estra lei
Non sai perque
Qieu non lai forfaich
Pauc ni re
5 Si dieus maiut
Doncs perque mazira
Pois ieu nuill enoi noil fatz
Car li platz
Cal res noi sai
10 E per so dic que mespren
E car encolpat nom sen.

Petit eueiaual rei
Mas que maue
Qe ses tot forfait
15 Daqel be
Que ma uolgut
Reconosc qeis uira
Per qieu marritz sui loignatz
De solatz
20 Que ies non ai
Ni non chant souen
Mas cant peresbaudimen.

Dieus qen er auos mautrei
Sil clam merce
25 Deus lo sieu forfaich
Tendral se
Qel cor noill mut
Qieu noncail sofrira
Ia non fora tant iratz
30 Qe uiatz
Edegran iai
Noil fenis son faillimen
Et ill ses tort mi repren.

Sella dopta qieu desrei
35 Prendam al fre
Qel primier forfait
Si ial ue
Qieira altre drut
Esi res litira
40 De qanc forfis ma foudatz
Ab un latz
Liei mi rendrai
Pel col et am mais sim pen
Que mazires longamen.

45 On plus la uuoill meins lauei
Bona uas me
Sil sui ses forfait
Noil soue
Tot uei perdut
50 Des quil no salbira
Cum ieu li mera autreiatz
Qan sotz bratz

---

52) iid. 54) Com Ricc. Qom Laur. A. 64) qui iid. 68) Laur. A. 71) torn en Laur. A. Ricc.

21. 22) Mas cham per esbaudimen E per plaxer dautra gen. Ricc. (42Liaç id. 52) Sobriaç. id.

[Per qe morai]
Ma trobat efai paruen
55 Caissim teigna adreit nien.

Ges non cre qen fol feunei
Per qieu licre
Mout auer forfait
Qui la te
60 Sil platz qen tut
Mout men abellira
Sus pel cap colps dastellatz
Ar sapchatz
E sis nestrai
65 Semblaram deschausimen
Dic mal oc sil o enten.

Beis taing qieu la seignorei
Caissis coue
Tant maura forfaich
70 Que iasse
Ma ben uendut
So qieu li pleuira
Canc des lora qieu fui natz
Apenssatz
75 Sil so retrai
Noil fraissi son mandamen
Nescis ni ab escien.

Ioios al rei fatz presen
Dun don qem fetz auinen
80 En uos sera nol conten.

ib.

Gen maten
Ses faillimen
En un chant ualen
Caiuda
5 Mes creguda
De lai
On cill estai
Qieu am mais que re
Neis me
10 Non am tan
Per qieu uau penssan
Cum so qeil plagues
Li disses
Chantan
15 Qestiers noill aus dir
Cum mi fai languir
Iauzen
Qe mal non sen
Mas del pessamen
20 Qem destreing
Pero sil capteing
Qem promes nom fai
Deben edeiai
Mesdui emenpeing.

25 Qen rizen
Mi fetz paruen
Al comenssamen
De druda
Car tenguda
30 Qesmai
Ni dol non ai
Pel ioi que men ue
Cancse
Cuig qe enan
35 Sira meilluran
Lesperanssa el bes
E puois ses
Engan
Lai cor aseruir
40 Sim deigna acuillir
Nim pren
Achausimen
Dazait si nom pen
Si iam feing
45 Ca son sen non reing
Al mieills que sabrai
Pois conoisserai
Que noi a mal geing.

Den non en
50 Ni uau meten
Per sobrardimen
En bruida
Mentauguda
Qem trai
55 Vas tal assai
Cala mia fe
Ben cre
Qa mon dan
Mi uauc esforssan
60 Tant sui folla res
Ecum es
Qieu chan
Ni sapcha cobrir
Qui mo dei grazir
65 Souen
Faill emespren
E puois nomo seing
Ni mo teing
Adan si mestreing

---

53) id.
50) Me Ricc. 67) non masen Laur. A. non massen Ricc.

70 Amors nim dechai
Cuna uetz naurai
Un bon esdeueing.

Len mi ren
Que qem presen
75 Car leugieiramen
Se muda
Per saubuda
Mestrai
So qem fetz gai
80 E me descapte
Merce
Noil deman
Mas uau malegran
Com non conogues
85 Ni saubes
Lafan
E cuich men partir
Puois endei chausir
Enten
90 Gran iauzimen
Que naurai breumen
E reueing
Pel bel entresseing
Qemen ematrai
95 Lo bau bertalai
Que plus non ateing.

Mentauen
Vau dreich nien
Si beis pen
100 Quen cuida
Recrezuda
Seschai
Que uen afrai
Combra ereue
105 Per qe
Ieu uau tarzan
La gerra el deman
Esui tant cortes
Que merces
110 Claman
Cuich endeuenir
Enso qieu desir
Parcen
Forssadamen
115 Qauer recrezen
Mendepeing
Pero aso seing
Tant osofrirai
Qe tot proarai
120 Si pert oreteing.

Sim destreing
Lo cor que lengeing
Cauia perdrai
Anz qem ueia mai
125 Als plus non ataing.

Plus adreich greu mai
Cuich qe passarai
Sanz de uos non ueing.

fol. 21 a.

Ses ualer de pascor
E ses foilla eses flor
Eses mand de seignor
Vuoill far abadolor
Que ma cargat amors
Qe mira conortan
Delira edelafan
Gran qieu entrai
Cautre nom fai
Puois nomen pos soffrir
Ni ren decant desir
Non uei endeuenir
Ni non aten
Socors ni ualimen
Ia ma ill longamen
Plus amat finamen
Damador canc fos natz
Aras qen diriatz
Qeu tenci emenatz
E qan uen alapatz
Eum uir dalautre latz.

Caissi es fazedor
Atot fin amador
Que ia non uuoilla honor
Mas alplazer damor
Caitals uens sas honors
Entrels fis amadors
E ses engan
Que si beis torna adan
Lor es puois benestan
E qand hom fai
So camor seschai
Ni taing abon pres
Qieu uei qus tarzatz bes
Fai plus cor esgauzir
E nois taing que sazir
Si no les qui grazir
Son iauzimen
Mas ami non par gen

---

77) Ca saubuda Laur. A. 93) Qen men Laur. A. Qem don Ricc. 99) Prouez si Laur. A. Ricc. 105. 106) Die Handschrift hat Perqieu.

Sin re etz enseignatz
Ni benestan amatz
Qen bon obraus metatz
Si nocaus acabatz.

Pero si nom socor
Ama cuita maior
Semblara de follor
Si no menpas anz lor
E sera breus lo cors
Als esperonadors
Tant pres iran
E si men uauc loignan
Pot esser que diran
Tant non sai
Cill qestan delai
Que non si deslonges
Non ifai que cortes
Sella sen uol partir
Qan sen degra gauzir
Ni laissa per gandir
Leugieramen
E non faill quim mespren
De mon enseignamen
Sieu dic so que non fatz
Mas ia nouuoill sapchatz
Cum ieu fui issarratz
Camics sui desamatz.

E si sau per meillor
Ist amic chamiador
Com ab cor trichador
Serua deissa color
Qengans als trichadors
Lor par pretz eualors
Que deis semblan
Lor sap far que ill fan
Et ieu so que iuran
Mandarai
Sapchatz que atendrai
Sitot mer hom mespres
E non uailla merces
Sieu ia puois ses faillir
Del donc mon uer delir
Per lautrui trassaillir
Non ieu men
Anz uos dic ueramen
Que mal met edespen
Sas nouas qui trop men
Ni nes acostumatz
Mas bèn deleu cuiatz
Que per min sia iratz
O qen sia encolpatz
Mos francs seigner honratz.

Mas ieu non ai paor
Si beis leua nis cor
Que iam prenda al peior
Ni que iam uir aillor
Ni qen fassa clamors
Tant uei sos·faitz aussors
E son pretz gran
Qiem nesgau enchantan
Mas ben ai cor cogan
Anz de mai
Li mostre un mal esmai
Que greuia plus que res
E uolgra sil plagues
Nim eschazes adir
Una uetz al uestir
Li fos al sieu seruir
Priuadamen
Cassatz fora auinen
Cals mans rendes los bratz
Car sen home poignatz
Cui meillurar uoillatz
Tant couen otengatz
Tro meillurat laiatz.

El cuiar ma solatz
Que totz men sui laissatz
Dels poderos maluatz
Qun non poing ni menatz
Camon sobretotz platz.

E sis baisset barnatz
Lai on ieu fui raubatz.

fol. 21 b.

Plaing esospir
Eplor echan
Mas nom adui mos chans solatz
Chans onplus chant plus sui iratz
Enflebezisc lo cor el sen
E cui chans dona marrimen
Que sol loignar trebaill emalanssa
Nom merauill sis uai temen
Qeis uir sos sens esos affars
De sordeior semblanssa.

Quis pot soffrir
Ses mal talan
Ia sia sauis emembratz
Qe sai remanon limaluatz
Ses aiuda eses ualimen
. . . . .
Que fant triar uas bon pretz labalanssa
Moron aissi leugieiramen
Cum es faitz mos seigner naimars
Que sera plains per franssa.

Qui sap dir
Lo dol nil dan
Qan bos seigner rics enseignatz
Se part dels sieus qa capdellatz
Amatz enoiritz longamen
Queu nol esperi nilaten
Car qin cobrar sagues calque fianssa
Noi agra tant daziramen
Doncs es lo dreitz ebenestars
Com naia ira epesanssa.

Pro uetz conssir
E uauc pensan
Cum lestaua bella foudatz
Epretz esabers erictatz
Chascuna ses deschausimen
E desolatz perauinen
Non puosc trobar cui limeta en eganssa
Ni demaint bel enseignamen
Per que iois faill egens gabars
Merma e desenanssa.

Al cuillir
Fora semblan
Qel plus estrains sera priuatz
Empero ben aperceubratz
La ualor elacuillimen
Sobre passar ab fol de mal esmanssa
Si beil tires alegramen
Si tot si torna ira etenssars
Saber ensen denfanssa.

Qieu puosc pleuir
Ses malestan
Qentre las autas poestatz
Era mentaugutz elauzatz
Pel pretz eper lenseignamen
E pois ab la menuda gen
Saubra grazir honor ebenestanssa
Als francs parlaua franchamen
Sitot sera orgoillos ecars
Lai on hom se bobanssa.

Ren non desir
Saber aitan
Ni non seria tant pagatz
Sades non eral plus prezatz
Que lor meneran leialmen
Plus franc contral lor faillimen
Qen grand affar notz pauc petit erranssa
Qui ben sacusa nis repren
Per qieu cre que sos tortz ler pars
Endeu nai esperanssa.

Qel deing auzir
Cels qeill qerran
Que alarma li don repaus
El sainz uas enqel fon pausatz
Qieul ui baisar mout humilmen
Li sia enluoc debon garen
Canc plus pros bars delui nonportet lanssa
Ni non ac totz comunalmen
Los aips ab qeis fassa lauzars
Ni perque pretz senanssa.

E dieus qel formet denien
Li don ab sos angels estars
Part delur benananssa.

fol. 22 b.

Ges desobreuoler nom tuoill
Per foilla darbre ni per flor
Anz mi don mais daiz enpascor
Qan chantoill rossignol pels plais
5 Per som sui gais
Equi trop chassa non deuer
Greu pot esser
Qel trop noil uir lai on ler dans
Si cab mesurail fora pros.

10 Qieu ui lora que alprim fuoill
Cobraua endobles ma ualor
Aras malas merces damor
La doussaura elerba que nais
Es mos esglais
15 Qelam fetz emfai erauer
Cor ses poder
Daco cunpas nolai menans
Capres nom fassa tornar dos.

E doncs perque nono desuuoill
20 Pos auentura no macor
Car anc non ui fin amador
Ab poder que damar seslais
De grans eslais
Nai ieu ia faitz uas noncaler
25 Mas anz del ser
Nera si doblatz mos talans
Qem fora mieills que res non fos.

---

9) Zo qab. Ricc. 22) se lais id.

Farai doncs uas amor orguoill
Sill dic qem teigna adesonor
30 Quil seru mieills un galiador
Cami qeil sui fis euerais
Eras nom ais
Aissoil deich ieu engrat tener
Sim fai uoler
35 Tal amiga de qe mil tans
Menressela sa sospeissos.

Cum farai pos ill nomacuoill
Nim soffre per entendedor
Per dieu uers es anz ai paor
40 Qel sieus gens cors coindes egais
Vol qieu abais
E par perqeram desesper
Plus esser uer
Ab bels digz et ab bels semblans
45 Qe maia brau ni orgoillos.

E sieu ia torn uas essiduoill
Vauc uiran demal enpeior
Que per dompna ni per seignor
Non me uolc trop mouer del fais
50 Abanz sirais
Qan sap qem deuria ualer
Bem dei temer
Que saiuda sia desmans
Pos ca dich mal de mas chanssos.

55 E pero ueiatz enlescuoill
Nuill autre uers de trobador
[E no naiaz per gabador]
Si tant rics motz mi passal cais
Caitan matrais
60 Mes secha de son bel saber
Per qieu esper
Que sab mouer de dir bubans
Ca defendrem naia razos.

Mas lai ai pena esai affans
65 Nom sai que ses amics ioios.

Pero ben uuoill qel reis ferrans
Auia mon uers el reis namfos.

fol. 24 a.

Qan brancal brondels erama
Per uergiers elerba nais
Mes lomaitis bels qan sona
Lo rossignoletz els plais
5 Catressim nesueill abora
Cum el entorn bautz egais
Canc non fui tant apenssatz
Qe lestatz
Mais nomaiudes assatz
10 Qel temps qes desazonatz.

E qan cest crida cel brama
Lus dreich elautr enbiais
Mes aicell sazos bona
Qentrels ualens els sauais
15 Sortz iois don tals senamora
Canc en inuern mal non trais
Qieu eis qe mera estraignatz
De solatz
Non senti tant pos fui natz
20 Ni fui tant enamoratz.

Catressim sona em reclama
Cum fetz los seus bertalais
Amors eren plus nom dona
Perqem fer al cor us glais
25 E si noil platz que macora
Non puosc mais sofrir lo fais
Cus uolers desmesuratz
Mes doblatz
Qeram sim pesa osim platz
30 Tal don serai greu priuatz.

E pero res nomaffama
Tant cum samors ni nom pais
Cal maltraich qem dessazona
Magrezisc epuois engrais
35 E si saubes cant ni cora
Naurai luoc qalz precs meslais
Tot lafan sofrira en patz
E sapchatz
Cab meins men tengra apaiatz
40 Que uos non cuidariatz.

Cobs es qamics qui ben ama
Prendal meins epoing elmais
E mentrenqer ni razona
Semblara fols sis nirais
45 Cauenir pot ental hora
Que uai lira euenral iais
E pels respieitz ca donatz
Totz forssatz
Tenra leu entre sos bratz
50 So don plus sera coitatz.

---

57) id. 60) Mos secha id.
1) en rama Ricc. 13) aicella id. 50) era id.

Cuiatz uos qui trop si clama
Que sos iois plus non abais
E qui gran tort non perdona
Que sia fis ni uerais
55 Ai dieus sieu nol fes cum fora
Qan per dreich nien mestrais
Cella cui mera autreiatz
El bons fatz
Cauia mes si camiatz
60 Canc pois non fui ben amatz.

Eras sim laissa en la flama
Cella cui mos cors matrais
Qand passem uas escalona
De pro mer cregutz lesmais
65 E nom ualran una mora
Sonet ni uoutas ni lais
Anz me sui totz acordatz
Que uiatz
Torn al mestier dels letratz
70 El chantars sia oblidatz.

Pero dompna ab que sofratz
E uoillatz
Mos precs eqels macoillatz
Tost mer coratges camiatz.

75 Euos tart si pres sapchatz
Qieu am qand uos gerreiatz.

fol. 25 a.

Car non ai ioi que maon
Mi tem de cantar souen
E si menten
En far canssos
5 No mes pros
Caissi cum solia
Noi puosc auenir
Anz men cuich partir
E girarai me
10 Non per re
Qeram soue
Qem pres e sim ris
Fors de mon pays.

E dirai qui es ni don
15 Non ieu que leugieiramen
Faill emespren
Quis fai ianglos
A sazos
Perque sieu dizia
20 Cui am edesir
Si cum ieu consir
Cab faillimen
Sestrang sen
Cel cui quer be
25 Cui ieu sui plus fis
Calena paris.

Mas non sai cum deprion
Maperten cai marrimen
[Edengeig]
30 Fatz me ielos
Enueios
Cais qieu conoistria
Per sobras dalbir
Mas si dieus mazir
35 Si ieu uerame
Ben non cre
Si nom refre
Daisso que mes uis
Que dols mes uezis.

40 Dones nom uai lomieills del mon
Sommona contra ualen
Al sieu cors gen
Ben es razos
Camoros
45 E iauzions sia
Cui deigna acuillir
Engrat son seruir
E cui consen
Iosta se
50 Ia per ma fe
Mieills non era fis
Folla res qieu dis.

Car iat fai mal et confon
Dieus merce quan fadamen
55 Parlem souen
Si que mais bos
Dis que tos
Com men confondria
Sim fai esiauzir
60 Anz li dei grazir
Lo pessamen
Que men ue
Ab que mestre
De so que lai quis
65 Que sols la seruis.

Aram trai uas mon segon
Adesple tot mantenen

51—60) fehlt im Ricc., eben so 75 u. 76.
29) Ricc.

E port presen
Al rei namfos
70 De mos sos
Cautra manentia
Non ai mas de dir
Qieu lesper ofrir
Mas car es pros
75 E mante
Pretz mi coue
Qieu lestia aclis
Sera outra maris.

Ben es razos sil mante
80 Vas sain sere
Ca trop mais conquis
Sobre sarrazis.

ib.

Beis couen puois ia baissal ram
La foilla el fruitz apres las flors
Que dun uers enqem sui tarzatz
Mesfortz cum al primier lengaill
Qestiers nomes honors ni pretz
Puois luocs men aiuda el gens temps
Si detal manieira nol fatz
Que outrapassel plus prezatz.

E per ma gerrieira cui am
Car es una de las meillors
Couen sino cam sui amatz
Que per lau enturam trebaill
E men feigna coindes eletz
Non fatz anz cuig que nai dich nems
Puois lieis non agrada niplatz
Qezieu mi deport nim solatz.

E dobla me del uol lafam
Per qeis uertuda lamors
Qeran sui plus enamoratz
Dic a uos que non osabetz
Tant lentet saue non ensems
Lo sens el pretz ela beutatz
El francs cors canc bona fos natz.

E sim suoill ieu tener son clam
Cum uassail de sos bons seignors
E nomen sui del tot laissatz
Qel necis cors ab qem baraill
Fis contra lieis euas mi qetz
Me ditz qellam fo uella erems
Demains encombriers cai passatz
Enqem fora desesperatz.

Pero decabrol o dedam
Si prec entendes ni clamors
Cuiera fos adomesgatz
Mas uos ma dompna non assail
Clams ni merces car non uezetz
Los mals qieu trac nils plains nils gems
Qieu fatz la nuoich qan sui colgatz
El iorn non puosc estar empatz.

E si per dieu sotz cui estam
Nous platz qem trespas ma dolors
Que maucira si non pensatz
Greu mer esorguoills nous ifaill
E pesaram si non sentetz
Cum es iois freuolitz esems
Qan de seruizi non uengratz
Cellui que nes mout trebaillatz.

E sim tenetz pres el liam
E nom ual forsa ni ualors
Nom deu ualer humilitatz
Si fai mas en re non trassaill
Vostres mans esim destreignetz
Que mais mi uolgra esser reems
De mas mutz o de reuelatz
Qen tal trebailla fos liuratz.

Per uos dompna qem destreignetz
Cuier ieu ben esser reems
De mas mutz o de reuelatz
Anz caissi fos iustiziatz.

Dompna merce car non pensatz
Cum ieu non fos totztemps forssatz

fol. 25 b.

Sil cors non lug tant dreig
E mal son grat nolafraing
En un chantaret sotil
Nomes uis qera safraigna
Si non es forssatz
En aitals motz peceiatz
Ia fo qem nentrametia
Plus qera non fatz
Car mieills me lezia
Capenas hom conoissia
Mos leugiers digz ueziatz
Sotils emenutz soudatz.

E sil chantar lais per freig
Don mainta gens si complaing
Non ai mon conort plus uil

78) Sers ser amatin. Ricc. 80) sante erem. id.

Ben estera qem sofraigna
Qan uenra lestatz
Deportz esolatz
E pos dauol compaignia
Nom teing per pagatz
Si chantar gurpia
Digatz ab qem defendria
Dels auols mal enseignatz
Qem faut pieitz que neus ni glatz.

Si socors del cors adreig
Ab qem conort em refraing
Nom uen ia sai part labril
Al torn qieu farai despaigna
Ia lai non crezatz
Que flors ni uergiers ni pratz
Gaire maiut ni bom sia
Nil chans pels plaissatz
Ni dautrui paria
Nom agrat tant cum solia
E som peraisso laissatz
Perqien prenc mains breus comiatz.

Pero si mal mur estreig
Caplana forssa remaing
Garatz sen un pauc cortil
Nagra ia trebaill ni laigna
Mout es mal menatz
Totz hom sobrenamoratz
Qui per aitan nois chastia
Ial plus ueziatz
Nol conoisseria
Sis tarza o si sembria
Sos bes ni sas uoluntatz
Puois ben es apoderatz.

E car non esper espleig
De mamiga cui non taing
Ia macuoilla en sa compaigna
Pro sui ben menatz
Sim deigna soffrir nil platz
Qen mos chantars lapel mia
Per dieu ben sui fatz
E dic gran foillia
Per cal razon sofriria
Qem fezes tant sos priuatz
E doncs qem naconseillatz.

Caissim ten amors destreig
Qentendeire ses gazaing
Sui dun ric luoc seignoril
Celat e de terra estraigna
Don no sui casatz
Per qem par necietatz
Qieu chant si nomen uenia
Guizerdos o gratz
Pero sill plazia
Capelles per cortesia
Sieus mos cans desamparatz
Aut los mauria leuatz.

E mostram cum men uenria
Iois ebes deues totz latz
Sil chant mi sofris en patz.

Ich schliesse hieran sechzehn Lieder von Marcabrun, welche sich in keiner andern mir bis jetzt bekannt gewordenen Handschrift finden und auch nur geringer Verbesserung bedürfen, die sich grossentheils ohne Beihülfe eines andern Textes würde ausführen lassen. Dieselben sind nicht nur metrisch und sprachlich interessant, sondern gehören auch hinsichtlich ihres Inhalts zu den charakteristischsten Productionen dieses originellen Dichters.

fol. 27 a.

Dirai uos de mon lati
Deso qieu uei eque ui
Lsegles non cuich dure gaire
Segon qescriptura di
Qeras faill o fills al paire
El pairall fill atressi.

Desuiat a son cami
Iouens que torna a decli
E donars qera sos fraire
Vau sen fugen a tapi
Canc dcns costans lenganaire
Ioi ni ıcuen non iauzi.

Souenz de pan edeui
Noiris rics hom mal uezi
E sil tengues demal aire
Segurs es demal maiti
Si noi met lo gazaignaire
Don lo reprouiers issi.

Lo mouniers iutgal moli
Qui ben lia ben desli
El uilans ditz tras laraire
Bons fruitz hieis debon iardi
Et auols fills dauol paire
E dauol caual rossi.

Eras noisson dui poilli
Beill burden absaura cri
Qeis uan uoluen de blanc uaire
E fant semblan aseni
Iois eiouens nes trichaire
E maluestatz hieis daqui.

Moilleratz a sen cabri
Catal para lo coissi
Don lo cons esdeuen laire
Que tals ditz mos fills mori
Que anc ren noi ac afaire
Gardatz sen ben bedoi.

Re nom ual sieu los chasti
Cades retornon aqui
E puois un non uei estraire
Moillerat del ioc coni
An lotondres contral raire
Marcabrus daquel trabi.

fol. 27 b.

Iuerns uai el temps saizina
Que uerdeion li boisson
El flors pareis enlespina
E sesiauzen lauzello
Ai
Ia deuen hom damor gai
Chascus uas sa par satrai
Hoc
Segon plazenssa corina.

Lo freitz frim ela pruina
Contra la gentil sazo
Perplais eperla gaudina
Aug del chan la contensso
Ai
Ieum met detrobar emplai
E dirai damor cum uai
Hoc
Sim uuoill ecum reuolina.

Amars creis et atahina
Ab ric coratge gloto
Per una dolssor corina
Qeis compren dun fuoc fello
Ai
Ia non er nuils si dechai
Daueras oper assai
Hoc
Noi lais del pel en larcina.

Bon amors porta meizina
Per garir son compaigno
Amar lo sens disciplina
El met enperdicio
(Ai)
Tant cant lauers dura sai
Ab fol semblan damor iai
Hoc
Eqan lauers faill buzina.

Qun cembel fai que trahina
Tro capella librico
Del cim trocen la racina
Entrebescat hoc eno
Ai
Tal amei blanc brun ebai
Absi farai nofarai
Hoc
Fai al fol magra lesquina.

Dompna non es damor fina
Cama girbaut demaiso
Sa uoluntatz la mastina
Cum fai lebrieira gosso
Ai
Daqui naissoill ric sauai
Que nofant conduit ni pai
Hoc
Si cum marcabrus deuina.

Aqest intra en la cozina
Coitar lo fuoc el cuco
E beu lo fum el contina
Desidonz na bona fo
Ai
Ieu sai cum soiorna eiai
E part lo gran el blat lai
Hoc
Son seignor en gir baudina.

Cel qui a bon amor fina
E uiu desaliurazo
Honors eualors laclina
E pretz sens nuill ochaio
Ai
Tant la fai ab dig uerai
Que noil cal auer esmai
Hoc
Del trut dullurut naiglina.

Ia non farai mai pleuina
Ieu per la torba
Que sentenssa follatina
Manten encontra razo

Ai
Qieu dis edic edirai
Qez amors et amars brai
Hoc
E qui blasma amor buzina.

ib.

En abriu
Sesclairoil riu
Contral pascor
E per lo bruoill
Naissoil fuoill
Sobre la flor
Bellamen
Ab solatz gen
Ab conort de finamor.

Qui a drut
Reconogut
Duna color
Blanc lo teigna
Puois lo deigna
Ses brunor
Camors uaire
Al mieu ueiaire
A lusatge trahidor.

E denan
Vos faran
Semblan bon per meillor
Per seruir gen
A talen
Mal per peior
Verses per ben fait
Cap frait
E mainz laizitz per honor.

Dieus maliga
Amor piga
Esaualor
Per sa lecha
Pren delecha
Al beuedor
Que trop beu
Plus que non deu
Lo uins li tol la uigor.

Si la mia
Non crezia
Enganador
Lausengier
Ni mal parlier
Acusador
Sieus seria
Sim uolia
Sens bauzia eses error.

Puois qieu uei
Qella non crei
Chastiador
Anz detotz maluatz
Pren patz
Cals la groissor
Ala den
Torna souen
La lenga on sent la dolor.

Denan mei
Ni passon trei
Al passador
Non sai mot
Trol qartz lafot
El qinz lai cor
Enaissi
Torna adecli
Lamors etorna enpeior.

Aquist con
Son derisson
E raubador
Tuit cill gartz
I clamon partz
Et ill en lor
E qui mieills fa
Sordeitz a
Cum dela golan pastor.

A dur auzel
Tot lapel
Cel qui escortia uoutor.

fol. 28 b.

Dun estrun
Vei marcabrun
Qel comiat uoletz demandar
Demal partir
Non ai cossir
Tant sabetz mesura esgardar.

Ia non creiretz
Daqesta uetz
Cels qens uolrian far
Not teing per mois
Si non conois
Cals te uolrian far folleiar.

Grans er tos sens
Si ren sai prens
Per nuilla paor de chantar
En autra uotz
Que ruich eclotz
E non glafillan aut ni clar.

Sagues auer
E mon poder
Garnitz uos fora del donar
E car non lai
Prendetz balai
Que non podetz ren als portar.

Petitz enfans
Mas trobatz tans
Qeluns nonpot lautre portar
Sil man escos
Fe qe dei uos
Tot cant que solia gabar.

De gran folles
Tes entremes
Cum fez lo moutos de lairar
Qan sai debles
A mi uengues
Per negun auer conquistar.

Reconogut
Tai pan perdut
E cuiauas ton nom celar
Qan tornaretz
Segurs seretz
De seignor et ieu de ioglar.

ib.

Seigner Naudric
Aluer afic
Mout etz dauer secos eplans
Puois so dizetz
Que non auetz
Qen setembre uos faill lo grans.

La ues nadal
Tot atretal
Vos faill lacarns el uis el pans
Lan enpascor
Segond lauctor
Crezetz enlagur dels albans.

Sen destre uai
Conosc esai
Qetz de bon ostal segurans
Si lagurs faill
Venon badaill
Et es blasmatz sains iulians.

Totz uostres us
Sap marcabrus
E totz uostres meillors bians
Deluentrenplir
Edescarnir
Esedecossentir putans.

Qan uos totz sols
Etz ben sadols
Non uos es ies rics gaps loindans
Segon tasleis
As plus conques
Que non fetz cesar als romans.

De lengeiar
Contra ioglar
Es plus afilatz que mulans
Del uostre bec
Natur malec
Nois iauzira ia crestians.

ib.

Lo uers comens qan uei del fau
Ses foilla lo cim el branquill
Com dauzel ni raina non au
Chan ni grondill
Nio fara iosta al temps chau
Qel uais brondill.

El segon trobar naturau
Port la peira elesc el fozill
Mas menut trobador bergau
Entre besquill
Mi tornon mon chant en badau
En fant gratill.

Pretz es uengutz damont auau
E casegutz enlescobill
Puois auers fai roma uenau
Ben cuig que cill
Non iauziran qen son colpau
Daicest perill.

Auoleza porta la clau
Egeta proeza en issill
Greu parran ia tant mais igau
Paire ni fill
Que non aug dir fors en peitau
Com sen atill.

Liplus daqest segle carnau
Ant tornat iouen en auçill
Qieu non trob de que molt mesmau
Qui maestrill
Cortesia ab cor leiau
Que nois ranquill.

Passat ant losaut uergondau
Ab semblan dusatge captill
Tot cant que donant fant sensau
Plen degrondill
E non prendon blasme ni lau
Un gran demill.

Cel prophetiza ben emau
Que ditz com tria enbecill
Seigner sers esers seignorau
E si fant ill
Que ia ant fait libuzat daniau
Cal desmerill.

Si amars a amic corau
Miga nonca men merauill
Sil se fai semblar bestiau
Al departill
Greu ueiretz ia ioc comunau
Alpelacill.

Marcabrus ditz que noillen cau
Qui quer ben louers al foill
Que noi pot hom trobar afrau
Mot deroill
Intrar pot hom de lonc iornau
Enbreu doill.

fol. 29 a.

Dire uos uuoill ses doptanssa
Daquest uers la comenssanssa
Li mout fant de uer semblanssa
Escoutatz
Qui ues proessa balanssa
Semblanssa fai demaluatz.

Iouens faill efraing ebrisa
Et amors es daital guisa
Que pois al saut es aprisa
Escoutatz
Que chascus na sa deuisa
Ia pois non sera cuitatz.

Amors fai cum la belluia
Que si mescla ab la suia
Cart lofust ela festuia
Escoutatz
Cel non sap uas cal part fuia
Pois que del fuoc es gastatz.

Dirai uos damor cum migna
A uos chanta a cellui gigna
Ab uos parla ab autre cigna
Escoutatz
Plus sera dreicha que ligna
Qand ieu serai sos priuatz.

Amors solia esser dreicha
Mas er es torta e bercha
Et a coillida tal deicha
Escoutatz
Lai on non pot mordre leicha
Plus arreament que chatz.

Anc puois amors non fo uera
Pos' triet del mel la cera
Anz sap si pelar la pera
Escoutatz
Doussaus er cum chans de lera
Si sol la coan troncatz.

Cel qui ab amor bara(ta)
Ab diables se combata
Noil cal cautra uergal bata
Escoutatz
Ni sap mas cum cel qeis grata
Tro que uius ses escorgatz.

Amors es mout de malaui
Mil homes amortz deglaui
Dieus non fetz tant fort gramaui
Escoutatz
Fol non fassa loplus saui
Si tant fai qel tenga allatz.

Sanc amors fon car comprada
Er es enuiltat tornada
Virginitat a passada
Escoutatz
Puois alprendre es alargada
Desera uos engardatz.

Amors a usatge dega
Que totz iorns uol com la sega
E freta delega enlega
Escoutatz
Ni non demandara trega
Sius etz deiuns odisnatz.

Cuiatz uos qieu non conosca
Damor ses orba olosca
Sos digz aplana e endoscha
Escoutatz
Plus suauet poing que mosca
Mas plus greu nes hom sanatz.

Qui ab geing ab femna reigna
Dreitz es que mals len aueigna
Si cum la letra esseigna
Escoutatz
Malauenturaus enueigna
Si tuich no uos engardatz.

Marcabrus lofills nabruna
Fo engenratz ental luna
Qel sap damor cum degruna
Escoutatz
Qez anc non amet neguna
Ni dautra non fo amatz.

fol. 29 b.

Doas cuidas ai compaignier
Qem donon ioi edestorbier
Per labona cuida mesiau
E per lauol sui aburzitz
Daital cuidar
Doutz et amar
Es totz lo segles replenitz
Si qieu fora ab los esmaitz
Si tant non saubes ben emau.

En dos cuidars ai conssirier
A triar lofrait delentier
Bel teing perdeum naturau
Que de cuit conoisser es guitz
De folleiar
Nom sai gardar
Que som cuiesser debon fiz
El sos enbruig loing los auzitz
Entornaran damon dauau.

La uostra cuida soudadier
Fai eluschar los bals gaifier
Qen uis enegau
Lacuia el prometres faillitz
Lo nostre cuidars
Fai desuiar
Lo mont don issic lo soritz
Caisi uei los rics sordesitz
Car desol lacuida hieis fols critz
Leu notz apresen et afrau.

Cuiador damor uolatgier
Son desola cuida mainier
Qen mil nontrob una corau
Daqestas amors cuidaritz
Pero cuia(r)
Non dei blasmar
Deltot que iouens foraunitz
Si cuiars damor fos oblitz
Iois fora tombatz encanau.

Moillerat cuidan uolontier
E segentrel uin el sabrier
Mouta folla cuida esgau
Per qel segles deuen mestitz
Tals uol cuiar
En bona part
Non enten que marcabrus ditz
Que femna et enfas petitz
Ant una menda comunau.

Dompnas follas de fol mestier
Son per cuitz efol cauallier
Paubrorgoillos de cuida brau
Acolza dieus acaitiuitz
Canc per cuidar
Non uim granar
La cima plus que la razitz
Qen bona cuida es hom peritz
Si mieiller obra noi abau.

Cuidan sen uan lo tort sentier
Siulantauan per esparuier
E laisson la dreita carrau
Per lo conseill dels garaignitz
Que fant cuidar
Al ric auar
So don iouens es marchesitz
E iois es entrels francs faillitz
Tornatz debasan enbertau.

fol. 30 b.

Qan laura doussana bufa
El gais desotz lo brondel
Fai dorguoill cogot ebufa
E son ombriu li ramel
Ladoncs deuria hom chausir
Veraiamor ses mentir
Cab son amic non baraills.

Iouens triatz non auida
Que ferit lan dui cairel
Maluestatz ecobeida
Lainz dentrel cor el fel
Et es ne greus adissir
Que no sen laissa garir
Dauoleza ede nuailla.

El ielos luita emusa
E fai badiu badarel
Car qui lautrui non capusa
Losieu tramet al mazel
E qui lestaing uol sentir
Losieu fai enleconir
El met enla comunailla.

Ges non uiu demanna dreicha
Cum fetz lo trips disrael
Flaira fum qui non sap techa
El tornes en bufarel
Nil plus ric non uolon dir
Vertat tant uolon mentir
Per conseill degarsonailla.

Laig torn enufanaria
Dompneiar ist cornudel
Mantenen la drudaria
Eil tol eil uestal capel

Pois nomen aus esclarzir
Ni mon talan adeplir
An pur cois pot dieus men uailla.

fol. 81 a.

Lan qan cor la doussa bisa
El gens terminis maonda
Vuoill que mos chans no sesconda
Et auia lom loing epres
E teing ma gran merauilla
Si que chantar enconfes
Si nuills fals motz iroilla.

Iuoill mostron alcor lauia
Per que lur sens es cumfonda
E mal crims del fol sabranda
Forail mieills ia non nasques
Que mas ab trichar bercilla
Espera pieitz enaspres
Que sil crem auent brausqilla.

Qui delautrui nois chastia
Ben es com del sieu refonda
Qand amars faill amors loinda
Al ric recrezen engres
E pois tant cant uiu perilla
El blasmes sec len ades
Car uiu dautrui remasilla.

Cill que per marit nois fiza
Vol com delieis parle ebonda
On plus ner mais i aonda
Cais cortesia sembles
Mas de dos en sus grondilla
La putia les apres
Que la sec ela bresilla.

E mentrestauc daital guisa
Fam don no fes saprionda
El gaichos es latz lesponda
Qeil recrezens hi a mes
Euas nuill latz nois gancilla
Qel aqui noil sia ades
Pois que a son drut franzilla.

Aqest pareills fai paria
Don nais semenssa nomonda
Perque dreitz efes esfronda
E mout homen son enuers
Cill an ab lor la corilla
Don engans estai enpes
E leials fes contrabilla.

Vas lafenida sembria
Louers ses quil chant nil gronda
Ditz camors es desironda
Que tost fai son par confes
Qand ue a la sofrachilla
Tals compains lestai depres
Perque souens sestendilla.

Lomal que souens mestrilla
Non agra ia sim crezes
Tort aura sill men corilla.

ib.

Bel mes qan sazombraill treilla
E uei espandir la bruoilla
E chascus auzels sesueilla
Per chantar desotz la fuoilla
El doutz terminis se suga
E son liprat groc euermeill
Non puosc mudar nom apareill
Dun uers faire que lai enoc.

Lo terminis sapareilla
Detot aco que hom uuoilla
Sauis es qui saconseilla
Cossi delmieills prenda ecuoilla
E gart som de la belluia
Que non mor per reire conseill
Qel bes el mals intren laureill
E pert lo mais pel meins son loc.

Lo sols al maitin soleilla
El niuols al uespre muoilla
Elescorpios serbeilla
E nomes uis cal com cuoilla
Perque lau com delai fuia
Cab naplan apel non trepeill
Siei beil dich en escur ombreill
Fant far .xxx. plors per un ioc.

Qui ab falsamor deuteilla
Si meteus me cuich qeis tuoilla
E camia per autrui peilla
Sa dreiturieira despuoilla
Gent acuoill mas puois embruia
Femna pois a faich de bois teill
El fols nosaplat son cabeill
Pos lifaill lo pertraitz al broc.

Vs es de drut qan coreilla
Cautre son luoc li cantuoilla
Perqa fol pel tras laureilla
Drutz que persidonz sorguoilla
Qand son dui en la carruia
Sil tertz noi cor bem merauill
Et ill pesa mai nofant cill
Caitals es natura de foc.

Cel qui mais uas lieis merceilla
Ben couen que plus sen duoilla
Ren non sap qin prim gabeilla
Cals auentura sacuoilla
Mas cella que liei saluia
Geta si elui el braseill
E non trobom negun gandeill
Pos casutz es delenderroc.

La uida qens esbaudeilla
Per freuol fil pendeguoilla
Ben es fols qui non sespeilla
El segles qes dengan fuoilla
Tals ne bon qen apres cuia
Enos seguem eis lo calmeill
Atrestal faran tuich aqeill
Don anc enqeras us nois moc.

Daqest segle si desluia
Qan se part lo fruitz del branqeill
Si fant laiust eil despareill
E uai sen larma elaissal floc.

fol. 32 a.

Per laura freida que guida
Linuern qes tant plens diror
Lauzeill qus non brai nin crida
Sotz foilla ni per uerdor
Car lestiu a bella aizida
Mesclon lor ioia certana.

Non auch chant ni retentida
Ni non uei brondel ab flor
Empero si ai auzida
Una estraigna clamor
De ioi qeis plaing ses ufana
Cui maluastatz disciplina.

Proeza es forbandida
E son maluatz li meillor
Lonc temps aurai cossentida
Els marritz lor desonor
Als acropitz lenguas planas
Torbadors damistat fina.

Dentre dompnas es fugida
Vergoigna e non sai tor
Las plus ant coa forbida
E mes lo segle en error
Mas lor semenssa frairina
Geta maluatz fruit qan grana.

Drudaria es trassaillida
E creis putia sonor
Eil moillerat lant sazida
E sois fait dompneiador
Tant mes bel qand us sen uana
Cum de can qan prist farina.

Tant cum marcabrus ac uida
Vs non ac ab lui amor
Daicella gen deschausida
Que son maluatz donador
Meschaussit dauol doctrina
Per franssa eper guiana.

Namfos ab patz segurana
Que tengua ualors laclina.

fol. 32 b.

Pois la fuoilla reuirola
Que uei entrels cims cazer
Qel uens deromp edegola
Que nois pot mais sostener
Mais pretz lofreich temporau
Que lestiu plen de grondill
Don nais putia et enueia.

Lo pics ela rossignola
Tornon lor chant en iazer
Sis fal gais elauriola
Don linuerns fai son plazer
E lorgoills torna encanau
Per garssos plens de grondill
Qen estiu contradenteia.

Graissans ni serps que samola
Nom fant espauen ni mau
Mosca ni tauans que uola
Escarauait ni bertau
Aquist maluatz uolatill
Non sent bruir ni oler
Don francs inuerns nos neteia.

Ges nafilatz bec daissola
Non pert so nom al fogau
Anz porta pic emassola
Dond son gran li doniau
Cest tol sidonz al iazer
La dolor del penchinill
Pel femeniu don se breia.

Cest tira del mieill la bruoilla
Plen al maitin et al ser
E sobrel faire saisola
Car pot lacoa mouer
Cest fai lanuoich son iornau
Don engenrra un bel fill
Per que sobreseignoreia.

Chaen leuan trobaillona
Val segles eno men chau
Aissi cum la sigaiglona
Poia amon echai auau.

fol. 33 b.

Per sauil tenc ses doptanssa
Cel qui de mon chant deuina
So que chascus motz declina
Si cum la razos despleia
Qieu mezeis sui enerranssa
Desclarzir paraula escura.

Trobador ab son denfanssa
Mou als pros grand atahina
E tornon en disciplina
So que ueritatz autreia
E fant los motz per esmanssa
Entrebeschatz defraichura.

E meton en un eganssa
Falssamor encontra fina
Qieu dic que damar saizina
Ab si mezesme gerreia
Capres la borsa uoianssa
Fai fals captenenssa dura.

Person port ira epesanssa
Caug dir a la gen tafura
Camors engana etrahina
Cellui qui amars reneia
Menton que lor benananssa
Es iois sofrirs emesura.

Aitals preiars fai mostranssa
Sen doas partz non camina
Pois bonamors nes uezina
Ab doutz desirs dun enueia
Ab segurana fianssa
Blanca cara uera epura.

Camors a significanssa
Demaracde ode sardina
E de ioi cima eracina
Cab ueritat seignoreia
E sa poestatz sobranssa
Sobre mouta creatura.

Segon dich faich esemblanssa
Es de ueraia corina
Car se promet eis pleuina
Ab so qel dos no sordeia
E qui uas lieis no senanssa
Porta nom de follatura.

Sermonars ni predicanssa
Nom ual un ou de gaillina
Vas cellui de qes frairina
Soillia decuer corina
Queu sai samars es amanssa
Qa mains es falsa etafura.

Fols pertot so cau romanssa
Non sec razo mas buzina
Car samors uiu derapina
Autrei camors samoreia
E que costans es costanssa
E fals usatges dreitura.

A la finida balanssa
Daqest uers ereuolina
Sobrun auol gen canina
Cui maluatz astres ombreia
Cab folla cuida bobanssa
Ses faich debonauentura.

fol. 34 a.

Bel mes qan son lifruich madur
E reuerdeion ligaim
E lauzeill perlotemps escur
Baisson de lor uotz lo refrim
Tant redopton la tenebror
E mos coratges senanssa
Qieu chant per ioi de finamor
E uei ma bon esperanssa.

Fals amic amador tafur
Baisson amor e leuol crim
E nous cuidetz camors peiur
Catrestant ual cum fetz alprim
Totztemps fon de fina color
Et ancse duna semblansa
Nuills hom non sap de sa ualor
La fin ni la comenssanssa.

Quis uol si creza fol agur
Sol dieus mi gart de reuolim
Qen aital amor mauentur
On nona engan ni refrim
Qestiu et inuern epascor
Estau engrand alegranssa
Et estaria en maior
Ab un pauc deseguranssa.

Ia non creirai qui que mo iur
Que uis non iesca de razim
Et hom per amor no meillur
Canc un peiurar non auzim

Qieuaill lomais per la meillor
Empero si nai doptanssa
Queu nom naus uanar de paor
De so don ai mesperanssa.

Greu er ia que fols desnatur
Et a folleiar non relin
E folla que nois desmesur
E mals albres de mal noirim
De mala brancha mala flor
E fruitz de mala pesanssa
Reuert amal outral peior
Lai on iois non a sobranssa.

Delamistat destrain atur
Falsa del lignatge caim
Que met los sieus a mal ahur
Car non tem anta ni blastim
Los trai damar ab sa doussor
Met lofol en tal erranssa
Que non remanria ab lor
Quil donaua tota franssa.

fol. 34 b.

Soudadier per cui es iouens
Mantengutz eiois eissamens
Entendetz los mals argumens
De las falsas putans ardens
En putan qui se fia
Es hom trahitz
Lo fols qan cuiailria
Es escarnitz.

Salamos ditz et es garens
Cal prim es doussa cum pimens
Mal al partir es plus cozens
Amara cruzels cum serpens
Tant sap de tricharia
La pechairitz
Que cel qab lieis se lia
Senpart marritz.

De gornilla porta semblan
Qes serps detras leos denan
Bous en miei luoc quil fai trian
De caual bai edaurifan
Cel qui de peis la bestia
Non es faillitz
De so que entendia
Dela trahiritz.

Putans sembla leon daitan
Fers es dorguoill al comenssan
Mas puois qand na fait son talan
Tro que son mil nois preza un gan
Car souens putaria
Put la meltritz
Cum fai per bocharia
Carnils poiritz.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Ueber die Aussprache des Gothischen. Eine sprachgeschichtliche Abhandlung von Dr. Franz Dietrich, Professor zu Marburg. Marburg 1862.

Vorliegende Abhandlung ist nicht bloss die neueste, sondern auch ohne allen Zweifel die wichtigste der in jüngster Zeit über das gothische Alphabet erschienenen Untersuchungen. Sie ist, wie sich erwarten liess, von dem durch seine Verdienste um deutsche und nordische Literatur rühmlichst bekannten Verfasser mit gewohntem Scharfsinn und Umsicht geführt und ist mehr als jede andere geeignet, das Studium des Gothischen zu fördern und demselben eine sichere Basis zu unterbreiten.

Die Schrift zerfällt in sieben Abschnitte. In dem ersten wird der „Schrift- und Lautstand" untersucht und der Nachweis geliefert, dass Ulfilas seine Sprache durchaus und stetig schrieb, wie er sie sprach; dass also ai und au wirkliche Diphthonge gewesen sind.

Im zweiten Abschnitt wird über die Fremdwörter in Ulfilas Bibelübersetzung gehandelt. Nachdem die Unsicherheit der griechischen Aussprache, die schon im 2. Jahrhundert vor Christus in Syrien und Aegypten stattfand (aus welcher Zeit die Uebersetzung des alten Testaments in's Griechische entstand, woraus Ulfilas übersetzte), als erwiesen zugegeben werden muss, kann als sicherer Maassstab der Aussprache nur die angenommen werden, die von römischen Kirchenvätern und überhaupt durch die Römer überliefert ist. Dass manche Wörter von der griechischen Aussprache abweichen, ist daraus zu erklären, dass sie schon vor der Uebersetzung von den Gothen aufgenommen und in feststehender Aussprache vorhanden waren.

Nach einer kurzen Uebersicht im dritten Abschnitt über die kleinen sprachlichen Reste des Gothischen aus der Zeit nach Ulfilas werden im vierten Abschnitte die gothischen Namen besprochen. Auch hier wird ganz besonders nachzuweisen versucht, dass die diphthongische Aussprache des Gothischen stattgefunden habe und eben so, wie oben, auf die Aussprache, wie sie durch das Römische vermittelt ist, grosses Gewicht gelegt. Vorzüglich wichtig ist dieser Abschnitt für das richtige Verständniss mancher alten deutschen, nicht bloss gothischen Namen, wie vandalischer, langobardischer, fränkischer, und daher auch für Geschichtsforscher und Lehrer der Geschichte besonders lehrreich.

Der fünfte Abschnitt fasst die Ergebnisse der Untersuchung für die Aussprache zusammen. Die beiden letzten Abschnitte behandeln Lautgeschichtliches: Einflüsse des Hochdeutschen auf gothische Namen und die Lautverhältnisse des Gothischen in Scandinavien.

Es würde zu weit führen, auch nur andeutend die einzelnen Punkte der Forschungen und Resultate dieser Abschnitte wiedergeben zu wollen, und es bedarf wohl nicht erst der Versicherung, dass auch sie, wie die ganze Schrift, schon durch die ganze Art der Untersuchung für die sprachlichen Studien der ältesten deutschen Dialekte eine hervorragende Bedeutung haben.

Drei Register, das erste über gothische Namen, das zweite über fränkische, alamannische und hochdeutsche Namen, das dritte über nordische Personen- und Völkernamen sind eine willkommene Zugabe zu dem werthvollen Buche.

Berlin. Dr. Sachse.

Grammatik der hochdeutschen Sprache. Zum Verständniss des Althochdeutschen, Mittelhochdeutschen und Neuhochdeutschen für die oberen Classen gelehrter Schulen wie für das Privatstudium bearbeitet von Dr. G. Bornhack. Erster Theil: Die Orthoepie und Etymologie. Nordhausen 1862.

Seitdem im Anfange dieses Jahres durch eine Ministerialverfügung in unseren Gymnasien einem wissenschaftlichen Betriebe der deutschen Sprache endlich Thor und Riegel geöffnet sind, ist ein Buch, wie das zur Beurtheilung vorliegende, ein wesentliches Bedürfniss. Die verschiedenen einleitenden Bruchstücke grammatikalischer Dinge, meist nur Paradigmen enthaltend, die von Ziemann bis Simrock und Schade den Universitätslesebüchern vorgedruckt oder als gesonderte Blätter für wenige Groschen zu haben sind, genügen nicht mehr. Sie bieten dem Schüler zu wenig, gewähren für die ganze Lectüre zumal ohne gehörig vorbereitete Lehrer wenig sicheren Anhalt, und die Schüler sind so genöthigt, wenn sie nicht vor der Zeit erlahmen, lange umhertappend sich mit vieler Mühe und Arbeit endlich hineinzuarbeiten. Es ist daher nothwendig, dass ausser diesem mageren Schematismus von etlichen Paradigmen noch manches, oder besser gesagt, gar vieles Andere von vornherein dem Schüler mitgetheilt werde, was er leicht lernen wird, da nur geringe Anstrengung erforderlich ist, die Verschiedenheit oder Gleichheit der sprachlichen Entwicklungszustände der eigenen Sprache aufzufassen. Herr Bornhack hat dies, wie mir scheint, mit richtigem Tact gefühlt und jenem Uebelstande abzuhelfen gesucht. Zwar stellt er nach der Vorrede das grammatische Verständniss der mittel- und überhaupt altdeutschen Schriften als Hauptziel des deutschen Unterrichts hin, welches sogar durch ein Examen beim Abgange von der Schule dargethan werden soll, allein, er wird, glaube ich, durch die Praxis selbst allmählich mehr und mehr auf das Verständniss der Schriftsteller selbst hingedrängt werden und alles Sprachliche etwa so behandelt wissen wollen, wie sich darüber jüngst Cauer in der Berliner Zeitschrift für das Gymnasialwesen ausgesprochen hat. Ob der Aufsatz, den er im vorigen Jahre in

den Jahn'schen Jahrbüchern veröffentlicht hat, und auf den er sich bezieht, auch jene Ansicht vertritt, ist mir nicht bekannt.

Was nun den Inhalt des Buches betrifft, so giebt dasselbe auf 83 Seiten in einer Einleitung eine kurze Uebersicht über die verschiedenen Dialekte der deutschen Sprache. Der erste Abschnitt behandelt die Orthoepie, der zweite die Etymologie. Aus der Vorrede ersehen wir, dass diesem ersten Theile bald ein zweiter folgen soll mit der Lehre von der Wortbildung und von dem Verse. Mit gutem Fuge dürfte man danach auch noch einen dritten Theil, die Syntaxis umfassend, erwarten, den ich wenigstens als integrirenden Theil des beginnenden Studiums des Deutschen gerade nicht für unwichtig erachten möchte.

Wenn so das Buch mit vollem Recht ein zeitgemässes und nach Anlage und Einrichtung wohlgelungenes genannt werden kann, dürfte doch in der Darstellung manche Aenderung wünschenswerth sein. Ich erlaube mir darüber einige Andeutungen. Um sogleich mit der Einleitung zu beginnen, so wird in der Anm. zu §. 1 J. Grimm allein als der Begründer der neuen Sprachwissenschaft genannt. Es war wohl am Orte, da nicht bloss von der Grammatik, sondern vom Sprachstudium im Allgemeinen die Rede ist, die übrigen Mitbegründer der deutschen Philologie Benecke, Lachmann, Wilh. Grimm, die als Mitforscher gleiche Ansprüche darauf haben, nicht vergessen zu werden, sogleich mit zu nennen. Auch v. d. Hagen hat seine Verdienste und konnte auch leicht erwähnt werden. — Die Schlussanmerkung zu §. 2 enthält eine Muthmassung und unerwiesene Behauptung, die im Grunde als müssig und überflüssig bezeichnet werden kann: „Wäre es den Römern gelungen, das deutsche Land zur römischen Provinz zu machen und römische Colonisten einzuführen, so würden wir jetzt auch eine Mischsprache haben.“ Eben so unhaltbar und leicht zu bekämpfen ist der sogleich folgende Satz: „Denn die bei der Einwanderung der Germanen zu Sclaven gemachten Kelten übten nur geringen Einfluss auf die Entwicklung der deutschen Sprache aus, da die Sieger ihre Sprache zu der herrschenden machten.“

Bei der Darstellung der verschiedenen Sprachentwicklungsperioden vermisse ich einmal die Uebergangsperiode vom Althochdeutschen zum Mittelhochdeutschen, auch scheint mir nicht ganz richtig, die Grenze des Neuhochdeutschen erst mit dem Anfange des 16. Jahrhunderts zu beginnen; sodann hätte nach den neuesten Untersuchungen Pfeiffer's das Mitteldeutsche wohl mit grösserer Präcision hervorgehoben werden müssen.

So sorgfältig im Allgemeinen die Buchstabenlehre behandelt ist, fehlen doch einige Mal die Beispiele. Selbst da, wo auf Stellen verwiesen wird, die Beispiele geben, wäre es der Kürze und Anschaulichkeit wegen wohl besser gewesen, Beispiele beizufügen: Schüler lieben es bekanntlich nicht, Citate aufzusuchen.

In der Anmerkung zur Lautverschiebung §. 15 S. 16: „Nur Wörter, die dem Lateinischen oder Griechischen entlehnt sind, unterliegen nicht der Lautverschiebung“ ist gar nicht die Zeit der Aufnahme berücksichtigt, was doch für die Sache von grösster Wichtigkeit ist und worüber Wackernagel in seiner schönen Abhandlung „die Umdeutschung fremder Wörter“ so genau und ausführlich handelt. Die Bemerkung S. 18, 3: „Auch das Neuhochdeutsche bewahrte diese Regel, wenn auch einige Mundarten (des Neuhochdeutschen?) wie das Niedersächsische davon eine Ausnahme machten“ ist weder so allgemein ausgesprochen ganz richtig, noch verständlich genug ausgedrückt.

Bei der Wortbildung vermisse ich ungern einige Bemerkungen über die Veränderung der Wörter im Laufe der Jahrhunderte durch Zusammenschrumpfung aus viersilbigen in zweisilbige, oder aus drei- und zweisilbigen

in einsilbige, eben so über Abwerfung oder Zusetzung von Buchstaben, was doch für das Verständniss neuhochdeutscher Wörter von grosser Wichtigkeit ist.

Die Bemerkung S. 23: „Erst als sich die Sprache durch Uebersetzungen mehr ausbildete, gelangte man zu der nun nothwendigen Umschreibung" ist wohl überhaupt nur vom Verkehr mit den Römern zu verstehen, nicht von geschriebenen „Uebersetzungen."

Die Eintheilung der Verba in reduplicirende Verba erster Potenz und zweiter Potenz kann ich mich nicht erinnern je gehört oder gelesen zu haben und halte sie auch für das Deutsche für völlig überflüssig und unangemessen.

Diese Bemerkungen mögen genügen, um zu beweisen, dass ich dem Buche die gehörige Aufmerksamkeit gewidmet habe. Ich halte dasselbe zum Gebrauch für Anfänger sehr geeignet; und wenn manche der angedeuteten Uebelstände bei einer neuen Auflage aus demselben verschwinden, wird dasselbe allen Anforderungen entsprechen, die man an ein grammatisches Hülfsbuch bei der Lectüre zunächst mittelhochdeutscher Schriften machen kann.

Dass einige Druckfehler sich einschleichen würden, liess sich erwarten. Die bedeutendsten hat der Verfasser selbst angegeben; eine gute Anzahl geringerer werden beim Gebrauche nicht stören. Doch ist es störend genug, solche oder ähnliche wie S 26, 1 Anm. 1 als neuhochdeutsch du hälst zu finden.

Möchte der Verfasser bald die oben angedeutete Aufgabe, Ausarbeitung des ganzen grammatischen Stoffes, weiter ausführen und sich im Interesse der Sache weder durch unglimpflichen Tadel, noch durch die Schwierigkeit der Sache abschrecken lassen, das Begonnene zu vollenden!

Berlin. Dr. Sachse.

Germania. Vierteljahrsschrift für deutsche Alterthumskunde. Herausgegeben von Franz Pfeiffer. 7. Jahrgang 4. Heft. Wien, 1862.

Gold, Milch und Blut. Mythologisch von E. L. Rochholz. In drei Abhandlungen, — das goldene Zeitalter, das Milchmeer, das schreiende Blut überschrieben, — behandelt der Verfasser sein Thema in einer weniger wissenschaftlichen und geschmackvollen Darstellung, als in einer in neuester Zeit mehrfach geübten Manier, alle den Gegenstand betreffenden Notizen in buntester Reihenfolge, wie etwa Sammlungen bei der Lectüre aus den verschiedensten Regionen Gleichartiges zusammenbringen, neben einander zu stellen. Es entsteht so ein nach Zeit und Ort, Nationalität und Begriffen verschiedenartigstes Sammelsurium, durch welches der Verfasser combinirend, zusammenschweissend, hier hinzufügend, dort abschneidend als der grosse Werkmeister und Demiurgos hindurchschreitet; wobei denn auch Manches zu lernen ist, Manches Diesem und Jenem wohlgefällt; was aber doch im Ganzen wenig nützt, weil Alles noch einmal verarbeitet und an seine wissenschaftliche Stelle gebracht werden muss. Es schimmert und flimmert dabei viel Gelehrsamkeit hervor, aber man gelangt nicht zu einem bestimmten, ruhigen Besitz positiver Kenntnisse. Das Ganze macht den unerquicklichen Eindruck arabeskenartiger Mosaikarbeit, die

soliderer Kunst Platz machen muss. Herr Rochholz, dem wir schon so viel Gutes und Schönes verdanken, hat in dieser mythologischen Zusammenstellung ohne Zweifel nur Abschnitzel seiner Studien, eine Probe seiner Collectaneen auch über diesen Gegenstand geben wollen.

Zu Hartmanns Erec von Fedor Bech. Im Anschluss an frühere Verbesserungsversuche von Pfeiffer und Müller hat Bech versucht, „einen Theil seiner Wahrnehmungen und Vermuthungen auf diesem neu erschlossenen Gebiete“ hier der Oeffentlichkeit zu übergeben. Auf 41 Seiten behandelt er eine grosse Menge von Stellen, die bald mehr, bald weniger hülfsbedürftig sind.

Ueber die Herleitung des Namens Baier. Von Conrad Hofmann. Die Ableitung von Zeuss wird bestritten, der Name aus dem Keltischen erklärt und der Nachweis dafür versucht.

Die Erde als jungfräuliche Mutter Adams. Von R. Köhler. Das bei den Kirchenvätern schon gebräuchliche Bild von der noch nicht durch Regen und Menschenarbeit fruchtbar gemachten, noch nicht durch Menschenblut und Leichen besudelten jungfräulichen Erde wird auch von mittelalterlichen Dichtern begreiflicher Weise öfters gebraucht, von denen Köhler bei seiner Belesenheit ohne Zweifel die meisten Stellen aufgefunden hat und hier verzeichnet.

Recensionen. Wöber: Der minne regel von Eberhardus Cersne (?) aus Minden. Rec. von Fedor Bech. — H. Kurz: Esopus von Burkhard Waldis, rec. von Felix Liebrecht.

Berlin. Dr. Sachse.

Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit Nro. 9—12. Neue Folge, 9. Jahrgang. Nürnberg, 1862.

Lützelburg. Vom Archivar Herschel in Dresden. Mittheilung von 2 Briefen aus einer Sammlung von 17 Schreiben auf der Dresdener Bibliothek, die sich auf die streitigen Händel des sächsischen Herzogs Wilhelm von Lützelburg mit dem Herzog Philipp von Burgund im Jahre 1443 beziehen.

Oesterreichische Exulanten. Von Adalb. Heinr. Horand in Wien. — Nach Hinweisung auf Schriften, in denen der Ausweisung der Evangelischen unter Ferdinand II. gedacht wird, — selbst Hurter nimmt mindestens 30,000 an, — wird hier ein Verzeichniss von Exulanten aus dem Herrenstande aus dem Jahre 1629 mitgetheilt, welches sich auf der Wiener Bibliothek befindet.

Ueber eine Handschrift von Augustins Werk de civitate Dei. Von P. v. Radics, Krainischem Historiographen in Gottschee. — Beschreibung der Handschrift aus dem Jahre 1347.

Merkwürdiger Büchereinband von 1471. Abbildung und Beschreibung eines Bucheinbandes mit einem Behange oder Beutel, wie deren auf Gemälden des 15. Jahrhunderts, namentlich auf Gemälden aus der Eykschen Schule häufig gesehen werden. Ein solches seltenes Exemplar ist jüngst dem germanischen Museum geschenkt worden.

Polizeiliche Maassregeln des Raths der Stadt Nürnberg gegen Luxus und Unsittlichkeit gerichtet. Mitgetheilt von Jos. Baader aus dem Königlichen Archiv zu Nürnberg.

Abgehauene rechte Hände. Von W. Schmidt, Appellationsgerichtsrath in Arnsberg. — An verschiedenen Orten Westphalens hat man

eine scharf abgeschnittene, mumienartig eingetrocknete rechte Hand vorgefunden. So in Paderborn, Bödefeld, Limburg, Arnsberg. Ueber alle existiren legendenartige Erzählungen. Von der zu Arnsberg wird durch mehrere Urkunden festgestellt, dass sie einem frommen Mönche angehörte, der lange vor Erfindung der Buchdruckerkunst dieselbe gebrauchte, um heilige Bücher zusammenzuschreiben.

Otto am Steg, Ammann zu Ulm und Vogt zu Augsburg. Von Dr. Frhr. Roth von Schreckenstein in Nürnberg. Untersuchung über diesen bedeutenden Mann aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts.

Der deutsche Shylock. Von Emil Weller in Augsburg. Aus der Augsburger Stadtbibliothek wird die Sage vom fleischpfändenden Juden aus dem 15. Jahrhundert mitgetheilt, also hundert Jahre älter als Shakspeare's Drama.

Wechselbeziehungen der Nürnberger und ausländischen Kunst. Kurze Hinweisung auf die Thätigkeit deutscher Künstler nach Italien, Frankreich, Polen und Verheissung ausführlicher Mittheilungen.

Zur Criminaljustiz der Nürnberger. Mittheilungen aus dem Königlichen Archiv zu Nürnberg von Jos. Baader.

Briefe des Götz von Berlichingen und seiner Familie an den Rath der Stadt Windsheim. Von Dr. Cornelius Will, Archivconservator des germ. Museums. — Fünf Briefe werden aus einer im germ. Museum befindlichen Sammlung von 25 Briefen aus der Familie Götzens mitgetheilt. Sie sind aus den Jahren 1522—1648.

Gesprächspiele. Von Emil Weller in Augsburg. Anknüpfend an Harsdörffers Frauenzimmergesprächspiele (1641—1649) theilt Weller mehrere Titel von ähnlichen Büchern mit und auch zur Probe ein Gedicht unter dem Titel „Neues Kartenspiel."

Beitrag zur Kunstgeschichte Nürnbergs. Von Alex. Lesser in Warschau. — Ueber Veit Sturss und die ihm zugeschriebenen Arbeiten.

Zu dem Aufsatze: „Ueber einige Arbeiten des Hans Döllinger." Entgegnung des Herrn A. W. Döbner zu Meiningen in Bezug auf einen Aufsatz des Herrn von Eye. Jahrgang 1861 S. 119 und 153.

St. Georg oder St. Moritz? Abbitte und Widerruf. Von Dr. W. Rein, Prof. in Eisenach. Der heil. Georg und der heil. Moritz werden ganz gleich abgebildet, wie mehrere andere Heilige. Daher liegt kein Grund vor, anzunehmen, der heil. Georg sei nicht Schutzpatron von Eisenach.

Die Bildwerke an der Frauenthüre zu St. Sebald in Nürnberg. Von Dr. Lochner, qu. Studienrector in Nürnberg. Mittheilung eines Briefes über den genannten Gegenstand.

Früheste Erwähnungen von Badereisen in Nürnberger Rathsbüchern. Von Dr. Lochner zu Nürnberg. Notizen über Badebesuch aus dem 15. Jahrhundert.

Ueber Verzierung von Richterstäben. Abbildung und Besprechung von drei Knöpfen, die sich im Besitz des Museums befinden.

Die Beilagen bringen in gewohnter Weise die Chronik des Museums, kurze Anzeigen, Mittheilungen aus Zeitschriften, antiquarische Notizen verschiedenster Art, endlich den Titel und Indices zum 9. Jahrgange des Archivs.

Berlin. Dr. Sachse.

Erster französischer Sprachcursus im engsten Anschlusse an den Unterricht in der Muttersprache zunächst für Schüler, welche noch keine fremde Sprache erlernten, herausgegeben von Dr. Adolph Gutbier. München, C. Wolf und Sohn.

Der Verfasser dieser soeben im Drucke erschienenen Arbeit ist durch die Herausgabe einer Reihe praktischer Schulbücher, insbesondere durch sein „deutsches Sprachbuch als Grundlage des vergleichenden Sprachunterrichts," ferner durch seine „vergleichende französisch-deutsche Sprechschule," endlich durch den dem vorliegenden „ersten französischen Sprachcursus" vorausgegangenen und entsprechenden „ersten französischen Leseschüler" dem gesammten deutschen Lehrerstande, vorzugsweise aber den Lehrern der neueren Sprachen vielfach bekannt. Wenn Diez in Bezug auf die erwähnte französisch-deutsche Sprechschule gesteht, dass ihn die Neuheit der Methode, mit welcher Gutbier den Schüler in den Geist der Sprache praktisch einführt und zugleich sein Nachdenken über ihren Bau und ihre Verwandtschaftsverhältnisse weckt, recht überrascht habe und dem Buche einen günstigen Erfolg in sichere Aussicht stellt; wenn ferner Le Sage und Trautmann den „ersten französischen Leseschüler" wegen seiner zahlreichen Dialoge am Schlusse der Lesestücke, durch welche den Augen der Schüler eine unendliche Mannigfaltigkeit üblicher Ausdrucksformen unaufhörlich vorgeführt wird, als einfaches und leichtes Mittel zur Einführung in die Elemente der französischen Conversation betrachten und ihm daher die allgemeinste Verbreitung wünschen: so können wir den vorliegenden „ersten französischen Sprachcursus," der eine Ergänzung jener erwähnten französisch-deutschen Sprechschule sein soll und mit dem ersten französischen Leseschüler ein Ganzes bildet, nicht weniger der Aufmerksamkeit der Lehrerwelt empfehlen, da wir in dem auf jeder Seite des Werkchens hervortretenden engen Anschlusse an den Unterricht in der Muttersprache einen mit Leichtigkeit und Gewinn zu handhabenden Schlüssel für das sprachliche Verständniss der zur Seite gehenden Lectüre erkennen, da wir ferner überall in den Regeln die vom Verfasser gewünschte Art und Weise der Veranschaulichung durchblicken sehen und endlich in den zahlreichen Uebungsaufgaben zum Uebersetzen in's Französische eine glücklich vereinigte Rücksicht auf Grammatik und Conversation beobachtet finden.

Biebrich a. R. Dr. W. Zollmann.

Letztes Wort über meine Erläuterungen zu den deutschen Classikern.*)

In der Band XXXII, 452 ff. abgedruckten Auslassung des Herrn Dr. Laas über meine unmittelbar vorhergehende Verwahrung schreitet derselbe so wacker auf der Bahn des Calumniare audacter! fort, dass ich mich genöthigt sehe, gegen solche Freibeuterei noch einmal meine Stimme zu erheben.

Herr Dr. Laas gefällt sich darin, mich als einen „Pedanten," einen „sehr nüchternen und hölzernen Mann," dessen „Geschmacklosigkeiten keiner

*) Herr Dr. Laas, welchem die Redaction das „Letzte Wort u. s. w." mitgetheilt hat, hält es nicht für nöthig, seinen in dem letzten Hefte des Archivs enthaltenen Bemerkungen noch irgend etwas hinzuzufügen.

Widerlegung bedürfen," auszuschreien, mir geradezu die Fähigkeit zur Erklärung lyrischer Gedichte abzusprechen, und mich darauf zu beschränken, Varianten zu sammeln, die Abfassungszeit der Gedichte festzustellen und die Anspielungen auf factische Verhältnisse zu erläutern. Ein solches Gebaren eines Mannes, der erst beweisen soll, dass er zum Mitreden berechtigt ist, kann ich nur mit Entrüstung zurückweisen.

Was meine Befähigung betrifft, so will ich mich nicht auf das sachkundige und einsichtsvolle Urtheil eines der hervorragendsten Goethekenner in diesem Archiv (XXVI, 93 ff.) berufen, nicht auf andere Stimmen, welche das gerade Gegentheil bekunden, der feinste und geschmackvollste Kenner deutscher Sprache und Dichtung, Varnhagen von Ense, hat meine auf die Erläuterung der deutschen Classiker gerichteten Bestrebungen mit dem freudigsten Beifall begrüsst, und mir vor Allen den Beruf zugesprochen, für die Erklärung unserer Dichter in weitesten Kreisen zu wirken. Von seinen höchst anerkennenden Beurtheilungen sind mehrere in seinen „Vermischten Schriften" abgedruckt. In seiner Anzeige meiner Erläuterungen zu Goethe's „Hermann und Dorothea," aus der Herr Dr. Laas Vieles lernen könnte, heisst es, ich habe meine Erklärungsweise dem Zwecke des von mir begonnenen, auf weiteste Kreise berechneten Unternehmens „mit gutem Tact anbequemt." „Das schönste Zeugniss für seine das herrliche Gedicht Schritt für Schritt begleitenden Erläuterungen dürfte wohl sein, dass das Lesen derselben unmittelbar nach der Goethe'schen Dichtung den Sinn und Geist von dieser auch im Abglanze der Wiederholung erweckend und befriedigend empfinden lässt." Einige noch bezeichnendere briefliche Aeusserungen sind in meinen „Neuen Goethestudien" S. VIII. X. ausgehoben. Aber was bedeutet ein Varnhagen von Ense gegen das bewährte Urtheil, die tiefe Einsicht, die so eindringende als umfassende Kenntniss des Dr. Laas? Neben Varnhagen darf ich den Fürsten der Wissenschaft, dem keine geistige Richtung fremd war, Alexander von Humboldt nennen, der meine betreffenden Schriften nicht bloss mit freundlichster Theilnahme aufnahm, sondern auch grossentheils las und meinen Faustcommentar als ein höchst bedeutendes Werk auch gegen andere pries. Aber was wiegt sein Urtheil über Geschmack und Erklärung gegen Herrn Dr. Laas?

Leider habe ich die Bekanntschaft dieses Meisters der Kritik nur aus seinen Anzeigen meiner „Erläuterungen" in diesem Archiv gemacht. Band XXIX, 229 fasste er meine Erläuterungen zu Goethe's „Faust," zu Herder's „Cid" und „Legenden" zusammen. Ueber die ersteren gab er zunächst seine Ansicht vom „Faust" zum Besten nach der bekannten Melodie, in diesem Dichtwerk stelle der Dichter sich selbst dar, nur in seinem eigenen Wesen liege dessen Einheit. Die von mir aufgezeigte dramatische Einheit zu widerlegen fiel ihm nicht ein. Dann mäkelt er an der Einzelerklärung, woran Manches zu beanstanden sei, worauf er denn mit dem Ergebniss schliesst, neben vielem Hübschen und Dankenswerthen, besonders in der Realerklärung, sei doch Manches ungenau, willkürlich und gewöhnlich. Sehr kühl, ohne eine Ahnung des wirklich Geleisteten, wurden die Erläuterungen zu „Cid" und zu den „Legenden" besprochen, aber am Schlusse bemerkt, diese Erläuterungen würden von selbst ihre Leser finden und bedürften kaum der Empfehlung. Obgleich die Unzulänglichkeit des Beurtheilers sich deutlich verrieth und ich seine Mäkeleien als Missverständniss zurückweisen konnte, liess ich die Sache auf sich beruhen; wer mag jede selbstgefällige Thorheit strafen!

Aber mein Schweigen machte den Beurtheiler kühner, und so entblödete er sich nicht, meine Erläuterungen zu Klopstocks „Oden" vor sein Gericht zu ziehen (Band XXXII, 22 f.). Nachdem er sich lange mit der Einleitung beschäftigt, bemerkt er am Schlusse: „Die Erklärung der Oden selbst, wie gesagt, ist fleissig und sorgsam." Das allein bezeichnet die

Windigkeit des Mannes; denn er hat in Wirklichkeit davon kein Wort gesagt — und das war freilich klug, da er nichts davon verstand. Jetzt von mir darüber zur Rede gestellt, warum er sich so weitläufig über die kaum ein Zwölftel der Arbeit umfassende Einleitung ausgelassen, antwortet er äusserst naiv, weil sie wirklich einen kleinen Versuch enthalte, durch biographische Entwicklung die Natur der lyrischen Muse Klopstock's zu ergründen. Von einer solchen Tollheit, die nur Herr Dr. Laas sich denken kann, bin ich weit entfernt gewesen: ich habe hier die Entwicklung von Klopstock's Odendichtung darzulegen gesucht, wobei gerade das Metrum eine höchst bedeutsame Seite bildete, weshalb gerade die metrischen Kunstgebilde hier in ihrer Ausbildung verfolgt werden mussten, wovon Dr. Laas keine Ahnung hat, so dass er sie als Excurse ansieht. Der eigentliche Zweck der Arbeit war, wie der Titel besagt, die Erläuterung der Oden selbst, und davon meldet er kein Wort, als die Unwahrheit, er habe gesagt, sie sei fleissig und sorgsam. Und worauf hat er denn dieses Urtheil gestützt? Er gesteht es jetzt selbst, auf die Durchmusterung „der Interpretation von circa 15 der bedeutendsten Oden." Ich gebe das Deutsch des Herrn Laas in Anführungszeichen, damit man sehe, wie er, der so ekel gegen andere thut, denn selbst schreibt. O der Gewissenhaftigkeit! Von 219 Oden hat er 15 verglichen, und danach urtheilt er, die Erklärung sei „fleissig und sorgsam." Aber Herr Laas wollte auch bei der Erklärung nicht eigentlich darauf sehen, was diese geleistet, sondern seine „Hauptabsicht dabei war, das Maass, in dem Herr Düntzer die Klopstock'sche Individualität ergriffen hat, kennen zu lernen, was denn doch Grundlage und Zielpunkt aller Erläuterung sein muss." Wirklich? So viel ich weiss, hat man bisher immer geglaubt, die Erläuterung eines Gedichtes bezwecke nichts weiteres als dessen volles Verständniss. Und dieses Ziel denke ich bei den allermeisten Oden vollständig erreicht zu haben. Herr Laas ist jetzt trotz seines „sorgsam und fleissig" ganz anderer Ansicht. Meine „eigenen Erklärungen," erdreistet er sich zu behaupten, „gäben dem, der einigermassen seine fünf Sinne zusammen habe, gar keine Aufklärung." Die Oden sind voll der schwierigsten Räthsel in Bezug auf Deutung des Einzelnen, die Auffindung des Zusammenhangs und die Idee des Ganzen, und hier habe ich an einer überaus grossen Anzahl von Stellen zum ersten Mal das Richtige gegeben. Herr Laas aber spielt dies Alles mit seinen fünf Sinnen vom Blatt; aus meinen eigenen Erläuterungen (die von Klopstock gegebenen sind sehr sparsam), hat er nichts gelernt. Ich glaube es ihm; denn er versteht, ich wette, noch keine einzige der Klopstock'schen Oden, weiss nicht einmal, was verstehen heisst. Wäre das, was er jetzt behauptet, in Wahrheit begründet, so war sein Lob, die Erklärung der Oden sei „fleissig und sorgsam," eine grobe Unwahrheit, da ich ja der Hauptpflicht des Erklärers nicht im Geringsten genügt hätte. Als das erste Heft meiner Erläuterungen zu Klopstock erschienen war, sprach einer der vertrautesten Kenner Klopstock's, der mir bis dahin persönlich unbekannt geblieben war, brieflich seine Freude über dieses ihm reiche Belehrung bietende Heft aus und erbot sich mir auf's freundlichste zu jeder literarischen Hülfeleistung. Herr Laas aber, der nichts weniger als ausreichende Kenntniss Klopstock's besitzt, der sich nur „seit Einigem das Bild von Klopstock's dichterischem Wesen auf seine Weise zu construiren gesucht," wagt die Behauptung, meine Erklärungen böten nichts, er könne sie mir schenken, und versichert gar dazu „ich darf es ehrlich gestehen." O dieser Ehrlichkeit! Untersteht sich ja dieser Ehrenmann, mir die vertrauteste (er macht hinter diesem Worte ein Ausrufungszeichen, zum Beweise seiner wunderlichen Verwunderung) Kenntniss Klopstockischer Sprache und Anschauung abzusprechen, wovon fast jede Seite allein durch die Parallelstellen dem Kundigen den sichersten Beleg bietet. Herr Laas hat sich den „feierlichen, schwungvollen, etwas verstiegenen" Dichter auf seine Weise construirt; dass dieser daneben auch sehr

nüchtern war und von dieser Nüchternheit nicht bloss seine prosaischen Schriften, sondern auch manche Oden Zeugniss geben, davon weiss er nichts. Wie viel Oden Klopstock's mag Herr Laas nur gelesen, ich sage nicht verstanden haben? Aber wozu das auch? wozu auch nur die Schrift lesen, die man beurtheilt? Calumniare audacter! Ich lege jedem, der Sinn und Urtheil hat, die Frage vor, ob nicht die Behauptung dieses Herrn Laas, das Verdienst meiner Erläuterungen beschränke sich darauf, „dass sie die Notizen, welche gewisse, dem heutigen Bewusstsein entschwundene Anspielungen aufklären, aus der Correspondenz und den Werken unserer Classiker beigebracht haben," als die abgeschmackteste Verhöhnung der Wahrheit sich erweise. Herr Laas denkt sich, wie er sich wieder sehr musterhaft ausdrückt, „unter einer den heutigen, philosophischen oder gebildeten Ansprüchen genügenden Erklärung die psychologische, auf warmem Mit- und Nachempfinden ruhende Enthüllung der Eigenart der Klopstock'schen Phantasie, etwa im Geist der Humboldt'schen Abhandlung über Goethe's Hermann und Dorothea." Ob Herr Laas Humboldt's Abhandlung wohl anders als vom Hörensagen kennt? Eine ähnliche Abhandlung über Klopstock's Oden zu liefern würde W. von Humboldt als eine verrückte Zumuthung verlacht haben. Ihm galt es, das Wesen des Epos an dem wundervollen Goethe'schen Werke aufzuzeigen; für die Lyrik würde er nie in gleicher Weise Klopstock's Oden gewählt haben. Sieht denn Herr Laas noch immer nicht, dass ich die sämmtlichen Oden Klopstock's erläutern wollte? Und wird er behaupten wollen, das sei eine ganz unnöthige Aufgabe, zur Beurtheilung Klopstock's gehöre das nicht, man solle nur nach wie vor einzelne Oden aus dem Loostopf herausgreifen und die anderen unbesehen und unverstanden ruhen lassen?

Herr Laas hält im Folgenden seine Behauptung aufrecht, ich habe die Klarheit der biographischen Entwicklung (die ich gar nicht gegeben), durch Zusammenwürfeln des Heterogensten unverzeihlich vernichtet. Wenn er den Zusammenhang und Zweck der Einleitung verkannt hat, so ist dies seine Schuld; dem Verworrenen verwirrt sich Alles. Ob Herr Laas mich mit Recht einer Verdrehung seiner Worte zeihe (S. 454), möge der Leser entscheiden. Ich muss es noch immer für einen tollen Einfall dieses Herrn erklären, ich hätte das Chronologische und Metrische der Einleitung in zwei Tafeln geben sollen: es galt ja gerade, zu zeigen, wie sich Klopstock's Odenpoesie in Gestalt und Form entwickelt habe. Doch Laas sieht in der Einleitung, ohne durch die Ueberschrift sich beirren zu lassen, als Hauptinhalt die Vertheilung der einzelnen Oden unter die Lebensjahre des Dichters; dazu hätte freilich eine Tabelle hingereicht.

Die ausgehobenen, aus dem Zusammenhang gerissenen Stellen, womit er den Beweis meines „Echauffements der Nüchternheit" antritt, möchten doch Manchem trotz der eingeschobenen Zeichen und Bemerkungen etwas anders beweisen, was Herrn Laas nicht gerade angenehm sein dürfte. Dass hier einmal „Schacht" in „Schatz" verwandelt ist, mag ein Druckfehler sein, den Herr Laas nicht verschuldet. Aber wunderlich nimmt es sich doch aus, wenn er daran Anstoss nimmt, dass ich neben Klopstock's Grösse seine Schwächen nicht unbemerkt lasse und von einem Hin- und Herwiegen zwischen dem, was mir gefalle und missfalle, spricht. Die Frage ist, ob Lob und Tadel begründet sind oder nicht; hier galt es einzutreten, wenn Herr Laas etwas einzuwenden wusste.

Zuletzt will er noch eine Probe geben, wie ich in der Erklärung der Oden dem Faustischen Stürmen und Drängen Klopstock's als ein getreuer, etwas unbeholfener Wagner zur Seite stehe. Den Beweis, dass hier etwas unrichtig oder unnöthig sei, tritt er vorab nicht an. Die Stelle, womit er beginnt, ist gerade eine solche, wo der Zusammenhang der Ode etwas dunkel ist. Endlich glaubt er auf eine solche zu treffen, wo ich mir offenbar eine grosse Geschmacklosigkeit zu Schulden kommen lasse (455) — aber

statt dessen tritt die unglaublichste Verdrehung unseres verzweifelnd nach einer Schwäche haschenden Aristarch hervor. Klopstock hat zu den Worten „Ihm horcht die feinere Schäferin“ im „Wingolf“ Lied 5, 29 fast dreissig Jahre nach der Abfassung dieses Verses die Anmerkung gemacht: „Bezieht sich auf sein (Gärtner's) Schäferspiel: die geprüfte Treue.“ Dass diese Deutung auf einem Irrthume beruhen müsse, sah schon Vetterlein, Götzinger liess Klopstocks Anmerkung unberücksichtigt, und ich bemerkte: „Da V. 25—29 die Schilderung des erscheinenden Schattens, noch ehe der Dichter ihn für Gärtner erkannt hat, enthalten, so kann Klopstock's Anmerkung — unmöglich richtig sein; auch ist hier nicht von dem Dichter, sondern von dem feinen Gesellschafter die Rede.“ Das ist für jeden, der auf den Zusammenhang sieht, durchaus zwingend, und hätte Herr Laas etwas mehr von Klopstock gewusst, so wäre ihm nicht unbekannt gewesen, dass dies nicht die einzige falsche Beziehung in den Oden, die dem Dichter selbst im Jahre 1796 begegnete. Herr Laas lässt mich aber sagen, um mir eine Albernheit unterzuschieben: „Das ist nicht wahr, weil die Worte in den Versen stehen, wo der Nahende noch nicht als Gärtner erkannt ist! Der Dichter konnte ihm also unmöglich Attribute, Zeichen beilegen, die Gärtner wirklich zukommen!“ Nachdem der ehrliche Mann mir so die Worte im Munde verdreht hat, spottet er über eine solche Albernheit, um sich dann mit den Worten von mir abzuwenden: „Doch wozu widerlege ich die offenbaren Geschmacklosigkeiten eines Pedanten?“ Möge der Leser sich von diesem schönen Stückchen Laasischer Zuverlässigkeit durch den Augenschein überzeugen. Ich sage keineswegs, die Züge, die Klopstock dem Schatten gibt, dürften nicht mit den wirklichen Zügen Gärtner's übereinstimmen, sondern der Dichter habe unmöglich eine Anspielung auf ein Stück von Gärtner machen können, ehe er nur geahnt, dass es Gärtner sei, und ich füge hinzu, dass eine solche Anspielung auf ein Stück von Gärtner auch sonst gar nicht in den Zusammenhang passe.

Nach diesem falschen Trumpfe wird mir denn der Mangel an Fähigkeit, philosophischer Bildung, Geschmack und warmem Enthusiasmus untergeschoben, aber dabei beruhigt sich Herr Laas noch nicht. „Um seine schulmeisterliche Art, einen Dichter zu glossiren, noch weiter kennen zu lernen, könnte ich auch noch auf seine Parallelstellen aus den Alten hinweisen. Wer sich in einer Mussestunde belustigen will, vergleiche z. B. Strophe 5 des fünften Liedes des Wingolf mit Virg. Ecl. VI, 83; Strophe 9 des ersten mit Hor. epod. 16, 10. 11. Jedoch sapienti sat!“ Ja die Thorheit gipfelt hier! Es ist bekannt, dass besonders die ersten Oden Klopstock's voll von Anspielungen, Beziehungen und Redensarten aus den Alten sind, so besonders Wingolf in der ersten Bearbeitung. Hier ist es die Pflicht des Erklärers, auf die Klopstock vorschwebenden Stellen hinzuweisen, und dies, worin Vetterlein das Meiste vorgearbeitet, habe ich redlich gethan, aber nirgendwo ohne Noth eine Parallele aus den Alten gebracht. Den Vorwurf von Laas erkläre ich für eine leichtfertige Verdächtigung so lange, bis er seine Behauptung erwiesen. Was aber die beiden von ihm angeführten Stellen betrifft, so ist es nicht allein wahrscheinlich, sondern gewiss, dass Klopstock diese dort benutzt. Die aus Virgil, wo es vom Flusse Eurotas heisst, der des Phöbus Sang gehört, quae iussit ediscere laurus, war, wie die Kenner von Klopstock's prosaischen Schriften wissen, ihm sehr geläufig, und es kann kein Zweifel sein, dass daraus der Ausdruck geflossen, die aus dem Quell tönende Weisheit lehre die Wiederhalle. Wenn es an der andern Stelle heisst, das Capitol werde „einst Trümmer, Staub dann sein,“ so kann um so weniger zweifelhaft sein, dass die angeführte Stelle des Horaz vorschwebe, als der Dichter eine darauf folgende Stelle in einer andern von mir gleichzeitig angegebenen Ode benutzt hat. So löst sich also der Muthwille des Herrn Laas auch hier in die ärgste Beschämung seiner Unwissenheit auf.

Ich könnte auch die einzelnen über die Erläuterungen zum „Faust" von ihm gemachten Bemerkungen als schief und ungehörig abweisen, doch mag ich mit allem Einzelnen die Leser nicht behelligen, woher ich bloss beispielsweise Einiges anführe. Nur einmal ist es ihm gelungen, ein kleines Versehen zu entdecken. I, 81 ist statt Satan offenbar Diabolos zu lesen, nicht nach Satan einzuschieben, wie Herr Laas meint, der danach Widersacher wohl für gleichbedeutend mit Verläumder hält. Ueber die Namen Satan und Diabolos ist die Ausführung in Bekkers „Bezauberter Welt," die Goethe kannte (II, 17) noch immer belehrend.

Auf die das Vorspiel auf der Bühne betreffenden Bemerkungen brauche ich gar nicht einzugehen. Auch wenn man humoristisch über den „Faust" spricht, kann dieser nicht für ein Stück gelten, wie es der Director verlangt; es ist das entschiedene Gegentheil, und das sollte gerade der Prolog andeuten. Wenn ich im ersten Monolog des Faust zu dem Worte „Mauerloch" bemerke: „Er vergleicht das Zimmer mit dem beschränkten Loch von Mäusen und anderen in der Erde lebenden Thieren," meint Laas, es sei keiner so mauseartig beschränkt, dass er solcher Erklärung bedürfe. Nun, Herr Laas versteht das Wort noch immer nicht, wie es scheint. „Mauerloch" steht hier nicht in seiner eigentlichen Bedeutung, wonach es ein Loch in der Mauer ist, sondern soll ein mit Mauern umschlossenes Loch bezeichnen, und mir wenigstens ist kein Zweifel, dass der Dichter bei der Vergleichung nicht an Löcher in Mauern oder Böden, sondern an unterirdische Löcher dachte, womit der verzweifelnde Faust sein Zimmer vergleicht. Wenn er behauptet (301), ich sage, die vier Verse „Darf eine Menschenstimme — Erdensöhnen" gehörten nicht zusammen, so ist dies das offenbarste Missverständniss, da ich deutlich genug bemerke, diese vier Verse stimmten nicht recht „zu den unmittelbar vorhergehenden Versen, welche auf seine Verzweiflung an wahrer Erkenntniss hindeuten." Eben so irrig ist seine unmittelbar daran sich schliessende Bemerkung, wo er nicht zu begreifen scheint, dass ich den gangbaren Sinn der biblischen Ausdrucksweise, der Mensch sei ein Ebenbild Gottes, als den gewöhnlichen dem vom Dichter im zweiten Monolog gewählten entgegensetze. Seine Bemerkung über golden zeigt, dass er den Goethe'schen Sprachgebrauch nicht kennt: nicht einmal hat er sich des „goldenen" Baumes des Lebens erinnert, die beigebrachten Parallelen hat er übersehen. Eine reine Albernheit ist die Frage, woher ich wisse, dass die „himmlischen Söhne" sich zur Erde niederlassen; „ihre Gewänder flattern nur über's Land." Der Dichter sagt aber wörtlich: „Und der Gewänder flatternde Bänder decken die Länder, decken die Laube." Herr Laas denkt sich also die Engel über der Laube, über der Erde schwebend, was wahrlich nicht mit decken bezeichnet sein kann. Wenn er sich wundert, dass ich „das Genügen der Hügel" erklärt habe, so war ihm freilich unbekannt, dass dieser Ausdruck bereits auf wunderliche Weise missverstanden worden war, und zwar von einem Manne, mit dem ein Laas sich nicht im entferntesten vergleichen darf. Aber ihm ist diese Bemerkung „beleidigend für Faustleser." Eine beträchtliche Anzahl ähnlicher Bemerkungen habe ich gemacht, eben weil falsche Erklärungen vorlagen, wovon aber Laas nichts ahnt, der es ganz unterlassen hat, meinen grossen Faustcommentar, woraus er über Vieles sich belehren konnte, mit den kleinen Erläuterungen zu vergleichen. Jetzt muss ich fast bedauern, die Bemerkung unterlassen zu haben, dass „der Gewänder flatternde Bänder" „von Bändern flatternde Gewänder" bezeichnen sollen; vielleicht hätte dann auch Herr Laas die ungereimte Frage unterlassen. Die tollste Verdrehung ist es, wenn Herr Laas (301 f.) behauptet, nach mir liege in den Worten des erwachenden Faust „Bin ich — entsprang," dass Faust vom Geist des Bösen angeweht sei u. s. w. Ich muss den Leser bitten, die Erläuterungen I, 83 f. zu vergleichen, um zu sehen, was dieser Herr, um nur etwas zu mäkeln zu haben, im Missverstehen des Einfachsten

leistet. Wenn ich I, 99 bemerke, welche Bedeutung das Ende der Studentenscene für die Darstellung des Studentenlebens habe, so begreift Herr Laas nicht, wozu dies nöthig, und doch galt es, diese Beziehung hervorzuheben. Dass in dem leeren Reimspiele der Meerkatzen doch zuweilen wie zufällig Gedanken anklingen, hat der Dichter selbst durch die den Schluss derselben bildenden Verse angedeutet: „Und wenn es uns glückt, Und wenn es sich schickt, So sind es Gedanken.“ Demnach war ich vollkommen berechtigt, in einzelnen Versen einen Sinn zu finden, wenn er sich ungesucht darbot. Und wäre es nicht auffallend, wenn der Dichter in dem ganzen Singsang jede Andeutung eines Gedankens ausgeschlossen hätte? Wie Narren und Kinder oft die Wahrheit sagen, so dringt auch aus diesem Singsang oft ein bedeutsamer Ton durch. Das ist ganz in Goethe's Sinne, über den freilich mit Herrn Laas kein Wort zu sprechen ist.

Nach diesen Proben kann ich dem Leser getrost die Entscheidung überlassen, auf welcher Seite Einsicht und Kenntniss, auf welcher Verwirrung und Unwissenheit, und werde ich, überzeugt, dass Niemand hiernach Herrn Laas noch etwas auf's Wort glauben werde, mich zu keiner weitern Entgegnung reizen lassen, selbst, wenn er, um mich eines Goethe'schen Scherzwortes zu bedienen, mir vorwerfen sollte, ich habe silberne Löffel gestohlen. Möge er immer hinterher kläffen und aus allen Kräften bellen.

So will der Spitz aus unserm Stall
Uns immerfort begleiten,
Und seines Bellens lauter Schall
Beweist nur, dass wir reiten.

Mich trägt und hebt das Bewusstsein, eine methodische Erklärung unserer Classiker zuerst mit Strenge und gründlicher Kenntniss unternommen und bei den meisten und bedeutendsten Werken in einer Weise durchgeführt zu haben, wodurch das Verständniss derselben wesentlich gefördert worden ist. Das reiche Bildungsmittel, welches meine so ungemein billigen Erläuterungen darbieten, wird jeder Einsichtige zu schätzen wissen, und werde ich mich am wenigsten durch die gangbaren Vorurtheile und oberflächliche Beschränktheit in dem mir angewiesenen Berufe irren lassen. Ueber die Nothwendigkeit solcher Erläuterungen verweise ich auf die Vorrede zu meinem Lessing als Dramatiker und Dramaturg darstellenden Hefte. Die Beurtheilung des wirklich Geleisteten erwarte ich von Kennern, die immer die dankbarsten Leser sind, da sie der Sache gewachsen. Wie viele umfassende Studien hier gemacht sind, wird diesen nicht entgehen, während die Unwissenheit stolz daran vorübergeht, und nicht ahnt, welche mühevolle Forschung z. B. dem kleinen Hefte über Herder's Legenden zu Grunde liegt. Das Bewusstsein der guten Sache allein kann hier bei so manchen beschränkten Vorurtheilen, die sich breit zu machen pflegen, ermuthigen und stärken. Auf dieses gestützt werde ich nach Lessing's Dramen zunächst Schiller's lyrische Gedichte erläutern, dann Klopstock's „Messias,“ von dem nur eine dunkle Sage in Deutschland umgeht, woran der Mangel einer fördernden Einleitung und Erläuterung wenigstens einen Theil der Schuld trägt. Was den Ton meiner Darstellung betrifft, so kann ich auch darüber beruhigt sein, und am wenigsten einen Mann wie Herrn Laas als Richter anerkennen, der selbst so wenig ordentlich zu schreiben als klar zu denken vermag. Klarheit, treffende Bezeichnung und ächt deutschen Ausdruck wird kein Einsichtiger vermissen; Gott behüte mich aber vor dem Versuche, „interessant“ schreiben zu wollen, wie es Herr Laas fordert. Alles zu seiner Zeit! Ich weiss sehr wohl, dass Vielen Lessing und Goethe, nach deren Muster ich mich gebildet habe, zu schwerfällig scheinen; solchen kann auch meine Sprache gewiss nicht behagen, am wenigsten bei einem derartigen Stoffe. Eine leichte Unterhaltung zu bieten ist hier unmöglich, der Leser

soll gerade lernen und die Erläuterung mit dem erläuterten Schriftsteller in der Hand sorgfältig erwägen, nicht in aller Eile überfliegen. Wem dies zu beschwerlich, der mag meine Erläuterungen ungelesen lassen und sich bei seiner oberflächlichen Kenntniss unserer Classiker begnügen; wem dagegen ein volles Verständniss am Herzen liegt, der wird die Mühe, die nicht erspart werden kann, auch belohnt finden!

Köln. H. Düntzer.

Programmenschau.

L'homme d'âme et de sentiment dans Frédéric le Grand, manifesté dans sa correspondance. Abhandlung des Conrector Balsam, Programm des Gymnasiums zu Liegnitz. 1863.

Der Herr Verfasser erklärt am Ende seiner Abhandlung, dass seine Absicht nicht gewesen sei, sein Thema zu erschöpfen oder etwas Neues beizubringen, sondern nur in einer „sphère," der die Werke des grossen Königs weniger zugänglich sind, besonders in der „jeunesse studieuse," für welche das Andenken des grossen Monarchen vielleicht nicht „dénué d'opportunité dans nos jours" ist, etwas mehr Licht über einen „point moins généralement connu de notre héros" zu verbreiten. Wenn Herr Balsam sein löbliches Vorhaben mit dem „homme d'âme manifesté dans sa correspondance" in seiner Muttersprache realisirt hätte, so würde er nach unserer Meinung sich selbst und seinen Lesern besser gedient haben. Die kaum achtzehn Seiten starke Abhandlung wimmelt nicht nur von Druckfehlern, sondern enthält auch so viele Verstösse gegen Grammatik, Lexicon, Styl (Euphonie, Interpunction), dass wir wenigstens uns wohl hüten würden, unsern Schülern die Schrift in die Hand zu geben. Um die Leser des Archivs nicht zu ermüden, und doch auch dem Herrn Verfasser gerecht zu werden, greifen wir nur einige Beispiele heraus.

Druckfehler in den ersten 21 Zeilen: foit (fois), caractèrise, in folio, précisement, revèle, intarrissable, d'événement (d'événements), égoisme, pui (qui). Später lesen wir u. A. rélation, rélativement, récueil, reserve, occassion. — Orthographie: quoique il (Seite 4, 15), lorsque elles (8, zweimal). — Substantiven a) mit falschem Geschlecht: principes morales (3); d'une spontanéité sans égal (4); tout vertu (5); sentiments amères (14); déboires persévérantes (15). b) mit falscher Bedeutung: les personnes de son cortége à Potsdam (Friedrich's Gefolge, d. h. seine Tischgäste!) 1; une prêtrise cagote (Priesterschaft) 2; le secrétaire privé (Schrank) 3; le receveur (Empfänger eines Briefes) 3; orthographie (Orthographie) 4; les terminaisons (Ausdrücke, Terminologie) usuelles d'une étiquette rigoureuse, 7.

Adjectiv: a) Falscher Gebrauch des Plural: un attachement, un dévouement trop timides et trop tristes (7). b) Falsche Stellung: avoir puisé dans de pures sources (1). — Pronomen: Falscher Gebrauch des „en." La plupart en ont écrites (3). Falscher Gebrauch von celui-ci: — du dévouement filial qu'il consacrait à sa mère, longtemps même après la mort de celle-ci (6); sans avoir revu Frédéric, et sans s'être réconcilie (sic) avec celui-ci (12); u. s. w. — Verb. Falscher Gebrauch der Zeiten, des Pré-

sent: c'est comme si l'on y voit (1); des Imparfait: c'était lui qui tendit (10); des Défini: lorsque le roi alla partir (7); des Conditionnel: Mais la lettre la plus importante sous ce rapport, et peutêtre la plus intéressante en étendue et en substance, serait celle de Kerpersleben (9). Falsche Form: étenderait (16). Falsche Bedeutung: les petites querelles qui intercédaient (entstehen) entre les deux frères (13); en éprouvant (beweisen) à sa femme le plus profond respect (8).

Adverb: presque soixante-dix ans (3) statt près de; Frédéric les aimait le mieux (8) statt le plus; Personne ne s'attendra pas (11).

Präposition: il se tenait trop sur ses gardes de ne pas offenser (pour offenser) 5; On doit mettre cela sur le compte de l'esprit de la margrave de faire éclat (6); professer sur toutes les pages (10); Les deux lettres du roi de peu d'étendue de l'an 1749 (15); le dévouement du commerce épistolaire envers ses amis (17).

Um ein Bild von dem Style des Verfassers zu geben, stehe hier folgende Stelle auf der zweiten Seite, die wir ohne weitere Bemerkung abschreiben: „Au travers de ce vaste monde d'hommes et d'idées, quelle prodigieuse abondance se fait jour de sentiments les plus intimes, les plus vigoureux, sentiments d'amour filial envers une mère tendrement chérie, d'amour fraternel envers frères et soeurs, sentiments d'amitié cordiale, sincère et constante, comme on en trouve rasement sur la hauteur solitaire du trône! Quel libre et plein épanchement dans des seins sensibles, dans des âmes compatissantes, d'émotions et d'affections les plus profondes, les plus violentes, émotions de chagrins et de griefs, de douleur et d'affliction, de crainte et d'éspoir, de triomphe et de désespoir! Toutes les scènes d'une vie turbulente et orageuse, depuis la première jeunesse, jusqu'à l'âge avancé, toutes les péripéties changeantes de la carrière héroique du grand roi, qui le poussent souvent à la pensée désespérante de suicide qu'il avoue franchement dans ses lettres, toutes les allegresses, par contre, d'une jeunesse pétillante et presque pétulante avec ses amis de jeunesse, toutes les puissances et les douceurs paisibles, après l'orage, d'une vie spéculative et contemplative du sage de Lucrèce, son philosophe favori, qui regarde du port les efforts des navigateurs, jusqu'à l'isolement tant soit peu sérieux et triste du solitaire de Sans-Souci, comme il s'appelle souvent, tout cela reflète comme d'un miroir éclatant et fidèle de la correspondance du roi. C'est donc sous ce rapport de l'homme sensible, qui, dans ses lettres, ne paraît moins aimable et estimable qu'éclatant et admirable comme homme raisonnable, que je vais envisager la correspondance du grand roi, autant que le permettent les limites étroites de ce genre de thèmes.“

Wir glauben unsere Meinung hinreichend begründet zu haben und stehen auf Verlangen noch mit weiteren Nachweisen zu Gebote, fügen aber zum Schluss noch eine allgemeine Bemerkung hinzu. Wenn ein Deutscher ein Buch in französischer Sprache herausgiebt, so kann er vernünftigerweise nur den Zweck im Auge haben, dass dasselbe in Frankreich gelesen werde, weil er den Franzosen etwas zu sagen hat. Glücklicherweise lesen die Franzosen unsere Programmabhandlungen nicht: welche Idee müssten sie durch ein solches Opus von dem Standpunkt des französischen Unterrichts in den obersten Classen eines deutschen Gymnasiums (der Verfasser lehrt das Französische in Prima, Secunda, Tertia) erhalten! Wir Deutsche sind so gern bereit, die Unwissenheit der Franzosen in Dingen, welche unser Vaterland betreffen, zu belachen; dergleichen Schriften sollten uns, denken wir, zur Bescheidenheit ermahnen. Wenn ein deutscher Schulmann eine Programmschrift in französischer Sprache schreibt, so will er offenbar seinen Behörden und seinen Collegen den Beweis liefern, dass er so weit in die Sprache eingedrungen ist, um sie auch schriftlich handhaben zu können. Man kann nun mit Recht von einem Lehrer des Französischen verlangen, dass er von den grossen Schwierigkeiten einer solchen Aufgabe

eine Vorstellung habe und sich ernstlich prüfe, ehe er sich damit befasse. Unser Autor hätte sich an dem grossen König, für den doch das Französische die zweite Muttersprache war, ein Beispiel nehmen sollen. Da der Lehrer des Französischen sich wohl veranlasst fühlen kann, über Französisch zu schreiben, aber nicht genöthigt ist, in französischer Sprache zu schreiben, so liegt dem Gebrauch dieser Sprache immer eine gewisse Eitelkeit zu Grunde, und wo diese mit einer so starken Selbsttäuschung verbunden ist, wie in dem vorliegenden Falle, scheint es uns eine Pflicht dieser Zeitschrift zu sein, dieselbe in ihre Schranken zurückzuweisen.

Bg. W.

Miscellen.

Der Conjunctiv in der deutschen Sprache.

Von allen Theilen der deutschen Grammatik ist keiner, so scheint es mir, so unvollständig und unbefriedigend bearbeitet als der Conjunctiv. Selbst grössere praktische Lehrbücher begnügen sich in der Regel mit der Andeutung einiger Hauptbegriffe oder zeigen, wenn sie den Gegenstand vereinzelt darstellen, oft eine so unklare Auffassung, dass der Schüler unmöglich deutliche Umrisse darin finden kann, die ihm indessen zur Aufnahme, zum Verständniss und Festhalten des Gegenstandes nöthig sind. In verschiedenen Lehrbüchern findet man dem bedingenden Satze ein zu grosses Gebiet angewiesen, und das Ganze so massenhaft behandelt, dass jeder beliebigen zu diesem Begriffe passenden partiellen Definition dadurch mehr oder weniger allgemeine Gültigkeit gegeben wird. Nicht selten zeigt es sich, dass der Bearbeiter des Lehrbuches sich von der lateinischen Grammatik hat beeinflussen lassen, und das ist im Grunde genommen das Schlimmste von Allem. Bei der Bearbeitung einer Grammatik muss festgehalten werden, dass die Sprache auf ihrem eigenen Boden zu behandeln und die Grammatik aus ihr selbst und ihrem Geiste gemäss zu entwickeln ist. Vollständige Systeme von Regeln sind indessen dem Eingeborenen eher entbehrlich als dem Fremden, wozu ausserdem kommt, dass viele Regeln anders formulirt werden müssen, wenn sie für Ausländer bestimmt sind, da auf seine Muttersprache Bezug genommen und das Ganze so viel als möglich im Anschluss an dieselbe vorgetragen werden muss. Das Gefühl eines Mangels veranlasste mich, die folgende Darstellung zu meinem eigenen Gebrauche beim Sprachunterricht auszuarbeiten.

Bestimmung des Conjunctivs.

Der Conjunctiv ist der Ausdruck des Möglichen, das sich mit abnehmender Wahrscheinlichkeit von dem Wirklichen und Gewissen als seinem Ausgangspunkte nach dem Nichtwirklichen und Nichtgewissen als seinem äussersten Grenzpunkte hin bewegt.

Es zeigt sich, dass die Sprache in den conjunctivischen Sätzen, die der bejaheten Wirklichkeit am nächsten liegen, das Präsens conjunctiv anwendet, während sie in den Sätzen, die der verneinten Wirklichkeit am nächsten liegen, das Imperfectum conjunctiv anwendet.

Da die Möglichkeit in der Zukunft liegt, so hat der Conjunctiv, wie das Futurum selbst, nur eine Zeit, nämlich das Präsens, während der Indicativ zwei Zeiten hat, nämlich das Präsens für die dauernde und vollendete Handlung in der Gegenwart und für die dauernde und vollendete Handlung in der Zukunft, das Imperfectum für die dauernde und gleich-

zeitige Handlung in der Vergangenheit. — Der Begriff des Imperfectums mangelt also in der Zukunft. — Das Imperfectum als tempus historicum ist, wie bekannt, seinem Begriffe nach ein præsens in præterito gleichwie das Plusquamperfectum die Stelle eines mangelnden perfectum in præterito vertritt.

Dass die Sprache das Präsens conj. als Ausdruck dessen wählt, was der bejaheten Wirklichkeit am nächsten liegt, muss seinen Grund darin haben, dass das Präsens, das Gegenwärtige, näher bei dem Subjecte, dem Sprechenden, der sich selbst bewussten Wirklichkeit liegt, ja in ihm lebt. Das Imperfectum, der Ausdruck des Vergangenen, dessen was ausserhalb seiner liegt, musste so natürlich das bezeichnen, was ausserhalb der Wirklichkeit sich bewegt und sich von ihr entfernt, bis es in dem Nichts, der äussersten Grenze der Wirklichkeit verschwindet. Die Natur der Sache führte es mit sich, dass das Imperf. in diesem Modus den Präsensbegriff bekam. Das Imperf. wurde somit in dem Modus der Möglichkeit Träger eines Begriffes, der dem des Indicativ nur darin gleicht, dass er wie dieser etwas bezeichnet, was ausserhalb des Subjects, des Sprechenden liegt.

Dieser Begriff des Imperfectums tritt mit indicativischer Form als conjunctivischer Ausdruck deutlich in der dänischen und schwedischen Sprache hervor, die in gänzlicher Ermangelung besonderer conjunctivischer Formen ausser den modalen Verben das Imperf. conj. als Ausdruck der Möglichkeit gebrauchen. Eben so wendet ja die englische Sprache, die den eigentlichen Conjunctiv auf den bedingenden Satz einschränkt, das Imperf. der modalen Verben als conjunctivischen Ausdruck an.

Weiter zeigt es sich, dass die fragende Satzform nur bei dem bejaheten indicativischen Satze und dessen Bedingungssatze, bei dem verneinten indicativischen Satze und dem conjunctivischen Bedingungssatze, der ihm am nächsten liegt, vorkommt. Zunächst bei dem indicativischen Bedingungssatze steht die indirecte Rede, welche die indirecte Frage enthält, und dem conjunctivischen Bedingungssatze am nächsten steht die uneigentliche Frage, beide theils ohne fragende Satzform. Wenn man von dem indicativischen Satze ausgeht, bemerkt man wie die Frage allmälig die Form des Satzes verlässt und in das Wesen desselben übergeht, wodurch der Satz zur Möglichkeitsfrage wird, aus der unter stets stärkerem Verschwinden der Wahrscheinlichkeit die verneinte Wirklichkeit hervorgeht, welche die Frage wieder in der Form des Satzes ausdrückt. Die Grenzen der Möglichkeitsfrage in diesen schwebenden Verhältnissen genau zu bezeichnen, ist unmöglich; das denkende Subject kann sich für sich eine mehr oder minder genaue Grenze feststellen.

Es ist alle Wahrscheinlichkeit dafür, dass die Verfasser anstatt des Präsens conj. das Imperf. anwenden, wenn die Formen des Präsens indicativ und conjunctiv gleich sind, weil der Conjunctiv sonst eines Ausdrucks ermangeln würde. Ob nun auch die Formen des Imperf. indicativ in solchen Fällen mit denen des Imperf. conjunctiv zusammenfallen, hat nichts zu bedeuten, da das Imperf. seinem Begriffe nach Ausdruck des Conjunctivs sein kann.

Von allen Verfassern insgesammt einen gleichmässigen Gebrauch des Conjunctivs und seiner Zeiten verlangen wollen, hiesse in die Rechte der Subjectivität eingreifen. Der Schüler wird die hier nöthige Einheit in der Erforschung des Grundes finden. Hat er diesen verstanden, so wird er begreifen, dass seine Aufgabe die ist, seine eigene Persönlichkeit mehr nach den Grundsätzen als nach dem Muster der Verfasser einheitlich und selbstständig zu entwickeln und sich vor mechanischem Nachahmen zu hüten.

Gebrauch des Conjunctivs.

I. Im Hauptsatze.

1. Der auffordernde Satz — verlangt Präsens conj.

Beisp.: Er lasse sich von dem Beispiel grosser Männer schrecken. (Gervinus).

Da sehe man! Ueber mich muss gleich Alles kommen. (Schiller.)

Anm. Der auffordernde Satz schliesst sich an den Imperativ und unterscheidet sich von diesem hauptsächlich dadurch, dass er eine indirecte Aufforderung (in der 3. Person) enthält, während der Imperativ eine directe Aufforderung (in der 2. Person) ausdrückt.

2 Der einräumende Satz — braucht das Präsens conj.

Beisp.: Es darf kein Weib die Stufen des Gerüsts mit Euch betreten. — Lasst es geschehen. — Es sei! (Schiller.)

Anm. Der einräumende Satz kommt auch als Nebensatz vor, dessen Hauptsatz im Indicativ steht Er ist dann dem bedingenden Satze verwandt. Beisp.: Manche schöne Tage können Frühlingstage genannt werden, falle ihr Erscheinen in den Winter des Erdenjahres. (F. Fröbel.)

3 Der Wunschsatz -- wird mit dem Imperf. conj. construirt.

Beisp : Könnte ich mich nur immer so auslachen sehen. (Thümmel.)

Dass ihr dieses Namens so werth wäret als er mir heilig ist. (Schiller.)

Anm. Einige Wunschsätze werden mit dem Präsens conj gebildet. Diese Sätze sind dem Imperativ nahe verwandt, (z. B. Bewahret) der ja auch eine Bitte ausdrücken kann. Solche Sätze sind daher eher precative (bittende) als optative zu nennen. Beisp.: Der Name des Herrn sei gelobt. (Mendelssohn.) — Gott segne Eure Majestät. (Schiller.)

4. Sätze, die eine Lust ausdrücken — verlangen Imperf. conj.

Beisp.: Wohl möchte man bei solcher Betrachtung lächeln über die Eitelkeit menschlicher Berechnungen. (Kugler)

Ich hätte Lust zu noch mehr Zechinen. (Schiller.)

5. Sätze, die eine Freude ausdrücken — fordern Imperf. conj.

Beisp.: So wäre auch das überstanden. (Schiller.)

So wäre uns beiden ja geholfen. (Lessing.)

Anm. In diesen und ähnlichen Sätzen sollte man der Meinung nach Präsens indic. erwarten.

6. Sätze, die einen Zweifel ausdrücken — werden mit dem Imperf. conj. gebildet.

Beisp.: Wäre ich denn wirklich so klug? (Engel.)

Ei, das wäre! (Engel.)

Und das Alles wären Sie? (Lessing.)

7. In einigen Sätzen wird das Imperf. conj. als Ausdruck einer schwachen Unbestimmtheit gebraucht, eigentlich anstatt des Präsens indicativ.

Beisp.: Ich wüsste nicht, wozu wir den Muth haben wollten und noch nicht gehabt hätten. (Schiller.)

8. Der uneigentliche negative Fragesatz — wird mit dem Imperf. conj. construirt.

Beisp.: Ich soll Fallen legen, soll auf's Glatteis führen. Wann hätte ich das gekonnt! (Lessing.)

Was könnte beim Anblick der grossen Weltbegebenheiten tröstender sein als das Wirken Gottes? (Volkmar Reinhard.)

9. Der bedingende Satz — besteht aus Hauptsatz und Nebensatz, die beide mit dem Imperf. conj. gebildet werden; der Hauptsatz kann ausserdem mit den bedingenden Futuren gebildet werden.

Beisp.: Wenn man den Riesen etwas geborgt hätte, würden sie Riesenschulden hinterlassen haben. (Heine.)

Würde der Mond seine Scheibe füllen, wenn er den Mörder sähe, dessen Pfad er beleuchten soll? (Schiller.)

Anm. Der Bedingungssatz steht als zusammengesetzter Satz am besten auf dem Uebergange vom Hauptsatze zum Nebensatze. — Der conjunctivische Bedingungssatz enthält eine unwahrscheinliche oder eine negative Bedingung. Ist die Bedingung wahrscheinlich oder möglich, wird der Indicativ angewandt. Oft ist ein Satz unterverstanden, oft auch nur die Conjunction ausgelassen.

II. Im Nebensatze.

1. Der objective Möglichkeitssatz — wird mit dem Präsens oder Imperf. conj. gebildet. In diesem Satze wird der Conjunctiv von etwas Gefühltem, Gemeintem, Angenommenem, Geglaubtem, Gewolltem oder Gesagtem bedingt, das im Hauptsatze ausgesprochen ist. Das Subject des Hauptsatzes steht immer in der ersten Person, da die Rede direct ist. Der Conjunctiv wird in diesem Satze nur gebraucht, wenn der Sprechende das Ausgesagte als unbestimmt und ungewiss auffasst oder es als unbestimmt und gewiss aussprechen will, sonst wird der Indicativ angewandt.

Beisp.: Ich glaubte, Ihr Regiment sei bloss untergesteckt worden. (Lessing.)

Gesetzt, es wäre diese Hand. (Schiller.)

Das Volk war zu aufgeregt als dass es sich damit beruhigt hätte. (G. Weber.) [Die zu grosse Aufregung des Volkes machte, dass es sich nicht beruhigte.] — Das Imperf. conj. wird hier also der Negation gleich.

2. Die indirecte Rede. Gegen das Präsens indic. in der directen Rede wird das Präsens conj. in der indirecten gebraucht, und das Imperf. und Perf. indic. der directen Rede werden zum Perf. conj. in der indirecten. Die futurischen Zeiten entsprechen einander in beiden Reden. Das Abhängigkeitsverhältniss ist dasselbe wie bei dem objectiven Möglichkeitssatze. Das Verhältniss der Mittelbarkeit liegt darin, dass das Subject des Haupt- oder Einleitungssatzes in der dritten (oder zweiten) Person steht, während die erste Person direct oder unmittelbar ist.

Beisp.: Ein Jesuit wollte gerochen haben, dass ein Fuchs im Schlafrocke stecke. (Schiller.)

Der Kriegsminister erklärte mir, dass der König Alles niedergeschlagen habe. (Lessing.)

Anm. Wie hier das Personenverhältniss Einfluss auf die Anwendung des Conjunctivs hat, so übt im Allgemeinen die fragende und verneinende Eigenschaft der Sätze Einfluss auf die Anwendung desselben aus.

3. Sätze des Grundes und des Zweckes — werden mit dem Präsens oder Imperf. conj. gebildet. Diese Sätze werden mit dem Indicativ construirt, wenn der Sprechende die Aussage als gewiss betrachtet, welches namentlich der Fall ist, wenn das Subject des Hauptsatzes in der ersten Person, besonders der Einzahl, steht, wo der Sprechende nur seine eigenen Gedanken mittheilt.

Beisp.: Lützen ist auf Befehl des Königs in Brand gesteckt, damit er von dieser Seite nicht überflügelt würde. (Schiller.)

Das einzige machte ihnen Kummer, dass ihnen der König entwischen möchte. (Curtmann.)

4. Der relative Möglichkeitssatz (pronominal und adverbial) — verlangt das Präsens oder Imperf. conj.

Beisp.: Es war das Christenthum nicht, was dem Deutschen fremd oder widerwärtig gewesen wäre. (Vilmar.)

Anm. Wenn dieser Satz etwas Vergangenes ausdrückt, wovon angenommen werden muss, dass das Verhältniss der Möglichkeit in das der bejaheten oder verneinten Wirklichkeit übergegangen ist, wird dennoch der Con-

junctiv beibehalten, wenn der Sprechende die Wirklichkeit des Ausgesagten nicht erfahren hat, oder wenn er die Aussage unbestimmt und unentschieden mittheilen will.

5. Der negative Vergleichungssatz — verlangt das Imperf. conj.

Beisp.: Der erhärtete Boden klafft auf als wäre er von mächtigen Erdstössen erschüttert. (A. v. Humboldt.)

6. Alle Nebensätze, die von conjunctivischen Sätzen abhängig sind, werden in den Conjunctiv gesetzt.

Anm. Die Verwandtschaft der nicht genannten conjunctivischen Sätze mit den genannten ist so gross, dass die hier angeführten genügen werden, um alle vorkommenden Möglichkeitssätze zu analysiren.

Kopenhagen. Ch. Beissel.

Orthographisches.

1. Jäh oder gäh, jählings oder gählings? —

Die Schreibweise mit g ist, wie das Mittelhochdeutsche zeigt, durchaus nicht zu verwerfen; auch bei Neueren findet sie sich nicht selten: vgl. Schill. I, 356 (Tief an des Berges Fuss, der gählings unter mir abstürzt, wallet des grünlichen Stroms fliessender Spiegel vorbei); ebenso auf derselben Seite unten (Vom Rücken des Bergs stürzen sie gäh dort herab); Schill. I, 301 (Wohl manches Fahrzeug, vom Strudel gefasst, schoss gäh in die Tiefe hinab); so auch in dem Adjectiv: vgl. Schill. III, 154 (— bis er endlich vor eines Abgrunds gähem Rande stutzt). Bei Göthe finden sich beide Schreibweisen: vgl. XXII, 359 (gähling — ohne s) mit XIX, 183 (jählings — mit j und s). Auch Lessing scheint die Schreibung mit g vorzuziehen: vgl. Miss Sara Sampson III, 6 (Es wandelte ihr gähling eine kleine Schwachheit an). — Im Allgemeinen jedoch ist die Schreibung mit j jetzt ganz entschieden die herrschende geworden, und wenn man das G in Jähzorn, jach etc. nicht mehr dulden will, so muss man der Gleichmässigkeit wegen es aus der ganzen Wörterfamilie entfernen und die Schreibweise mit j überall durchführen.

2. Unentgeldlich oder unentgeltlich?

Hier kann man über das Richtige eigentlich wohl nicht im Zweifel sein. Die falsche Schreibweise (mit d, von Geld abgeleitet) findet sich vorzugsweise auch nur in der schlechten Tagesliteratur, manchmal indess auch in sorgfältiger redigirten Blättern: vgl. Morgenblatt, Jahrg. 1861, Nro. 23, S. 549. Gleich nachher aber (S. 551) ist dasselbe Wort richtig mit einem t geschrieben. Denn unentgeltlich ist offenbar von dem Verbum entgelten abzuleiten. Der Beweis ist sehr leicht zu führen, doch wird wohl kein Verständiger ihn erst noch hören wollen.

3. Augenbrauen oder Augenbraunen?

Von einem ernstlichen Zweifel kann natürlich auch hier nicht die Rede sein. Die falsche Schreibung (Augenbraune) findet sich jedoch oft genug: vgl. Göthe XXVIII, 25; XI, 5; — richtig dagegen ib. XXI, 177; Schill. I, 321 (Da rollt der Graf die finstern Brau'n). Auch Lessing hat die falsche Schreibweise: vgl. Nathan I, 2 (Augenbraunen, die auf einem scharfen oder stumpfen Knochen so oder so sich schlängeln); ib. II, 7 (— strich Wolf sogar die Augenbraunen mit der Hand). — Manchmal findet man beide Schreibweisen dicht nebeneinander: vgl. Carus, Symbolik der menschlichen Gestalt S. 176 (— unter dem stark vorstehenden Bogen der Augenbraune); ib. 177 (— mit starker Brauenwölbung) und eben so kurz vorher auf derselben Seite (— das Auge durch Lid und Braue beschatten).

Luckau. Fr. Ad. Wagler.

Bemerkungen zu The shoemaker's holiday.

Der unterzeichnete Herausgeber der in der Ueberschrift genannten altenglischen Komödie ist durch eine Kritik im Londoner Athenäum (Nro. 1837, vom 10. Januar 1863) belehrt worden, dass es in England noch mehr alte Drucke dieses Stückes giebt als er vermuthete, nämlich von 1600, 1610, 1618, 1631 (oder 1637), von welchen das British Museum nach gefälliger Mittheilung des Herrn Joseph Selden, Beamten des Museums, die Ausgaben von 1610 und 1631 besitzt. Ausserdem existirt daselbst noch eine spätere von 1657 Der älteste Druck — von 1600 — ist eine ausserordentliche Seltenheit und „viele Guineen werth.“ — Die Zahl der Auflagen beweist die Popularität des Stückes, welches mit Unrecht vergessen scheint; die älteste Auflage nach Meinung des Athenäums gleich nach der Aufführung durch Henslowe's Gesellschaft gedruckt, bestätigt die Vermuthung des Herausgebers (p. 62), dass das Stück vor 1603 entstanden sei. Die Shakspeare-Gesellschaft beabsichtigte, kurz vor ihrer Auflösung, das Stück herauszugeben, und finden sich in ihren Papieren vom Jahre 1849 nähere Nachrichten darüber. Auch die Verfasser des Lustspiels sind daselbst genannt, Thomas Decker und Robert Wilson, beide auch in anderen Stücken durch realistische Zeichnung des Londoner Lebens ausgezeichnet; vergl. Rapp's Studien im Archiv XVIII, 231 ff und 236. Wilson hat, so wie es in „the shoemaker's holiday“ geschieht, auch in seinem und Middleton's Lustspiel „The roaring girl“ (Archiv XVIII, 236) eine deutschredende Person eingeführt. Leider sind mir hier, abgeschnitten von allem literarischen Verkehr mit Fachgenossen, nie die Schriften der Shakspeare-Society zu Gesicht gekommen, was ich lebhaft bedaure. Hätte ich mit der Herausgabe des Stückes warten sollen, bis mir der ganze Apparat zur Hand war, so hätte ich die Veröffentlichung des Stückes nie unternehmen können.

Folgende Lesarten sind zu verbessern, theils nach Mittheilungen des Athenäums und von Seiten geehrter Kenner, theils nach eigenen Conjecturen. Hierbei corrigire ich gleich noch einige entstellende Druckfehler meiner Ausgabe.

Pag. 7 Vers 16 lies: forwardness.
„ 8 „ 14 „ Where honour beckons.
„ 8 „ 5 „ in pursuit of fame, was wenigstens besser ist, als das kaum erklärbare „in pursuit of France.“
„ 10 „ 15 v. u. lies: behoove.
„ 12 „ 8 „ „ „ Pray God, statt I pray God.
„ 14 „ 17 v. o. hatte ich sousewife in housewife geändert, weil mir jenes nicht recht verständlich war. Der Kritiker des Athenäums stellt die Lesart nach der ältesten Ausgabe wieder her, indem er sagt: a „sousewife“ being a woman, whose particular business it was, to clean and pickle pigs' faces.
„ 16 „ 1 lies: verveerd statt vor feard.
„ 16 „ 17 v. u. lies: ferstô.
„ 19 „ 11 u. 12 v. u. lies: tot de sign van swannekin.
„ 22 „ 22 v. o. meint Herr Prof. Rapp: De skip been in Dover, daar be van sugar etc.; dies hatte ich auch vermuthet (p. 67), doch nicht in den Text aufzunehmen gewagt.
„ 28 „ 23 lies: lat see you so.
„ 32 „ 24 und öfter lies: vrijster.
„ 33 „ 18 v. u. lies: that light oder some light.

P. 33	Vers	15 v. u. lies:	love's lunacy, die älteste Lesart nach dem Athenäum und „an allusion to a well known production of the time.“
„ 35	„	3 v. o.	ist um den Reim der sonst vollständig gereimten Rede auch am Schlusse herzustellen, vielleicht zu lesen: Do constantly believe, you 're constancy. Doch bleibt die Stelle noch immer der Verbesserung bedürftig.
„ 36	„	5 v. u. „	dow best.
„ 37	„	4 v. u. „	Wat? Begeer you what for your frijster?
„ 37	„	1 v. u. „	Waar been your edel frô? Waar been your mistress?
„ 40	„	8 v. u. „	it sall woll out „er muss gut aus- und anzuziehen sein“ (Rapp).
„ 40	„	1 v. u. „	it is ginâit van neit 's leither; se hier, mine her.
„ 42	„	25 v. o.	vielleicht hondeken??
„ 58	„	2 v. u. „	When all our sports nach der ältesten Ausgabe.

Die Lücken auf pag. 58 sind nach einer Mittheilung Herrn Selden's so zu ergänzen:

„Gave me my breakfast and I swore then by the stopple of my tankard, if ever I came to be Mayor of London, I would feast the prentices. This day, my liege, I did it, and the slaves had an hundred tables five times covered. They are gone home and vanished.

Yet add more glory to the gentle trade,
Taste of Eyre 's banquet — Simon's happy made.

und am Schluss:

Come, Lords, a while etc.

Thorn. Fritsche.

Zu Irving's Sketchbook.

Man findet oft in Schriftstellern Stellen aus andern angeführt oder Ausdrücke gebraucht, die einem ganz bekannt sind, ohne dass man sich zu entsinnen weiss, wo sie vorkommen. Daher mag es entschuldigt werden, wenn ich für Leser von Irving's Sketchbook, das reich an poetischen Citaten ist, über einige wenige, wie sie mir gerade vorkommen, Nachweisung gebe. Vielen werde ich wohl nichts Neues, sondern nur Altbekanntes melden, manchen andern spare ich indessen die Mühe des Aufsuchens, und möchte bitten, dass ähnliche Nachweisungen über das Sketchbook von anderer Seite ebenfalls gegeben würden, die in Betracht, dass dies Werk viel in Schulen gelesen wird, den Lehrern des Englischen nicht unwillkommen sein werden.

The voyage. (p. 4 der Tauchn. Ausg. 1843) das Motto: Ships, ships, I will descrie you etc. ist der vierte Vers eines anonymen Gedichts aus der Zeit der Restauration, bei Chambers Cyclop. I, 394.

Ibid. „a lengthening chain“ ist aus Goldsmith's Traveller (Tauchn. p. 165), V. 9 u. 10 daselbst lauten:

(My heart)
Still to my brother turns, with ceaseless pain
And drags at each remove a lengthening chain.

Rip van Winkle. p. 27. Das Motto gehört wahrscheinlich zu der Rolle des alten Antiquarius in Cartwright's Comödie „The ordinary;“ cf. Archiv XVIII, p. 245.

A royal poet. p. 73: das Motto „Though your body be confined“ etc. ist der Schluss eines Liedchens aus Fletcher's „The false one;“ (abgedruckt bei Chamb. Cycl. I, 209).

Christmas. p. 168: die Verse „Some say“ etc. sind aus Hamlet I, 1, am Schluss.

Christmas eve. p. 179: „mongrel, puppy, whelp and hound, and curs of low degree“ stehen in Goldsmith's Elegy on the death of a mad dog. (Tauchnitz p. 232).

Ibid. Gleich nach der letzterwähnten Stelle die Verse:

„The little dogs and all“ etc.

sind aus Lear III, 6.

Christmas dinner. p. 201. Vers 1—4 des Mottos ist die erste Hälfte des ersten, und die folgenden 8 Zeilen der zweite Vers von Wither's Gedicht „Christmas“ bei Chamb. Cyclop. I, 127.

Legend of sleepy hollow. p. 306. „The night-mare with her whole nine-fold“ cf. Lear III, 4.

Ibid. p. 311. „in linked sweetness long drawn out“ ist aus Milton's Allegro v. 140.

Ibid. p. 314. „Before the barn door strutted the gallant cock“ ist nach Milton's Allegro v. 49 ff.

Thorn. Fritsche.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

J. G. Th. Graesse, Trésor de livres rares et précieux ou nouveau dictionnaire bibliographique. 23 Livr. (Dresde, Kuntze.) 2 Thlr.

Grammatik.

F. Bauer, Grundzüge der neuhochdeutschen Grammatik. 6. Aufl. (Nördlingen, Beck.) 14 Sgr.

Lexicographie.

D. Sanders, Wörterbuch der deutschen Sprache. 25 Lfrg. (Leipzig, O. Wigand.) 20 Sgr.

Literatur.

H. Kurz, Ueber Walther's von der Vogelweide Herkunft und Heimath. (Aarau, Sauerländer.) 8 Sgr.
G. Liebert, Uhland. 2. Aufl. (Hamburg, Meissner.) 10 Sgr.
J. Lukas, Schiller, sein religiöser Fortschritt und sein Tod. (Landshut, Thomann.) 9 Sgr.
L. Wiese, Milton's verlorenes Paradies. (Berlin, Wiegand & Grieben.) 7½ Sgr.
Shakspeare, Cambridge Edition, by Clark and Glover. I. Bd. (London, Thimm.) 2 Thlr. 7½ Sgr.
Longfellow's Lied von Hiawatha, übersetzt von A. u. K. Seitz. (Jever, Mettker.) 15 Sgr.
Dante Alighieri, Die göttliche Komödie, für das deutsche Volk bearbeitet von J. Braun. I. Bd. Der Dichter und seine Zeit. Die Hölle. (Berlin, Enslin.) 1 Thlr.
R. Waldeck, Tegnér's Stellung zur Theologie und Philosophie. (Stuttgart, Schweizerbart.) 15 Sgr.

Hilfsbücher.

G. W. Hopf, Deutsches Lesebuch. 3. Theil 3. Auflage. (Nürnberg, Schmidt.) 15 Sgr.
H. Th. Traut, Deutsche Verslehre mit einer Auswahl von Gedichten und biographischen Notizen über den Dichter. (Leipzig, Merseburger.) 20 Sgr.

F. Beck, Materialien und Dispositionen zu Uebungsaufsätzen nebst einzelnen Musterbeispielen. (München, Fleischmann.) 18 Sgr.

C. Agthe, Anleitung zur deutschen Rechtschreibung. (Goslar, Schönpflug.) 3 Sgr.

C. Agthe, Vorschule zur deutschen Sprachlehre für die ersten Unterrichtsstufen in höheren Lehranstalten. (Goslar, Schönpflug.) 5 Sgr.

H. Reiser, Mustersätze zum Dictiren nebst Aufgaben zur stillen Selbstbeschäftigung. (Stuttgart, Hallberger.) 15 Sgr.

J. H. Lutz, Aufgaben zur Uebung im schriftlichen Gedankenausdrucke. I. Heft. (Ansbach, Seybold.) 4 Sgr.

G. Gurcke, Englische Elementargrammatik. (Hamburg, Meissner.) 18 Sgr.

G. Gurcke, Englisches Elementarlesebuch. (Hamburg, Meissner.) 15 Sgr.

H. Th. Traut, Grundlagen für den Unterricht in der englischen Sprache. 2. Aufl. (Leipzig, Merseburger.) 10 Sgr.

H. Robolsky, Englisch-deutsche Sprechübungen für Anfänger. (Berlin, Jonas.) 12 Sgr.

A. Robolsky, Vocabulaire systématique. Guide de conversation française. 2. Aufl. (Berlin, Renger.) 7½ Sgr.

Aussprache des O und E im Italienischen.

Das Archiv theilt in seinem XXVI. Bande (S. 190 flg.) einen Aufsatz mit, in welchem ich, zwar in gedrängtester Kürze, aber der Hauptsache nach doch vollständig, das Gesetz entwickelt habe, auf welchem die offene und geschlossene Aussprache der Vocale, insbesondere der Vocale O und E, im Italienischen so wie im Deutschen und in andern Sprachen beruhe. Ich habe dies Gesetz auch der Darstellung desselben Gegenstandes in meinem „Lehr- und Uebungsbuche der italienischen Sprache“ (zweite Auflage, 1860) zu Grunde gelegt. Die Zeitschrift für das östreichische Gymnasialwesen enthält nun in ihrem VII. Hefte des vorigen Jahrganges (1862, S. 543 flg.) eine eingehende und wohlwollende Beurtheilung des letztgenannten Buches, deren gelehrter Verfasser, Herr Professor Adolf Mussafia in Wien, der selbst Italiener ist, sich mit dem an den beiden bezeichneten Stellen von mir entwickelten und befolgten Gesetze nicht einverstanden erklärt und vielmehr die entgegenstehende ältere, auch von Diez angenommene und weiter ausgeführte Auffassung in Schutz nimmt.

Da diese Sache auf dem Gebiete der italienischen Grammatik eine gewisse Wichtigkeit hat: so dürfte es nicht unangemessen seyn, sie hier noch ein Mal und mit grösserer Ausführlichkeit in Betracht zu ziehen.

Der geschlossene Laut (Suono chiuso oder stretto) ist bekanntlich derjenige, mit welchem sich das O dem Laute des U, das E dem Laute des I nähert, wie etwa in den deutschen Wörtern:

Schooss, wohl, Mond, hoch,
Heer, Beet, fehlt, hebt;

der offene (Suono aperto oder largo) hingegen derjenige, mit welchem beide Vocale, jeder nach seiner Art, dem Laute des A zustreben, wie etwa in der (den vorstehenden möglichst ähnlichen) Wörtern:

schoss, voll, blond, doch,
Herr, Bett, Feld, Heft.

Jenen geschlossenen Laut bezeichnen die Grammatiker als den gewöhnlichen oder vorherrschenden, indem sie ihn der Menge der unbetonten Sylben zuschreiben. Fernow (ital. Sprachlehre, 3 Aufl. 1829; S. 10) sagt dabei: „ohne Ausnahme," und auch Herr Mussafia gebraucht in der erwähnten Recension diesen Ausdruck. Blanc (Gramm. der ital. Sprache, 1844; S. 42 u. 48) sagt: „Jedes unbetonte O und E ist geschlossen," und eben so Diez (Gramm. der romanischen Sprachen, Th. I. S. 312 u. 315 der 2. Aufl. 1856). Nur Valentini (Gründliche Lehre der ital. Aussprache etc., 1834) behauptet im Gegentheil (S. 2), dass sich unbetontes O und E nur dem Suono aperto, dem offenen Laute nähere.

Der offene Laut hingegen soll, dem Zeugnisse der Grammatiker zufolge, mit dem geschlossenen abwechselnd bloss in der betonten Sylbe vorkommen. Sie betrachten ihn deshalb gewissermassen als die Ausnahme; denn die betonte Sylbe, sagen Fernow (S. 10) und Blanc (S. 42) sey in jedem Worte nur eine. Nur Valentini erkennt ihn, nach der so eben angeführten Bemerkung, auch, und sogar vorherrschend, in der unbetonten Sylbe an.

Die Grammatiker beschränken sich also bei der Unterscheidung der offenen und geschlossenen Aussprache, mit Hintansetzung der unbetonten Sylben, auf die betonten allein. Die Sache wird dadurch um Vieles einfacher. Dennoch sind die Schwierigkeiten, welche sie dabei empfinden, beide Arten der Aussprache im Einklange mit der wirklich beobachteten auf ein durchgreifendes Gesetz zurückzuführen, auch bei dieser Beschränkung noch so gross, dass deren Lösung, aller darauf verwandten Mühe ungeachtet, ihnen selbst geradezu unmöglich er-

scheint. Den umständlichst darüber aufgestellten Regeln gegenüber erklärt Fernow (S. 9):

„Die Aussprache dieser verschiedenen Laute wird nicht in allen Provinzen Italiens in den gleichen Wörtern gleichmässig beobachtet. Viele Wörter, die in der einen Gegend mit der E stretta gehört werden, hört man in einer andern mit der E larga; und statt der O aperta in dieser, tönt in jener die O chiusa. Da diese Verschiedenheit der beiden Laute in der Schrift nicht besonders bezeichnet, sondern gewöhnlich bloss aus dem Gebrauche erlernt wird: so ist es nicht dem Ausländer allein, sondern auch dem Italiener selbst schwer, die richtige Aussprache des E und O in jedem Falle zu beobachten, wenn er nicht ein geborener Toscaner oder Römer ist; denn auch hier gilt die toscanische und besonders die florentinische Aussprache, mit welcher die römische fast gänzlich übereinstimmt, als Muster."

Valentini sagt a. a. O. Seite 4:

„Obige Regeln über den Laut des E und O, das Resultat mehrjähriger mühevoller Nachforschungen, bestimmen die Aussprache von etwa sieben Achteln aller betreffenden Wörter. Abgesehen davon, dass in den verschiedenen Provinzen Italiens auch die Aussprache dieser Vocale modificirt wird, ist es rein unmöglich, alle Wörter unter bestimmte Regeln zu fassen. Um aber dem Deutschen jeden Zweifel zu benehmen, habe ich in meinen Wörterbüchern in denjenigen Wörtern, welche sich nicht unter allgemeine Regeln bringen lassen, die Vocali aperte mit einem Circumflex, und die Vocali chiuse mit einem Acut bezeichnet."

Blanc äussert sich (S. 41) folgendermassen:

„Fragen wir, in welchen Fällen das E und das O aperto oder chiuso sey, so antworten uns die ältesten und bewährtesten Florentiner, Buommattei: dass er selbst in Toscana habe streiten hören, ob Stella, Ancella, Empio mit offenem oder geschlossenem E zu sprechen sey; Manni: auch er habe streiten hören, ob in sono *(sum)* das erste O offen oder geschlossen, und dass überhaupt nur der im

Stande sey, richtig zu sprechen, welcher in Florenz selbst längere Zeit gelebt habe, da schon einige Miglien davon und viel mehr noch in andern Theilen Italiens die Aussprache ausserordentlich abweiche und keiner mit dem andern übereinstimme. Derselbe Manni wirft dem Trissino, welcher doch ein höchst gebildeter Mann war und in den vornehmsten Verhältnissen in Rom gelebt hatte, vor, er habe die toscanische Aussprache nicht recht gekannt; dasselbe behauptet auch Salvini (in den Noten zum Buommattei). Und überblickt man das Chaos von Regeln, welche von älteren und neueren Grammatikern aufgestellt worden sind, um diese Aussprache des E und des O zu bestimmen, Regeln, welche sich stets zum Theil wieder einander aufheben und wobei der Ausnahmen unzählige sind: so möchte man allerdings verzweifeln, die Sache auch nur einigermassen auf feste Grundsätze zurückführen zu können."

Man ersieht hieraus die geringe Befriedigung, welche die Versuche, den offenen und geschlossenen Laut des O und E auch nur in der Tonsylbe gehörig zu unterscheiden, gewährt haben. Betrachtet man nun die darüber aufgestellten Regeln selbst: so ist die wichtigste (vielmehr die einzige, die den Werth einer solchen hat) diese, dass der Tonsylbe der geschlossene Laut überall da zukomme, wo das O und E derselben auf einem lateinischen *U* und *I* beruhe, wie z. B. in den Wörtern

ónda *(unda)*, nétto *(nitidus)*.

Die Ausnahmen davon, wie z. B. nózze *(nuptiae)*, cétera oder cétra *(cithara)*, und diejenigen Fälle, welche sich nicht auf lat. *U* und *I* zurückführen lassen, werden dann theils einzeln aufgezählt, theils durch den Accent, theils durch die Einwirkung der nachfolgenden, bei Jagemann (ital. Sprachlehre, 3 Aufl. 1811) und Fernow auch selbst der vorangehenden, Consonanz zu erklären versucht.

Diez ergänzt nun diese Auffassung in sehr erheblicher Weise dadurch, dass er auch die Quantität der lateinischen Urvocale mit in Anschlag bringt. Er führt aus, dass geschlossenes O und E einerseits aus langem lat. *O* und *E*, andrerseits aber aus *U* und *I* hervorgehe, wenn diese Vocale im Lateinischen entweder von Natur kurz, oder doch nur durch

Position (durch ihre Stellung vor mehr als einem Consonanten), also nicht unbedingt und an sich selber lang gewesen seyen; wogegen kurzes oder bloss positionslanges lat. *O* und *E* so wie lat. *Au* und *Ae* ein offenes ital. O und E zur Folge habe. Es entstehe also

geschlossenes O aus lat. ō, ŭ, u in Position,
geschlossenes E aus lat. ē, ĭ, i in Position;

und dagegen

offenes O aus lat. au, ŏ, o in Position,
offenes E aus lat. ae, ĕ, e in Position.

Vermöge dieser genaueren Unterscheidung ist Diez allerdings im Stande, die Aussprache des O und E für eine weit grössere Anzahl von Fällen zu bestimmen als seinen Vorgängern gelungen ist. Gleichwohl bleiben auch so noch eine Menge unerklärter und unerklärbarer Ausnahmen übrig, und Herr Mussafia bemerkt hierzu in der gedachten Recension:

> „Dass sich manche Ausnahmen ergeben und die Angaben der Grammatiker verschiedener Zeiten und Orte nicht immer übereinstimmen, wird man bei dem sehr geringen Unterschiede zwischen den beiden Lauten wohl erwarten."

Mehr aber als die Ausnahmen erregt die Beschaffenheit des von Diez aufgestellten oder erweiterten Lautgesetzes selbst ein, wie mich dünkt, gerechtes Bedenken. Denn trotz seiner man kann wohl sagen überraschenden Schönheit ist dies Gesetz doch sichtbar von der Art, dass es mit Sicherheit nur von Einem vollzogen werden könnte, welcher sich stets der ganzen Qualität des lateinischen Urvocales deutlich bewusst wäre. Allein gesetzt auch, es wäre unbestrittene Thatsache, dass im Munde des (gebildeten) Italieners das betonte O und E in Wörtern wie

óra *(hōra)*, móglie *(mŭlier)*, tóndo *(rotundus)*
méco *(mēcum)*, cénere *(cĭnis)*, émpio *(impius)*

durchgehends geschlossen lautete, und dagegen in

óro *(aurum)*, fóglio *(fŏlium)*, póndo *(pondus)*
gréco *(graecus)*, génere *(gĕnus)*, témpo *(tempus)*

eben so durchgehends offen: so würde sich doch schwerlich behaupten lassen, es geschehe dies im Bewusstseyn von

der Dauer, Stimmung und Stellung, welche der bezügliche Vocal in der lateinischen Urform dieser Wörter gehabt habe. Nicht einmal der gelehrte Italiener würde hierüber jeder Zeit im Klaren seyn. Im Gegentheil würde es bei der verführerischen Aehnlichkeit, mit welcher diese und andere Wörter in ihrer jetzigen Gestalt neben einander stehen, nicht auffallen dürfen, wenn man, ohne Berücksichtigung des ursprünglichen Unterschiedes, gelegentlich das eine nach dem Muster des andern — ora wie oro, meco wie greco u. s. f. oder umgekehrt — aussprechen hörte, was nach den obigen so vielfach wiederholten Geständnissen über die in Italien selbst herrschenden Schwankungen der Aussprache unzweifelhaft vorkommen wird. Vielmehr müsste das Auffallende gerade darin gefunden werden, dass Wörter, welche so gleichartig geworden sind — Wörter wie ora und oro, moglie und foglio, tondo und pondo, meco und greco, cenere und genere, empio und tempo,*) oder anderweitig pozzo (*pŭteus*) und nozze (*nuptiae*; trotz der Position ausnahmsweise mit „offenem“ O), legge (*lex, lēgis*) und gregge (*grex, grĕgis*) u. dgl. m. — dennoch in ihrer Aussprache nicht übereinstimmen, sondern einander widersprechen sollen. Noch mehr befremdet es, wenn in Wörtern wie

volto, volpe — penna, seta

das O und E auf Grund des lat. *vultus, vulpes, pinna, sēta* geschlossen verlangt wird, während es doch nach der im Lateinischen gleichfalls gangbaren Schreibart *voltus, volpes, penna, saeta* im Gegentheil offen seyn könnte oder müsste. Homonyma, von denen Blanc (S. 52 flg.) eine grosse Anzahl verzeichnet und auch Diez (S. 314 und S. 316) nicht wenige anführt, durch die Aussprache zu unterscheiden wäre vielleicht wünschenswerth; nachdem aber die lateinische (oder sonstige) Urform im Bewusstseyn erstorben ist: hat die Vorschrift, dass z. B. das aus togliere (*tollere*) zusammengezogene torre mit offenem, das aus *turris* entstandene dagegen mit geschlossenem O, oder dass mezzo im Sinne von *mĕdius* mit offenem, im Sinne von

---

*) Das dem empio noch ähnlichere tempio (*templum*) soll allerdings, aber „ausnahmsweise,“ ein geschlossenes E haben, kein offenes, wie tempo.

mitis dagegen mit geschlossenem E zu sprechen sey, keinen lebendigen Halt mehr und nimmt den Schein einer willkürlichen Satzung an. Und wenn, dem obigen Gesetze gemäss, für die Verbalform legge (*lĕgit*) der offene, für die Substantivform legge (*lex, lēgis*) der geschlossene Laut gefordert wird: warum soll die Verbalform mostro (*monstro*) und die Substantivform mostro (*monstrum*) nicht in derselben, sondern in entgegengesetzter Weise (s. Fernow S. 14) behandelt werden? Selbst die bloss verschiedene Bedeutung eines und desselben Wortes will man durch die Aussprache unterstützt und z. B. corso (*cursus*) in der Bedeutung „Lauf“ mit geschlossenem, in der Bedeutung „Strasse“ dagegen mit offenem O gesprochen wissen.

In Erwägung solcher Willkürlichkeiten, Schwankungen und Widersprüche, welche eben das Verschwundenseyn eines noch ausdrücklich wirksamen Bewusstseyns verrathen, liesse sich dem von den früheren Grammatikern aufgestellten, von Diez, dem hochgeschätzten Sprachforscher, mit so ausserordentlicher, wenn ich sagen darf so bestechlicher Gründlichkeit vervollständigten Lautgesetze zu Liebe höchstens, dünkt mich, annehmen, dass sich von der Quantität, Stimmung und Stellung, überhaupt von der etymologischen Beschaffenheit des lateinischen Urvocals statt eines bestimmten Bewusstseyns nur eine Art von Erinnerung erhalten und dadurch der Unterschied der dem Ursprunge angemessenen Aussprache wenigstens gebrauchsweise eine Zeit lang fortgepflanzt haben könnte. Aber der schon früh genug, etwa schon um das Jahr 1500 oder bald nachher entbrannte Streit über die Richtigkeit der Aussprache, die Menge der Ausnahmen und Abweichungen, die sich dem mit so grossem Aufwande von Scharfsinn und Gelehrsamkeit zu Stande gebrachten Gesetze auch heute noch nicht unterwerfen wollen, und das auch heute noch wiederholte Zugeständniss von der Ungleichheit des wirklichen Gebrauches beweist doch, dass selbst jene Erinnerung bald genug erblasst, die rechte oder ursprüngliche Aussprache auch selbst in der Ueberlieferung immer unsicherer geworden und für jetzt endlich in völlige Vergessenheit gerathen ist. Die Sache liegt so, dass sich darauf anwenden lässt, was Karl Ferd. Becker (ausführliche deutsche Gramm. 1836) in An-

sehung der deutschen Sprache bemerklich macht. Er sagt nämlich (Abtheil. I. S. 75):

„Man hat früher in der deutschen Sprache den aus dem Laute i hervorgegangenen Laut des geschlossenen e von dem Laute des aus a hervorgegangenen offenen e unterschieden, z. B. in Fell vom gothischen *fill* und Erbe vom gothischen *arbi*. Dieser Unterschied ist jedoch jetzt in der deutschen Sprache theils verwischt, theils hängt der Laut, wo er noch kann unterschieden werden, mehr von Ton, Quantität und nachfolgenden Consonanten als von der Abkunft des Vocals ab. So wird z. B. Erbe vom gothischen *arbi* und sterben vom altdeutschen stirban nicht mehr unterschieden."

Muss man also (um das Ganze noch ein Mal zusammen zu fassen) zugeben, dass die hier geforderte Aussprache des O und E ein ausdrückliches Bewusstseyn, eine sichere Kenntniss von dem ursprünglichen Werthe der genannten Vocale voraussetzt; muss man zugeben, dass dies Bewusstseyn, diese Kenntniss jetzt auch selbst dem gebildeten Italiener längst nicht mehr beiwohnt: so wird man auch einräumen müssen, dass es mehr als misslich sey, hierauf ein Gesetz gründen zu wollen. Ist es wahr, dass sich dem Gesetze, welches man unter oder trotz der gedachten Voraussetzung dennoch aufzustellen versucht hat, eine Menge von Wörtern hartnäckig entzieht; ist es wahr, dass, den angeführten Geständnissen von der Ungleichartigkeit der Aussprache zufolge, statt des von jenem Gesetze geforderten Lautes oft und in den verschiedenen Theilen Italiens, selbst bei den Gebildeten, der entgegengesetzte gehört wird: so ist damit auch, will man die ganze Sache nicht für eine überhaupt gesetzlose Erscheinung erklären, der Vermuthung Raum gegeben, dass es doch wohl noch ein anderes Gesetz seyn müsse, welchem die Aussprache anheim gefallen ist und in ihrer unmittelbaren, lebendigen Praxis Folge leistet.

Und dies Gesetz ist es, welches ich an der zu Anfange dieser Abhandlung bezeichneten Stelle nachzuweisen versucht habe und auf den dort ebenfalls bezeichneten Anlass jetzt näher zu begründen unternehme. Es ist kein etymologisches, sondern ein physiologisches, das sich auch unbewusst, aber mit

natürlicher Nothwendigkeit von selbst vollzieht. Es gilt nicht nur für die betonten, sondern auch für die unbetonten Sylben; nicht nur für die Vocale O und E, sondern auch für alle übrigen, nicht nur für das Italienische, sondern, eben weil es ein Naturgesetz ist, für alle Sprachen, so weit sie überhaupt ein normales Lautsystem und normale Lautbezeichnung haben, also mit theilweiser Ausnahme etwa der französischen und englischen.

Die natürliche, von der Tiefe zur Höhe fortschreitende Vocalreihe ist

U O A E I.

In dieser Reihe nehmen O und E ihre Stelle zwischen denjenigen Vocalen ein, mit deren Klange sie je nach ihrer (bereits oben erläuterten) geschlossenen und offenen Aussprache verwandt sind — das O zwischen A und U, das E zwischen A und I. Es verdient nun zunächst bemerkt zu werden, dass Jagemann in seiner (S. 4 erwähnten) italienischen Sprachlehre einen ähnlichen Doppelklang auch an dem I beobachtet, indem er ein „feines" oder I sottile und ein „dunkles" oder I oscuro (oder grosso) unterscheidet. Blanc, der dies gleichfalls anführt, setzt hinzu, dass dies schon Salviati in seinen Avvertimenti della lingua sopra il Decamerone (Venedig, 1584 u. 1586) gethan habe; doch geht er auf diese „unnütze Subtilität" nicht weiter ein, ausser dass er „allenfalls" den Unterschied „zwischen einem I, welches eine Sylbe beschliesst: vivido, bilico, nido, fibra, und dem I, welches sich mit einem folgenden Consonanten zur Sylbe verbindet: arringo, firmo etc." gelten lassen will (S. 39 flg). Auch Ludwig Ramshorn unterscheidet in seiner lateinischen Grammatik (1824) S. 4 ein zwiefaches I, ein eigentliches und langes, wie in *līmus, prīmus, īdus*, und ein kurzes, dem E-Laute nahe kommendes, wie in *caerĭmonia, intellĭgo, sibĭ*. Und mit Recht. Denn wer dem E die Fähigkeit zugesteht, sich mit seinem hellen, geschlossenen Laute dem Laute des I zu nähern, setzt eben damit auch die Möglichkeit eines dunklen, zum E-Laute hingeneigten I. Sollte alsdann aber das Nämliche nicht auch von dem U gelten? Sollte es ausser dem reinen U nicht auch eines geben, welches sich eben so dem O-Laute zuneigt, wie man annimmt, dass das O, wenn es geschlossen

ist, dem Laute des U zustrebt? Abgesehen davon, dass in der That die lateinische Schreibart zwischen *vulpes* und *volpes*, *quum* und *quom* etc. (wie andrerseits zwischen *pinna* und *penna* etc.) geschwankt und gewechselt hat, wird man in deutschen Wörtern wie z. B.

ihn, Lied, schielt, Stiel
Fuhrt, Buch, Huhn, sucht

nicht nur ein langes, sondern auch ein reines I, ein reines U vernehmen, wogegen die ähnlichen Wörter

in, litt, schilt, still
Gurt, Bruch, Hund, Sucht

beide Laute nicht nur gekürzt, sondern auch getrübt zeigen, das I zu E, das U zu O hinüber klingend.*) Wie dann andrerseits aber O und E, sobald sie den offenen Laut haben, auch dem A-Laute näher treten: so kann uns schliesslich ein solcher Doppelklang auch selbst an dem A weder entgehen noch befremden, indem es sich in Wörtern wie

Stahl, Staar, kam, nach

dem O-Laute, und dagegen in

Stall, starr, Kamm, Dach

dem E-Laute zuwendet und in den Dialekten oft geradezu in diese Nebenlaute verfällt; denn Stahl lautet oberdeutsch wie Stohl, starr niederdeutsch wie sterr, beide mit offener Aussprache. Unser heutiges dialektfreies Hochdeutsch lässt freilich diesen Doppelklang an dem A, das in der Mitte der Vocalreihe wie im Gleichgewicht ruht und indifferent wird, fast gänzlich verschwinden, und selbst an den Enden der Vocalreihe, an dem U und I, erscheint der Doppelklang nur in

*) Dafern sie nicht, woran beiläufig erinnert werden möge, unter gewissen Umständen und bei uncorrecter Aussprache beide in das ihnen gleich nahe liegende und gemeinsame ü zusammenfliessen; denn Gurt und immer hört man gelegentlich wie Gürt und ümmer. Aber auch dies ü so wie ö und ä sind dem Doppelklange unterworfen; sie lauten geschlossen z. B. in

fühlt, tönt, wählt

und dagegen offen in

füllt, könnt, fällt.

mässiger Stärke. An dem O und E hingegen tritt er darum desto entschiedener hervor, weil diese als die Uebergangs- und Zwischenvocale, eigentlich als die Mischungen des A mit dem U und dem I, an und für sich schon zu einem beständigen Schwanken zwischen dieser Mitte und jenen Extremen aufgelegt sind.

Demnach haftet der Doppelklang nicht an dem O und E allein, sondern auf gleiche Weise, wenn auch nicht in gleichem Grade, an allen Vocalen. Beschränkt man sich also nur auf jene zwei: so hat man die Erscheinung, welche betrachtet wird, nicht einmal vollständig vor Augen und ist dann schon dadurch ausser Stande, ihr eine allseitige und wirklich entsprechende Anschauung abzugewinnen.

Steht nun fest, dass der Doppelklang eine allen Vocalen gemeinsame Eigenschaft ist: so wird das Wesen desselben auch in diesem alle Vocale umfassenden Verhältnisse gewürdiget werden müssen.

Die obigen, unsrer eigenen Sprache entlehnten Beispiele lassen deutlich erkennen, dass der Doppelklang der Vocale in nichts Anderem bestehe als in einer entweder höheren oder tieferen Stimmung ihres Lautes. Diesen seiner Natur nach musikalischen Unterschied der Höhe und Tiefe darzustellen macht überhaupt die wesentliche Eigenschaft des vocalischen Sprachlautes aus; weiterhin gesellt sich noch der rhythmische Unterschied der Länge und Kürze (die Quantität) und der dynamische der Stärke und Schwäche (der Accent) hinzu. Ist der Unterschied der Höhe und Tiefe aber eine wesentliche Eigenschaft des Vocals: so liegt hierin zugleich die Nothwendigkeit, dass dieser Unterschied nicht nur die fortschreitende Reihe, gleichsam die Tonleiter der Vocale, so wie sie oben angeführt worden, bedingt, sondern sich auch auf jeder einzelnen Stufe dieser Reihe, d. h. an jedem einzelnen Vocale wiederholt, ganz so, wie jeder Vocal auch die Fähigkeit hat, ebensowohl lang wie kurz, eben sowohl betont wie unbetont zu seyn. Es ist also eine naturgemässe Erscheinung, wenn jeder Vocal nach der einen Seite einen höheren Klang, mit welchem er dem in der Tonreihe nächst folgenden (das U dem O, dieses dem A, dieses dem E, dieses dem I) zustrebt, und nach der andern Seite einen tieferen dar-

bietet, mit welchem er gegen den nächst vorangehenden (das I gegen E, dieses gegen A, dieses gegen O, dieses gegen U) zurückweicht. Die ganze Tonreihe selbst ist im Grunde nichts Anderes als das Ergebniss eben dieser Eigenschaft, vermöge welcher aus jedem einzelnen Vocale unmittelbar der nächste heraustritt, jeder den Trieb zur Entwickelung aller übrigen in sich trägt.

Indem man jedoch statt des „hohen und tiefen" Lautes vielmehr einen offenen und geschlossenen unterscheidet: berücksichtigt man nicht den Vocal nur, sondern zugleich die Art seiner Hervorbringung. Bei der Bildung des A ist nämlich der Mund in allen seinen Theilen und Organen vollkommen geöffnet, wogegen er bei der Bildung des U in seinem Lippen-, bei der des I in seinem Kehlorgane nahe daran ist, sich zu schliessen; noch mehr nähern sich beide Organe ihrem Schlusse bei dem im Italienischen fehlenden ü, in welchem die beiden Extreme U und I einander unmittelbar berühren und durchdringen, so dass die Reihe der Vocale hier zu einem Kreise wird. Demnach giebt sich A als ursprünglich und organisch offen, U und I dagegen (und mehr noch jenes ü) als ursprünglich und organisch geschlossen zu erkennen. Von dem U wie von dem I aus erfolgt alsdann gegen das in der Mitte liegende A hin die Oeffnung, von dem A aus umgekehrt sowohl gegen das U wie gegen das I hin die Schliessung der Mundorgane und damit auch des Tones. Das hohe U und das hohe O ist daher zugleich das offene, das weiter folgende hohe E und I dagegen umgekehrt das geschlossene; oder rückwärts gehend ist das tiefe I und das tiefe E gleichzeitig das offene, das tiefe O und U hingegen wiederum das geschlossene. Das an sich offene A giebt sich, wenn auch in sehr beschränktem Grade, nach beiden Seiten hin der Schliessung, das an sich eng geschlossene ü nach beiden Seiten hin der Oeffnung Preis.

So viel über die natürliche, organische Beschaffenheit der Vocale und ihrer Doppelklänge. Ist es nun darum zu thun, das Gesetz zu finden, von welchem das Vorkommen dieser Doppelklänge abhängt: so wird man sich nach denjenigen Bedingungen umsehen müssen, welche auf das grössere oder geringere Mass

der Mundöffnung, als von welchem die höhere oder tiefere Stimmung des Lautes ausgeht, Einfluss haben.

I. Die nächste dieser Bedingungen liegt, dem Vocale gegenüber, in der **Consonanz.** Nur kommt es hierbei, gegen Jagemann's und Fernow's Meinung, nicht darauf an, aus welchen oder was für Consonanten sie bestehe, sondern lediglich darauf, dass sie überhaupt „Consonanz" ist und als solche den Vocal begleitet, mit ihm „consonirt." Auch ist unerheblich, ob eine Consonanz, oder was für eine, dem Vocale vorangehe. Denn die Consonanz ist eine Function der geschlossenen, nicht der offenen Organe; es wird aber Wenig ausmachen, ob der Mund, bevor er zum Vocale aufgeht, in dem einen oder dem andern seiner Organe geschlossen gewesen. Wohl aber ist von Wichtigkeit, ob dem Vocale eine Consonanz nachfolge oder nicht.

1) Folgt ihm (in derselben Sylbe) keine, ist die Sylbe also eine offene: so ist der Mund durch Nichts gehindert, die zur freien Bildung des begehrten Vocals erforderliche Stellung anzunehmen und so lange als nöthig darin zu verweilen, und eben dies gestattet dem Vocale, in seinem ungetrübten ursprünglichen Klange zu ertönen. Das heisst: die tiefen Vocale, U und O, behaupten ihre Tiefe, die hohen, E und I, ihre Höhe, das A seine einfache Indifferenz. Oder nennt man den tiefen Laut der tiefen Vocale und den hohen der hohen den geschlossenen, den einfach reinen Laut des A den offenen: so kann man auch sagen:

In der offenen Sylbe ist der Laut des A gleichfalls offen, der der übrigen Vocale dagegen geschlossen.

Man betrachte folgende Beispiele, die nur offene Sylben enthalten:

U: tu, ú-no, mú-tu-o — **O**: lo, ló-do, o-nó-ro — **E**: se, cré-de, te-né-re — **I**: mi, mí-ri, spí-ri-ti — **A**: da, á-ma, a-má-ta — Gemischtere: lú-ci-do, cu-cí-re, ri-dí-co-lo, cre-dé-ro-no, a-ma-tó-re, fa-vo-ré-vo-le.

Dass die unbetonten Sylben dieser Art, was das O und E betrifft, durchaus den geschlossenen Laut haben, geben die Grammatiker zu; sie verlangen (mit Ausnahme Valentini's) diesen Laut überhaupt für alle unbetonte Sylben, also selbst

für die geschlossenen. Aber auch in Ansehung der betonten sind die vorstehenden Beispiele so gewählt, dass der geschlossene Laut ihres O und E von Seiten der Grammatiker, die sich eben nur auf diese beiden Vocale beschränken, keinem Widerspruche unterliegt. In so weit werden diese Beispiele geeignet seyn, das obige Gesetz zu bestätigen oder vorläufig wenigstens anschaulich zu machen.

Bei der nunmehrigen Prüfung der übrigen Wörter, welche ein betontes O und E in offener Sylbe haben, folge ich dem von Diez gegebenen Verzeichnisse, fürs Erste jedoch nur mit Berücksichtigung der Paroxytona. Nach Diez herrscht also der geschlossene Laut auf Grund eines langen lat. ō und ē in:

Coró-na (*corō-na*), dó-no, fió-re, mó-stro (*mō-stro* für *mon-stro*), pó-mo, Ró-ma, vó-ce, vó-to nebst denen auf ó-ne, ó-rio, ó-jo (*ōrius*), ó-so, wie z. B. cagió-ne, ragió-ne, rettó-re, onó-re, pensató-jo, lavató-jo, rosó-jo, glorió-so — Alé-na (*halē-na*), aré-na, avé-na, candé-la, cé-ra, ché-to (*quiē-tus*), mé-co, mé-se (*mē-sis* für *men-sis*), pé-so, ré-mo, ré-te, sé-me, sé-ra, vé-lo, vené-no, vé-ro nebst denen auf é-re, é-se (*ē-sis* für *en-sis*), é-to, wie z. B. avé-re, vedé-re, corté-se, palé-se, francé-se, genové-se, arboré-to, cerré-to;

auf Grund eines kurzen lat. ŭ und ĭ in:

Có-va (von *cŭ-bare*), cró-ce, dó-ge, gió-go, gó-la, ló-va, mó-glie, nó-ce, ró-go, só-pra — Bé-vo (*bĭ-bo*), mé-no, né-ro, né-ve, pé-lo, pié-go (*plĭ-co*), sé-te, té-mo, vé-de, vé-tro;

auf Grund eines lat. *u* und *i* in der Position in:

Ló-sco (*lu-scus*), mó-sca — E-gli (*ille*), pé-sce, fré-sco (*frisk, frisch*), cé-sta, qué-sto nebst denen auf é-sco wie z. B. pittoré-sco, tedé-sco.

Man sieht, dass in allen diesen Wörtern der geschlossene Laut des O und E statt der etymologischen Beschaffenheit des Urvocals eben auch in der Offenheit der Sylbe seinen Grund haben könne, so dass hier zunächst nur eine Verschiedenheit der Ansicht vorläge. Dieselbe Offenheit der Sylbe ist es alsdann aber auch, welche denselben geschlossenen Laut in

Conó-sco, ó-gni (*o-mnis*), só-gno (*so-mnium*) — Cré-sco, é-sca, ré-gno (*re-gnum*)

erklärt, so dass man nicht nöthig hat, diese Wörter als „Ausnahmen“ von derjenigen Regel anzusehen, welche für lat. *o* und *e* in der Position vielmehr den offenen Laut verlangt. Diese „Ausnahmen“ sind keine Ausnahmen; sie sind völlig regelrecht und gerechtfertigt. Nicht gerechtfertigt erscheint es dagegen, wenn, ebenfalls „ausnahmsweise,“ umgekehrt gegen lat. ō und ē, gegen lat. ĭ oder lat. *u* und *i* in Position statt des geschlossenen der offene Laut in folgenden Wörtern verlangt wird:

> Atró-ce, bó-ja, Boló-gna (*Bonō-nia*), có-te, decó-ro, dó-te, mó-ro, nó-do, nó-me, nó-no, ó-ra, pró-no, só-le, só-lo, sonó-ro, tró-ja — Blasfé-mo, cé-do, estré-mo, glé-ba, sé-de, spé-ro, queré-la, tuté-la — Cé-tra (*cĭ-thara*), giné-pro (*junĭ-perus*) — Cró-sta (*cru-sta*), dé-sco (*di-scus*), ré-sta (*ari-sta*), mé-sco (*mi-sceo*).

Denn wenn in diesen Wörtern der offene Laut auch wirklich erfahrungsmässig wäre: so würde doch bei der eingestandenen Ungleichheit der in den verschiedenen Theilen Italiens beobachteten Aussprache — zumal da nach Herrn Mussafia der Unterschied zwischen beiden Lauten (was sich hin und wieder wohl annehmen liesse) ein nur „sehr geringer“ seyn soll — nicht bezweifelt werden dürfen, dass häufig auch der geschlossene sein durch die Offenheit der Sylbe gesichertes Recht darin behaupte. Wie gross der Einfluss ist, welchen der Dialekt auf die Aussprache auszuüben vermag, beweist unter Anderm der Umstand, dass man in manchen Gegenden Deutschlands z. B. „Erde“ mit kurzem, offenem E (wie Erbe), in andern dagegen mit langem, geschlossenem (wie Heerde) aussprechen hört, und Diez selbst erklärt (a. a. O. Seite 312) das geschlossene E durch die Wörter „legen, heben,“ das offene dagegen durch die Wörter „wegen, leben,“ in welchen es doch anderwärts, und wohl mit grösserem Rechte, eben so geschlossen lautet wie in jenen. — Das Gleiche wird demnach auch wohl auf folgende Wörter Anwendung finden dürfen, für welche der offene Laut auf Grund eines lat. *au*, *ae* beansprucht wird:

> Chió-stro (*clau-strum*), có-sa, fó-ce, fró-de, gió-ja, ló-de, ó-ro, pó-co, pó-sa, tesó-ro, tó-ro, desgleichen ó-ca (provenzalisch *au-ca*), gó-ta (*gau-ta*), fó-la (*fau-la*, lat. *fabula*), só-ma (*sau-ma*), chió-vo (*clau*, lat. *clavus*,) auch Po (*Pa-us*

für *Padus*), só-ro (althd. *saurên*) — Cé-sio (*cae-sius*), é-gro (*ae-ger*), gré-co, né-vo, pré-da, pré-sto, pré-vio, spé-ra (*sphae-ra*), té-dio,

und auf folgende, für welche der offene Laut auf Grund eines lat. ŏ und ĕ gefordert wird:

Bó-ve (*bos, bŏ-vis*), chió-ma (*cŏ-ma*), có-ro (*chŏ-rus*), dó-glia, fó-glio, mó-do, nó-ve, ó-dio, ró-sa, só-glio (*sŏ-lium*) — Bé-ne (*bĕ-ne*), bré-ve, cré-ma, gé-lo, lé-pre (*lĕ-pus, lĕ-pŏris*), mé-glio (*mĕ-lius*), mé-ro,

so wie endlich auf be-stia (*be-stia*), dessen offenes E sich auf die Position des lat. *e* stützen soll. In allen diesen Wörtern wird die Offenheit der Sylbe naturgemäss den geschlossenen Laut des O und E nicht weniger zur Folge haben als in jenen, welchen er ohne Widerspruch zugestanden wird; Abweichungen davon, wo sie wirklich beobachtet werden, erklären sich nicht sowohl aus der etymologischen Beschaffenheit des lateinischen (oder provenzalischen etc.) Urvocals, als vielmehr aus dialektischer oder sonstiger Gewohnheit, die in jener etymologischen Beschaffenheit wohl ihren geschichtlichen Anfang gehabt haben kann, jetzt aber, nachdem das Bewusstseyn davon aufgehört und seine leitende Kraft verloren hat, nur noch als eine zufällige, ja fehlerhafte erscheint und dem Rechte physiologischer Behandlung der Aussprache kein unbedingtes Hinderniss mehr entgegensetzt. Die offene Sylbe bringt naturgemäss den geschlossenen Laut des O und E mit sich.

2) Anders verhält es sich in der geschlossenen Sylbe, als welche ihren Vocal, anstatt ihn frei austönen zu lassen, mit einer Consonanz auffängt. Der Vocal wird dadurch nicht nur gehemmt, sondern auch in seinem eigentümlichen Klange gestört. Nur wenn er eine selbständige, eine „Naturlänge“ hat — die er in den romanischen Sprachen aber nicht mehr hat — ist er im Stande, dieser Störung und Hemmung seines Lautes zu widerstehen, wie die oben an verschiedenen Stellen vorgeführten deutschen Beispiele (Schooss, Heer; ihn, Fuhrt; Stahl) beobachten lassen. Man wird dabei zugleich die Bemerkung machen, dass die Consonanz hinter einem solchen naturlangen und dadurch ihren Eintritt verzögernden Vocale schwächer ausfällt als hinter einem, der seine Dauer sogleich und widerstandslos

gegen sie aufgiebt. In diesem Falle kommt die Consonanz zu stärkerer Geltung. Je mehr dies aber geschieht, je kräftiger das Organ, welches dieselbe zu bilden hat, seine Schliessung vollzieht: desto grösser ist die Oeffnung, mit welcher es diesen Moment vorbereitet, desto grösser also die Oeffnung auch für den vorangehenden Vocal. Und diese gesteigerte Mundöffnung ist es, welche alsdann sowohl die tiefen Vocale (U, O) wie die hohen (E, I) a-wärts treibt und den ersteren einen höheren, den letzteren einen tieferen, beiden also denjenigen Klang verleiht, welchen man den offenen nennt. Das A selbst aber, das schon an sich die vollkommenste Oeffnung des Mundes erheischt, lässt nun seinerseits, wenn auch leise, denjenigen Moment wahrnehmen, in welchem die Oeffnung in die zur Bildung der Consonanz nöthig werdende Schliessung übergeht; es beginnt seinen Laut zu schliessen, indem es sich entweder o- oder e-wärts ein Wenig trübt, je nachdem die nachfolgende Consonanz mehr in dem hinteren oder in dem vorderen Theile des Mundes zu bilden ist. Man kann daher sagen:

> In der geschlossenen Sylbe ist der Laut des A gleichfalls geschlossen, der der übrigen Vocale hingegen offen.

Folgende Beispiele werden dies anschaulich machen. Sie enthalten nur geschlossene Sylben, mit Ausnahme der Endsylben, die überhaupt (bis auf wenige einsylbige Partikeln) im Italienischen niemals geschlossen sind. Hinsichtlich des (betonten) O und E bieten auch sie nur allgemein anerkannte Fälle dar:

> **U**: brút-to, brut-tán-do — **O**: pón-do, con-tór-to — **E**: tém-po, per-fét-to — **I**: fín-to, bir-bán-te — **A**: ál-to, bar-bác-cia — Gemischtere: col-tél-lo, ab-bon-dán-za, par-ten-za, buf-fon-cél-lo, dis-giún-to.

Auch hier wolle man zunächst prüfen, ob die Stimmung des Vocals in den unbetonten Sylben eine andere sey als in den betonten. Man wird sich überzeugen, dass in Wörtern wie con-tór-to, per-fét-to das O und E (um eben nur diese in Betracht zu ziehen) in der unbetonten Sylbe, wiewohl schwächer, ganz eben so offen lautet wie in der betonten. Wenn die Grammatiker also im Gegentheil behaupten, es habe in der unbetonten Sylbe, auch wenn sie geschlossen sey, den ge-

schlossenen Laut: so verwechseln sie die Stimmung des Vocals mit dem Grade seiner Betonung, das musikalische Verhältniss mit dem dynamischen. Den Vocal in der geschlossenen Sylbe geschlossen zu sprechen gelingt nur mit Hülfe der Dehnung; man müsste ihm eine Naturlänge beilegen, die er im Italienischen, wie schon bemerkt worden, nicht hat. Man spricht allgemein und unbestritten cŏn, pĕr, nicht cōn, pēr. Ohne Zweifel sind es Sylben dieser Art gewesen, durch welche sich Valentini, gegen die übrigen Grammatiker, zu der oben (S. 2) angeführten Behauptung veranlasst gesehen hat, dass sich unbetontes O und E, „nur dem Suono aperto, dem offenen Tone“ nähere. In Ansehung der geschlossenen Sylben hat er Recht, und Unrecht nur in Ansehung der offenen; und eben so würden die übrigen Grammatiker mit ihrer entgegengesetzten Behauptung Recht haben, wenn sie dieselbe auf die offenen Sylben beschränkten und nicht zugleich auf die geschlossenen ausdehnten. Der beiderseitige Widerspruch findet seine Lösung darin, dass die Stimmung des Vocals nicht von der Abwesenheit des Accentes, sondern von der (offenen oder geschlossenen) Beschaffenheit der Sylbe bedingt wird. Sollten übrigens die Grammatiker auch darin Recht haben, dass der geschlossene Laut, wie gleichfalls schon oben (S. 2) erwähnt worden, der herrschende sey oder die Regel, der offene dagegen die Ausnahme bilde: so würde dies Verhältniss nicht darauf, dass es mehr unbetonte als betonte, sondern darauf beruhen, dass es (im Italienischen) mehr offene als geschlossene Sylben giebt. Jedoch wird in dieser Hinsicht ein besonderes Moment noch am Schlusse dieser Abhandlung hervorgehoben werden.

Was nun die betonten Sylben betrifft: so wird es eben die Geschlossenheit derselben seyn, welche ihnen den offenen Laut des O und E auch in folgenden Wörtern — Paroxytonis wie Proparoxytonis — verschafft, hinsichtlich welcher Diez ein lat. ŏ und ĕ als Grund dieses offenen Lautes geltend macht:

Cól-lera (*chŏ-lera*), óg-gi (*hŏ-die*), — Féb-bre (*fĕ-bris*), grég-ge (*grex*, *grĕ-gis*), mér-la (*mĕ-rula*), méz-zo (*mĕ-dius*), spéc-chio (*spĕ-culum*), véc-chio (*vĕ-tulus*),

so wie in folgenden, deren offenen Laut er durch lat. *o* und *e* in der Position begründet:

Cór-da (*chor-da*), don-na (*do-mna* für *dŏmina*), dót-to (*do-ctus*), fióc-co (*floc-cus*), fól-le, fór-te, fós-sa, grós-so, mól-le, nór-ma, ór-bo, ór-to, ór-zo (*hor-deum*), pón-do, sór-te, stóc-co (*Stock*), tón-dere nebst denen auf ót-to, ót-ta, wie z. B. cappót-to, casót-ta, galeót-to — Bél-lo (*bel-lus*), cén-to, cés-sa, dén-te, éc-co, fér-ro, gén-te, pél-le, prés-so, tém-po, tér-ra, lét-to (*le-ctus*), dilét-to, aspét-to nebst denen auf él-lo und én-za, wie anél-lo, asinél-lo, castél-lo, cervél-lo, coltél-lo, fratél-lo, sorél-la, uccél-lo; assén-za, clemén-za, semén-za,

und in folgenden, welchen der offene Laut, gegen lat. *u* und *i* in Position, „ausnahmsweise" zugestanden wird:

Fól-la (von *ful-lo*), tróp-po (mittelalt. lat. *trup-pus*), gót-to, fiót-to, lót-ta, grót-ta (*cry-pta*), nóz-ze (*nu-ptiae*) „und manche andre" — Assén-zio (*absin-thium*), fén-dere, véllo (*vil-lus*) „und manche andre."

Diese „Ausnahmen" sind wiederum völlig gerechtfertigt und regelrecht. Nicht gerechtfertigt dagegen ist es, wenn umgekehrt (gegen lat. ŏ und ĕ, oder gegen lat. *o* und *e* in Position) ebenfalls „ausnahmsweise" der geschlossene Laut in folgenden Wörtern verlangt wird:

Cón-te (*cŏ-mes*, *itis,*) él-lera (*hĕ-dera*), grém-bo (*grĕ-mium*) — Cól-le, són-no, cóm-pro, fón-te, frón-da, nascón-dere, frón-te, món-te, pón-te, cón-to, prón-to, ór-ca, ór-dine, fór-ma, ór-no, tór-no, fór-se — Sél-la, stél-la, pén-na, bél-va (*bel-lua*), tem-pio, tem-pra, prén-dere, vén-dere, mén-te, men-to (*men-tum; mentior*), semén-te, pén-tola, nebst denen auf mén-te und mén-to, wie z. B. chiaramén-te, reggimén-to.

Denn auch hier gelingt, wie oben in den unbetonten Sylben, die geschlossene Aussprache nur, wenn man das O und E dehnt, ihm also eine Naturlänge giebt, die ihm nicht zukommt. Wörter wie die vorstehenden mit geschlossenem und doch nicht gedehntem Laute sprechen zu wollen ist ein so naturwidriges Bemühen, dass selbst das präsenteste Bewusstseyn von der etymologischen Beschaffenheit und Stellung des lat. Urvocals Nichts dabei auszurichten vermag. Wo es dennoch versucht

würde: müsste man es geradezu als einen Fehler des Dialektes oder sonst schlechter Gewöhnung ansehen. Dasselbe wird alsdann aber auch von folgenden Wörtern gelten müssen, für welche der geschlossene Laut auf Grund eines lat. ŭ und ĭ behauptet wird:

> Póz-zo (*pŭ-teus*), róz-zo (*rŭ-dis*) — Nét-to (*nĭ-tĭ-dus*), séc-chia (*sĭ-tula*), vér-de (*vĭ-ridis*) nebst denen auf éc-cio, ég-gio (Vb. ĭ*co*), éz-za (ĭ-*tia*), wie z. B. venderéc-cio, vernerèc-cio, lampég-gio, rosség-gia, certéz-za, tristézza,

so wie von folgenden, in welchen der geschlossene Laut auf der Position des lat. *u* und *i* beruhen soll:

> Bóc-ca (*buc-ca*), tóc-co (althd. *zuc-chan*), ból-la, pól-lo, bór-ra, cór-ro, rós-so, ghiót-to, dól-ce, zól-fo, fól-gore, cól-mo, cól-pa, vól-pe, mól-to, pól-ta, pól-vere, tóm-ba, lóm-bo, pióm-bo, óm-bra, róm-po, trón-co, spelón-ca, ón-da, ón-de, fón-do, tón-do (*rotun-dus*), giocón-do, lón-za, ór-cio, sór-do, tór-do, bór-go, giór-no (*diur-nus*), tór-no, ór-so, tór-so (*thyrsus*), bór-sa, sót-to — Séc-co (*sic-cus*), quél-lo (*il-le*), cén-no (mlat. *cin-nus*), sén-no (dtsch. *Sinn*), cép-po, grép-pia (dtsch. *Krip-pe*), més-so, spés-so, és-so (*i-pse*), él-mo (goth. *hilms*), ém-pio, dén-tro (*in-tra*), fér-mo, schér-mo (*Schirm*), nebst denen auf és-sa, ét-to, wie z. B. duchés-sa, principéssa, animalét-to, parolét-ta.

In allen diesen Wörtern kann das O und E bei naturgemässer, correcter Aussprache nicht anders als offen lauten. Gerade der Umstand, dass lateinisches (oder sonstiges) *u* und *i* in geschlossener Sylbe fast durchgehends in ital. O und E übergegangen ist, bestätigt das Bestreben des Vocals, bei dieser Beschaffenheit der Sylbe seinen Laut nach Möglichkeit zu öffnen, so dass sich das Bemühen, dies O und E, anstatt ihm die Freiheit der Lautöffnung zu gewähren, wiederum zu jenem U- und I-Laute zurückdrängen zu wollen, als ein in der That irrtümliches zu erkennen giebt. Die Geschlossenheit der Sylbe verhindert den auch geschlossenen Laut des (kurzen, nicht gedehnten) O und E durchaus und überall; sie bringt nothwendig stets den offenen Laut mit sich.

II. Dagegen gestattet die offene Sylbe allerdings ein

auch offenes O und E, und zwar unter dem Einflusse der **Betonung.**

Jeder Vocal nämlich lässt seinen Laut, sey es je nach der Beschaffenheit der Sylbe der offene oder der geschlossene, unter dem Accente stärker und damit auch vollkommener und bestimmter ertönen als da, wo der Accent fehlt oder gewichen ist. Der Accent stärkt den Vocal, der Mangel oder Verlust desselben schwächt ihn. Diese Stärke und Schwäche des Tones besteht in nichts Andrem als in der grösseren oder geringeren Kraft, mit welcher die Stimme aus dem Inneren hervordringt. Nun äussert die Stimme ihre grösste Fülle und Kraft aber da, wo der Mund am Weitesten geöffnet ist; wo sich dieser dagegen in dem einen oder dem andern seiner Organe zusammenzieht, da wird der freie Strom der Stimme beschränkt und damit ihr Klang gedämpft und geschwächt. Darum ist A als der offenste auch an sich schon der klangvollste, stärkste Vocal, während die organisch geschlossenen Vocale U und I an sich schon auch die klanglosesten und schwächsten sind. Mit der von U und I zu A fortschreitenden Oeffnung erfolgt demnach gleichzeitig eine Stärkung, mit der von A nach U und I zunehmenden Schliessung eine Schwächung des Tones, welches Verhältniss seinen Wechsel wiederum an den Uebergangs- und Mittelvocalen O und E am Meisten bemerkbar macht.

Wie nun die Oeffnung den Vocal stärkt: so wird umgekehrt auch die Stärkung oder vielmehr der Accent, der solche bewirkt, die Fähigkeit haben, den Vocal, wenn dieser (in offener Sylbe) geschlossen war, zu öffnen.

Indessen öffnet der Accent den Vocal nicht ohne Weiteres; sonst würde allerdings jede betonte Sylbe (auch die offene) in ihrem bloss gestärkten Laute zugleich schon einen offenen, so wie rückwirkend jede unbetonte Sylbe (auch die geschlossene) in ihrem bloss geschwächten Laute zugleich schon einen geschlossenen darbieten. Man kann zunächst nur behaupten, dass der Accent den Vocal, den er stärkt, öffnen könne. Damit er es wirklich thue, ist nöthig, dass noch Etwas hinzutrete, das geeignet ist, ihm selber ein besonderes Gewicht zu verleihen und seine Kraft über das gewöhnliche Mass hinaus zu steigern.

1) In dieser Hinsicht ist gar wohl zu billigen, dass die Grammatiker, namentlich Fernow und Blanc, den offenen Laut des betonten O und E in der offenen dritt- und viertletzten Sylbe verlangen. Denn ein Gefolge von zwei bis drei Sylben reicht wohl hin, den Accent, von welchem sie mit getragen seyn wollen, dergestalt zu belasten, dass er dadurch genöthigt wird, seine Kraft zu erhöhen, womit er denn auch seinen Vocal mehr als gewöhnlich füllt, stärkt und öffnet. Diez beruft sich dagegen auch hier auf die etymologische Beschaffenheit oder Stellung des lat. Urvocals und fordert den offenen Laut in folgenden Proparoxytonis auf Grund eines lat *au* und *ae*:

Pó-vero (*pau-per*) — Cé-sare (*Cae-sar*), cé-spite, ché-rere (*quae-rere*), é-mulo, pré-dica, sé-colo, té-dio:

auf Grund eines lat. ŏ und ĕ in folgenden:

Cattó-lico, có-fano, limó-sina (*ἐλεημο-σύνη*), ó-pera, pó-polo, stó-maco — Cé-rebro, gé-mito, gé-nere, mé-dico, pré-mere, ripé-tere, té-nero — welchen sich aus Fernow und Blanc noch astró-logo, dó-cile, dó-dici, filó-sofo, memó-ria, mó-naco, bené-fico, lé-pido, pé-lago, fré-mere, gé-mere hinzufügen liessen;

auf Grund der Position nach lat. *o* in:

Có-gliere (*col-ligere*);

aber „ausnahmsweise“ (gegen lat. ō und ē, gegen lat. ŭ und ĭ, gegen lat. *u* und *i* in Position) auch in:

Gló-ria (*glō-ria*), vittó-ria, nebst denen auf ó-rio (ō-*rius*), wie z. B. bravató-rio, purgató-rio; cé-dere (*cē-dere*), ré-gola (dazu auch mó-bile, cré-dere bei Fernow und Blanc) — Fó-laga (*fŭ-lica*), cé-tera (*cĭ-thara*) — Mé-scere (mi-scēre).

Eben so wird man jedoch auch Wörtern wie:

Nó-bile (*nō-bilis*), pó-nere (*pō-nere*), dé-bole (*dē-bilis*), gió-vane (*jŭ-venis*), gó-mito (*cŭ-bitus*), ó-mero (*hŭ-merus*), cé-nere (*cĭ-nis*, *eris*), bé-vere (*bĭ-bere*), sammt denen auf é-vole (ĭ-*bilis*) und é-simo (ē-*simus*), wie z. B. colpé-vole, diletté-vole, batté-simo, cristiané-simo,

welchen Diez auf etymologischer Grundlage den geschlossenen Laut vindicirt, desgleichen auch Verbalformen wie:

pó-sero, credé-vano, credé-rono,

die er gleichfalls geschlossen verlangt, desgleichen endlich enklitischen Zusammenziehungen wie:

conó-scilo, vé-dilo, cré-dimi,

die Erlaubniss, ihren betonten Vocal zu öffnen, nicht versagen dürfen. Wörtern wie desidé-rio, impé-rio giebt Diez den offenen Laut ebenfalls auf Grund des lat. ĕ, aber auch für monasté-rio wird derselbe Laut trotz des lat. ē (griech. *η*) verlangt, und Fernow will diesen Laut, nicht mit Unrecht, auch in den zusammengezogenen Formen desidé-ro, impé-ro, monasté-ro beibehalten wissen. — Beispiele ferner für die Betonung der viertletzten Sylbe liefern diejenigen (zahlreichen) Verba der ersten Conjugation, welche, indem sie im Präsens die drittletzte betonen, den Ton auch in der um eine Sylbe wachsenden dritten Pluralperson dieser Zeitform nicht verrücken:

dó-mino, dó-minano — mé-dito, mé-ditano;

mit Recht fordert Blanc den offenen Laut für diese Formen. Die beiden vorstehenden Beispiele bieten zwar zur Begründung desselben ein lat. ŏ und ĕ (*dŏ-minor*, *mĕ-dito*); aber es giebt andere, welche auf Grund eines lat. ō und ē den geschlossenen Laut fordern würden, wie có-gito, có-gitano oder eré-dito, eréditano (*cō-gito*, *hē-res* G. *hērē-dis*). Es zeigt sich wiederholt auch hier, dass die in den etymologischen Verhältnissen gesuchte Stütze weder vermöge des Bewusstseyns, das längst erloschen ist, noch vermöge gewohnheitsmässigen Herkommens, das so viele Ausnahmen und Schwankungen zulässt, für sicher genug gehalten werden kann, um eine Erscheinung zu erklären, welche ihren Grund weit unmittelbarer und einfacher in den natürlichen Lautverhältnissen selbst hat.

2) Eben so sehr ist die Forderung zu billigen, dass betontes O und E am Ende des Wortes, sey dies ein- oder mehrsylbig, den offenen Laut haben solle. In Ansehung des O wird dies allgemein und nur mit Ausnahme des überhaupt tonlosen Artikels und Pronomens lo gefordert; also:

o (*aut*), ho, do, sto, so, fo, vo (Präs. von avere, dare, stare, sapere, fare, andare), vo' (für voglio), to' (für togli), co' (für cogli), mò (*modo*), nò (*non*), ciò (*ecce hoc*) nebst acciò, perciò, però; prò (pro-de, *prodest*), può (puo-te, *potest*), in der Conjugation: cantò, canterò.

In Anschung des E wollen die Grammatiker den offenen Laut freilich nur in:

è (*est*), nè (*nec*), me' (für meglio), te' (für tieni), oimè, oitè, oisè, etwa auch in aloè und in Josuè, Moisè oder ähnlichen Namen

gestatten, wiewohl die Ausnahmestellung der Wörter

rè (re-ge; *rex, rē-gis*), trè (*trēs*), piè (*pes, pě-dis,*) mercè (*merces, ēdis*) und der Conjugationsformen wie potè, vendè etc.,

für welche der geschlossene Laut verlangt wird, nicht, oder nicht genügend, motivirt erscheint. Denn da das unter dem Accente plötzlich abbrechende Wort seinen Vocal mit einer Art von Gewalt ausstösst: so kann dies gar wohl dazu beitragen, den Laut des so eigentümlich gestärkten Vocals zugleich auch zu öffnen. Daher ist es allerdings gerechtfertigt, den (wie das obige lo) überhaut tonlosen Partikeln

e (*et*), le, ce, ve, che, ne (*inde*), se (*si*, wenn, ob)

den offenen Laut zu versagen, und nur hinsichtlich der im Falle eines Gegensatzes oder einer sonst Nachdruck fordernden Beziehung für mi, ti, si eintretenden starken Pronominalformen

me, te, se

dürfte derselbe eben so gut an seiner Stelle seyn wie überall, wo das Gewicht des Accentes besonders gesteigert ist. Man prüfe dies an Beispielen wie etwa:

A me non resta altro conforto che di piangere teco (U. Fosc.). — Non temo io te, nè tuoi gran vanti, oh fero (Tasso). — Vede Tancredi in maggior copia il sangue Del suo nemico, e se non tanto offeso (Tasso).

3) Eben diese Beispiele vertreten also noch einen dritten Fall, in welchem der Accent eine besondere Steigerung erfährt und dadurch einer erhöhten Wirkung fähig wird. Es ist der rhetorische Accent, der, über den blossen Wortaccent hinaus, seine Kraft in der Bedeutsamkeit des Inhaltes, in der Erregtheit, dem Affect des Sprechenden hat. Ueberall, wo der Accent nicht nur syllabischen, sondern zugleich rhetorischen Werth geltend zu machen hat, muss ihm die Freiheit zugestanden werden, sich, so weit es der Sinn und Zweck der Rede erfordert, über sein gewöhnliches Maas hinaus zu stärken, mithin auch seinen Vocal, obschon diesem die Offenheit der Sylbe den ge-

schlossenen Laut vorschreiben würde, zu öffnen. Und zwar gilt dies nicht nur von den offenen Tonsylben der Oxytona und Proparoxytona, sondern selbst von denen der Paroxytona; es gilt mit Einem Worte von jeder offenen Sylbe, deren O oder E unter den Einfluss des rhetorischen Accentes geräth. Man müsste es als einen Eingriff in die freie Lebendigkeit der Rede — zumal bei einem so lebhaften Volke wie das italienische ist — abweisen, verbieten zu wollen, dass dem Affect, dem Pathos nicht wenigstens gestattet sey, den Vocal, auch wenn er sonst geschlossen wäre, zu öffnen.

Demnach giebt es hier allerdings ein Gebiet, welches sich dem Buchstaben grammatischer Gesetzgebung entzieht und bei seiner lebendigen Beweglichkeit, die ihm weder bestritten noch verkümmert werden darf, dazu vollkommen auch berechtigt ist. Zugleich erklärt sich hierdurch zu einem nicht unbeträchtlichen Theile, warum die Aussprache des O und E in Italien selbst so verschieden, so wenig übereinstimmend ist. Die Verschiedenheit wird nicht bloss in den verschiedenen Provinzen, sondern auch in einer und derselben Provinz zu Tage treten, je nachdem man die Individuen, oder selbst ein und dasselbe Individuum, in Ansehung der verschiedenen Verhältnisse der Rede hört und beobachtet. Der oben (S. 4) genannte Trissino hat seiner Zeit (er starb i. J. 1550) den Vorschlag gemacht, für offenes O und E ein griechisches ω und ε zu schreiben; wenn dieser Vorschlag angenommen worden wäre: so könnte man in die Lage kommen, dasselbe Wort je nach seinem rhetorischen Werthe bald mit o, e, bald mit ω, ε schreiben zu müssen.

III. Das Dritte, was auf den Klang des Vocals einwirkt, ist die auch von Becker in der oben (S. 8) angeführten Stelle erwähnte **Quantität** oder die längere und kürzere Dauer desselben.

In dieser Hinsicht gilt als Naturgesetz, dass die Dauerfähigkeit der Stimme im umgekehrten Verhältnisse ihrer Kraft steht. Die Stimme vermag sich um so länger zu erhalten, je weniger sie angestrengt, d. h. je schwächer sie ist; sie ist dagegen um so eher erschöpft, je mehr sie zur Stärke, zur Kraftäusserung angetrieben wird. Daher vollendet sich der äusserste Grad der Kürze an demjenigen Vocal, welcher

zugleich der grössten Tonstärke fähig ist, an dem A; wogegen U und I, an welchen sich der Ton am Meisten schwächt, auch die äusserste Dehnung zulassen. Dem A fällt, als dem stärksten Vocale, die grösste Kürze, dem U und I, als den schwächsten, die grösste Dehnung zu. Mit der von U und I nach A hin zunehmenden Stärke wächst die Möglichkeit der Kürze, mit der von A nach U und I hin zunehmenden Schwäche die Möglichkeit der Länge. Weil nun in derselben Weise von U und I nach A hin gleichzeitig aber die Oeffnung, von A nach U und I hin gleichzeitig die Schliessung des Lautes erfolgt: so ergiebt sich, dass sich die offenen Laute zur Kürze, die geschlossenen dagegen zur Länge neigen.

(Zur Bestätigung dieser Wahrnehmung verdient beiläufig daran erinnert zu werden, dass im Griechischen die Vocale *α*, *ι*, *υ* für die Länge und Kürze ihres Lautes nur einerlei Schriftzeichen haben, während doch gerade in Betreff des O und E das Bedürfniss empfunden worden, die verschiedene Quantität auch durch verschiedene Schriftzeichen (*ω* und *ο* — *η* und *ε*) auszudrücken. Die Angaben der Grammatiker über die Quantitätsverhältnisse jener sogenannten *Vocales ancipites* machen es in der That wahrscheinlich, dass *α*, seiner natürlichen Offenheit und Tonstärke entsprechend, eine Vorliebe für die Kürze habe, diese an ihm vorherrschend sey, und dass dagegen die von Natur tonschwachen, geschlossenen Vocale *ι* und *υ* vorzugsweise Länge und Dehnung darbieten, weshalb man bei diesen dreien wohl mit je einem Schriftzeichen ausreichen zu können geglaubt hat. Uebrigens ist auch zu beachten, dass *υ* eigentlich nicht unser oder das lateinische *u*, sondern das französische *u* oder unser *ü* vertritt, und dass unser *u* von den Griechen durch *ου* wie von den Franzosen durch *ou* bezeichnet wird. Diese diphthongische Auffassung des U-Lautes giebt demselben vollends den Werth entschiedener Länge und findet eine Art von Gegenbild darin, dass der Engländer sein gedehntes I diphthongisch wie *ei* ausspricht.)

Umgekehrt aber ist dem kurzen Vocale die Oeffnung und Stärkung seines Lautes auch ein Bedürfniss, damit er nicht unkenntlich oder ganz übereilt werde, so wie im Gegen-

theil der offene Laut am Leichtesten die Kürzung verträgt, weil er sie durch um so grössere Stärke und Tonfülle zu compensiren vermag. Der geschlossene Laut dagegen, der die Kraft der Stimme mehr schont und ihr länger auszuharren gestattet, verträgt darum auf gleiche Weise am Leichtesten die Dehnung; aber der so gedehnte Vocal bedarf alsdann auch wiederum der Schwächung und Schliessung seines Lautes, um nicht mit der entgegengesetzten Forderung die Stimme ohne besonderen, rhetorischen Anlass zu einer zwiefachen Anstrengung zu nöthigen, bei schon gesteigerter Dehnung nämlich auch ihre Kraft noch zu steigern. Zwischen den einander entgegenstehenden Bestimmungen der Dauer und Stärke des Vocals findet also diese Ausgleichung Statt, dass sich die Kürze durch Oeffnung des Lautes, die Länge durch Schliessung desselben modificirt und beschränkt. (Die Neugriechen sprechen ihr langes E (η) geradezu wie *i*, die Engländer ihr langes o geradezu wie *u*). Man kann demnach sagen, die Kürze dringe auf Oeffnung, die Länge dagegen auf Schliessung des Tones, wie an den oben (S. 2 und S. 10) als Beispiele aufgestellten deutschen Wörtern deutlich beobachtet werden kann.

Nun giebt es im Italienischen (wie überhaupt in den romanischen Sprachen) für die einfachen Vocale keine etymologisch feste, keine Naturlänge mehr, wie im Deutschen oder in den alten Sprachen. Alle Vocale erscheinen an sich kurz und dehnen sich erst unter anderweitigem Einflusse. Und zwar ist es wiederum die Betonung, von welcher dieser Einfluss, diese dehnende Kraft ausgeht. Unbetonte Vocale sind (bis auf einen eigentümlichen S. 28 zu erwähnenden Fall) niemals gedehnt. Aber auch die betonten sind es nur in der offenen Sylbe, als in welcher allein sie ungehemmt und vollständig auszuhallen Gelegenheit haben. Jeder Vocal offener Sylbe, jeder geschlossene Vocal also, ist oder wird unter dem Accente lang. In der geschlossenen Sylbe hingegen hebt die Consonanz, mit welcher dieselbe schliesst, den Vocal sogleich auf und lässt ihn zu keiner weiteren Dauer gelangen. Der Vocal einer geschlossenen Sylbe bleibt auch unter dem Accente durchaus kurz. Kein Italiener spricht, bemerkt Diez (a. a. O. Seite 456), z. B. gēn-te, so dass dies e „zweien Kürzen gleich wäre." In

einem Worte wie gén-te, oder wie per-fét-to, con-tór-to (vgl. oben S. 17), ist der Vocal der betonten Sylbe (fet, tor) eben so wie der der unbetonten (per, con) kurz und damit auch offen.

Hiernach müsste man nun darauf verzichten, im Italienischen *geschlossene Sylben* mit zugleich *geschlossenem Laute* anzutreffen, während man doch offene Sylben mit zugleich offenem Laute keinesweges darin vermisst. Indessen giebt es allerdings eine Erscheinung dieser Art. Dieselbe beruht auf der Eigentümlichkeit, dass es erlaubt ist, Wörtern wie z. B.

pú-re, signó-re, siá-mo, mé-no, sottí-le,

welche nämlich vor dem Endvocal eine einfache, von keinem andern Consonanten begleitete Liquida (l, m, n, r) haben, den Endvocal zu nehmen, sobald sie mit dem folgenden consonisch (nur nicht mit unreinem s) anfangenden Worte syntaktisch eng zusammengehören (wiewohl Dichter, auch wenn das Letztere nicht der Fall ist, von dieser Erlaubniss Gebrauch machen). Die diesem Endvocale zum Anlaut dienende, nach dessen Verluste aber verwaisete Liquida ist in solchem Falle, da das folgende Wort, wie gesagt, wieder consonisch anfängt, genöthigt, sich auf den Vocal der vorhergehenden Sylbe zurück zu ziehen, sich zu deren Auslaut zu machen und sie somit zu *schliessen*:

pú-r, signó-r, siá-m, mé-n, sottí-l.

Wie nun die der Liquida vorangehende Sylbe aber an sich offen, mithin deren Vocal unter dem Accente gedehnt und aus beiden Ursachen auf den *geschlossenen* Laut angewiesen ist: so bewahrt sie diese Dehnung und Geschlossenheit ihres Vocals unverändert auch nach dem Hinzutreten des ihr eigentlich fremden Schlussconsonanten, und so haben wir in

púr, signór, siám, mén, sottíl

in der That *geschlossene Sylben* mit zugleich gedehntem und *geschlossenem Laute* vor uns — das A ausgenommen, welches hier so gut wie in der reinen offenen Sylbe seinen reinen, d. i. offenen Laut (s. oben S. 13) behauptet. Da es sich vorzugsweise jedoch um O und E handelt: so sind besonders Beispiele wie vorstehendes signor, men oder wie

migliōr (miglió-re), sōl (só-le und só-lo), sōn (só-no), cagiōn

(cagió-ne) — bēn (bé-ne), sēn (sé-no), crudēl (crudé-le), avēr (avé-re)

zu beachten. Dasselbe Verhältniss findet Statt, wenn gewisse Verbalformen ein enklitisches Pronomen an sich ziehen und dabei gleichfalls ihren Endvocal aufgeben, wie z. B.

pōnti, vedērlo (d. i. pó-ni ti, vedére lo);

desgleichen in anderweitigen enklitischen Zusammenziehungen, wie

mēl, vēl, sēn (z. B. mel promise, vel dirò, sen vanno — für mé lo, vé lo, sé ne oder mé 'l, vé 'l);

endlich in dichterischen Zusammenziehungen wie

mērto, medēsmo, spīrto (für mé-rito, medé-simo, spí-rito),

und zum Theil selbst in Adverbialbildungen wie

facīlménte, eguālménte, singolārmente, leggērménte, ragionevōlménte, (für fácile-ménte, eguále-ménte u. s. f.),

ungeachtet der Accent der ursprünglichen Adjectivform verstummt ist oder (wie in fácile, ragionévole) der nun zusammengezogenen Sylbe nicht einmal angehört hat, was beides z. B. auch in Formen wie

crudēl-tà (für crudeli-tà, von crudé-le), vantárōn-si (für si vantáro-no) und ähnlichen

der Fall ist. Man sieht aber, dass man es hier durchweg mit Sylben zu thun hat, welche an sich und ursprünglich offen gewesen und nur durch einen von aussen hinzutretenden Umstand zu geschlossenen geworden sind. Es ist der Charakter der offenen Sylbe, der sich selbst dann nicht verleugnet, wenn die Sylbe den Schein einer geschlossenen angenommen hat. Daher versteht es sich auch von selbst, dass solche scheinbar geschlossene Sylben das Recht haben, ihren Vocal bei besonders starkem Accente öffnen zu dürfen.

Vollständig also lautet das hier entwickelte Lautgesetz:

> Die Vocale O und E haben den geschlossenen Laut in der offenen Sylbe, den offenen in der geschlossenen; doch öffnen sie ihn durch Betonung auch in der offenen Sylbe, und schliessen ihn durch Dehnung auch in der geschlossenen.

Dies Gesetz beherrscht den Doppelklang der genannten

Vocale nicht nur im Italienischen, sondern, wie gesagt, auch in andern Sprachen, obschon die Grammatiker diesen Gegenstand eben nur in Betreff der italienischen zu so ausdrücklicher Erörterung gebracht haben. Ueberdies vollzieht es sich, weil es naturgemäss ist, bei naturgemässer, d. h. ungezwungener und dialektfreier, Aussprache von selbst, ohne dass weder eine gelehrte Kenntniss ursprünglicher Verhältnisse, noch besondere Schrift- und Unterscheidungszeichen dafür erforderlich wären, wie Trissino erwähnter Massen vorgeschlagen hat und Fernow in der oben (S. 3) von ihm angeführten Stelle zu vermissen scheint.

IV. Uebrigens fehlt es gerade der italienischen Sprache an den vermissten **Unterscheidungszeichen** so wenig, dass man im Gegentheil sagen könnte, sie sey damit überladen. Es ist auffallend, dass diese Unterscheidungs- und Erkennungszeichen niemals als solche erkannt worden sind. Sie sind von zweierlei Art.

1) Die eine Art besteht in der Verdoppelung der Consonanten. — Wie nämlich erinnert worden, ist der Vocal, nachdem er seine antike Naturlänge verloren hat, an sich und unmittelbar nicht anders als kurz. Zwar findet er, zumal unter dem Gewichte der Betonung, Gelegenheit zur Dehnung in der offenen Sylbe. Dennoch bezeigt er eine so grosse Abneigung gegen die Länge und im Gegentheil eine so entschiedene Vorliebe für die Kürze, dass er diese Letztere nicht selten auch in der offenen Sylbe zu behaupten sucht und der Dehnung darin oft selbst unter dem Accente widerstrebt. Indem ein Vocal aber kurz und rasch gesprochen wird: eilt er dem Consonanten zu, mit welchem die folgende Sylbe anlautet, zieht diesen an sich heran, macht ihn also zugleich zu seinem Auslaut und bewirkt so die Verdoppelung desselben. In keiner Sprache kommen Consonant-Verdoppelungen so zahlreich vor wie gerade in der italienischen, und mit Ausnahme derer, welche schon im Lateinischen gegeben waren, haben sie sämmtlich und lediglich hierin ihren Grund. Das Nämliche aber, was dem Vocale die Kürze sichern soll, macht gleichzeitig die Sylbe, die ihn enthält, aus einer offenen zu einer geschlossenen, und dieser Umstand ist es, welcher ihn sodann nöthigt,

seinen Laut zu öffnen. Unbedingt ist daher jede Verdoppelung eines Consonanten, möge sie schon im Lateinischen oder anderwärts vorhanden gewesen oder erst im Italienischen eingetreten seyn, für ein untrügliches Kennzeichen anzusehen, dass der vorangehende Vocal nicht nur kurz, sondern auch offen ausgesprochen werden solle. Beispiele für unser O und E:

bb: conób-bi (*cognō-vi*), créb-bi (*crē-vi*), déb-bo (*dē-beo*), éb-bi (*hă-bui*) — **cc**: óc-chio (*ŏ-culus*), oréc-chio (*aurĭ-cula*) — **dd**: sod-disfáre (*să-tisfacere*), fréd-do (*frĭ-gidus*) — **ff**: óf-fro (*of-fero*), béf-fa — **gg**: lóg-gia (*Lau-be*), móg-gio (*mŏ-dius*), lég-ge (*lĕ-git* und *lex*, *lē-gis*), pég-gio (*pē-jus*) — **ll**: vól-li (*vŏ-lui*), pél-le (*pel-lis*) — **mm**: sóm-mo (*summus*), fém-mina (*fē-mina*), credém-mo und crederém-mo nebst allen ähnlichen Verbalformen — **nn**: dón-na (*dŏ-mina*), vén-ni (*vē-ni*) — **pp**: cóp-pia (*cō-pula*), dóp-pio (*du-plus*), pióp-po (*pō-pulus*, Pappel), sép-pi (*sa-pivi* oder *sa-pui*) — **rr**: pór-re (*pō-nere*), vér-ro (*ver-res*) — **ss**: dós-so (*dor-sum*), stés-so (*isti-pse*), credés-si und credés-simo nebst allen ähnlichen Verbalformen — **tt**: dót-to (*do-ctus* und *du-ctus*), dét-to (*di-ctus*), saét-ta (*sagit-ta*) — **vv**: pióv-ve (*plū-vit*) bév-vi (*bĭ-bi*) — **zz**: sóz-zo (*sū-cidus*), méz-zo (*mĕ-dius* und *mī-tis*), péz-zo (*Fetzen*);

dazu auch die bereits oben (S. 18 flg.) mit Rücksicht auf den lat. Urvocal betrachteten: collera, oggi, febbre, gregge, specchio, vecchio — fiocco, folle, fossa, grosso, molle, stocco, bello, cessa, ecco, ferro, terra, letto, diletto, aspetto — folla, troppo, gotto, fiotto, lotta, grotta, nozze, vello — ellera, colle, sonno, sella, stella, penna — pozzo, rozzo, netto, secchia nebst den ebendaselbst angeführten Endungen otto, ello, eccio, eggio, ezza.

Gesetzt also auch, dass unter Anderm die Kürze eines lat. *o* und *e* in der offenen Sylbe dazu beitragen könne, den Laut dieser Vocale im Italienischen zu öffnen: so giebt die Sprache doch dadurch, dass sie den darauf folgenden Consonanten in manchen Wörtern verdoppelt hat, in andern aber nicht, deutlich zu erkennen, in welchen Wörtern die Lautöffnung wirklich vollzogen, in welchen hingegen unterlassen worden sey. Die vorstehenden Beispiele zeigen übrigens, dass die Consonant-Verdoppelung auch nach langem lat. *o* und *e* eingetreten ist.

Wo sie überhaupt erst im Italienischen eingetreten ist, wird es, wie ausserdem zu bemerken, zunächst hinter dem Accente geschehen seyn; sie ist alsdann aber auch da beibehalten worden, wo der Accent die bezügliche Sylbe verlassen hat; z. B.

feb-brile (von féb-bre), oc-chiále (von óc-chio), fred-dúra, fred-dolóso (v. fréd-do), bef-fáre (v. béf-fa), allog-giáre (v. lóg-gia), peg-gióre (v. pég-gio, obgleich auch lat. *pe-jor*, *òris* vorhanden), fem-míneo (v. fém-mina) u. s. f.

Umgekehrt dient die Consonant-Verdoppelung zu ausdrücklicher Erhaltung und Sicherung eines offenen Lautes, wo solcher bereits vorhanden war. Dies findet Anwendung auf Verbalformen wie amò, dirò, vendè, welche ihren Endvocal unter dem Accente öffnen. Dergleichen Formen verlangen nämlich, indem sie ihr Accentzeichen in der Schrift aufgeben, die Verdoppelung des Anfangs-Consonanten derjenigen Pronomina, welche ihnen enklitisch affigirt werden; z. B.

amol-lo, dirot-ti, vendem-mi (amól-lo etc.), für lo amò, ti dirò, mi vendè.

2) Die andere Art der Unterscheidungszeichen beruht auf der Puritat oder Reinheit des Vocals.

Ein Vocal heisst bekanntlich rein (*Vocalis pura*), wenn er nicht mit einer Consonanz anlautet, sondern wieder einen Vocal vor sich hat. Denn die Consonanz, womit er anlautet, theilt ihm mehr oder weniger von ihrem Hauche mit, wogegen ein vorangehender Vocal ihn unberührt von sich stösst, so dass zwischen beiden ein Hiatus oder jenes hauchlose Absetzen der Stimme erfolgt, welches die Griechen, wiewohl nur am Anfange des Wortes, durch den *Spiritus lenis* über dem Vocale (*ἀνά, ἐπί*) bezeichnen.

Offenbar wird nun der vorangehende Vocal den nachfolgenden um so entschiedener von sich stossen, je ähnlicher und verwandter ihm dieser ist. Nach einem U wird das O nicht gern seinen tiefen (geschlossenen) Laut hören lassen, weil es mit diesem Laute dem des U nahe kommt und in Gefahr ist, von Letzterem nicht deutlich unterschieden zu werden. Eben so wird nach einem I das E nicht leicht seinen hohen (geschlossenen) Laut annehmen können, ohne sich der Gefahr auszusetzen, selber beinahe in den des I zu verfallen. Ein U,

ein I hat also die Wirkung, ein unmittelbar folgendes O, E dem Laute des A zuzutreiben, d. h. die Oeffnung ihres Lautes zu veranlassen.

In diesem Lautverhältnisse liegt die Erklärung des eigentümlichen Gebrauches, den offenen Laut des O und E, wo ihn die Neigung eingeführt, die Gewohnheit befestigt hatte, ohne dass er anderweitig zu erkennen gewesen wäre, in der Schrift, also orthographisch, dadurch zu bezeichnen, dass man dem O ein u, dem E ein i vorsetzt und **uo**, **ie** schreibt. Ein solches u und i ist alsdann Nichts weiter als eine, wie gesagt, „orthographische" Ton- oder Lautbezeichung des offenen O und E.

Da in der geschlossenen Sylbe der offene Laut des O und E niemals zweifelhaft ist: so kann diese Art der Lautbezeichnung auch niemals in der geschlossenen, sondern immer nur in der offenen Sylbe vorkommen, als deren Laut von Natur geschlossen ist. Und da die offene Sylbe die Oeffnung des Lautes immer nur unter dem Accente zulässt: so gestattet sie den orthographischen Zutritt des u und i auch eben nur im Falle der Betonung, so dass diese Zeichen stets zugleich die Tonstelle zu erkennen geben. Endlich bezeichnen sie mit dem offenen Laute des O und E die Dehnung desselben, im Gegensatze zu jener Consonant-Verdoppelung, welche nur da Statt findet, wo der offene Laut kurz seyn soll.

Auf diese Weise zeigt sich das u vor dem O, das i vor dem E theils in den betonten Endungen uó-lo (*ŏlus*) und ié-re oder ié-ro, weiblich uó-la, ié-ra, z. B.

Figliuó-lo und figliuó-la, finestruó-lo, ferrajuó-lo, banderuó-lo, cagnuó-la — Cavalié-re, corrié-re oder corrié-ro, corrié-ra, leggié-re oder leggié-ro, leggié-ra;

theils und hauptsächlich aber in betonten Stammsylben, z. B.

Buó-no (*bŏ-nus*), cuó-re (*cor*, *dis*), fuó-co (*fŏ-cus*), luó-go (*lŏ-cus*), nuó-vo (*nŏ-vus*), scuó-la (*schŏ-la*), suó-no (*sŏ-nus*), uó-mo (*hŏ-mo*) — Cié-co (*cae-cus* oder *coe-cus*), cié-lo (*coe-lum* oder *cae-lum*), fié-ro (*fĕ-rus*), lié-to (*lae-tus*), mié-le (*mel*, *mellis*), pié-de (*pes*, *pĕ-dis*), schié-ra (*Schar*, althd. *scarja*).

Auch hier ist zu wiederholen, dass, wenn kurzes lat. *o* und *e*

oder (langes) *ae* in offener Sylbe zu einem ital. offenen O und E führen kann, dieser offene Laut doch nur da Anerkennung verdient, wo er als wirklich auch vollzogen in der hier besprochenen Weise bezeichnet worden ist; wo er dies nicht ist, muss er als geschlossen und seine Oeffnung als von dem Bedürfnisse des Sprechenden abhängig betrachtet werden. Sobald übrigens der Accent die bezügliche Sylbe verlässt, kehrt der Vocal unbedingt zu seinem geschlossenen Laute zurück und entsagt jenen (orthographischen) Laut- und, wenn man will, Accentzeichen. Man schreibt also ohne diese z. B.

Figlio-líno, cagno-létto, corre-ría, legge-rézza — Bonaménte, co-rággio, fo-cíle, lo-cále, no-vélla, sco-láre, sonáre, o-mággio, ce-cità, ce-léste, sche-ráno.

Insbesondere bilden gewisse Verba, wie tro-váre, cuó-cere, seguíre, ihr Präsens je nach der Betonung folgendermassen:

truó-vo, truó-vi, truó-va — tro-viámo, tro-váte, truó-vano,
cuó-co, cuó-ci, cuó-ce — co-ciámo, co-céte, cuó-cono,
siéguo, sié-gui, sié-gue — se-guiámo, se-guíte, sié-guono.

Es ist hinzuzufügen, dass die Anwendung eines solchen u und i lange Zeit etwas Schwankendes gewesen ist, und wohl aus keinem andern Grunde, als weil die Oeffnung des Lautes in der offnen Sylbe, wie ich oben ausgeführt habe, mehr auf einer subjectiven als objectiven Nöthigung beruht. Bei älteren Schriftstellern fehlen diese Lautbezeichnungen noch ganz und treten erst allmälig, spärlich und wechselnd auf. Man findet bei ihnen noch bono, core, foco, loco, novo, figliolo etc., noch ceco, fero, correro etc. geschrieben. Aber auch heute noch wechselt die Schreibart trovo, seguo mit truovo, sieguo, eben so mele mit miele u. a. Die Grammatiker sind sich des Zweckes dieser Lautbezeichnungen niemals bewusst geworden und statt dessen darauf verfallen, die lediglich orthographischen Zusammenstellungen uO und iE für Diphthongen anzusehen, indem sie eben auch das diphthongische Lautverhältniss verkannt haben. Ich habe diesen Gegenstand bereits in Bd. XXIX. des Archivs (S. 129 flg.) ausführlich behandelt. Jene irrige Auffassung hat alsdann manche Schriftsteller dazu verleitet, das u und i auch selbst da beizubehalten, wo der Ton das bezügliche O oder E verlassen hat, so dass sie z. B. figliuolíno,

cagnuolétto, buonaménte, fuocóso, suonáre, intieraménte, leggierézza, schieráno u. dgl. m. schreiben, wiewohl sie doch luocále, nuovità, lietízia, celéste und Aehnliches allerdings, aber wahrscheinlich ohne deutliches Bewusstseyn, vermeiden.

Hinsichtlich der Aussprache unterliegt es keinem Zweifel, dass solch u und i ursprünglich nicht mit ausgesprochen worden ist. Es hat lediglich die Bestimmung, den offenen Laut des O und E der offenen Sylbe in der Schrift zu bezeichnen und dem Leser sichtbar zu machen, nicht aber eigenen, selbständigen Werth für das Ohr zu haben und hörbar zu seyn. Sie sollen eben nur in dem geöffneten Laute des O und E vernommen werden. Noch jetzt wird wenigstens das u vor dem O in Rom und andern hervorragenden Städten Italiens nicht gehört, und es sind eigentlich nur die Florentiner, welche sich durch den Anblick der Schrift dazu haben verführen lassen, ein Vocalzeichen, das nur dem Auge hat dienen sollen und eben so gut in dem von Valentini zu demselben Zwecke benutzten Circumflex hätte bestehen können, hinterher auch in die Aussprache aufzunehmen und darin für sich mitklingen zu lassen. In Betreff des i E jedoch hat sich ein besonderer Umstand geltend gemacht, der das nunmehr freilich allgemein beobachtete verstohlene (furtive) Mitklingen des i erklären und einigermassen entschuldigen kann. Während nämlich das Lateinische für uo keine oder höchst seltene Beispiele (etwa in Dativen und Ablativen wie *continuo*, *mutuo* von *continuus*, *mutuus*) darbietet: gewährt es doch für ie deren eine grössere Anzahl, wie *acies*, *effigies*, *pietas*, *societas*, *scientia*, *quietus* u. a. Wie deshalb in den italienischen Wörtern contínuo, mútuo das u vor dem (ohnehin tonlosen) o kein orthographischer Zusatz ist, sondern selbständigen Sylbenwerth besitzt und sich deshalb zu allen Zeiten auch in der Aussprache behauptet hat: so gebührt derselbe Werth und dieselbe Aussprache auch dem i vor dem (gleichfalls tonlosen) e in ácie, effígie, pietà, società so wie trotz der Betonung des e in scién-za (man beachte die Geschlossenheit der Sylbe) und quiéto (neben der Form chéto). Ausserdem ist ein lat. *l* nach Kehl- und Lippenlauten häufig in j und dieses weiter in i aufgelöst worden, wie z. B. *ecclesia*, *plenus* ital. chiésa, piéno. Auch hier hat das i unbestritten eigenen Werth,

indem es an dem ch, p haftet und in der Eigenschaft eines j mit demselben eine Doppelconsonanz (chj, pj) ausmacht, mithin, auch wenn es jetzt mehr vocalisch als consonisch behandelt wird, von dem e getrennt aufgefasst werden muss. Wörter dieser Art werden es also gewesen seyn, welche dazu geführt haben, das i vor dem e auch in denjenigen hören zu lassen, in welchen es, wie in fiero etc., keinen literalen, sondern bloss phonetischen, bloss orthographischen Werth hat, indem die ursprüngliche Verschiedenheit dieses i von jenem etymologisch begründeten übersehen und zuletzt vergessen worden ist. Das auffallendste Beispiel dieser gänzlichen Verkennung eines bloss phonetischen i liefern die beiden Verba chiédere (*quaerere*) und miétere (*metere*), indem sie nach dem jetzigen und allgemein feststehenden Gebrauche dies i beharrlich auch in allen denjenigen Conjugationsformen beibehalten, in welchen das e den Ton verliert (chiedéva, mietéva; chiederò, mieterò; mietéi, mietúto), während doch die entsprechenden Verba cuócere, muóvere etc. in diesem Falle wie in dem der bei ihnen eintretenden Sylbenschliessung ihr u vor dem o aufgeben (cocéva, movéva; cocerò, moverò; cós-si, cót-to; mós-si, mós-so).

— Endlich äussert auch der nachfolgende Vocal dieselbe abstossende Kraft gegen den vorangehenden, so dass namentlich das E auch bei nachfolgendem i stets offen klingt, wie besonders unter dem Accente bemerklich wird; z. B.

Ei (für egli), léi, coléi, néi, péi, séi (*es* und *sex*), réi (Plur. v. reo) u. s. f. und Verbalformen wie credéi, crederéi,

denn warum diese Letzteren, wie die Grammatiker verlangen, eine Ausnahme machen sollen, ist nicht abzusehen; und eben so wird béi (*bĭbis*) wohl eben so gut mit offenem Laute gehört werden wie béi als Nebenform von belli (Plur. v. bello).

Und nicht minder vor jedem andern Vocale kann dem E sowohl wie dem O, wenn sie betont sind, die Oeffnung des Lautes gestattet werden:

Eróe, eróico, óasi — Océano, troféo, réuma,

wiewohl auch Nichts dagegen einzuwenden ist, wenn hier, oder weiter in noi, voi oder in Verbalformen wie credéa, credéano (für credéva, credévano) der geschlossene Laut beibehalten wird.

Ueberall zeigt sich demnach ein auffallendes Streben nach dem offenen Laute, der mit seiner Kraft und Tonfülle das so entschieden Klang liebende und Klang suchende Ohr des Italieners auch bei Weitem mehr befriedigt als der schwächere geschlossene. Nicht nur herrscht der offene Laut in allen (wirklich, nicht bloss scheinbar) geschlossenen Sylben, betonten wie unbetonten, ohne Ausnahme, sondern er kann, von unmittelbarer Nachbarschaft andrer Vocale unterstützt oder nicht unterstützt, durch die Stärke der Betonung und des rhetorischen Bedürfnisses auch in allen betonten offenen Sylben hervorgerufen werden. Schwerlich dürfte daher auch jene Behauptung, an welche oben (S. 18) erinnert worden, haltbar seyn, dass nämlich der geschlossene Laut häufiger vorkomme als der offene.

Eine Vergleichung des hier entwickelten physiologischen Lautgesetzes mit dem entgegenstehenden etymologischen lehrt, dass zu einem Theile beide in einander aufgehen, zum andern aber nicht. Wo sie nicht in einander aufgehen, scheint mir das physiologische darum im Vortheil zu seyn, weil es Gleiches oder Gleichgewordenes gleichmässig auffasst, während das etymologische Unterschiede gelten lässt und selber geltend macht, die keine mehr sind. Gegen den Einwurf jedoch, dass das physiologische Gesetz mehrfach mit dem bestehenden Gebrauche in Widerspruch trete, nehme ich nicht Anstand zu behaupten, dass dieser Widerspruch nicht dem Gesetze, welches in seiner natürlichen Nothwendigkeit gerecht und wohlbegründet ist, sondern dem Gebrauche zur Last falle, welcher dem Wandel, der Willkür, dem Belieben unterliegt, deshalb nach Ort und Zeit sich selber verschieden erweist und aus seiner Unstetigkeit und Unsicherheit eben auf ein festes, bestimmtes Gesetz zurückgeführt zu werden bedarf. Und weil das etymologische Gesetz auf einem Bewusstseyn beruht, welches im Laufe der Jahrhunderte erloschen und nicht wieder herstellbar ist: so bleibt für den vorliegenden Fall kein anderes Gesetz übrig als das physiologische, das sich nach eigener Nothwendigkeit von selbst vollzieht und hierbei nur gegen den Zutritt falscher und fehlerlerhafter Gewöhnung in Schutz genommen seyn will. Als falsche und fehlerhafte Gewöhnung der Aussprache aber muss

alles das bezeichnet werden, was nicht in der Natur der Sache begründet ist, sondern eben mit dieser in Widerspruch steht.

Zu meinem Bedauern habe ich hierbei nicht umhin gekonnt, selbst dem hochverehrten Diez, dessen schätzbaren, unübertroffenen Forschungen und Nachweisungen das Studium der romanischen Sprachen mehr als irgend einem Andern verdankt, mit einer dissentirenden Meinung entgegenzutreten. Vielleicht aber findet dieselbe auch bei Ihm diejenige Beachtung, die sie, dünkt mich, doch wohl verdient. Und Herr Mussafia, der mir zu dieser Ausführung den nächsten Anlass gegeben, wolle aus derselben ersehen, dass das hier entwickelte physiologische Lautgesetz immerhin erwägenswerth und wohl nicht so ganz verwerflich ist. Denn das zur Zeit Bestehende, das Thatsächliche, auf welches sich Herr Mussafia in der erwähnten Recension beruft, hat keine beweisende, keine entscheidende Kraft, sobald es sich, wissenschaftlich genommen, als ein fehlerhaftes, irrtümliches zu erkennen giebt, sollte auch die Nation selbst noch lange dabei beharren. Die Macht der Gewohnheit kann wohl widerstehen, aber nicht widerlegen.

G. L. Staedler.

Sitzungen der Berliner Gesellschaft
für das Studium der neueren Sprachen.

Dritter Bericht
an die Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen in Berlin über die in Italien befindlichen provençalischen Liederhandschriften.

Rom, im Mai 1863.

5.

Die dritte Handschrift der Laurenzianischen Bibliothek in Florenz, Plut. XC inf. cod. 26, ist eine saubere und leicht lesbare Handschrift des 15. Jahrhunderts, auf starkem Papier, in kl. Quart, Caroli Arotii, wie am Anfange bemerkt ist. Die Seiten sind mit rothen Linien versehen, die Verse nicht abgesetzt, wohl aber die Strophen. Der Text ist meist rein, aber von keinem urkundlichen Werth, da er aus jüngerer Zeit stammt und kaum ein Lied aufweist, das sich nicht in älteren Quellen fände. Die Handschrift ist unvollendet, denn von den ungefähr 150 Blättern sind nur 90 beschrieben; auch fehlen die Initialen noch, sind aber am Rande angedeutet. Der Inhalt ist folgender.

fol. 1 a: Girald de Burnell. Siem sentis fidels amics.
fol. 1 b: id. A ben chantar conuen amars.
fol. 2 a: id. Qant la bruna aura ses lucha.
fol. 2 b: id. Jois et chanz e solaz.
fol. 3 b: id. Per solaz reueillar.
fol. 4 a: id. Ges aissi del tot non lais.
fol. 5 a: id. De cantar me for entromes. (unvollendet).
fol. 6 a: Folchet de Marseilla. Per deu amors ben sabez ueramen.
fol. 6 b: id. A qan gent uenç et ab qant pauc dafan.
fol. 7 a: id. Sal cor plagues ben fora oi mai saços.
fol. 7 b: id. Ben an mort mi e lor.

fol. 8 a: id. Tant mabelis lamoros pensamen.
fol. 9 a: id. En amor ai tant petit de fiansa.
fol. 9 b: id. Amor merce non mora tan souen.
fol. 10 a: id. Greu fera nuls hom fallensa.
id. Mout i fez gran peccat amors.
fol. 11 a: id. Tant mou de cortesa razon.
fol. 11 b: id. En chantan mauen a membrar.
fol. 12 a: id. Us uoler oltracuidaz.
id. Cantan uolgra mon franc cors descobrir.
fol. 12 b: id. Chantar mi torn ad afan.
fol. 13 b: id. Si tot me soi atard aperceubuz.
fol. 14 a: id. Ja non cuit hom qeu change mas chansos.
fol. 14 b: Folchet de Roman. Qant ben me sui apensaz.
fol. 15 a: id. Luçenç larc et arditz adrez amoros.
fol. 15 b: id. Pois entremes me soi de far gaia chanson.
fol. 16 a: id. Qan cuit chantar eu plang et plor.
fol. 16 b: id. Ma bella donna per uos de esser gais.
fol. 17 b: id. Donna eu pren comiat de uos. (Epistel.)
fol. 21 a: Lensegnament dArnald de Miroill. Raisons es e mesura etc. (didactisch.)
fol. 23 a: id. Domna genser qeu non sai dir. (Epistel.)
fol. 25 a: id. Tant mabellis em plaz. (didactisch.)
fol. 26 b: id. Cel cui uos es al cor plus pres. (Epistel.)
fol. 28 a: id. Si com li peis an en laigua lor uida.
fol. 28 b: id. La gran beutatz el fins ensegnamenç.
fol. 29 a: id. La franca captenensa.
fol. 29 b: id. Mout eran dolç mei consir.
fol. 30 a: id. Lensegnament el preç e la ualors.
fol. 30 b: id. Sim destregnes donna uos e amor.
fol. 31 a: id. A grant honor uiu cui ioi es cubiç.
fol. 31 b: id. Aissi com cel qam et non es amaz.
fol. 32 b: id. Sens ioi nones ualors.
fol. 33 a: id. Aissi com cel qe anc non ac consire.
fol. 33 b: id. Lo iorn qeus ui donna primeramen.
fol. 34 a: id. Unn guais amoros orgoils. (unvollständig.)
fol. 34 b: id. Anc uas amor non pog res contradire.
fol. 35 a: id. Franqesa et noirimenz.
fol. 35 b: id. Hom diz qe gauz non es senes amor.
fol. 37 a: Arnald Daniel. Sim fos amor de ioi donar tant larga.
fol. 37 b: id. Aissi com cel qa la lebre caçada.
fol. 38 a: id. Lo ferms uolers qel cor mintra.
fol. 38 b: id. Canson dolç motz son plan et prim.
fol. 39 a: id. Ar uei uermeilh uertz blaus blancs gruecs.
fol. 39 b: id. Anc eu non lac mais ella ma.

fol. 40 a: id. Ans qel cims reston dels branchas.
fol. 40 b: id. Al resplan la flors enuersa.
fol. 41 a: id. Los braid els cric.
fol. 42 a: id. Tos temps serai seruentz per deseruir.
fol. 42 b: Arnaud de Qintenach. La ioi comenz en un bel mes.
fol. 44 a: NAimerig de Pegugnan. Aissi com larbres qe per sobre carçar.
fol. 44 b: id. En greu pantais ma tenguç loniamen.
fol. 45 a: id. Mantas uetz soi enquiriç.
fol. 45 b: id. Destreiç coiços desamaz amoros.
fol. 46 a: id. Amors auos medisam clam de uos.
fol. 46 b: id. Autressim prend com fai al iugador.
fol. 47 a: id. De fin amor comença ma chanços.
fol. 47 b: id. Cel qe sirais ni guerreia ab amor.
fol. 48 a: id. Senç mos apselg non uaug ni senz malima.
fol. 48 b: id. Tant fui de dura condansa.
fol. 49 a: id. Pois ma mala enemia.
fol. 49 b: id. Nuls hom non sap qe ses gauç ni dolors.
fol. 50 a: id. Per solatz dautrui chant souent.
fol. 50 b: id. Chantar uuilh per qem iam pladz.
fol. 51 a: id. Qi sofrir sen pogues.
fol. 51 b: id. En amor trob algues en qem refrang.
fol. 52 a: id. Tot hom qaiso brasma qe deu laudar.
fol. 52 b: id. Ab tant de sen cum dieus ma donat (darüber: dat).
fol. 53 a: id. Anc mais de ioi ni de chan.
fol. 54 a: id. Per raçon natural.
fol. 55 a: NAimerig de Bellinui. Aissi col pres qe sen cuia fuir.
fol. 55 b: id. Eran destreing amor.
id. Fins et leials et senes tot enian.
fol. 57 a: Peire Uidal. Aiostar et laisar.
fol. 57 b: id. Ben magrada la conuinen saiços.
fol. 58 a: id. Pois tornat soi en proença.
fol. 58 b: id. Nieus ni gel ni pluia ni faing.
fol. 59 a: id. Cara amiga dolsa e franca.
fol. 59 b: id. Per mantas guisas mes daz.
fol. 60 a: id. Tant mi plaz.
id. Sim lasciaua de chantar.
fol. 60 b: id. Mout uiu agran dolor.
fol. 61 a: id. Qant hom es en autrui poder.
fol. 62 a: id. Anc no mori per amor ni per al.
fol. 62 b: id. Bels amics qars uaisen uer uos estius.
fol. 63 a: id. Sieu fos en cort on hom tengues dreitura.
fol. 64 a: id. Baron ihesus qen croiz fo mes.

fol. 64 b: id. Tant ai loniamen cercat.
fol. 65 b: id. Nuls hom non pot damor gandir.
fol. 66 a: id. Mout mes bon ebel.
fol. 66 b: id. Ben paug diuern et destiu.
fol. 67 a: id. Drogoman segner seu agues bon destrer.
fol. 67 b: id. Bona uentura don dieus al pisans.
fol. 68 a: id. Pois ubert ai mon ric tresaur.
fol. 69 a: id. Qant hom honraz torna en grand paubrera.
fol. 69 b: id. Ges pel temps fer et brau.
fol. 70 b: id. Si tuch li dol el plor e marriment.
fol. 71 a: id. Si tot lestius ses bels et genz.
fol. 71 b: id. Non es sauis ni gaire ben apres.
fol. 72 a: id. Plus qel paubres qan iai el ric ostal.
fol. 72 b: id. Si saupesson mei oill parlar.
fol. 73 b: id. Ges del ioi qeu ai nom rancur.
fol. 74 a: id. Dieus en sia graçitz.
fol. 74 b: id. Per qes deguna chanso.
fol. 75 b: Peire Raimon de Toloça. Non puesc sufrir duna leu chanson faire.
fol. 76 a: id. Uns nouels pensamenz mesbai.
fol. 76 b: id. Autresi com la candela.
fol. 77 a: id. Sieu fos auenturaz.
fol. 77 b: id. Ab son guai plan car.
fol. 78 a: id. Pois ueçem bosc et broils floriz.
fol. 78 b: id. De fin amor son tuch mei pensament.
fol. 79 a: id. Toç temps auch dir qus iois altre naduç.
fol. 79 b: id. Sens allegrage.
fol. 80 b: Peire Guillielm. Non sai chantars amors ni drudaria.
fol. 81 a: id. Enaqest guai son leuger.
fol. 82 a: Peire Breumon. Al pariscen de las flors.
id. Mei oill an gran manentia.
fol. 82 b: id. En abril qan uei uerdeiar.
fol. 83 a: id. Pois lo bels temps renouella.
fol. 84 a: Peire Rogier. A chant dauçel començei la sasos.
id. Dousa amiga non puesc mais. (unvollständig.)
fol. 84 b: id. Ges non puesc en bon uers faillir.
fol. 86 a: Peirol dAluernia. Ben dei chantar pois amor mo ensegna.
fol. 86 b: id. Manta genz me mal rasona.
fol. 87 a: id. Ma entençion ai tot en un uers mesa.
fol. 87 b: id. Dun bon uers uau*pensan com lo feçes.
fol. 88 a: id. Aora qem feçes doler.
fol. 88 b: id. Per dan qe damors mauegna.
fol. 89 a: id. Ab ioi qem dimora.

Hierauf, nach etwa 50 leeren Blättern,

fol. 90 b: Dante da Maiano. Sel fis amors ten el meu coragge.
id. Las ço qe mes al cor plus fins e gars.

Die letzten beiden Gedichte sind Sonette eines sonst unbekannten Verfassers und dürften sich wohl in keiner andern Handschrift finden. Sie lauten in dem etwas verderbten Texte folgendermassen:

fol. 90 b. Dante da Maiano.

Sel fis amors ten el meu coragge
Mais de res en greu marrimen
O dimostrau uas mi son poderagge
Illoc di dolors o di tormen.

Ara mi da di lui tal segnoragge
Qe semblant mes qe pur lo pensamen
Mi mendera la sperda el dapnagge
Qar anc mi de di seu namoramen.

Qe tal domnas mi da sa benuolliença
Qe mes auis poi dieu formaui adam
Non fos alcuna qe tan di plagiença.

A ges ableis qon sella qeu plus am
En leis plaier ecortesia sagença
En sui damor radiç e fruit e ram.

ib. Dante da Maiano.

Las ço qe mes al cor plus fins e gars
Ades uai de mi parten e lungian
Ela pena el trebail aieu tot ses pars
On mantes ueç nai greu langir ploran.

Qel fis amors mi ten el qor un dars
On eus cre qel partir non er ses dan
Tro qa mi dons ab loien parlars
Prenda merseis del mal qeu trag tan gran.

Leu fora sem uolgues mi donç garir
De la dolor qai al cor tan souen
Qar en lei es ma uida e mon morir.

Merse lencer a mia domna ualen
Qa per merseis deia mon precs acoillir
E perdon faça al mieu grans ardimen.

Weitere provençalische Liederhandschriften finden sich auf der Laurenzianischen Bibliothek nicht. Cod. 187 Aedil. (i. e. Bibliothecae Aedilium reliquiae) enthält auf 28 Pergamentblättern den Donatus provincialis mit lateinischer Interlinearübersetzung, in gutem Texte des 14. Jahrhunderts; Plut. XLI cod. 44, der in den dortigen Re-

gistern ebenfalls als provençalisch aufgeführt wird, ein altfranzösisches Gedicht über den Trojanischen Krieg (Quant menelai ot troie asise etc.).

6.

Die Biblioteca Marucelliana, welche als eine Ergänzung zur Laurenziana betrachtet werden kann, besitzt unter ihren Handschriften sub A. 120 ein Volumen aus neuerer Zeit, betitelt: A. M. Salvini Studj nella lingua provenzale, welches verschiedenes auf provençalische Sprache und Literatur Bezügliche enthält, namentlich einen Theil der Crusca provenzale von Antonio Bastero, die Lebensbeschreibung Raimons von Miraval, einige Gedichte und einzelne lexicalische Bemerkungen; das meiste darin Enthaltene betrifft jedoch andere Literaturen. Ferner besitzt dieselbe in der Bandini'schen Sammlung unter Nr. 17 einen Folianten, ebenfalls aus jüngerer Zeit, betitelt: Gramatica e Vocabolario provenzale. Hierin findet sich zunächst eine Aufzählung der Verba nach den 4 Conjugationen, sodann eine Reihe von Bemerkungen über andere Redetheile, ferner eine Wörtersammlung nach den Endsylben geordnet, mit lateinischer Uebersetzung, so wie eine alphabetische Wörtersammlung mit italienischer Uebersetzung, endlich ein Verzeichniss unbekannterer italienischer Dichter. Das auf provençalische Sprache Bezügliche beträgt 38 Blätter und rührt ebenfalls von Einem Verfasser (vielleicht Bandini) her, dessen Name auf dem Rücken verdeckt ist, dürfte aber eben so wie die Salvini'schen Studien und die Mailänder Collectaneen keinen weiteren Werth beanspruchen als den eines Zeugnisses für das wissenschaftliche Interesse, das man bereits in früheren Jahrhunderten der provençalischen Literatur zugewendet hat.

7.

Die Bibliothek des Palastes Riccardi in Florenz zählt unter ihren Manuscripten ebenfalls drei provençalische Liederhandschriften, von denen die wichtigste, Cod. 2909, bis in das 15. Jahrhundert zurückreicht. Dieselbe ist auf Pergament, in Quart, die Seite zu zwei Spalten, mit abgesetzten Versen geschrieben; die Namen sind roth, die Anfangsbuchstaben der Gedichte blau mit rothen Verzierungen, die der Strophen abwechselnd blau und roth ausgeführt, und mit jedem Dichter ein neues Blatt begonnen, das mit einem goldenen Initialen verziert ist. Auf den leeren Seiten und Spalten sind dann von späterer Hand Tenzonen und coblas eingetragen. Die Schrift ist stark abgekürzt,

klein und verschieden, zum Theil, besonders gegen Ende, so undeutlich, dass sich u und n, m und ni, c und e, c und t kaum unterscheiden lassen; auch steht der Text in Bezug auf Reinheit gegen die beiden Laurenzianischen weit zurück, ja er muss sogar zum grossen Theil als ein sehr verderbter bezeichnet werden. Gleichwohl erregt die Handschrift, abgesehen von ihrem verhältnissmässig reichen Inhalt, ein eigenthümliches Interesse dadurch, dass sie allenthalben die Spuren einer sehr guten Quelle trägt, welche leider durch Missverstand des Schreibers' in den meisten Fällen verdunkelt sind. Daher eignet sie sich weniger dazu, als selbstständige Quelle zu dienen, als zur Vergleichung mit anderen, besseren Texten, denen sie bei zweifelhaften oder unrichtigen Stellen oft eine sehr erwünschte Aushülfe gewährt. Ihr Inhalt ist folgender.

fol. 1 a: Arnadus Meroglus. Rasons es emesura. Mahn W. I p. 176.
fol. 3 a: doniare. Cel que uos es alcor plus pres. ib. p. 173.
fol. 4 a: tençon. Galtrer fui accalaon.
fol. 4 b: balada. Qvant escaualcai lautrer.
fol. 5 a: balada. Mort man li semblan que ma donam fai.
balada. Damor mestera ben egent.
Coindeta sui si cum nai greu cossire. Mahn G. I p. 93.
fol. 5 b: balada. Qvant logilos er fora bels ami.
tenço. Aram digaz uostre semblan. Ber. 1.
fol. 6 a: tençon. Segner coine ioi eprez et amors.
fol. 6 b: tençon. Songe eu uos demant.
Li dolz consirre. Mahn W. I p. 112.
fol. 7 a: tençon. Donna uos mauez et amors.
fol. 8 a: tençon. De bergueda destas dras razos. Mahn G. I p. 30, II p. 200, 201.
fol. 9 a: tençon. Gauselm digat mal uostre sen. id. W. II p. 33.
tençon. Degner bertram us caualers presat.
fol. 9 b: tenço. Bernard de la bartal chausit. Ber. 1.
fol. 10 a: tençun. Gauselm faidiz eus deman. Mahn W. II p. 100, G. II p. 117.
fol. 10 b: tenço. Dalphin sabriaz me uos. id. W. II p. 30.
fol. 11 a: Aimiricus de Pigoglana. Toç hom qaiço blasma que deu lauçar. id. G. I p. 61.
id. En greu pantais ma tegut longamen. Rayn. Ch. III p. 426.
fol. 11 b: id. Car fui de dura coindança.
id. Cel qui sirais ni gereia ab amors. Mahn G. II p. 38.
fol. 12 a: id. Per solaç dautrui chan souen. ib. I p. 50.
fol. 12 b: id. En amor trob alqes enquem refraing.

fol. 12 b: id. Aissi con larbre qi per sobre cargar. ib. II p. 38.
fol. 13 a: id. Atressim pren con fai al iogador. ib. I p. 21.
fol. 13 b: id. Amors auos metessam clam de uos.
id. Per raison natural. ib. p. 49.
fol. 14 a: id. Anc mais de ioi ni de chan. Ber. 2.
fol. 14 b: id. Mantaç ueç son enqeiriç. Rayn. Ch. IV p. 433.
fol. 15 a: id. Si sofrir sem pogues. Mahn G. I p. 54.
fol. 15 b: id. Ses mon apleig non uauc ni ses malima.
fol. 16 a: id. Qvi lam endiç. Diez, P. d. Tr. p. 351.
fol. 16 b: id. tenço. Segner ponz de mon laur per uos.
fol. 17 a: Folchetus de Marsilia. Per deu amor bem sabes ueramen. Mahn G. I p. 48, 151.
id. Sal cor plagues ben for ormai saçon. id. W. I p. 319.
fol. 17 b: id. Amor merce no moira tan souen. id. G. I p. 16, 152.
fol. 18 a: id. Tan ma belis lamoros pensamenç. id. W. I p. 328.
id. Molt ife grant peccat amors. ib. p. 318.
fol. 18 b: id. (V)ermillon clam uos faç.
id. Aquant gens uenç et aqant pauc daffan. ib. p. 322.
fol. 19 a: id. Ben an mort mi et lor. id. G. I p. 24, 153.
fol. 19 b: id. Enchantan mauen amenbrar. id. W. I p. 317.
id. Se tut me sui attart apercenbuç. ib. p. 327.
fol. 20 a: id. Greu fera nulç hom fallença. id. G. I p. 37.
fol. 20 b: id. Chantar mi tornadafan. ib. p. 29.
fol. 21 a: id. Si com cel qes tant greuiaç. id. W. I p. 324.
fol. 21 b: id. Tant a sottert loniament grant affan. ib. II p. 83.
fol. 22 a: id. Us uolers outra cuidaç. id. G. I p. 63.
id. Ia non cuig hom qeu cange mas chanços. ib. p. 37.
fol. 22 b: id. Oi mais non conosc raço. id. W. I p. 326.
fol. 23 a: id. Merauil mi com pot nuils hom cantar. Id. G. I p. 72.
fol. 23 b: id. Chantan uolgra mon fin cor allegrar. ib. p. 28, 153.
id. Finamor acui me so daç. ib. p. 35.
fol. 24 a: tençon. Gauselm tres ioecs en amoraz. Rayn. Ch. II p. 199.
fol. 25 a: Bernardus ad Uentathorn. Ab ioi meu lo uers el començ. Mahn W. I p. 16, G. I p. 80.
id. Bel mes qeu chant en aqel mes. id. W. I p. 41.
fol. 25 b: id. Qant ueu la laudetta mouer. ib. p. 32.
fol. 26 a: id. Qan par la flor iostal uer foil. ib. p. 19.
fol. 26 b: id. Conort ara sai eu ben. ib. p. 26.
id. Eram consillaç signor. ib. p. 34.
fol. 27 a: id. Ben man perdut lai deuer uentador. ib. p. 20.
fol. 27 b: id. Lo reissegnol ses baudeia. id. G. I p. 40, 155.

fol. 28 a: id. Qvant par la flor lerba fresca et la folla. id. W. I p. 44.
id. Non es merauella seu chan. ib. p. 36.
fol. 28 b: id. Lo temps uai et uen et uire. id. G. I p. 72.
fol. 29 a: id. Ara non uei luser solel. ib. p. 20, 154.
fol. 29 b: id. Est ai cumhom esperduç. id. W. I p. 42.
id. Per escobrir lo mal pes el cossire. id. G. I p. 73, 155.
fol. 30 a: id. Pel dolç chant qel resignol fai. id. W. I p. 21.
fol. 30 b: id. Lan qant uei foilla. id. p. 14, G. I p. 88.
fol. 31 a: id. En cossirer et en esmai. id. G. I p. 69.
fol. 31 b: id. Pos mi preiaç segnor. id. W. I p. 39.
id. Qan la foilla sobre larbre sespan. ib.
fol. 32 a: id. Tuit cil qe preion qeu chan. ib. p. 29.
fol. 32 b: id. Lan qe uei per mei la landa. id. G. I p. 71.
tençon. Segner qal penriaç uos. id. W. II p. 32.
fol. 33 a: tençon. Em rambaut pros donna daut lingnage. Rayn. Ch. V p. 213.
fol. 33 b: tençon. En maenard ros ab saubuda.
tençon. Segner jaufre respondez me sius plaz. (Geht über in die Tenzone Perdigons ses uasalatge, wird aber fol. 47 b fortgesetzt). Ber. 1.
fol. 34 a: tençon. Peire uidal pos far mauen tençon. Rayn. Ch. IV p. 23.
tençon. Segner en blancaç de donna pros. ib. p. 27.
fol. 34 b: tençon. Em ranbaut ses sas ben. ib. p. 25.
fol. 35 a: Guidus dUxelus. Se bem partes mala dona de uos. Mahn G. I p. 90.
id. Anc de chantar nom fail cor ni raços. Rayn. Ch. III p. 379.
fol. 35 b: id. Ben feira chanços plus souen. Ber. 1.
fol. 36 a: id. De tantam guisam menamors. ib.
fol. 36 b: id. Estat aurai de chantar. P. O. p. 304. (Folgen 4 coblas von späterer Hand.)
fol. 37 a: NUc de Brundel. Cortesamen mou amoncor mesclança. Rayn. Ch. III p. 315.
id. Qant lo dreiç temps uen gaban eriden. Mahn G. I p. 50.
fol. 37 b: id. Aram nafron li sospir. Ber. 1.
fol. 38 a: tençon. Dalphin responses moi sius plaz. Mahn G. II p. 128 bis. (Folgt eine cobla von späterer Hand.)
fol. 39 a: Naruart Daniel. Lo ferm uoler qinç el cor mintra. id. W. II p. 70, G. I p. 88.
id. Cançon dolç Moç son plan e prim. id. G. I p. 28, II p. 112, 113.

fol. 39 b: id. Ar uei uermeilç uers blaus blancs egrox. ib. II p. 7, 107.
fol. 40 a: id. Anc eu nolac mas ela ma. id. W. II p. 72.
fol. 40 b: id. Si fos amors de ioi donar tan larga. id. G. I p. 56, II p. 111, 112. (Folgen einige coblas von späterer Hand.)
fol. 41 a: Guilem de Leisdet. Pos tan mesforça amor. id. W. II p. 41.
fol. 41 b: id. Dona eu uos sui messagers. ib. p. 42.
fol. 42 a: id. tençon. Segner naesmar de chausez de tres baros. Ber. 1.
fol. 42 b: (Coblas von späterer Hand.)
fol. 43 a: Ricardus Birbiscelus. Atressi com lo lios. Mahn G. I p. 21.
id. Atressi com perciuaus. P. O. p. 276.
fol. 43 b: id. Tut demandon qes deuengut amors. Rayn. Ch. III p. 455.
fol. 44 a: id. Ben uolria saber damor. ib. p. 457.
id. Lo nous mes dabril comença. ib. p. 453.
fol. 44 b: id. Atressi com lo lifanç. ib. V p. 433.
fol. 45 a: tençon. Perdigons uostre sen digaç. Mahn W. II p. 97.
fol. 45 b: tençon. Gauselms faidiz de dos amics corals. Ber. 1.
fol. 46 a: Perdigons. Ben aiol mal elaffan el cossir. Rayn. Ch. III p. 344.
id. Lomals damors ai eu ben toç apres. Mahn W. I p. 331, G. II p. 39.
fol. 46 b: id. Trop ai estat qe bon esper no ui. id. G. II p. 159 bis.
fol. 47 a: id. Tvt temps mi ten amors de tal faiçon. Rayn. Ch. III p. 348.
tençon. Uns amics et una amia. Mahn G. II p. 238.
fol. 47 b: Fortsetzung der Tenzone fol. 33 b: Segner Jaufre etc.
fol. 48 a: Rambaut de Uagten. Tan no cuidei ueçer. Mahn W. I p. 372.
fol. 48 b: id. Gerra ni plaich non son bon. Ber. 1.
fol. 49 a: id. Leu pot hom gauç et preç auer. Mahn G. I p. 163, II p. 167.
fol. 49 b: id. Eissamen ai geriat ab amor. ib. I p. 33.
fol. 50 a: id. Dvn saluç mi uoil entremetre.
id. Si de trobar agues meillor raçon. id. W. I p. 68. (Folgt eine cobla.)
fol. 51 a: Gançelus Faiditus. Moncor emi ema bonas chanchos. id. G. I p. 42, II p. 145, 146.
id. No malegra chanç ne criç.

fol. 51 b: id. Som pogues partir son uoler. id. I p. 77, II p. 121 bis, 122.
fol. 52 a: id. For chausa es e tut lo mager dan. id. W. II p. 92.
fol. 52 b: id. Chant et deport ioi donnei et solaç. ib. p. 103.
fol. 53 a: id. Son pogues partir son uoler. s. o.
id. Lo gen cors honraç. id. G. I p. 38, II p. 140, 141.
fol. 55 a: Raimont de Miraual. Ben magradal bel temps destiu. ib. I p. 23.
id. Aissi con es genser pascors. ib. p. 7.
fol. 55 b: id. Tals ua mon chan enqeren.
fol. 56 a: Gançelus. Toç me cuigei de chançons far sofrire. id. W. II p. 105.
fol. 56 b: id. Tvit cil qi amon ualor. ib. p. 91.
fol. 57 a: id. Tan sui ferms e fis ues amor. id. G. I p. 61, II p. 153, 154.
id. Lo reseillolet saluage. id. W. II p. 85, G. II p. 155.
fol. 57 b: id. Ben fora contra lafan. id. G. I p. 35, II p. 132, 133 bis.
fol. 58 b: Si anc nuls hom per auer fin corage. id. W. II p. 88.
id. Coras quem des benenança. id. G. I p. 75, II p. 151 bis.
fol. 59 a: id. Jamais nuls temps non pot ren far amors. ib. I p. 71, II p. 136, 137, 138.
fol. 59 b: id. Tant ai sofert longamen greu afan. id. W. II p. 83.
fol. 60 b: Arnaut de Miroil. Franqes e nurriment. ib. I p. 159.
id. La franca captenença. ib. p. 148.
fol. 61 a: id. A grant honor uiu cui iois cobiç. ib. p. 156.
fol. 61 b: id. Sens ioi non es ualors. ib. p. 167.
fol. 62 a: Raimont. Sil que non uol audir chanchos. ib. II p. 123.
id. Apena sai dunt ma preng. ib. p. 121.
fol. 62 b: id. Bel mes qeu chant e condei. ib. p. 128.
fol. 64 a: id. Si com li peis an en laiga loruida. ib. I p. 161.
fol. 64 b: id. Aissi com mos cors es. ib. p. 171.
fol. 65 a: id. Anc uas amor nous poc res contradire. ib. p. 157.
fol. 65 b: id. Molt eran dolç mei cossir. ib. p. 170.
id. Sim destregnes donna uos et amor. ib. p. 158.
fol. 66 a: id. Aissi com cel qe ama non amaç. ib. p. 164.
fol. 66 b: id. La gran beutaç el fin ensegnameç. ib. p. 150. (Folgt eine cobla.)
fol. 67 a: Petrus Uitalus. Bem pac diuern et destiu. ib. p. 219.
fol. 67 b: id. Nuls hom non pot damor gandir. id. G. I p. 47, II p. 60.

fol. 67 b: id. Ges pel tem fer et brau. Bartsch, P. V. p. 16.
fol. 68 a: id. Qant hom onrat torna engrant paubrera. Mahn G. I p. 26, 147.
fol. 68 b: id. A lei non ual força ni engeng queu qera.
id. Anc no mori per amor ni per al. ib. p. 18, 148.
fol. 69 a: id. Sim laissaua de chantar. id. W. I p. 239.
fol. 69 b: id. Bonauetura don deus al pesans. id. G. I p. 25, II p. 56.
id. Qvant hom es en autrui poder. ib. I p. 53.
fol. 70 a: id. Pos tornat sui en proença. id. W. I p. 224.
fol. 70 b: id. Mara miga dolç et franca. ib. p. 238.
id. Tant ont ben dit del marqes. ib. p. 229.
fol. 71 a: id. Ben uiu agrant dolor. id. G. I p. 25.
fol. 71 b: id. De chantar mera laissat. id. W. I p. 226.
fol. seq. a. id. Per pauc qe de chantar nun lais. ib. p. 227.
id. Plus qel paubres qe iaç en ric ostal. ib. p. 222.
fol. 72 a: id. Tainç bon torneiç ai bastit.
id. Baron ihesus qi en la croç fomes. ib. p. 231.
fol. 72 b: id. Molt me bon e bel. id. G. I p. 44, II p. 57.
fol. 73 a: id. Tan me plaç. ib. II p. 62, 63.
fol. 73 b: id. Seu fos en cort o hom tengues dreitura. ib. I p. 55, 148.
fol. 74 a: id. Estat ai gran saison. ib. p. 149.
fol. 74 b: id. Deus en sia graçis. id. W. I p. 236.
fol. 75 a: id. Ben magrada la conuinent saços. id. G. I p. 134, II p. 55, 56.
id. Si tot lestius es bel et gent.
fol. 76 a: Perolus. Dvn bon uers deu pensar com sel feces. id. W. II p. 20, G. I p. 158.
id. Mencion ai totta en uers mesa. id. W. II p. 11, G. I p. 175.
fol. 76 b: id. Del seu tort farai emenda. id. G. I p. 161, II p. 161 bis.
fol. 77 a: id. Car no mabelis solaç.
fol. 77 b: id. Manta gent mo mal rasona. id. W. II p. 3.
id. Ben dei chantar pos amors mo ensegna. ib. p. 2.
fol. 78 a: id. Dun sonet uau pessan. ib. p. 17, G. I p. 158, II p. 164 bis.
id. Qora qem feçes doler. id. W. II p. 4, G. I p. 82.
fol. 78 b: id. Per dan qe damor mi uegna. id. W. II p. 24, G. I p. 162.
fol. 79 a: id. Si ben sui loing et entre gent estragna. id. W. II p. 18, G. I p. 54, 157.
u. 79 b: Coblas von späterer Hand.

fol. 80 a: Çirardus Brunelus. Sem sentis fidels amicx. id. G. I p. 77.
id. La flor del uerçan. Ber. 2.
fol. 81 a: id. Qvant lo freç el glaç e la neuş. Mahn G. I p. 75.
fol. 81 b: id. De chantar mi fora entremes. ib. p. 144.
fol. 82 a: id. Qvant creis la fresca folla el rams. Ber. 2.
fol. 82 b: id. Abanç qel blanc poi sia uert. Mahn G. I p. 1.
fol. 83 a: id. Gen maten. Ber. 2.
fol. 84 a: id. Nulla res achantar no fail. ib.
fol. 84 b: id. Era sim fos engrat tengut. Mahn G. I p. 129, 146.
fol. 85 a: id. Jam uai reuenen. id. W. I p. 192.
fol. 86 a: id. Sieus qer conseil bellamia alamanda. Ber. 2.
fol. 86 b: id. Allegrar mi uolgreu chantan. Mahn W. I p. 189.
fol. 87 a: id. Sanc ior agui ioi ni solaç. id. G. I p. 76.
id. Ci per mon sobre toç non fos. id. W. I p. 203.
fol. 88 a: id. Ben mera bels chantars. id. G. I p. 135.
fol. 88 b: id. Mamiga me mena estra lei. Ber. 2.
id. On plus la uoil mens lauei.
fol. 89 a: id. Ben es dreg pois en tal port. Mahn W. I p. 210.
fol. 89 b: id. Jois si ab comensamenç. ib. p. 212.
fol. 90 a: id. Car non ai ioi que mauun de chantar. Ber. 2.
fol. 90 b: id. Ben conuen pos ia basan ram. Mahn G. I p. 136.
fol. 91 a: id. Nom plaç chans de rosignol. Bartsch L. p. 66.
fol. 91 b: id. Aco mauen dieus maiut.
fol. 93 a: id. Un sonet nouel faç. Mahn W. II p. 29, G. I p. 79.
id. Aqest terminis clars e genç. id. W. I p. 194.
fol. 93 b: id. Ben deu en bona cort dir. id. G. I p. 69.
fol. 94 a: id. Sis sienç oplas aturs noi ual. Ber. 2.
fol. 94 b: id. Obs magra si mo consentis. ib.
fol. 95 b: Coblas von späterer Hand.
fol. 96 a: id. Alegrar mi uolgreu chantan. Mahn W. I p. 189.
fol. 96 b: id. Sera non pueia mos chanç. ib. p. 200.
id. Etu iat fais cognoscens.
fol. 97 a: id. Leo chançoneta euil. Ber. 2.
fol. 97 b: id. Guant la bruna aura ses lucha. ib.
fol. 98 a: id. A ben chantar couen amars. Mahn W. I p. 187.
fol. 98 b: id. Gens de sobre uoler nom toill. Ber. 2.
fol. 99 a: id. De chantar ab deport me for. Mahn G. I p. 143.
fol. 99 b: id. Un sonet faç maluaç e bon. ib. p. 78.
fol. 100 a: id. Los apleç ab qeo suell. Ber. 2.
fol. 101 a: id. Qanc brancal bronder. ib.
fol. 101 b: id. Ar auzireç en chabalir cantar. Mahn G. I p. 130.
fol. 102 a: id. Per solaço reuillars. id. W. I p. 201.
id. Gens aisi del tot non lais. Ber. 2.

fol. 103 a: id. En lhonor don tor en mon chan. Mahn W. I p. 209.
fol. 103 b: id. Qvi chantar sol ni sab de cui. Ber. 2.
fol. 104 a: id. Lo douç chanç dun auçel. Mahn W. I p. 206.
fol. 105 a: id. Qanc lo freg el glaç e la neus. id. G. I p. 75.
fol. 105 b: id. Arai grans iois que remenbra lamor. id. W. I p. 184.
fol. 106 a: id. Jes li poder nos parton peregal. (Einzelne Strophen.)
fol. 108 a: id. Ac si concel qi anc non ac consire. ib. p. 165.
fol. 108 b: id. Aisi concel qa pro de ualdors. ib. p. 343.
id. Lensegnament el prez ela ualors. ib. p. 163.
fol. 109 b: id. Lo jor qeus ui dona primieramen. ib. p. 109.
id. A ar conpri uostras beutaç. Rayn. Ch. III p. 354.
fol. 110 a: id. Lo dous consire. Mahn W. I p. 112.
fol. 110 b: id. Er sai qem uengut aliorn lonc. (Folgen einzelne Strophen.)
fol. 111 b: id. Canque nuls hom par dure de partie. (Folgen einzelne Strophen.)

Die hierunter befindlichen unbekannten Gedichte sind theils solche, welche in anderen Handschriften nicht begegnen, theils finden sie sich in der Mailänder und in der grossen Vaticanischen Handschrift wieder, aus denen bereits eine Anzahl derselben mitgetheilt sind. Doch wäre es möglich, dass jene noch in der umfangreichen Modeneser Handschrift angetroffen würden, wo sie sich jedenfalls in reinerer Form erhalten haben würden, als in welcher sie hier gegeben werden können.

fol. 4 a.

tençon (?).

Galtrer fui accalaon
E un chastel bels et bon
On trouei donna preiant
Cantan placent non ui mais
Et hanc on tan non retrais
Tant esos pretç cars ebons
Aisis enbeles foisons
Na iohana pretç et iaus uoi
Gida eops cadela eops pres
Donna eseuensoi gais
Nonen meraueliei uos
Ceop plus smart fai ioius.

Arnaldon per na iohana
Bal mais est etreuisana
E lombardia e toscana
Char segont cauie albons dire
Illi es depretç souerana
Per chieu enterra lontana
Farrai son bon pretç audir
Loset ior dela settemana
Narnalt ben floris egrana
Iois epretç amna iohana
Qel munt noes catalana
Tan ient sapz fair edir
Qiles cortes et umana
Mais de nulla christiana
Per chen fai son pretç bruzer
Tot drit lai par chastellana.

Qi de placers edonar
E de sauer esen edecomplida ualor
E de tot enseniamen
E de fin pretç esmerat
Conplit de fina beltat
Bolaudir nouas oson
An sen drit accalaon
E sus ape de la tor
Trouara uerament
Loient cos plen de dorsor

Donna iohana placent
E seo non ai dit ueritat
De zo queu ai deuisat
Per deus lors abbandon
Qi mostrer un sa faizon.

fol. 46 b.

balada.

Qvant escaualcai lautrer
Per lo chastel de monteian
Escaualcai per iacobin
Qe mester en auia gran
E regardai ius en una ualeta
Lau tuta ren luis eresplan
Per la clartat dun auinent roseta
Qe sen uai sola deportan
Vau men ale iosta le alimibreta
E salutaila enclinan.

Mon salut me rent tremolant
Segner deu uos meta enbonan
E uos don zo que anaz qirat
A ço queu non iaia dan
Deu confonda roberzon
Etaudeta iamais ma mistat non auran
Quen coi tot ior man lassata soleta
Laqual cosa nomauen mais oian
Nol farai mais nos uitant nessiera
Ben sai quen coi loconparan.

Tosetta de bella faizon
Ben saueç dir uostra raison
Laissaz estar questo sermon
Qe trobat auez compaignon
Per cui serez aunorada eseruida
Mais de trestant que de roberzon
Ne trouareç aior de uostra uida
Si tost uen renda gederdon
Cum effarai seuos mestat aisida
De zo quen uos querrai perdon.

Segner nomes bel ni mes bon
Q ia mon cors uos abandon
Ben me podez querir tal don
Qeu uos diria ben de non
Ia deu non plaz queu faz tal fallida
E seu la faz non mel perdon
Qe uos digaz que uos mamaç chausida
En uer seu força non son
Tant malament mauez oi assallida
A coitada deus esperon.

O toseta sel ue plaugues
Humilitat echausiment
Ancor nai mais de cinquecent
Entre frere cosin eparent
Per tuttuzo remaner non poiria
No sui tant coat ni tant lent
Qel pro guillem ma sina diria
Qeu fust coart et recredent
Qel que signor delacaualaria
E deles armas pro eualent.

fol. 55 b.

Raimont de Miraual.

Tals ua mon chan enqeren
Perço qen semblen plus gais
Qe dautra part sen irais
Qant aut mos diç els enten
Talia per çelosia
Druç qe no segon uia
Qe a bon amor satag
Conosc qe men son estrang.

Eu non chant per autre sen
Mais per ço qamors non bais
E qe donnas uallon mais
Per lo meu ensegnamen
Eu non dic qe donna stia
Qe non am quom que sia
Mas genser les sil soffrang
Qe si fais maluas gadang.

Ne ia per chastiamen
Nul son bon estar non lais
Pos conois qals es sauais
O qals es pros issamen
Qals es fis ni qals galia
E sadunc sos miels non tria
Deus li don ço dunt se plang
Donna pos sa ualor frang.

Pos madonna ma couen
Cautramic non am ni bais
Ia deus nun sia uerais
Se ia per nullaltral men
Qen lei ai tot qant uolia
Damor e de druderia
Ni menor ioi ni plus mang
Non uoil sab leis mi remang.

Qi uol solaç auinen
Ves na gillelma seslais
On preç e beautaç e iais
Ses pausaç sobre iouenç
Per qel tramet per paria
Ma chanchon qella chastia
E se las fer enlerang
Prenda laur elais lestang.

De midon tenc em balia
Miraual ma tutta uia
Vol la contessa gadang
E tot son dampnaie plang.

Ves naundeiar on qeu sia
Port eu tant de segnoria
Cab sos amics macompang
E los enemics estrang.

fol. 75 a.

Petrus Uitalus.

Si tot lestius es bel et gent
No sui iausenç
Cus marrimenç
Mi uen de lai
Don soli auer mon cor gai
Per qeu preç pauc abrir et mai
Car celam torna enon caler
Qim sol onrar e car tener
E seu pert mas bonas chanços
Els gais moç nis auinenç sos
Qeu solia per samor far
Non sai per qem deia alegrar.

Anc naç ni uius noil frais conuenç
Ni mandamenç
Mas car trop lenç
Tornei en lai
Ol seu gen cors soiornei ai
Tem mot qe lausengers sauai
Mi fan druç et donnas doler
E ioi baissar et descaçer
No mo fosson contrarios
E car sui del celar gignos
Degresser meilç mos pros çompar
Mas occaisos sun uoil trobar.

No mes esqis lo pensamenç
Qam nafrem uenç
Tan qe mos senç
Fui em desmai
E iamais chanços non ferai
Qe dreiç ni raiçon no cam nai
E pois non ai cor ni uoler
Com pos chantar ni çoi auer
Qeu non ai de lei bel respos
E seu cuich dir diç amoros
Il fach qe non degna escoltar
Gardaç comen dei esforçar.

Pero dels rius e des la genç
Ai dig cinc cenç
Laus auinenç
Per lei qim fai
Al peich qi pot e qe dirai
Non ren mas qe ben no porai
Mas seu li pogues mal uoler
Si deus mampar del meu poder
Li fora mals et orguollos
Mas non posc esser podoros
Cab un ris et ab un esgar
Me fai me meçeis oblidar.

Anc non agrius tan mal talenç
Ni tan cogenç
Segon paruenç
Con cil qeu sai
Per qeu nai dolor et esmai
Si ca perpauc los oils non trai
Com la uei em fai si temer
Qe neis dir noil aus plaçer
E donc pois mos plaiç no les bos
Remagna com sanc res no fos
Qeu no la puosc de ren forchar
Mas qan de ben dir e donrar.

(P)ois hom antius er greus manenç
Cansegnamenç
E chausimenç
Ab cor uerai
Fai sun drut iausent
Qan seschai
E qi pren cho camor li atrai
Si tot ses pauc ab mell qesper
Noi pot faillir cal seu plaçer
No len uegna rics guiçardos
Per qeu laus las honors
Els dols el col el mas qem feç baisar
Cel qe sap perdas emendar.

Nauierna mot mes amar
Car nous puosc souen remirar.

Segner naugaut nous sai lausar
Mas ab uos dauri mon chantar.

fol. 88 b.

Çirardus Brunelus.

On plus la uoil mens lauei
Bona uas me se desos forfaig
Noil soue tot esperdut
Des quil non salbira
Com eu millera otreiaç
Sobriaç
Per qe morai ma trobaç
E fai paruen
Caisim regna dreit nient.

Ges non cre qen fol feunei
Per qeo liore molt auer forfaig
Qui laten sil plaç
Qen tuit molt ben abelira
Sus pel cap colps dastelaç
Ab sapaç
E sis mestrai
Senblara descausimen
Dic mal sil oenten.

Bes taing qe la segnorei
Cassis coue canc maura forfaig
Qe iase mabe uendut
Zo qe mi pluuria
Cunc delora qeo fui naç
Apensaç
Sill soreatis
Noi flase som mandamen
Necis ni abescien.

Joios al rei faç presen
Dun don qen feç auinen
Vos seigner non conten.

fol. 91 b.

Çirardus Brunelus.

Aco mauen dieus maiut
Qera qant cug chantar plor
Seria ia per amor
Qe ma sobrat e uencut
E per amor nom uengais
Si fai donc per qe mirais
Ni qem fai languir
Qe non no sabria dir.

Caisi me es deuengut
Tot leo qeu perd ma ualor
E solaç non ma sabor
Esdeuenc anc mais adrut
Son eo drut non mi molais
Cades am forseis e mais
E uoil e diçir
Soi druç hoc qui pot sofrir.

Caras qe sol auulgut
Mi teing per fin amador
Amaire si deu ador
Soi eu fis e non remut
Lo corage nil biais
Damar leis per cui son gais
Nim uoil nim uir
Ni per lo cor ni consir.

E con non nai recebut
Masa de ben e donors
De las mans de mon segnor
Sia maxan retengut
E qe conuenç me frais
Tal bel qe lira matrais
E faran morir
Per qe son atur non uir.

Des uols dun ço ca uulgut
No non sai iam mer meillor
Sun trac mal que al greo ior
Natendom ma de saluç
Nan tis enos par esais
Dicaç hoc que se il iam bais
Segur me pot pleuir
Cauçir me pot o guarir.

Masa man mon dol cregut
Duns clan qen fan entrelor
Cil durçel per qe plusors
Seran mort e descauç
Quil cortesa on preç nais
E saber eiois uerais
Se cuda isir
Sil ouolon consentir.

Bels terai toç per sauais
Si lam leç isir
Elreis si uol consentir.

fol. 96 b.

Çirardus Brunelus.

Etu iat fais cognoscens
Oi eu edonç no mentenç
Qus mot faz fat aprendens
E senç maistria
Si fais ben tal es mons sens
Per que car uoil tota gens
Li porta garentia.

Quel seus gais cors couinens
Es asazaç emanens
De toç bon en segnamenz
E de cortesia
E ia nauras mal uollens
Con quen trop lauzar
Tenprens e quem graçiria.

Si eu ennimics e guerrers
Non faxia uolontiers
Cuns enoios folç pallers
Trop a chascuns dia
Fors qeu non soi sobranciers
Mas sellam blasmaua ogers
Eu loi combatuia.

Quel sieus noms es uertadiers
Elaus uers el presentiers
E si mera uis estiers

Ia non odiria
Car anc non foi cos dumiers
Dai tals lauçars plasentiers
Ni non oseria.

A tu que tang sors lauçars
Ia men forsa sobramars
Mais ten ualria calars
Ben dis gran follia
Que per dieu sol lo parlas
Madui tals cen bon pensars
Que qex men ualria.

Se tos diç no les cars
Non ten uolgras esser pars
Non ieu que sol le cuidars
Maiuda e menbria
So me uis toç mos afars
E ualran mais mos chantars
Per airal paria.

E sel bons reis dels nauars
Mi lausa de mans afars
Gairi noi diria.

fol. 110 b.

Çirardus Brunelus.

Er sai qem uengut al iorn lonc
Foilç sarenga sobre tronc
Don audauçel chans e refricns
Per plaisaç ca tengut enblonç
Lo freç mas era persom cinç
Intre la flors el brondel primç
Salegra chascun a son for.

Mas eo mesbaudisco endemor
Per un ioi damor qai alcor
Don mes douç desi reç tichiç
Qe mens qe serps desi qe mor
Men desloing per un braus fineç diç
An mes tot autre ioes obliç
Vers amors donc pauc bes auist.

Anc pos nadam colli del fust
Lo fruç don eqer em tuchi est tabust
Plus bella non esperec crist
Bel cors e gais e fresc e iust
Blanc elis plus duna matist
Tant eil bella qen sim trist
Car de mi noil pren mai desong.

Mas ieu non serai ia tan loing
De lamor qe maflamma em puing
Del cor ses parta ni ses chinç
Mas alaueç qant sesdeuing
La donc soi plus eclaus esimç
Damor non ne del flor ysops.

Queo uam tant qe menç na mort trops
E cuig qel ior me sia props
Camor me scara e cil sui uilç
E ges aitals no fora obs
Qel foc qe mard es tals qel nilç
Nol cuderia plus qe filç
Degaç sosteria una tors.

Mas eu tot sol sofre lardors
Mela penna qe uen damors
Ab dos desirs amain destriç
Enues palais ma colors
Mas eo serai anç ueil antichs
O tot blanc asi com nix
Anç qe de madonam clames.

Car dona f..s ualer ades
Lo plus ualeç e felç engres
Qe tals es frans e agradils
Qe se ia dona no ames
Ves totas pars fora eschiu
Meu soi al pros plus himiliu
E plus orgoillos al souais.

O mal mes dolç et saboriu
El pauc ben mana dom mi pais.

fol. 111 b.

Çirardus Brunelus.

Canque nuls hom par dure departie
Des trestre sau gel serai por raxon
Canc tortre qi pert son compagnon
Ne fu de mor nuls iors plus esboie
Chanscun plcra sa terre eson pais
Qant il se part eses corel amics
Mas il ne ne conge queque lom die
Si dolors con dami e damie.

Le reuoir ma mis en tal folia
Don ge mestoit garde mante saxon
Don ge morrai e se geu uiu ma uie
Uadra ben mort car cil qi es apris
Destre eu uoxee e chantant e ioliç
A pena ase qant sa ioie e fallie
Car si moroit tot auna foie.

Mout acroxer amoros acontendre
Daler adeo o de remaner ci
Ma nuls pos tan fin amor lasxai
No deurot pas tes afers enteprendre
Com non pot pas seruir atan seignor
Pero celui qui uot auer honor

No porroit pas remaner senç ones prendre
Dame per ço non me deue reprendre.

Si geu saus atretan aleprendre
Qe le conge me tormentas aisi
Ge laxaxe ma arma en uostre merci
Mage irai deu gratia e merci rendre
De ço qe lam me soferte un iorn
Qe ge fuisse baanç auostramor
Don ge men ten teing por pae de lentende.

Ai belle tute for de balance
Partir mestoit de noi sen recoure
Tante nai fat qege nol poi laxer
E se no fos del remaner uiutança
E reprocher ge alasse demander
Al fin amor conge del demorer
Mas non est de si tre gran uallança
Qel uostrami non de far fallança.

Un conort ai de nostre deseurançe
Qe nauoie adeu qe reprocher
Ma qant per lur mauen de uoi logner
Ge non sai ren de maiore reprochança
Car cui dieus fai partir e seurer
De tal amor qe non pot retourer
En fosse ma dira e de penetança
Qe ne faroit le rois sele so frança.

Ben teing per fol cel qui uai utra mar
Qi pren conge de sa dama alaler
Ma mandali de lombardia en fraça
Qe le conge dobla la desirança.

8.

Die anderen beiden Manuscripte der Riccardi'schen Bibliothek sind Papierhandschriften jüngeren Ursprungs, von denen anzunehmen ist, dass sie aus noch vorhandenen älteren Manuscripten gezogen sind. Die eine, Cod. 2981, ist auf 288 Quartseiten deutlich geschrieben und enthält auf ihrem ersten Blatte folgende Notiz:

1594.

Questo libro fatto copiare da uno di M Marcello Adriani in cartapecora di carattere assai antico; et riueduto et corretto da me con molta fatica, prego ciascuno à chi peruerrà nelle mani dopo me à tenerlo in pregio, poiche hoggi i libri de Poeti antichi prouenzali etiamdio nell' istessa Prouenza sono quasi spenti, però chi non si dilettasse di Poesia, o non si uolesse affaticare in intendere tal linguaggio, tengane conto almeno per conseruar lo à gli eredi soi, che quanto per l'auuenire andrà acquistando più antichità, tanto in maggiore stima sarà da tenere; et auegna che à chi giugnerà nuouo tal idioma da prima li parrà oscuro, non si disperi che con il farci un poco di pratica andrà di mano in mano acquistando più intelligenza, di maniera che ne intenderà gran parte sicome è interuenuto à me Piero di Simon del Nero con molta mia satisfatione, quando non fusse per altro, per molte uoci che sono in Dante, et negli altri buoni autori di que tempi; et la maggior mia fatica è stata nel trouare i libri, et nel corrigerli.

Den Inhalt der Handschrift bildet zunächst eine Auswahl einzelner Strophen, mit Angabe der Anfänge der Lieder, denen dieselben entnommen sind. Hin und wieder findet sich darunter eine Reihe zusammenhängender Strophen; vollständig scheinen folgende Gedichte:

p. 1. (P)artimenz den sordel et den bertran dalamanon. Bertran lo ioi de dompnas e damia. (7 Str.)

p. 3. Coblas den granet. Pos al comte es uengut en corage. (3 Str.)

p. 5. En Sordel. (Q)an plus creis dompnal desireis. ($3^1/_2$ Str.)

p. 12. En Sordel. Lai al Comte mon segnor uoill pregar. ($3^1/_2$ Str.)

p. 22. Gauselm faiditz. Som pogues partir son uoler. (4 Str.)

p. 30. Peire uidals. Qant hom es en autrui poder. (4 Str.)

p. 57. Namerics de peguillan. Amors a uos meteissamen clam de uos. (4 Str.)

p. 67. Namerics de belenoi. Nuls hom non pot complir adrechamen. ($5^1/_2$ Str.)

p. 100. Namerics de Sarlat. Fis e leials e senes tot engan. (5 Str.)

p. 104. Nazemar lo Negre. Ben uolgra sesser pogues (5 Str.)

p. 110. Cadenet. Com dona ric corage. (5 Str.)

p. 113. id. De nulla re non es tan granz cardatz. (3 Str.)

p. 115. Lo Frabreduses. Locs es qom de deu alegrar. (5 Str.)

p. 117. Guillems de la Tor. Si mos fis cor fos de fer. (5 Str.)

p. 120. Ugiers de Viena. Per uos bella dolz amia. (5 Str.)

p. 124. Ramonz Bistortz d'Arle. Aissi com arditz entendenz. (6 Str.)

p. 126. id. Aissi col fort castel ben establitz. (6 Str.)

p. 130. id. A vos meillz de meill qom ue. (6 Str.)

p. 140. Bertraz Dalamanon. Pos tant uolon tuit saber. ($3^1/_2$ Str.)

p. 147. Lanfrancs Cigal. Ges eu non sai com hom guidar se deia. ($5^1/_2$ Str.)

p. 150. Montagnagot. Nuls hom non ual ni deu esser prezatz. ($6^1/_2$ Str.)

p. 154. id. Qui uol esser agradanz ni plazen. (5 Str.)

p. 168. Formit de Perpegnan. Un dolz dezirs amoros. (4 Str.)

Diesen Auszügen sind einige coblas esparsas angehängt, die bis p. 175 reichen. Den übrigen Theil der Handschrift, p. 176—288, nimmt die Biographie Bertran's von Born ein, mit folgenden eingestreuten Gedichten desselben:

p. 178. Ges eu nom desconort.

p. 182. Non posc mudar qun chantar non esparia.

p. 189. Pos als baros enoia elor pesa.

p. 194. Al dolz nou termini blanc.

9.

Die andere Papierhandschrift, Cod. 2814, ebenfalls in Quart, besteht aus zwei verschiedenen Theilen, die dem 17. oder 18. Jahrhundert angehören. Der erste, ältere, in kleinerem Format und etwas undeutlicher Schrift, ist 251 Seiten stark; voraus gehen 3 unpaginirte Blätter, deren erstes mit folgender Notiz beginnt, aus welcher das Original, wenn es sich fände, leicht zu erkennen sein würde:

Cu bernartz amoros clergues scriptors daqest libre si fui daluergna don son estat maint bon trobador e fui duna uilla qe a nom saint flor de planeza e sui usatz luenc temps per proensa per las encontradas on son mout de bonz trobadors et ai uistas et auzidas maintas bonas chanzos. et ai apres tant en lart de trobar qeu sai cognoisser e deuezir en rimas et en uulgar et en lati per cas e per uerbe lo dreig drobar del fals. per qeu dic qe en bona fe eu ai escrig en aqest libre trechamen lo miells qieu ai sauput e pogut. e si ai mout emendat daquo qieu trobei en lissemple. don ieu o tiein e bon e dreig segon lo dreig lengatge. per qieu prec chascun qe non sentrameton de emendar egranmen qe si ben i trobes cors de penna en alcuna letra. chascuns hom si truep pauc no saubes pogra leumen auer drecha lentencio. et autre s tail non cuig que i sia bonamen. qe granz faillirs es dome qe si fai emendador sitot ades non a lentencion. qe maintas uetz per

frachura dentendimen uenon afollat maint bon mot obrat primamen e dauinen razo. si com dis uns sauis. blasmat uenon per frachura dentendimen obra pura. maintas uetz de razon prima. per maintz fols qes tenon lima. mas ieu men sui ben gardatz qe maint luec son qeu non ai ben aut lentendimen per qieu non ai ren uolgut mudar. per paor qieu non peiures lobra qe truep uolgra esser prims e sutils hom qi o pogues tot entendre. specialmen de las chanzos den Giraut de borneill lo maestre e son en qe libre chanzo. e siruentes. e descort. e tenzon. 3. — dccv.

Darauf folgen Gedichte und kurze Biographieen, jene mit Absetzung der Strophen, doch ohne Versabtheilung geschrieben, diese den Gedichten Einiger vorangeschickt, wie nachstehendes Verzeichniss ergiebt.

p. 53. id. Qar non ai ioi qe maon.
p. 54. id. Sim sentis fizels amics.
p. 55. id. Ar ai grand ioi qem remenbra lamor.
p. 57. id. Sil cors nom nistra dreg.
p. 58. id. De chantar ab deport.
p. 59. id. Ben couen pos ia bassail ram.
p. 61. id. Avanz qeil blanc poig sian vert.
p. 62. id. Chant em broil ni flors enuerjan.
p. 63. id. Sazo e luec e cor e sen.
p. 64. id. Ai los comuer qe as amics.
p. 65. id. Totz temps mi sol.
p. 67. id. Nom platz chantz de rossignol.
p. 68. id. Al plus leu qeu sai far chanzos.
p. 69. id. Vn sonet nouel faz.
p. 70. id. Si sotils senz e planz aturs nom ual.
p. 71. id. Sim plagues tan chantz.
id. A penas sai comenzar.
p. 72. id. A semblan me fai dechazer.
p. 75. Bernart del Ventador. Pos mi preiatz segnior.
p. 76. id. Amors anqeraus preiaua.
p. 77. id. Quant par la flors iostal vert foil.
p. 78. id. Cant par la flors lerba fresca la foilla.
p. 79. id. Aquest terminis clars e gens.
p. 80. id. Per miels cobrir lo mal pens el cossire.
p. 81. id. Pel douz chant qel rossigniols fai.
p. 82. id. Chantars non pot gaire valer.
p. 83. id. Le bel temps de pascor.
p. 84. id. E maint engiein torn euira.
p. 85. id. Lo rossigniols sesbaudeia.
p. 86. id. Bel mes qeu chant en aqel mes.
p. 87. id. Ab ioi mou louers el comenz.
p. 88. id. Lonc temps'a qieu non chantei mai.
p. 89. id. Amors e qeus es veiaire.
p. 90. id. Era nouei luzir soleil.
p. 91. id. Cant uei la lauzeleta mouer.
p. 92. id. Non es merauilha sieu chan.
p. 93. id. Conortz era sai ieu be.
id. Lant cant vei la fueilha.
p. 94. id. Tant ai mon cor plen de ioia.
p. 95. id. Be man perdut en lai ves ventador.
id. Ges de chantar nom pren talanz.
p. 96. id. Eram cosseilhatz segnior.
p. 97. id. Bem cugei de chantar suffrir.
p. 98. id. Cant la douza aura uenca.
id. Can lerbes vertz e fueilla par.

p. 99. id. Estat ai con homs esperdutz.
p. 100. id. De lai on son mei desir.
id. Ab lo douz temps qes renouella.
p. 101. id. Amors menuida em somon.
p. 102. id. Jamos chantars nomer honors.
p. 103. id. Lo temps vai e ven es vire.
p. 104. Arnautz Daniel. (Biogr.)
p. 105. Ab nou sonet coinde e leri.
p. 106. id. Lo ferm voler qel cor mintra.
id. Doutz braitz ecritz.
p. 107. id. Ar vei vermeils vertz blaus blancs groecs.
p. 108. id. Qant chai la fueilla.
p. 109. id. Lancan vei fueilla e frug.
p. 110. id. Amors e iois e luecs e temps.
id. Lauramara fals broils brancutz.
p. 112. En Folqetz de Marseilla. Pos entrames de sui de far chanzos.
p. 113. id. Fin amors a cui me sui datz.
id. Si com cel qes tant greuatz.
p. 114. Peire Vidals. (Biogr.)
p. 115. Per miels suffrir lo maltrag e lafan.
p. 116. id. Si col paubres qe iai en ric ostal.
p. 117. id. Lo douz temps de pascor.
id. Plus ai de telan qe non sueil.
p. 118. id. Aissi con mos cors es.
p. 119. id. De chantar mera laissatz.
p. 120. id. Aram va miels qe no sol.
p. 121. id. Lo rossignols chanta tan douzamen.
p. 122. id. Son ben apoderatz.
p. 123. id. Amors propsui de la bera.
p. 125. Peire dAluergne. Cui bos vers agrada auzir.
p. 126. id. Gent es mentrom va lezer.
p. 126 bis. id. De dieu non puesc pauc parlar.
p. 127. id. Chantarai daqels trobadors.
p. 130. id. Dieus vera vide verais.
p. 132. Gaucelms Faiditz. Lo gens cors onratz.
p. 133. id. Rason e mandament.
p. 134. id. Per ioi del temps qes fluritz.
p. 135. id. Mout menuiet oguan lo coindetz mes.
p. 136. id. Jamais nuls temps nom pot ren far amors.
p. 137. id. Tant ai suffert loniamen grant afan.
p. 138. id. Tug cil qe amo valor.
p. 139. id. Gauzens a gran benanansa.
p. 140. id. De solatz e de chant.
p. 142. id. Nom alegra chantz ni critz.

p. 143. id. Tot so qe pert dels truans amadors.
p. 144. id. De faire chanso ai estat gran sazo.
p. 145. id. Oi iamais nos sia guitz.
p. 146. id. Si tot ai lauzat mon chan.
p. 147. id. Anc nom parti de solatz ni de chan.
p. 148. id. Omais taing qe fassa parer.
p. 149. id. A semblan del rei tyhes.
p. 151. id. Chant e deport ioi dompnei e solatz.
p. 152. id. Mout apoignat amors en mi delir.
p. 153. id. Can la fueilla sobre larbre sespan.
p. 154. id. Mon cor e mi e mas bonas chanzos.
p. 155. id. Fortz causa es qe tot lo maier dan.
p. 156. id. Ges nom tueill nim recre.
p. 157. id. Lo rossignolet saluatge.
id. Bem platz e mes gen.
p. 158. id. Si anc nuls hom per auer fin coratge.
p. 159. id. Gen fora contra lafan.
p. 160. id. Chascus hom deu conoisser e entendre.
p. 161. id. Si tot nonqa ses grazitz.
p. 162. id. Lonratz iauzens sers.
p. 163. id. De leis cui am de cor e de saber.
p. 164. id. Er consir e plaing.
p. 165. id. Maintas sazos es hom plus volontos.
p. 166. id. Del gran golfe de mar.
(p. 167.) En Folqetz de Marsilia. (Biogr.)
Gaucelm Faiditz. (Biogr.)

Auf dem Umschlage steht noch ein Gedicht: Ab cor trist enuironat desmay, aber unvollständig. Damit endet ein Heft, und es beginnt ein neues von derselben Hand, in grösserem Format, auf dessen Umschlage sich wiederholt der Name Jaques Tessier de Tarascon findet. Auf der Rückseite desselben folgt:

En Peirols. (Biogr.)
p. 167 bis. Nuls hom non sauci tan gen.
p. 168. id. Del seu tort farai emenda.
p. 169. id. Dun sonet vau pensan.
p. 170. id. Mentencion ai tot en un vers messa.
id. Camjat ai mon consirer.
p. 171. id. Pos de mon ioi vertadier.
p. 172. id. Tuit cil qem pregon qieu chan.
p. 173. id. Cora qem fezes doler.
p. 174. id. Tuit mei dezir son damor e de chan.
id. Tot mon engien e mon saber.
p. 175. id. Mout mentremis de chantar voluntiers.
p. 176. id. Eu non lauzarei ia mon chan.
p. 177. id. Atressi col cirues fai.

p. 177. id. Deusa la razon qeu sueil.
p. 178. id. Ben noual hom ioues qe nos periura.
id. Quora camors veilla eu chan.
p. 179. id. Ab gran ioi mou maintas vetz e comenza.
p. 180. id. Cant amors trobet partit.
p. 181. id. Lo clar temps vei brunezir.
p. 182. Peire Raimon de Tholoza. Pensament ai e consir.
p. 183. id. Si com celui qa seruit son segnior.
p. 185. id. Pos comgnhat ai de far chanzo.
p. 186. Raembautz dAurenga. Pos tals sabers mi ven en creis.
p. 187. id. Amouers darai chanson.
p. 188. id. Joglar fe qe deu dei.
p. 189. id. Ben seschai qem bona cort.
p. 190. id. Ab nou cor e ab nou talen.
p. 191. id. Ben sai qa cels seria fer.
p. 192. id. Als durs crus cozens lauzengiers.
p. 193. id. Non chant per auzel ni per flor.
p. 194. id. Sols soi qi sai lo sobrafar qim sortz.
p. 195. id. Er sespan la flors enuersa.
p. 196. id. Una chansonetta feira.
p. 197. id. Un vers farai de tal mena.
p. 198. id. Pos trobars plans.
p. 199. id. Aissi mou un sonet nou.
p. 200. id. Car vei qe clars chanz sabriua.
p. 201. id. Ar mer tal un vers faire.
p. 202. id. Ans qe lhaura brunas cal.
p. 203. id. Brais chanz qils critz.
p. 204. id. Escoutatz mais no sai qe ses.
p. 205. id. Clars douz e fis del bazeresc.
p. 206. id. Eu no sui ies mals e astrucs.
p. 207. id. Ara non siscla ni chanta.
p. 208. id. Al prim qeil rim sorzen sus.
Gaubertz de Poicibot. (Biogr. unvollständig.)
p. 212. id. Una granz amors corals.
id. Merces es en chazimenz.
p. 213. Pons de Capdueil. (Biogr.)
p. 214. Si ai perdut mon saber.
id. Tot franchament dona veng deuant vous.
p. 215. id. Anc mais nuls hom non fon apoderatz.
p. 216. id. Lamoros pensamenz.
p. 217. id. Ben es fols cel qi reigna.
p. 218. id. De totz chaitius sui eu aicel.
p. 219. id. Qui per nesci cuidar.
id. So qom plus vol e don es plus cochos.

p. 220. id. Leials amics cui amors ten ioios.
p. 221. id. En tanta guizam mena amors.
p. 222. id. Aissi mes pres con cellui qi cercan.
p. 223. id. Sanc fiz ni dis nulla sazon.
p. 224. id. Humils e francs e fiz soplei vas vos.
p. 225. id. Ja nom er hom tan pros.
p. 226. id. Se totz los gaugz els bes.
p. 227. id. Longa sazon ai estat vas amor.
p. 228. id. Tant mi destrein uns desconortz qem ve.
id. Tuit diten qel temps de pascor.
p. 229. id. Merauilme compot nuls hom chantar.
p. 231. La comtessa de Dia. Chantar mer daisso qeu non volria.
p. 232. ead. Ab ioi e ab iouen ma pais.
p. 233. Naimeric de Belenoi. Aram de streing amors.
id. Cel qi promet a son coral amic.
p. 234. id. Pos legais temps del pascor.
p. 235. id. Merauil me com pot hom apellar.
p. 236. id. Domna flor damor.
p. 237. En Bertran de Lamanno. Lo segles mes cambiatz.
p. 238. id. Una chanzon dimeia ai telan.
p. 239. id. Del assal de Proenzam doile.
p. 240. Peire Milon. Pois qe dal cor mauen farai chanzos.
p. 241. id. Qant on troba dos bos combatedors.
p. 242. id. Si con lo metges fa crer.
p. 243. id. Aissi mauen con cel qi seigniors dos.
p. 244. id. Pos luns auzels en vas lautre satura.
p. 245. id. Per pratz uertz ni per amor.
p. 246. id. Sieu anc damor suferc ni mal ni pena.
p. 247. id. A vos merces voil retrair mon afaire.
p. 248. Vas vos soplei domna primeramen.
p. 249. Lo uescoms de saint Antoni Raimon Jordan. Ben es cambiatz ara mos pessamenz.
p. 250. id. Per qal forfag o per qal faillimen.

Am Schlusse von p. 251 steht von derselben Hand: Jacopo Teissier de Tharascone. — Der zweite Theil der Handschrift, besser geschrieben und jüngeren Ursprungs, besteht aus 40 Blättern, welche zunächst den Donatus provincialis (fol. 1 a. — 15 a.) und die Rasos de trobar de R. Vidal (fol. 15 b. — 28 b.) enthalten. Darauf folgt (fol. 28 b.) die Notiz: Eu Bertaz amors clergues scriptors daqest libre etc., wie oben, und dahinter (von fol. 29 b. an) die Biographien von: Giraut de Bornel, Arnautz Daniel, Folqetz, Peire Uidal, Gaucelins Faiditz, Peirols, Gaubertz de Poicibot, Pons de Capduell, Gui dUissel, Guillems de saint Leidier, Raimon de Miraual, Raembautz de Uacheiras, NUc Brunec, Guillem de Montanglo, Sordels, Lanfranc Cigala, Bla-

chasset, Perdigos, Arnautz de Merueil. Den Schluss macht ein Verzeichniss der Dichter, deren Lieder in der Handschrift, woraus die Biographieen entnommen sind, auf dieselben folgen, sowie der Verfasser der darin enthaltenen Tenzone. Die Texte der Biographieen in beiden Handschriften sind dieselben.

Anhangsweise mögen einige weitere Auszüge aus der vaticanischen Handschrift Nr. 5232 stehen, denen wiederum bemerkenswerthe Varianten aus den Mailänder und Florentiner Texten beigefügt sind.

fol. 35 a.

Raembautz daurenga.

Braiz chans ecritz
Aug dels auzels pels plaissaditz
Oc mas nols deum nils desteing
Cun ram meseing
Lai on dols mespren qien sofier.

Sim fos grazitz
Mos chantars ni ben aculitz
Per cella que ma en desdeing
Daitan mi feing
Qen mains bons luocs fora enbrugitz
Mais que non er.

Tristz e marritz
Es mos chantars aissi fenitz
Per totztemps mais tro qelam deing
Per son manteing
Era mes bos er es delitz
Mas nol sofier.

Jois mes cubitz
Vn pauc mas tost mi fon faillitz
Sanc mi uolc er enai desdeing
Car non esteing
Cab precs ni merces ni destrics
Re noi conqier.

Mos cors me ditz
Per qe soi perliei enuilitz
Car sap que nuill autra non deing
Per som nestreing
Morrai car mos cors es faillitz
Qe ies non qier.

Cum sui trahitz
Bona dompna ab talan uoutitz
Ab cor dur anuillals non deing
Mesclat ab geing
Volretz qe torn flacs endurzitz
O que demer.

Trop sui arditz
Dompna mos sens es aburzitz
Ma faitz dir fols motz qeu non deing
Contra mi reing
Tant sui fors de mon sen issitz
Non sent qim fer.

Mout es petitz
Dompnal tortz qeu uos ai seruitz
Per que uos mauetz endesdeing
Faz nesdeueing
Pendutz fos aut per la ceruitz
Qui a moiller.

Humils ses geing
Dompnal uostre sers faill faillen
Merce uos qer.

fol. 35 b.

Pois tals sabers mi sortz em creis
Que trobar sai et ieu odic
Mal estara si non pareis
[Et er mi blasmi si men gic]
5 Que qand hom ditz ab la lenga
So que ben enpes non tenga
Non pot auer sordeior dec
Qan ditz so que nois couenga.
Er ai gaug etc. (Mahn W. I p. 81.)

fol. 37 b.

Raembautz daurenga.

A mon uers dirai chansso
Ab leus motz et ab leu so

---

1) mi uen. Laur. A. Ambr. 4) Laur. A. E si sui fol qar nomengic. Ambr. 8) Qom dir. Laur. A. Ambr.

Et en rima uil eplana
Puois aissi son encolpatz
Qan fatz auols motz als fatz
E dirai so qen cossir
Qui qem nam mais om nazir.

Damar tornon entensso
Cill on anc amors non fo
Plus qen mi obra uilana
E ditz qecs ien teing los datz
Ensai mais que nuills hom natz
Perqem platz adeuezir
Daco qeu amoutz naug dir.

E si torn enochaio
Cel dig qem fai plus fello
Nomotengatz ad ufana
Car per trops es autreiatz
Calz mais aug dir e nom platz
Que dompna se uol aucir
Qe ric home deigna auzir.

Qecs a dreig que serazo
Mas uers uenz qui bel despo
Et ieu dic paraula sana
Qe mieills deu esser amatz
Rics hom francs et enseignatz
Quil pot pro ebel chausir
Per dompna qaus precs soffrir.

Mas dompna cama alairo
Ab semblan de tracio
Non deu ies esser autana
Mas enbas luoc se solatz
Si qe sia comnadatz
Eqei puosca endeuenir
Lanuoich el iorn ses delir.

Anc dompna qui qen sermo
Per nuill ric home non fo
Ni tornet depretz sotana
Et ieu sai et es uertatz
De pros caualliers priuatz
Vistz a tals dompnas delir
Com sen degra sepeillir.

E dirai en mais ieu no
Ara enaqesta sazo
Mas si negus hom si uana
Cab me sencontrast iratz
Adoncs mauziretz uiatz
Tals motz per me ses mentir
Com non poiria cobrir.

Dieus retenc lo cel eltro
A sos ops ses compaigno
Et es paraulla certana
Cami douz laisset enpatz
Ca seignoriu uas totz latz
Qel mons totz li deu seruir
E sos uolers obezir.

Ia demort ni depreiso
Nom gart dieus ni gaug nom do
Si midonz qem te sescana
Noual pro mais cautra assatz
Segon qeu cre esapchatz
Que totz hom qe la remir
Senten en lieis alpartir.

Dompna ieu uos dei grazir
So qieu sai ben far edir.

Esim datz ab lonc desir
Lo bem qem degratz offrir.

fol. 38 a.

Raembautz daurenga.

Ben seschai qen bona cort
Chan qui chantar sap
Et ieu atendrai mon gap
Don mi tenrai plus perlort
Car sabran li sec eil sort
Qieu naurai pretz qui qen gap
Dels uint qe serem el trap.

Bon lendeman del beort
Leuarai el cap
La gran corona de drap
Anmita ab lonas cort
Equi lapell dreich bort
Lau qe la lenga larap
Que mais fols motz noill escap.

Aissi ai bastit engaug
Mon cor nou efresc
Cades sort esaill etresc
Si qapenas ueig ni aug
E sapchal donz detalaug
Qieu non sui cel que paresc
Qen autre sen mentrebesc.

E quis uol corn crit eflaug
Damor pos ieu cresc
Sobre totz cals qen fol pesc
Qeu am des luc tro ad aug
La genssor emen pelaug
Tot hom cautra per fadesc
Gau leu ab lieis enparesc.

Per midonz ai cor estolt
Et humil e baut
Car salieis non fos dazaut
Ieu mestera en luoc dun uout
Que dals non pensera mout
Mas maniera etengram chaut
Et agra nom raembaut.

E qui uol apenre escout
Damar ben cū saut
Eu saill plus que nuills hom aut
El ianglos saill perso molt
Sol qe sapil esacolt
Cuig ab lausengier despaut
Dir so don ma dompna faut.

Ma chanssos non uuoill qe saut
Mas per celz de cui mazaut
Per enseignamen mazaut
Demoutz qem fant delur chaut.

Ioglars per qem desazaut
Ma dompna euos mifaitz baut.

fol. 45 a.

Raimons demiraual.

Anc trobars clus ni braus
Non dec auer pretz ni laus
Que fos faitz peruendre
Contrals sonetz soaus
Coindetz aissi cum euls paus
Eleus per aprendre
Ab bels digz clars egen claus
Car perfar entendre
Noi cal trop contendre.

Car tant prenont cabaus
Dompnas contrals fis los faus
Fan amor deissendre
Mas nom taing qe las caus
Vas lor dan estendre
Car cill qem ten enrepaus
Mi fal tortz deffendre
Qamainz drutz uei prendre.

Non sai per cals mestiers
Amon dompnas caualliers
Samors mi soana
Non uuoill gabar estiers
Que meins en par uertadiers
Qui totz sos bes uana
Per qeu uuoill plus uolontiers
Dir cortes ufana
Que uertat uilana.

Los maiors lausengiers
Tenc uas midonz plazentiers
E cil que saplana
Esil mendres portiers
Fos tant gais ni bobanciers
Causes uestir grana
Plus fora rics sos dobliers
Qen tela ransana
Iagra en sa cabana.

Er auem nait deborbo
Nuc garnier en paraco
Enoliuier en iohan
Egibot que mania tan
Pero den hugo sui gais
Sis uiu sai ab nos nis pais
Qalui non dol nis nirais
Sil datz faisols ab ugnos
Senes autras bandizos.

Mas aquist autre gloto
Volon lo meillor bocho
E seire el cap delescan
Ecom lor meta denan
Aisso qes plus ni ual mais
Mas nuc non demanda mais
Sol com la uacha lilais
Nin fai semblan trist iros
Cum uei far estz corroços.

Raimons demiraual.

Sieu enchantar souen
No matur nimaten
Nous cuidetz que sabers
Men failla ni razos
Ni talans amoros
Quel plus demos uolers
Ai en ioi et en chan
E de razos aitan
Que chantar enpoiria assatz
Mas tot qant sai non uuoill sapchatz.

Amat ai longamen
Tal dompna ad escien
Canc preiars ni plazers
No mi poc esser bos
Nibendirs ni chanssos
Ni onrars ni temers
Que noi trobes engan
Et ieu sofren mon dan
Saup lenganar totz enganatz
Pois remaner ab lieis en patz.

Qestiers nom fora gen
Pois del sieu faillimen

Era ius lopariers
Qieu lescerqes sos pros
Entro que dambedos
Fos pres engals logiers
Esil fetz son talan
Eu manei percassan
Efo plus adreitz lomercatz
Qe sieum partis delieis iratz.

Drutz que de sidonz pren
Nuill autre ueniamen
Non sap que ses iazers
Qe maldig etenssos
Fant denseignat ianglos
E pois non es tot uers
Cant dompna fai semblan
Quil uol que la deman
Tals qe ia non er sos priuatz
Eque sen teigna perpagatz.

Que qand eu me presen
Encort dechausimen
Non es mos chapteners
Lausengiers ni gignos
Anz plus temens cus tos
Sui lai on es poders
E don me dieus aitan
Trobar dompna prezan
Qel guizerdos men sia honratz
Qand serai perlieis trebaillatz.

Tot qant es deiouen
Edefin pretz ualen
Ten la marquesa aders
Demener bes saços
Si qapauc entre nos
Non poia sos ualers
Mas ieun parli doptan
Qenemigas enblan
Epuois deliei nom neschai gratz
Noma taing sa enemistatz.

Mais damic on qieu an
Vos etz caps de mon chan
Edemiraual poestatz
Mas non uuoill qe lanel perdatz.

Ben couen que sia auzitz
Mos chantars ar ab la neu
Car cel que non es escoutatz
Deu camiar ioc esolatz
Egardar luocs et oras auinens
E folleiar qan ue qe noil ual sens.

Ben conosc qe drutz mesclius
Felz engres e deschausitz
Es mais amatz egrazitz
Quel plus adreitz don mes greu
E car o dic sai qen serai blasmatz
Mas tantz nia denganatz
Qe si men sortz peleia ni contens
Merauill me sil nostra partz non uens.

Sabetz per qiem torn esqius
Encontra las camiairitz
Demadompnam sui faiditz
Enoi sai tort mas losieu
Mas persom tem qen serai encolpatz
Qel sieus tortz sembla uertatz
Qalz sieus bels digz lo mieus dreitz par niens
Tant es cortes lo sieus razonamens.

Pero leials seignorius
Lai on mieills es obezitz
Deu meins esser afortitz
Com i trob merce plus leu
Eies sieu soi damor apoderatz
Non degresser malmenatz
Qe selam pert al meins ler faillimens
Qe res daisso noil pot esser guirens.

Dompna non sui tant antius
Qenqeras totz escarnitz
Lo conuen qem fo metitz
Non uolgues tener afieu
Totz acordiers men seria honratz
Qieu non uuoill qe puois digatz
Mieus sial tortz qan uenral partimens
Per cadautra non prenda espauens.

Ia de uos nom partirai uius
Car sai que totail gens ditz
Qel uostre pretz es grazitz
Ela genseer etz sotz dieu

fol. 46 a.

Raimons demiraual.

Mas ogan nom ualc estius
Nil bels temps uertz nifloritz

1) Pos. Laur. A. 18) engannariz. id. 25. 26) Lai on es plus afortiz. Dieu esser miels obediz. id.

Per so qei fos merces uostra beutatz
Volgran fos meins la meitatz
Puois fora mieillers uostre mandamens
Que denuill autre es uostre cors plus gens.

Pastoret uos quetz del conseill priuatz
Amon audiartz digatz
Qe lai on nais pretz eualors esens
Deu meillurar gaillardia eiouens.

Bels mais damic sitot metz maluolens
De miraual es uostrel mandamens.

fol. 46 b.

Raimons demiraual.

Tvich cill que uant demandan
Si chantarai ogan mais
Vuoill qe sapchon per que chan
O percal razon men lais
Non es mos chans tant uenals
Ca totz sia comunals
Qen aquel temps uuoil faire ma chansso
Qan mieills mestai damor ederazo.

Esomen tarzatz ogan
Car sonetz dauzels nompais
Ni fresca flors deuergan
Lo consir dal cor nom trais
Que mes tant durs ecorals
Capauc seria mortals
Don nuilla res nom pot dar gariso
Si ma dompna nom uol far hoc del no.

Pels tortz que las dompnas fan
Torna dompneis en abais
Que tant limostron dengan
Perquel plus fis drutz sirais
Trobar enpodem detals
Mas ieu non dirai ies cals
Cui seruit ai euolgran guizerdo
Epenrian esmenda en luoc de do.

Pois tot cant madompnam man
Mes aissi delieitz eiais
Obezir debon talan
Canc son mandamen non frais
Gardatz sim degresser sals
Qenpatz nai sofertz mains mals
Neus del sieu dan pogra auer fait mon pro
Mas anc nom plac res qalieis non fos bo.

Qieul uau tot iorn reprosan
Car on mieills li sui uerais
Ellam ment em uai trichan
Ar ai ben dich qe sauais
Quil es fina eleials
Et ieu messongiers e fals
Perdrai la doncs si totztemps li perdo
Eu oc cab mal deu hom uensser fello.

Mas li dangier son trop gran
Mas mentirian pel cais
Cum plus enuauc cossiran
Non conosc qen rem biais
Ben puosc dir doncs mas non als
Car sa beutatz naturals
El gens parlars lamessa ental resso
Com quill uol mal non troba compaigno.

Mais damic los bes els mals
Degrom partir comunals
Mas uos nauetz logaug elpretz elpro
Et ieu non ai mas ira ecor fello.

Mon pastoret uei sobre totz baro
De dompneiar edarmas ededo.

ib.

Raimons demiraual.

Ben sai que per auentura
Mes uengudail razos qieu ai
Que chans dauzel ni uerdura
Ni flors ni rosa demai
Nom agra ogan tornat en iai
Si damor que tot ira uens
Nom uengues alcus gauzimens
Per qeil dei tot mon ioi grazir.

Tot lomaltraich elendura
El lonc desirier elesmai
Conosc qeras ma drechura
Cill que ma donat maint esglai
Qe ual amors som mal nontrai
Qeil ielosia el turmens
Qieu naic elangoissa el talens
Mifant doblamen esgauzir.

Drutz qui souens serancura
Etot enqer cant sidonz fai
Si conquier amor noil dura
Car nonsap cois ue ni cois uai
Qe dompna promet et estrai
Editz mainz plazers auinens
Pertal qentre las bonas gens
Vuoillom totz sos pretz enantir.

Sautrentendeire satura
Preian mi donz qelam nil bai
Tort ifai edesmesura
Mentre que demamor sapai
Quil nefai lo so que seschai
Don ieu li rend merces cinc cens
Epois mieus er totz lonramens
Cui cal si fols si uol aunir.

A totz iorns creis emeillura
E siual tant que non pot mais
La bella qemasegura
De samor on non faillirai
Lonc temps ma tengut en assai
E sien crezes sos maluolens
Per so qeras sai qes niens
Bem pogra atort deliei partir.

Dompn ieu sui daital natura
Qen la sazon qe mieills mestai
Sobre tota creatura
Plus francs enues uos serai
Cum plus mi tenretz coind egai
Vos puosc far mil uers sagramens
Qieus serai plus obediens
Eus enuolrai mil tans seruir.

Mais damic pretz uos es esens
Si uoletz mos enantimens
Canc mirauals nous uolc faillir.

Mantel qui partis engalmens
Vostres adreitz chaptenemens
Cent dompnas enpogra garnir.

Pastoret uostres maluolens
On quil sion uuoill far sabens
Qieu non am ren qe uos azir.

fol. 47 b.

Raimons demiraual.

Cel qui dechantar sentremet
S dauinen osap faire
Nosen deu ies puois estraire
Per amor ni pernuills afars
Car tals usanssa es bes estars
Qe pieitz ofai totz hom que sen estraia
Pois o comens qe cel que nois nassaia.

E car ma dompna nom tramet
Salutz ni ren don mesclaire
Ni uol qen ues liei repaire
Nom pot gair abellir chantars
Qe sieu fos alegres ni clars
A chascun iorn saubra far chansson gaia
Del ben qieul uuoill e del auzor ueraia.

Si ma tengut enessaiet
Per saber sil sui trufaire
Ies pertant ues liei nom uaire
Anz conosc qieu lisui plus cars
Caissis taing a dompna gardars
Qessaiar deu sira on mieills sapaia
Ab qels destrics lesmend puois qand es gaia.

Per so non uuoill que ia mabet
Lausengiers nimalsparlaire
Qe nuills autre dompneiaire
Desamor mi puosca esser pars
Epois esseignam dompneiars
Qe prenda enpatz tot cant amidonz plaia
Qe fols es drutz qe pertotz dans sesmaia.

Dieus confonda lanel el det
Ab que lam cuiet fortraire
Cel qen remas galiaire
Euos dompna ab bels esgars
Voillatz qel mieus humils preiars
Mi fassa ab uos uenir enluoc qei iaia
Si cum fai drutz qe ten sidonz ebaia.

Car fe qieu dei mon pastoret
Nom seria estiers ueiaire
Que so pogues soffrir gaire
Qel fuocs damor es tant espars
En mi cab pauc non sui totz ars
Esi per uos auia nom balaia
Non es dompna qe ia delcor lom traia.

Mantels non etz depresset ni de saia
Mas de ualor edebeutat ueraia.

Mon audiart sal dieus esacort gaia
Qel manten pretz totztemps qui quel dechaia.

fol. 48 a.

Raimons demiraual.

Cel cui iois taing ni chantar sap
Esos belz digz uol despendre
Atal dompnals fassa entendre
Don sia honratz lo danz el pros
Cassatz deu ualer cortes dos
Desauinens drudaria
Esieu dompnei afadia
Siuals ades enqier enluoc gentil.

Leial dompna franca egentil
Voil mais seruir et atendre
Que dautra guizerdon prendre
Cui souen agues ops perdos
Aital ses bruig eses tenssos
Gaia de bella paria
Cortesa ses uilania
Lai chausida ses feinta eses gap.

Esi tot ablieis non acap
Lo ioi qem fal cor ensendre
Per so non es mos gauchz mendre
Pois demi nomou lochaisos
Qe nom nazir nin sui clamos
Mas quils dreitz damor seguia
Ben sai que razos seria
Sieu la tenc car qella nom tengues uil.

Menar mipot ab un prim fil
El sieu meteus tort car uendre
Qieu nom uuoill a lieis defendre
Sitot men era poderos
Qe tant sui sieus per qes razos
Que sella enren faillia
Qeil colpa deu esser mia
Et es ben dreitz qem torne sus el cap.

Sieu demidonz aic ren darap
Noil uoill tort ni dreich contendre
Cadobatz lisoi del rendre
Mas iointas e degenoillos
Pero sil plagues que fos dos
Mout feira gran cortesia
Esalieis non platz estia
Qiem sui batutz plus fort cab un uergil.

Dompna beders ni aragos
Adops damar nous ualria
Tant cum mirauals faria
Sifranchamen tenetz garnit lo cap.

Sim uol mal negus dels baros
Mon audiartz on que sia
Dique de sa seignoria
Nom partirai nuill temps ni de son trap.

fol. 48 b.

Raimons demiraual.

Tals uai mon chan enqueren
Per soqem semble plus gais
Qe dautra part sen irais
Qand au mos digz nils enten
Tals nia per ielosia
Mas drut que non seguen uia
Car ab lor nomacompaing
Conos qe men son estraing.

Qieu non chan per autre sen
Mas per so camors non bais
Eque dompnas uaillan mais
Per lomeu chastiamen
Qieu non dic que dompna estia
Que non am cora qe sia
Mas molt les mieills sil soffraing
Qe sin fai maluatz gazaing.

Ni ia per chastiamen
Neguna son mieills non lais
Mas sapcha cals les uerais
O cals les fals eissamen
Cals les fals o cals galia
Esadoncs son mieills non tria
Mal perda dieu qui ia plaing
Dompna puois sa ualor fraing.

Puois ma dompna ma couen
Cautramic non am ni bais
Ia dieus nom sia uerais
Sieu ia pernuill autrail men
Cab lieis ai tot qant uolia
Damor e de drudaria
Car menor ioi niplus maing
Non uuoill cab lieis mi remaing.

Greu pot auer iauzimen
De dreit amor drutz biais
Qier se det et huoi sestrais
Mas qui ben seru et aten
E sap celar ses foillia
E gau sos pros els embria

Ab qels tortz sidonz aplaing
Cel teing damor per compaing.

Qui uol solatz dauinen
Vas naguillelma ses lais
On iois ebeutatz eiais
Son pausat sobre iouen
Per qeil tramet per paria
Ma chansson qe la chastia
Que si ia fier enlaraing
Prenda laur elais lestaing.

A naudiartz on qieu sia
Port aitan deseignoria
Cab sos amics ma compaing
Edels enemics mestraing.

fol. 51 a.

Helias cairels.

Era non uei puoi ni comba
On foilla ni flors paresca
Mas lablacha neu qe tresca
Mescladab uent et ab ploia
Perqieu ai talan que fassa
Saber lai enterra grega
Tal uers que madompnentenda
Don uuoill ma razon soissebre.

Plus es ses fel que colomba
Madompna uermeilla efresca
Perqelcors mi sauta em tresca
Car sa ualors creis epoia
Mas mon cor trob fol car cassa
So qieu non cre qa cossega
Pero nuills hom non entenda
Qeu lam mais perioi recebre.

Cus rics sauais que trastomba
Finamor elentrebesca
Si met ab dompnas entresca
Et ala persona uoia
De ualor e de ben lassa
Etenc dompna trop per pega
Que sofre qen lieis entenda
Ni camia pin per genebre.

Catressi cum la retomba
Frain leu efai mainta lesca
Fraing amors qand ablieis tresca
Cel cab saricor la loia
Quel uai dizen tals mabrassa
Qes pres demi una lega
Tant tro qel maritz lentenda
Gardatz sil deu saber pebre.

Si col pescaire que plomba
En la mar epren ab lesca
Lo peisson qe sauta etresca
Atressim ten pres enboia
Finamors enom deslassa
Doncs pois ill uol qieu la sega
Eqen tant ric luoc mentenda
Pot me far ric o decebre.

Souen chai eleua etomba
Cel cui fina amors enuesca
Qinz elcor mi sauta em tresca
Mas ies maltraitz nomenoia
Qel cor labocha menassa
Car so qieu plus desir nega
Doncs sill platz mos huoills entenda
Madompna epot sapercebre.

Vers tost ecorren ten passa
Tot dreich lai en terra grega
Ma dompna sill platz entenda
Cautra res nom pot erebre.

Lomarques demassa cassa
Bon pretz on qel lo consegua
Etotz lomons uuoill qentenda
Qe sa ualors sembla febre.

ib.

Helias cairels.

Totz mos cors emos sens
Solia esser pausatz
En ioi et en solatz
Mas tant men sui loignatz
Que mon dan
Nai fait gran
Per qeram uauc esforssan
De chantar
E ies non par
Qieu chantes
Ogan qui nomen blasmes
Car mos talens
Men fai pauc de ualenssa.

Ben fora plus ualens
Mos chans e plus prezatz
Sieu fos perlieis amatz

14) qe consega. Ambr. 21) desen. id. 51) tentenda. ib. 53—56) fehlt. ib.

On ualors ebeutatz
Vai doblan
Mas pauc blan
Sieu muor perlieis desiran
Doncs laissar
Men uuoill non far .
Car apres
Los mals uen lo bes
Serai sufrens
Hoc tro merces lat uenssa.

Si merces nola uens
Que farai
Soffren patz
Morrai doncs
Non. si fatz
E cum desesperatz
Trai tenan
Vau doptan
De que qem dobles lafan
De preiar
Not deus tarzar
Hoc sauses
Cuias doncs non tescoutes
Ill non
Tu mens
Dalres non ai temenssa.

Merceians etemens
Li sui
Ben es pagatz
Non puosc mais trop es fatz
Cosseillan doncs
Bem platz
Vail denan
Merceian
Non aus
Perque
Cal ual tan
Non doptar
Si fatz
Uai bar
A sos pes
Er i sui
Sias com fes
Ab digz plazens
Aquest conseills magenssa.

Dompnal uostre cors gens
El uostre pretz honratz
Mant trait locor dallatz
Et es uostrel pechatz
Sieu penan
Muor aman
Per qieu uos prec enchantan
Qel parlar
Pert qand esgar
Cum uos es
Lagensser que anc nasques
Don uiu gauzens et engreu penedenssa.

Dompna par
Nous puosc trobar
Loing ni pres
Car uostre sens
Es conoissens
Efai ualer ualenssa.

Doncs chausimens
Dompna emerces uos uenssa.

fol. 51 b.

Helias cairels.

Qvi saubes dar tant bon conseil denan
Cum fai apres qand al dampnatge pres
Ia negus hom nonfora sobrepres
E doncs per que se uai chascus tarzan
Ni esloignan
Daquel seignor seruir
Qui uolc per nos mort epena soffrir
Perso nois deu hom tarzar de ben faire
Capres lamort lo cosseils non ual gaire.

Gaire non ual qand hom a pres lo dan
E delor dan faire son ben apres
Li comte el rei eil baron eil marqes
Qe lus lautre saucien gerreian
Aissi faran crestiantat perir
Edegron mieills turcs
E paians aucir
E recobrar lo dreiturier repaire
Irl'm e conqistar lo caire.

Dal caire son arabit epersan
Cordin eturc depaor entrepres

24) lo bes ades. Ambr. 26) lauenza. id. 46) Car. ib.

Et anc payes tant leu non fo conqes
Cum cel fora car ill sen uan doptan
Qen lor sortz an trobat senes faillir
Qe crestian deuon sobrels uenir
Ela terra conqistar edesfaire
El termes es uengutz al mieu ueiaire.

Veiaire mes qe negus hom no sap tan
De gen parlar qe retraire pogues
Las grans honors las riquessas nils bes
Qe auran cill que delai passaran
Doncs per qe fant semblanssa dacropir
Liric maluatz qis degron esgauzir
Equi mieills mieills uas lo passatge traire
Si com pogues los mals aben retraire.

Retraire uuoill als crozatz que lai uan
Lo dreich camin del uiatge cals es
Per ongria enterra de grezes
Qe ia negun reuel noi trobaran
Esocorran lieis on dieus uolc complir
Totas bontatz per com la deu grazir
Lemperairitz yolen cab maltraire
Al loc don fo manuels emperaire.

Emperaire frederic ieu uos man
Que de son dan faire ses entremes
Vassals qand a ason seignor promes
So dond li faill ala besoigna gran
Per qieu chantan uos uoill pregar edir
Qe passetz lai on ihesus uolc morir
Enoill siatz acest besoing bauzaire
Car ies lo fills noi deu atendrel paire.

Marques Guillem lo soiorn nil dormir
Demonferrat non uoletz ies gurpir
Tart uengaretz lamort de uostre paire
Nil deseret com fai a uostre fraire.

Ben pot hom dir maluatz fill debon paire
E pesam fort mas nonpuosc alres faire.

fol. 52 a.

Helias cairels.

So qem sol dar alegranssa
Mi fai souen sospirar
Mas perlabon esperanssa
Qieu ai enso qes afar
Vuoill chantar
Car ies nom teing perpagatz
Del segle que nes passatz
Ni aquest nom platz
Car las poestatz
Uan baissan
Iai esolatz
Eualor merman.

Ioi esolatz a mermanssa
Don dei iouen encolpar
Qa mes ioi pretz et honranssa
Cort edon edompneiar
Edamar
Par qe ses chascus laissatz
Don naissia larguetatz
Per qieu sui iratz
Mas sieu fos amatz
Tant ni qan
Bem uiratz
De plus gai semblan.

Camors uol gaia semblanssa
Mas ieu faill enrazonar
Lieis qes tornada enuiltanssa
Com nonlapot gazaignar
Ses comprar
Car uendutz es lomercatz
Don chascus es enganatz
Pero ben sapchatz
Qien sofrira enpatz
Gran afan
Totz forsatz
Sil fos benestan.

Cel qeis dol debenestanssa
Deu doblamen mal trobar
Sis fai qieu uei labalanssa
De ricor souens leuar
E baissar
Gardar deu totz hom senatz
Qand es ualens eprezatz
Qe nol prenda latz
Com sen uai uiatz
Dan enan
Per ques fatz
Quil ben uai tarzan.

Rossignol uai ses tarzanssa
Lemperador gen pregar
Qem get oimais defianssa
Car trop louei de morar
Outral far
Par nona ni non fo natz
Pero el ses ben lauzatz
Malgrat dels maluatz
Cui uei desfrenatz
Tant qauran
Lo percatz
Que deseruit an.

Dar uuoill ma chansson sil platz
Ana ponssa part duratz
Car iois esolatz
Etotas bontatz
Van doblan
Ebeutatz el sieu cors prezan.

Marques si cor non compratz
Tart reignara monferratz
E si uos tarzatz
Cil cui plus amatz
Gandiran
Vas totz latz
Qe non uos segran.

fol. 52 b.

Helias cairels.

Freitz ni neus nom pot destreigner
Qieu non chant enomalegre
Pero ben sai que mais plagra
Chanssoneta de leu rima
Alagen
Desconoissen
Que tenon car so que non es ualen.

Los ualens uolon enpeigner
Et encaussar epersegre
E dic uos qe nom desplagra
Silazitz tornes cima
De iouen
Sobresaben
Per cui uolors e iois torna enien.

De nien se cuida feigner
Cel qe uol amor persegre
Permil dic que mestier magra
Lo iorn qieu perdiei lescrima
Follamen
Que lardimen
Agues perdut si cum perdiei losen.

Non a sen qui uol ateigner
Lai on non pot aconsegre
Que la doutz li pareis agra
On plus sotilmen la prima
Esi pren
So qes luzen
Si nois garda penra lo fuoc arden.

Qui larden fuoc pot esteigner
Damor ben al sen entegre
Car sim uolgues totztemps iagra
Del mal don lo fols lagrima
Ses ben atendre gran men
Canc no mi ualc bels digz ni faitz plazen.

Lo plazen rei que er seigner
Denperi non puosc consegre
Qel ten ma persona magra
Si que non pot mordre lima
E part men
Forsadamen
Qel et amors mant ualgut engalmen.

Vers uai ten
Tost ecorren
E non sai on qieu te segrai breumen.

fol. 53 b.

Helias cairels.

Per mantener ioi echant esolatz
Que uas totz latz
Vei baissar echazer
Farai chansso empero non esper
Qe ia bons chans sia mais ren prezatz
Car cort edon epretz egalaubia
Ioi eiouen ualor ecortesia
Apellom outracuiamen
Euol chascus reignar ab sen.

Mas cel qui uol tot iorn esser senatz
Es enganatz
Souens en son saber
Car maintas uetz ai uist gran sen nozer
Et aiudar maintas uetz grans foudatz
Per qe nuils hom qe manten drudaria

15) prez ualen. Ambr.

Non deu gardar son sen ni sa foillia
Ni non pot auer pretz
Nuils hom sen amor non enten.

Mas uos amors deme uuoill qentendatz
Qe ies nom platz
Car nom uoletz ualer
Ab lieis qem fai sospirar edoler
Ies eschazer nous pot grans eretatz
Si muor qen patz
Ai sofert chascun dia
Puois anc fui natz
La uostra seignoria
Euos faitz mi pieitz per un cen
Car fatz uostre comandamen.

Catal dompna sui del tot comandatz
Et autreiatz
Per far tot son plazer
Qeu non biais
Nin camie mon uoler
Ni ai poder qem uir en autre latz
Car sa beutatz
Mi destreing tant emlia
Qe tant loignatz
Non sui cab lieis nosia
Mos cors et aian chausimen
Qem get daqest greu pessamen.

Car maintas uetz sui tant fort apensatz
Que oblidatz
Melais del tot chaser
Adoncs lauei mas ill nom pot uezer
Ni uol caber en lieis humilitatz
Trop sui sobratz
Mas enqer uensseria
Sieu fos iutgatz per dreich si cum deuria
Car anc non fis nuill faillimen
Vas lieis mas car lam humilmen.

fol. 54 a.

Albertetz.

En amor ai tant petit defianssa
Ca penas sai deqem sia ioios
Ni sai deqem fassa uers ni chanssos
Car cella encui ai maior esperanssa
Nome uol far demos maltraitz esmenda
Anz qand lesgart non fai semblan qem ueia
Et enaissi fai me morir denueia.

Pero mos cors en autra non sapleia
En dreich damor nis camia ma razos
Esin repti dengan mos huoills amdos
Camar mi fant lieis que plus mi gerreia
Esec mon dan con hom fols per semblanssa
Eprec amor pois uol qen lieis mentenda
Que nom fassa faire trop longa atenda.

Car qui ben fai non es dreitz qel caruēda
Cassatz ual mais enes plus saboros
Qand ses qerre es faitz auinens dos
O ab qerre sol trop nolo contenda
Ni ma dompna nois taing qe far o deia
Quel dieus damor ma nafrat duna lanssa
[Per qe mon cor en lei amar ses lanza].

Mas totz hom fai foillia et enfanssa
Que longamen uol seruir en perdos
Pois noil enes rendutz bos guizerdos
Ecel qel pren fai gran desmesuranssa
Qe deseruir taing com guizerdon renda
Per qieu no uuoill ma bella dompna creia
Qe ia del sieu seruizi me recreia.

E sapcha ben amors on qe mesteia
Lam mil aitans que mi ni ren canc fos
Esos gens cors douz ecars francs ebos
Qe de ualor e depretz seignoreia
Sobre totas aia demi membranssa
Siuals daitan qe ma chanson entenda.

---

21) Ambr.

fol. 55 a.

Albertetz.

Destreitz damor ueing denan uos
Bella dompna clamar merce
Del desir que de uos mi ue
Qem destreing tant per qeus dic mon froraratge
Esai qieu fatz ardimen efollatge
Car uos enquier nius deman uostr amor
Eqand ieu pens qui uos etz ni malbire
Sol del penssar nai esglai epaor.

E car auetz mais de ualor
Denuill autra dompna canc fos
Ia nom siatz de brau respos
Sieu uos mostri lotalen el desire
Qem dona amors qem fai pieitz qe aucire
Esieu de ren mi laissarai mon fre
Per merceus prec qe nom siatz saluatga
Anz mescoutatz eia non fassatz ren.

Eqand de mi eus mi souen
E dela uostra gran ricor
Gran temenssai egran paor
Qe so qieu dis nom tengatz ad outratge
Esieu ai dich orguoill ni uassalatge
Perdonatz me qe tant sui enueios
Qieu nom puosc plus celar ni escondire
Delben qeus uuoill nosai si ia mer pros.

Esi uoletz qieu prec perme
Beus enqerrai ab gran temor
Car totz hom fai mout gran follor
Qe trop cela son dol ni son dampnatge
Esieu celiei mon dan per uolpillatge
Dompna ar sai ben qeieu fatz dun dan dos
Ara sapchatz la dolor el martire
Don ieu sui tant destreitz et enueios.

Qan uei uostra fresca color
Els uostres bels huoills amoros
El bel cors gai plazen ioios
Els doutz semblans qem sabetz far edire
Ela bocha don tant gent uos uei rire
Pot ben tremblar laterra qim soste
Auos sui hom et amics eseruire
Ben mi podetz penre per seruidor.

fol. 56 a.

Albertetz.

Mout es greus mals don hom no sausa plaigner
Car negus mals tant fort non fai doler
Las qieu non aus mon greu mal far saber
Ala bella qieu am tant finamen
Qieu muor perlieis enon lo fatz paruen
Ben uolgra auer un pauc mais dardimen
Qieu limostres mon mal emo martire
Anz qem laisses ala dolor aucire.

Auos amors uuoill ma dolor complaigner
Car me podetz amadompna ualer
Qieu sai qen lieis auetz tant gran poder
Que ben fara lo uostre mandamen
Ala bella pregetz si bonamen
Esius enprec nius enquier nous azire
Qieu muor perliei denuei ede desire.

Ason marit uolgra unpauc ataingner
Don lanera ieu plus souen uezer
Enom calgra peruer gaire temer
Qan lo ielos uilas ditz malamen
Aqest uassals qe tant sai ue souen
Ben uolria saber que uai queren
Esieu agues razon que pogues dire
Souens pogra ab lui iogar erire.

Qen autramor non puosc moncor afraigner
Ni als non puosc desirar ni uoler
E doncs cum er sieu lieis non puosc auer

4) corage. Ambr. 13) qe mi fai peiz daucire. id. 15) saluage. Ambr.

Puois dautramor non ai cor ni talen
Amors uoletz qatenda longamen
Ia sabez uos que mal trai qui aten
Eu atendrai aissi cum bos sofrire
Qe fis amics nois taing ies que sazire.

El doutz penssar uuoill madolor refraigner
Dema dompna si tot me fai doler
Qel mon non es res qieu tant uuoilla auer
Cum lo sieu cors bel ecortes egen
Complit depretz deioi edeiouen
Esieu delieis ai enuei nitalen
Eu nai ben dreig camors lam fetz eslire
Perla genssor qen tot lomon semire.

Seignen colrat malespina desire
Tot iorn uezer car mout naug gran ben dire.

fol. 59 b.

Pons decapduoill.

La non er hom tant pros
Qe non sia blasmatz
Qand es atort fellos
Quel rics bars elonratz
Nes plus cars eplus bos
Qand conois sas foudatz
Caissi iutga razos
Los ualens els prezatz
Caicel que sumelia
De son faillimen
Deu trobar chausimen
Elorgoillos feunia
Car qui mal fai mal pren.

Fols es sitot les gen
Qui es enamoratz
Camors uol com esmen
Los autrui tortz enpatz
Enon fassa paruen
Qand er per dreich iratz
Anz sofra bonamen
On plus er malmenatz
Ecar mi non seguia
Maier guizerdos
Estauc desamoros
Car mout fai gran foillia
Qui trop ama enperdos.

Dompna aisso dic per uos
Acui mera donatz
Esai qe son clamos
Atort car nomamatz
Qe uostreis taing que fos
Coms oreis coronatz
Ab totz aips cabalos
Tant es sobrepoiatz
Vostre pretz chascun dia
Ab ioi et ab sen
Qeil eil conoissen
Vos porton seignoria
Mais calas meillors cen.

Mal aia sieu ian men
Per nuill mal qem uoillatz
Canc mas lacuillimen
Non aic el gen solatz
Esieu nai longamen
Gran ben dich nom desplatz
Car etz tant dauinen
Perqieu menpart forssatz
Car ges leu non poiria
Esser oblidos
Delas plazens faissos
Ni dela cortesia
Del uostre cors ioios.

Las mala fui iros
Car aissim sui camiatz
Canc puois non fo sazos
Qeu fos gais ni pagatz
Anz sui tant cossiros
Que ren non sai qem fatz
Pois non uei que perdos
Ni merces ni bontatz
Mi uailla non penria
Nuill acordamen
Bem fai lira dolen
Mas lamors mauciria
Perqieu non ai talen.

Naudiartz chascun dia
Pregui dieu a rescos
Gart la comtessa e uos
Emidonz na maria
De lausengiers fellos.

---

1) Ja tant non er hom pros. Laur. A. 22. 23) E pois ami non taingnia Tant rics gaerdos. id. 37) Qel pro el c. id. 40) eu si. id. 53) mal anc. id.

Andrieu fort uos ueiria
Voluntiers sai breumen
Que ualor eiouen
Amatz e cortesia
Perqieus am finamen.

fol. 68 a.

Rambertins de bonarel.

Ev sai la flor plus bella dautra flor
E plus plazen als dich dels conoissens
En cui es mais pretz eualors esens
Edeu per dreich portar maior lauzor
Cautra delmon que hom saubes eslire
Car noil faill res de ben com puosca dire
Enlieis es sens honors ecortesia
Gens acuillirs ab tant bella paria
Com nolaue que non sia enueios
Delsieu ric pretz poiat sobrels plus pros.

E dic uos ben canc non trobet hom flor
Qe tant sembles coinda esobrauinens
Ni cab semblans doutz egais eplazens
Saubes poiar sonpretz esaualor
Tant cum ill fai que hom nonpot escriure
Los sieus bos aips nisa beutat deuire
Esieu non dic deben tant cum deuria
Perso men lais qe dire nol sabria
Tant es sos pretz sobriers ecars ebos
Qui plus enditz mais itroba razos.

E qim uolgues enqerre desta flor
Cals es ni don bem ditz mos esciens
Qui men enquier semblam desconoissens
Puois tant au hom dire desa ricor
Quil es depretz al som qui qeis nazire
Etotz hom pros deu auer gran desire
Quel uis dels oills dellieis cui totz iois guia
La bella flor el prat on es floria
Don ieu serai totztemps mais desiros
Que qui laue sempren sera ioios.

Mas una ren dic ben depart laflor
A totz aicels qez hom ten entendens
Delas prezans edelas plus ualens
Equi sen fant saben echausidor
Qe tot enans com sabeutat deuire
Ni que delieis uezer sia iauzire
Mant simeteis quil es ni sis faria
Alieis uezer que saisso nois taignia
Aprop lesgart non sera poderos
De ren parlar tant tornara oblidos.

Et es trop laig caprop tant bella flor
Sia hom pessatz abtans demarrimens
Qe noill puosca siuals sos couinens
Dire emostrar
Ni tant clar mirador
Nois taing que ia sesgart hom nis remire
Si de bon pretz nes amans eseruire
Car silespros ab lesgart doblaria
Lopretz el sens qen cent dobles ualria
Don totztemps mais desirans ecochos
Deuria estar del sieu cors amoros.

Chanssoneta uai ten la dreicha uia
Lai en uers est on fis pretz cabalos
Soiorna eiai abla meillor canc fos.

fol. 68 b.

Rambertins de bonarel.

Al cor mestai lamoros desiriers
Que maleuia lagran dolor qieu sen
Et estai si dedinz tant doussamen
Qe mais noi pot intrar autre penssiers
Perqe mes douz lomals eplazentiers
Que perso lais tot autre pensamen
Enon pens dals mas damar finamen
E de faire gais sonetz eleugiers.

Pero nom fai chantar flors derosiers
Ni erba uertz ui fuoilla daiguilen
Mas sol amors qem ten locor iauzen
Qe sobre totz amadors sui sobriers
Damar celliei cui sui totz domengiers
Ni de ren als non ai cor ni talen
Mas deseruir son gen cors couinen
Gai et adreich on es mos cossiriers.

Prions sospirs eloncs cossirs desmai
Ma mes alcor labella encui menten
Mas sil saubes cum mauci malamen
Lomals damor ela pena qieu trai
Tant es ualens ede fin pretz uerai
Etant si fai lauzar atota gen
Qieu cre nagra merce mon escien
Quil es la flors de las meillors qieu sai.

A dieu coman la terra on ill estai
El douz pays on nasquet eissamen
E sa ualor eson gen cors plazen
On tant grans bes etanta beutatz iai
Qieu tant desir dieus coras la ueirai
Don tals doussors inz al cor me dissen
Qem ten locors fresc egai erizen
Qon qieu estei ades conssir delai.

Qan bem cossir son ric pretz cabalos
Et ieu remir son bel cors couinen
Gai et adreich cortes econoissen
Els douz esgartz elas bellas faissos
Nom meraueill sieu ensui enueios
Anz es ben dreitz qeu lam per tal couen
Cum de seruir edamar leialmen
Eson ric pretz retraire emas chanssos.

Qan mi souen dels bels digz amoros
E dels plazers qem saubetz far tant gen
Bona dompna cui hom sui leialmen
Gran esfortz fauc car me loigne de uos
Qeu degra estar totztemps degenoillos
A uostres pes tro que fos franchamen
Seser pogues per uostre mandamen
Bonamistatz mesclada entre nos dos.

Bona dompna si malparlier ianglos
Nuil destorbier uolon metre entre nos
Non aion ia poder alor uiuen
Qieus amarai totz temps celadamen
Et on qieu an mos cors reman ab uos.

Biatritz dest lamieiller etz canc fos
Eia dieus nocam sal sieu de ren men
Quel mon non cre qen aia tant ualen
Qui uol gardar totas bonas razos.

fol. 69 a.

Rambertins debonarel.

Sa mon restaur pogues plazer
Tant quil me uolgues restaurar
Los dans qieu ai pres peramar
Mais enfeira son pretz ualer
Cautre bes so me par noi fail
Mas merces sieu ental miraill
Mi pogues mirar grand honor
Magra dieus faich dela genssor
Don ai estat tant uolontos
Deliei seruir totas sazos.

Pois mon restaur non puosc uezer
Lo douz ris nil plazen esgar
Demos huoills non sai mais que far
Caillors non poirion ualer
Qand ieu nous uei souen badaill
E qand ieu cuich dormir trassaill
Eprenc los draps el cobertor
Eqand mesueill sospir eplor
Puois chant perleis esui ioios
Qan mi souen delgen respos.

Mos restaurs a pretz esaber
Ecortesia ab gen parlar
Tant qa chascun si fai prezar
Perque sos pretz deu mais ualer
Esieu nagues ioia ofermaill
Plus fora rics dun amiraill
Cades uei doblar sa ualor
Enfin pretz et engran lauzor
Per qieu nestau plus cossiros
Qand non uei sas bellas faissos.

Puois mos restaurs a enpoder
Totz los bos aips com pot penssar
E sap lai ois taing mieills honrar
E plus cortesamen ualer
Per que uas lieis nom anuaill
De seruir esieu nai trebaill

---

25) Ay deu com am. Laur. B. 34) E ben remir. id. 40) en mas. id.

Fatz alei debon seruidor
Que la fans mi sembla doussor
Perque fora dreitz erazos
Qem nauengues cals qonratz dos.

De mon restaur nom desesper
Anz uoill ensa merce esperar
Eseruir emerce clamar
Que bos seruirs mi deu ualer
Sis fai tant que perlieis mais uaill
En sui de plus auinen taill
Ves mi donz et en ues amor
Pel fin pretz e perla ricor
Ques en lieis rics ecabalos.

Chanssoneta uai tost ecor
E diras ma luna seror
Encui es fis pretz cabalos
Qe trop atendres non es bos.

ib.

Rambertins debonarel.

Mout chantera de ioi euoluntiers
Vn leu sonet perdar mesbaudimen
Sieu conogues que chans ni alegriers
Mi pogues dar alcor alegramen
Cusanssa es etotztemps laug retraire
Qe salegron tuich lifin amador
Qel iois damor es tant bos etant fis
Com non a ben mas cel qes fis amaire.

Mas mi auci lamoros desiriers
Qem ten et am tengut mout longamen
Cab bels semblans et ab digz plazentiers
Mi mes alcor lo fuoc damor arden
La plus bella qez anc nasques demaire
Perqeumi teing lotrebaill ad honor
Er onplus art cum laurs plus fis deueing
Enuers amor qem fai ira emaltraire.

E foram meills fos aillors mos penssiers
Don ieu agues calacom iauzimen
Car ies delai on es mos cossiriers
Non aten ieu mas ira epessamen
Saurai aitant car ill es la bellaire
Cus bos espers madoussa ma dolor
Qem promet ioi cab merce somes uis
Deu ben amor trobar francs merceiaire.

Gais cors adreitz gens francs euertadiers
Per dieu aiatz ues mi bon chausimen
Qecum la naus que mena lotempiers
Qe sobrel mar sofre pena etormen
Ni a conseill si non dieu qes guidaire
Sui eu en gran perill peruostr amor
Euos dompna ues cui estau aclis
Traitz ma bon port si cum etz debon aire.

Si bels lauzars mi fos pros ni mestiers
Ues ma dompna ben agra bon talen
Mas hom non pot dire tant es sobriers
Lo sieu ric pretz fin ecar eualen
Qe natura que tant gen la saup faire
Qan la formet plus bella emeillor
Totz los bos aips delmon enlieis assis
Perqad autra mos cors nois pot atraire.

Mas amos ops fo mals lo iorns primiers
Qieu ui la bella ab la cara rizen
Canc pois non fui demos huoills parsoniers
Ni demon cor cades mi uant fugen
Cab lieis ant pres lor luoc elor repaire
Euas mi son fellon etraidor
Que nom dizon delieis ni ioc ni ris
Ni nouellas don ia mos cors sesclaire.

Domidieu prec qes uerais chapdellaire
Seignen monal quel uos cresca honor
Eus don uencer totz uostres enemics
Ecobrar ler qac locoms uostre paire.

Seignen monal noncre qe tarze gaire
Qe eu ueirai en Raimon mon seignor
Que longamen nai estat somes uis
Qel es depretz capdels egouernaire.

fol. 69 b.

Rambertins debonarel.

Pois uei quel temps saserena
Esesmera emeillura
Eperioi delauerdura
Quel bels temps clars nos amena
Estera ben qieu chantes
Si pogues emalegres
Mas som tol ioi echantar
Cab amor non puosc trobar
Merce malamen mi mena
Qe sol demi non pren cura.

Benpert mententa emacura
Cum cel qe geta enlarena
Loblat et ara esemena
E sofre fam et endura
Perso ca pro li tornes
E pert son trebaill ades
Mas nuills hom nois pot gardar
Qe lai nol coueigna anar
Mal son grat onsauentura
Esescarida lomena.

Lai ois uol amors mimena
Noi garda dreich ni mesura
Perqieu sui engreu rancura
Catressi cum la ballena
Qand li marinier son sus
Ecuida estar ferm chascus
Elals fai totz perillar
Atressi uol demi far
Amors qand aissim malmena
Demort sui enauentura.

Mout ai estraigna auentura
Ai las cum sui engreu pena
Qe car mos cors nois refrena
Damar lieis qe tant mes dura
Mes sos cors escurs ebrus
No sai qe men disses plus
Mas enqeis deu hom
Qan so qieu plus pens amar
Fai en ues mi desmesura
Em mostrorgoill em malmena.

Pechat fai caissim malmena
Enoi garda ies dreitura
Ai dompna on totz iois satura
Perqem tormenta nim pena
Tant fort uostramors ni uos
Ia non uos es negus pros
Ni dels sieus mezeis baissar
Nuils autz hom nois pot honrar
Sim don de uos bon estrena
Dieus tortz es edesmesura.

Mout es bella outra mesura
Genta fresca blanca elena
Cill qem ten ensa cadena
De nuill ben noia fraichura
Molt es sos cors bels ebos
Et ill auinens epros
Nola puosc tant gent lauzar
Cum isaup totz bes formar
Ab sotil saber natura
Mout endesir bon estrena.

Dompna sieu sui enoios
De clamar merce uas uos
Sapchatz cocha mofai far
Perque nous deu enoiar
Qieus am plus senes mesura
Qe no fetz paris elena.

Dona si razos uos par
Permerce qo deiatz far
Aleuiatz mi la greu pena
Qem faitz sofrir aspra edura.

fol. 72 b.

Gaucelms faiditz.

No malegra chans ni critz
Dauzels mon fel cor engres
Ni non sai per qem chantes
Ni perdes
Mos digz
Car ben los perdria
Sieu dizia
Qem ualgues
Vas midonz precs ni merces
Que nois taing ies
Qeil sia permi queritz
Perdos tant li sui faillitz.

Dones perqer mos chans auzitz
Puois nois taing qem perdones
A dieu perso qeil pregues
Qeis uenges

1) magrada. Laur. A.

Demi
Car anc mauenc dia
Qe bauzia
Ni nofes
Ni preiars dautram plagues
Tant qem tolgues
Liei don taing qieu sia aunitz
Car lai mal sos dons grazitz.

Pero non sui tant partitz
De ioi ni dira tant pres
Qieu enquera noi tornes
Sil mostres
Sos sens
E sa cortesia
Cum mauria
Sobrepres
Sil sieus cors humils cortes
Francs ben apres
De ioi ede pretz complitz
Mera deperdon aizitz.

Mas abtant for ieu garitz
Sella tant somilies
Qe solamen mentendes
Pois apres
Uis sen
Mon dan se chastia
Sill plazia
Caisi es
Ecar anc fis ren qeil pes
Mes tant mal pres
Cab lieis ai mains bes complitz
Perdutz esai sui trahitz.

E car un enganairitz
On beutatz mala nasques
Mi fetz faillir taing qades
Mi pendes
Cill que denient mauia
Mes enuia
Detotz bes
Pero qui totz cels agues
Mortz qant mespres
Enon fos capdels ni guitz
Merces trops nagrom delitz.

E doncs serai tant arditz
Comils mans iointas confes
Lanes qerre a sos pes
Qem dones
Don qem perdon omaucia
Bem plairia
Maucises
Mas ieu non cre quil fezes
Tant qem plagues
Anz sai qer sieus lo chausitz
Qe muoira ouiua marritz.

Al seignor cui peitieus es
Man qe noil pes
Ses per mi us nons auzitz
Qe ual cent hocs afortitz.

fol. 74 a.

Gaucelms faiditz.

Mout a amors sobrepoder
Qan lieis que poigna en mi aucir
Mi fai desirar euoler
Euol qieu lam equil mazir
Percamdui fazem ses faillir
Tot son coman daqest afaire
Qella nom ama pauc ni gaire
Et am la mil aitans qe me
Epois noil platz ni uol qien diga be
Nom nochaiso qieu dic que non puosc al
Ilgart sim deu peraisso uoler mal.

Ops magra qan lanei uezer
Lai om uengron siei huoill trahir
Qellanom mostres tant plazer
Nim saubes tant gen acuillir
Qeil beill semblan mifant morir
Qem sabon lo cor del cors traire
Ai cum par francha edebon aire
Qui lau parlar equi son cors ue
Mas lusatge delescorpion te
Cauci et ill fai atretal
Cab bel semblan me det lo colp mortal.

Qand lauei mi torbal saber
Si que ades men cuich iauzir
Qels huoills non puosc delieis mouer
Ni ill los sieus demi partir
Car enaissim sap far languir
Cades cuich qem uuoilla ben faire
Et ill fai o per pieitz atraire
Qe qan laprec noi puosc trobar merce
Anz ma perfol enom uol nim rete
Que ben conois qe tant sap etant ual
Quel mieu amor non adan nilen cal.

64) Ren. id.

E doncs pois aitant sap ualer
Beil degra oimais souenir
Cum enans mafiet per uer
Qieu lauses mon cor descobrir
Qe ia non agues dan el dir
Eqe mames mais ses cor uaire
Cella decui sui fis amaire
Mas aora qan loil dic noil soue
Anz mi preia que ieu nonlam perre
Epois liei platz plagram si dieus mi sal
Mas non puosc ies partir lamor coral.

Pero tant fort si fai temer
Qieu nolaus uezer ni auzir
Nill ause far mon cor parer
Ni mause uas lieis descobrir
Que tot son tal en uuoill seruir
Mas dieus don qeil puosca retraire
Qieu nendeueigna drutz trichaire
Si qieu lam eqellam malme
Eia noil port amor ni bona fe
Caitals amors litaing ab cor uenal
Pois nol uol fin franc humil eleial.

Tant qant dompnais uol car tener
Nitant qant uol bon pretz sofrir
Nitan qant uol fin ioi auer
La deu hom amar egrazir
Mas puois uol aualor fugir
Enoil platz hom gais ni chantaire
Es sens qui sen podia estraire
Nol dic ieu ies per midonz nis coue
Qella non am sitot nom uol nim cre
Canc non faillic ni non fetz fol iornal
Mas car uas mi a cor descomunal.

Na maria dompna si dieus mi sal
Gent enanssa uostre pretz egent ual.

fol. 77 b.

Gaucelms faiditz.

Tot so qeis pert pels truans amadors
Car ma ma trobat franc edumil paruenssa
Torna demi desobramar amors
Caoram fai sobramar ab temensa
Tal cui non platz doncs amei follamen
Non fatz perque la foudat tenc asen
Qe damor taing qe lai oil plaira uenssa
E que sia sens eplazers egratz
So qa sazos par en autre foudatz.

Ab aital geing na hom maint bel socors
Mas ies en mi qand be nai souinenssa
Nom par sia mas destrics efollors
Damar celieis on non trop mantenenssa
Doncs perque lam que non part mon talen
Non puosc qen mi non ai poder nien
Camors mi ten qem mostra saualenssa
El gen parlar elas finas beutatz
Abqem forssa
Pero la forssam platz.

Bem deu plazer car sobre las genssors
Es sos rics cors desimpla captenenssa
Humils efrancs eson uezer doussors
Cades onplus lauei eplus magenssa
Sol aitan nai el desir eissamen
Non ai doncs pro ia sui sieus finamen
Ben uolgra mais car hiai mentendenssa
Que saisi fos cum es ma uoluntatz
Pois eu ben am catressim fos amatz.

Ia nomame sol car lam mes honors
Tant enlieis sabers econoissenssa
Gens acuillirs esolatz eualors
Egrans beltatz don elmon non a tenssa
Cortesia e gaiessa eiouen
Mas ops magra qem fos dautre paruen
Loiorn camors mipres en sa tenenssa
Qera non uol qen sia enamoratz
Ni eu nom puosc uirar uas autre latz.

Qen farai doncs tot aisso mes errors
Qella nom uol ni autra nom agenssa
Noi sai conseill mas sieu anc fui aillors
Dorgoillos cor aran fatz penedenssa
Qeil bellan pren pertotas uengamen
Qem pauset sa enbon esper iauzen
Mas una uetz lapris encouinenssa

Quil mautreiet samor eson solatz
Mas eram di qe anc nonfo uertatz.

Abtot aisso men pren tant grans temors
Delicis celar qe beus dic ses faillenssa
Qe maintas uetz mentol dormir paors
Tant mes el cor samors que apresenssa
Dopt qei disses son bel nom en dormen
Qiem gart demi emgart delautra gen
Seigner dalfin esauia entendenssa
Que ia nuill temps liplagues mamistatz
Tot lomaltraich uolgra sofrir enpatz.

Namieills deben es flors denseignamen
Dompna de ioi rehina deualenssa
Seignoressa donors edebeutatz
Perqieu non puosc partir mas uoluntatz.

fol. 78 b.

Gaucelms faiditz.

Oimais taing que fassa parer
Iauzens edesliures desmai
Mon ric ioi ab ioios uoler
En un uers pois amidonz plai
Qaoras sai
Que cel qabon seignor satrai
Es deric ioi iauzire
Si sap esser bos sofrire
Francs humils adreitz de tot be
Aitals cum ad amor coue.

Ia fis amics nois desesper
Desidonz si tot mal entrai
Que so canc non cuidei uezer
Vei per madompna al cor tant iai
Capenas sai
Qui fui ni qui sui tant bem uai
Qe qand emon cor cossire
Ieu non cuig ni nomalbire
Sieu fos cel que suoil car en me
Es loiois qe damor mi ue.

Car amars ab sobretemer
Egen seruirs ab cor uerai
Man aduig emant faich auer
Vn ric ioi iauzion qieu ai
Delicis don sai
Qel mon tant bella non estai
Car qui fazia assire
Lagensor dautra qeis mire
Pres delicis non parria re
Qil anc beutat agues ab se.

Daisso trac guiren qieu dic uer
Son bel ris eson bel cors gai
Ladreich parlar elric saber
Esos bels huoills ab lesgart gai
Deuer osai
Plus non aus dir ninon dirai
De sol aitan cre qeslire
Puoscom decui ouoill dire
Ca saber es leu qui la ue
Qe iois tant bella non mante.

Aram esfortz car ai poder
Pois tant rics iauzimens meschai
De mon ioi celar ni tener
Car ades atotz nol retrai
Mas car ieu sai
Camors per decelar dechai
E qaissis pot hom aucire
Sai si mon cor escondire
Qe ia lausengier dengan ple
No sabran don plus mi soue.

Dompna mos iois emos plazers
Mos desirs don ia nom partrai
Tant cum uidam uuoilla ualer
De uos cui am et amarai
Tant cum uiurai
Totztemps e ia ren nous qerrai
Don uostre rics cors sazire
Mas prec uos qals nous aus dire
Que aiatz auinen merce
Demi qeus am perbona fe.

Nuills hom damar nois deu tener
Que plus qen mil iorns non forfai
Esmenda amors en un sol ser
Per qieu ia nom desperarai
Pois aisso sai
Anz prec mon uers qami donz lai
Sia demon uezer grazire
Edaqui qaillors nois uire
Vas mon plusauinen dese
On bos pretz enanssa ereue.

fol. 81 b.

Gaucelms faiditz.

Sitot nonca ses grazitz
Tant cum sol chans ni solatz iais

Non er qeu iauzens nomeslais
Dun uers far don sui enquisitz.
Car cel qa bona scienssa
Deu far so capretz agenssa
Non deu celar son saber ni cubrir
Lai on coue amostrar ni adir
Qen totz luocs ual adrecha chaptenenssa.

E nois taing qesteu plus marritz
Ni uir mon cor fin enbiais
Pero trop mi carguet greu fais
Labella falsa enganairitz
Que totz fui mortz enparuensa
Mas er nai trobat guirenssa
Tal que ma gent desliurat demorir
Qes la gensser com puosca el mon chausir
Et il reman fazen sa penedenssa.

Don fui cortesamen garitz
Qenqer nai en labochal bais
Ela doussa sabor el iais
Don fui gent baisan acuillitz
Per lieis canc non fetz faillenssa
E pos tant gen mo comenssa
Anc la doussors del bais nois poc partir
Dema bocha ia nom deu mais faillir
Ni far ni dir nuilla desauinenssa.

E car anc nestei iorn faiditz
Delieis uezer on beutatz nais
Ni quel fols sens al non satrais
Ecill siam perdos eguitz
Ar uau mon greu tort ses tenssa
Adrechurar enproenssa
Esi anc ren qe fezes agrazir
Agui delieis delailai ses failir
Edenagot edesa conoissenssa.

De re non es hom tant sazitz
Ni on tant leu iois ni esmais
Ni non portom tant greus eschais
Cum damor qa amans conquitz
Camors a poder que uenssa
Eqand ieu nai souinenssa
Adoncs cossir qe mieills mi degra aucir
Qeu anc sofris qemen pogues partir
Tant ui lamor ela gran benuolenssa.

Mos uers uolrai que sia auzitz
Per mon bel thesor part clauais
Quil es depretz clartatz erais
Etan qand er delui partitz
An ric de ioi apresenssa
Dir qen sobeirans dargenssa
Emadompna ma fait delai uenir
Car si per els no fos er ses faillir
For ieu lombart desen edeualenssa.

fol. 82 b.

Gaucelms faiditz.

De lieis cui am decor ede saber
Dompna eseignor et amic uolrai dir
En ma chansso sill platz qem uuoilla auzir
Del menor tems damor son gran poder
Perso car nes princes ducs emarques
Comtes ereis
Elai onsa cortz es
Non sec razon mas plana uoluntatz
Ni ia nuil temps non sera dreitz iutgatz.

Tant es sotils com nolapot uezer
Ecorr tant tost qe res noil pot fugir
Efer tant fort que res noil pot gandir
Don fai grans colps de ioi edeplazer
On non ten pro ausbercs fortz ni espes
Si lansa dreich epois trai demanes
Saietas daur ab son arc asteiat
Pois lanssa un dart deplom gen afilat.

Corona daur porta per son deuer
E non uei ren mas lai on uol ferir
No faill nuill temps tant gen si sap aizir
E uola leu efai si mout temer
E nais dazaut que ses ab ioi enpres
E qand fai mal sembla que sia bes
E uiu degaug eis defen eis combat
Mas noi garda paratge ni rictat.

Eson palaitz lai on sen uai iazer
A .v. portals equils dos pot ubrir
Tost passals tres mas non pot leu partir
Mas ab gaug uiu cel qui pot remaner
E poia hom per .iiij. gras mout les
Mas noi intra uilans ni mal apres
Cab los fals so erbarri albergat
Qe ten del mon plus deluna meitat.

Fors al peiro on ella uai sezer
A un taulier tal cous sai deuezir
Qe negus hom no sap nuill ioc legir
Las figuras noi trob ason plazer
Et ai mil poins mas gart que noi ades
Hom malazautz delaich iogar mespres
Elipoint sunt deueire trasgitat
E quin fraing un pert son ioc enuidat.

Aitant cant mars ni terra pot tener
Ni soleils par fai asi tot seruir
Los us uiure els autres fai ualer
Puois estrai leu so que gent a promes
Euai nuda mas cant dun pauc dorfres
Que porta seing etuich siei parentat
Naisson defuoc de qe sun asemblat.

Al segon rei taing franquesa emerces
Car sobeiras es detant gran rictat
Qe sobre totz eissaussa son regnat.

fol. 86 b.

Bernartz deuentedorn.

Lonc temps uau eueing euire
Per iorns permes eperans
Et ieu las non sai qe dire
Cades es us mos talans
Ades es us enois muda
Cunan uuoill enai uolguda
Don anc non aic iauzimen.

Puois ella non pert lo rire
Ami en uen dols e dans
Catal ioc mafaich assire
Don ai lo peior dos tans
Caitals amors es perduda
Qes duna part mantenguda
Tro que fai acordamen.

Ia mais no serai chantaire
Ni delescola neblon
Que mos chantars non ual gaire
Ni mas uoutas ni miei son
Ni res qeu fassa ni dia
Non conosc qe pros me sia
Ni noi uei meilluramen.

Ben deuria esser blasmaire
Demi mezeis arazon
Canc non nasquet cel demaire
Qe tant seruis enperdon
Esella no men chastia
Ades doblaraill foillia
Que fols non tem trol mal pren.

Sitot fatz deioi paruenssa
Molt ai dinz lo cor irat
Qui ui anc mais penedenssa
Faire denan lopechatz
On plus laprec plus mes dura
Mas sin breu temps nois meillura
Vengut er alpartimen.

Pero bes es qelam uenssa
Atota sa uolontat
Qe sella atort obistenssa
Ades naura pietat
Qe so mostra lescriptura
Causa debonauentura
Val us sols iorns mais de cen.

Ia nom partrai ama uida
Tant cum sia sans ni saus
Qe pos larma nes issida
Balaia lonc temps los grans
E si tot no ses coitada
Ia permi non er blasmada
Sol deus adenan temen.

Ai bona amors encobida
Cors ben faitz delgatz eplans
Fresca cara colorida
Cui dieus formet ab sas mans
Totz temps uos ai desirada
Qe ies autra nomagrada
Ni autra non uuoill ninpren.

Doussa res benenseignada
Cel qeus a tant gen formada
Men don cel ioi qieu naten.

fol. 109 b.

Guillems ademars.

Ben agrops qieu saubes faire
Tal breu chansson alafesta
Don chascus en alta testa
En es deuengues cantaire
Qe chanssos encortz et enplais
Las plus apresas prezom mais
Perqieu dema longa razo
Mourai amesura del so.

Pron puosc laissar eretraire
Que mais nia que de gesta
Cassatz pareis alatesta
Cum sui pauc amatz amaire
Que ian sui esdeuengutz sais
Per midonz dira e depantais
Canc non auzi fors de breto
Domen tant longa atendezo.

Mas era men uuoill estraire
Que trop nai faich longa enquesta
Esil salue dieus sa testa
Fassam de sa carta raire
Qieu non uuoill plus portar lo fais
Fassal autrui tirar qieul lais
Non pertan qe pros dompna fo
Esi era adops demaiso.

Qieu sui detal enquistaire
Cai dentre cen bella elesta
Qes peresta mia testa
De totas cen labellaire
Et es tant rics sos pretz uerais
Si ia dieus mi don qieu la bais
Eulam mais seruir enperdo
Qe nuill autra abric guizerdo.

Ecar es tant debon aire
Franca et humils et honesta
Lam cum los huoills de ma testa
Ecar nona talan uaire
Tant es cortesa senes ais
Canc ren non galiet ni trais
Nifetz enoi nimespreiso
Don ia sauis hom lochaiso.

Mais uuoill esser merceiaire
Delicis cautra auer conquesta
Caissim montet en la testa
Lamors qand ason repaire
Mi preguet qen ues lieis mapais
Emfassa entre sos uezis gais
Cab pauc deltot remas noi so
Casatz dort edebastizo.

Messatgiers uai degrans eslais
Anarbona enlaussor palais
Mi portaras esta cansso
Alameillor dompna canc fo
Epois daqi atarasco
Amon enueios bel ebo.

fol. 115 a.

Lo monges gaubertz deponciboc.

Car nom abellis solatz
Aitan cum deuria
E uei que chans non plaria
Men refren emtatz
Maintas uetz qieu chantaria
E qand men sui totz laissatz
Somenseigna amors
Qenansar uostras lauzors
Dei dompna en chantan
Perqe souen di mon chan.

E teing mi fort perpagatz
Delmal qieu sofria
Car peruostra cortesia
Sol sofrir deignatz
Que ieu bendizens uos sia
Esi bens mi faziatz
Enqueras maiors
Tais te orguoills efollors
Es de querre tan
Enon puosc passar ses dan.

Sol delesper sai que fatz
Gran sobranssaria
Que ami nois taigneria
Nuills iois tant honratz
Pero quil dreich iutgaria
Mieills men deu fina amistatz
Valer que ricors
Qenans deu trobar socors
Paubres hom que blan
Qel rics dorgoillos semblan.

Mas tant tem uostras rictatz
Que ren nous qerria
Pero tant arditz seria
Qe sim donauatz
Ses qerre ben o penria
E doblariaus logratz
Qe dobla ualors
Es defar bens et honors
Lai on mestier an
Anz com qieira ni deman.

Bella dompna ben sapchatz
Qe mil tans ualria
Vs dos que hom fort uolria
Sera tost donatz

3) plairia. Ambr. Laur. A. Ricc. 18) qorgoilz. Ambr. Ricc. querg. Laur. B. 28) Pero qi uer en deria. Ricc. 30) Qerics. Ambr. Ricc.

Que qui trop lo tardaria
Car cel qui dona uiatz
Fai sos gratz meillors
Equil don nonfai decors
Noil es grazit tan
Epois costail atretan.

Mas ieu sui cel que enpatz
Grazirai tot dia
Latendre cum si prendia
E per dos priuatz
Penrai engrat la fadia
Mas foraus plus bel assatz
Sim fessetz socors
Anz cab forssam fortz amors
Languen esperan
De sofraita ede talan.

Frederic totz iors
Creis uostra lauzors
Perqieu enchantan
Trac uostre pretz adenan.

fol. 115 b.

Lomonges deponciboc.

Merces es echausimens
Dumil sorzer et aussar
E dorguoill sobrebaissar
Don faill amors uostre sens
Car me cui trobatz uencut
Humil e de bona fe
Deschausetz anc se
Elieis qe uira lescut
Vas uos euas me
Qe nous tem nius blan
Non uoletz destreigner tan
Que lorguoills baisses
Euas uos somilies.

Pero ressos es plus gens
Perdre per humiliar
Que per orguoill gazaignar
Que lorgoillos si beis uens
Na blasme per totz saubut
Elumils som lois soste
Vil ebas ancse
Na dreich siuals conogut
Doncs mes mieills socre
Qieu humilian
Sia enganatz cab engan
Midonz galies
Qel tortz reman sieus ades.

Tortz qai dich grans ardimens
Es car lan aus encolpar
No cais taing qem deia amar
Cui es doncs lo faillimens
Mieus cara ma reperdut
Lieis qe nom taing nim coue
Non a perque
Car eu non ai mais pogut
Anz mi pesa be
Qim uai doncs forssan
Amors qem forsset daitan
Qe uolc qieu lames
Forssatz qe lieis non forsses.

Pero pois las aussors gens
Fai amors uas si clinar
Pens qaissi leu pot forssar
Lieis perfar sos mandamens
Perqai lonc temps atendut
Et ancars nomen recre
Quel sieu dur cor ple
Dorguoill mostres sa uertut
Amors permerce
Efeira honor gran
Sami cui uens ses afan
Vencer si laisses
Elieis qeis defen uences.

Amors non etz tant sabens
Caitan nous puosca enseignar
Cades lo sieu malmenar
Es desmesura enosens
Doncs uos er amal tengut
Deqeis taing ni don saue
Com cellui malme
Caura per sieu retengut
Nous odic perme
Mas car mes semblan
Qeuos fassatz uostre dan
Canc hom que greues
Lo sieus nonfo non perdes.

Al seignor presan
Demalleon mand aitan
Qieu cre qeis perdes
Valors si lui non trobes.

---

71) Almaric. Ambr. Namalric. Laur. B.
7) Dechaez Laur. A. Decasez. Ambr. 17) si ben. Laur. A. 19) som tot lo te. id.

fol. 116 a.

Lomonges deponciboc.

Sieu anc iorn dis clamans
Encontra uos amors
Orguoill ni desonors
Aram dei emos chans
Humiliar dos tans
Elaissar mas clamors
Pois ma dompna lionors
La pros comtessa prezans
O deigna aissi uoler
Esi tot ieu de uos grat non esper
Beus dei grazir lo dan el mal
Puois ill momanda que tant ual.

Humils merceians
Mi rend auos auos amors
Car mi forsset errors
Eill lenga malparlans
Qeus fos contrarians
Ab digz maldizedors
Et ieus dirai lauzors
E deplazers cent aitans
Que non uos dis desplazer
Corgoills sai ben que nomi pot ua-
ler
Percoimais denemic mortal
Mauretz amic fin eleial.

Qieus uencerai enans
Merce claman amors
Ab precs et ab temors
Qe sieu ab braus semblans
Vos era contrastans
Nius dizia follors
Ab fals digz reprendedors
Esi mos leugiers talans
Mi fetz orgoillos parer
Encontra uos ni dire nondeuer
Ben dei far penedenssa tal
Cum taing aforfaich desleial.

Sabetz cal als mieus ans
Mer totztemps mais amors
Doussa ma greus dolors
Ebes epros mos dans
Esoiorns mos affans
Egabs eris mos plors
Emos loncs trebaills legors
Etotz mos destrics enans
Etuich miei enoi plazer
E despendrai mo sen emon saber
En uos gen seruir aiornal
Cum hom seru seignor natural.

Al rei dels alamans
Cap dels emperadors
Vai chanssos cui ualors
Dona sobrels prezans
Tant depretz cum es grans
Sobre totz sa ricors
Del sieu pretz es autors
Lo sieus noms benestans
Qel a frederic peruer
Perrefrenar uils faitz eretener
Qus non toc ason pretz cabal
Fren ric eman porta aital.

Del rei daragon esper
Cades meillur esapcha mais ualer
Qand el aura sen natural
Pois ioues sap tant etant ual.

fol. 118 a.

Nuc brunetz.

Lan qan son li rosier uermeill
Mes bel qand aug dels auzellos
Refrims echans elais esos
Que dun uers faire mapareill
Calres mos cors non bargagna
Mas solatz ecortesia
Eia non porrai un dia
Auer ioi qen mi remaigna.

Car sitot nois son miei cabeill
Degai semblan ni dorgoillos
Mais uaill fins efrancs eioios
Qe fals ni trics dauol trepeill
Car adreichamen gazaigna
Cel qui ioi debonamia
Conquer ab leial paria
Qe lus delautre nois plaigna.

Ges bona dompna non coreill
Sis ten son amic enueios
Cab bels semblans et ab paucs dos
Lopot tener ioios darteill

---

6) blasmar Laur. A. regina Ambr. reina. Laur. A. rayna. Laur. B. 37) Sabetz cal mosanz. Laur. A. Sabetz qe als m. a. Laur. B. 48) son seingnor. Laur. A.

Equi qier mais qe noill taigna
Ill lidon debella guia
Al sobredeman fadia
Per que sos fis pretz nois fraigna.

Mas ges daisso nom meraueill
Si dui desleial amoros
Faillon perfadas empreisos
Qan dreitz eleis faill del conseill
Car greu pot falsa mesclaigna
Lonc temps tener dreita uia
Car ambas las partz galia
Lengan se met en la faigna.

Som pogues uezer enespeill
Tant sos bos aips cumsos faissos
Aqel miraills fora trop bos
Qeill maluatz uiron cal son eill
Que tals sapipa esaplaigna
Cui maluastatz serra elia
Caitals miraills lofaria
Plazen debella compaigna.

Mas tant nom ressit ni mesueill
Ni dic brau mot ni francs ressos
Qe sia so qeu uolgra fos
Qeill ric decui son li denteill
Tenon lo puoig elaplaigna
Equi uas lor si desuia
Mostron groing efellonia
Cainz com don nolor complaigna.

fol. 119 a.

Nuc brunetz.

Coindas razos enouellas plazens
Digam oimais et aiam bel solatz
E gardem nos denois edefoudatz
E recobrem cortesias esens
5 Car de foudat uen dans totas sazos
E de sen bens cortesia epros.

Ab los ioios deu hom esser gauzens
E gen parlans entrels enrazonatz
Catretan son de bons motz sils cercatz
10 Cum de foudatz ni de deschausimens
E gens parlars ab auinen respos
Adui amics ni non creis messios.

E qui cuiatz uos sia defendens
Si etz auols com nous apel maluatz
15 Lo cor nauetz el poders uos nes datz
Si noi uezetz mentrel lums es ardens
Gardatz uos i qel temps es tenebros
E noi ueiretz pois qel lums er rescos.

Car us perills cor sobre totas gens
20 Mortz que desfai los cortes els prezatz
Per que ual mais si faitz qe si pensatz
Qen pauc de temps i uen alongamens
Per que lo faitz es auinens e bos
Que nosi paus maluasa ochaisos.

25 Mas duna ren mes uengutz pessamens
Cum uiura iois si donars nes ostatz
Ni aque er cors benanans triatz
Si ia non es ni iogans ni rizens
Per uns odic en bronchatz cossiros
30 Cais cauerant si feignon salamos.

fol. 120 a.

Naimerics debellenoi.

Per crist sieu crezes amor
Tornat magra en la follor
Enqem solia tener
Qinz elcor manet ferir
Qan li obri mon coratge
Al cor dun amoros semblan
Qem uenc dun gai cors ben estan

1) nouellas epl. Laur. A. 10) de maluatz ni de des conuinenz. id. 26) si chantar les emblaz. id. 29) Per uos. 30) Qar chi auer er tengut s. id.

Mas ia mais sab mi nois uira
Noi poirai intrar segura.

Mas pero tant gran doussor
Ai al cor duna honor
Qem fetz cill cals non aus dir
Qand me ui desi partir
Qentrubert tenc mon coratge
Per prendre tal ioi oplus gran
Qe qan trais la man de son gan
Frais del cor la serradura
Ei mes per garda dreitura.

Mas puois qand ieu uinc daillor
Mesura noi ac ualor
Cab plazers lan fetz issir
Cill qempot sis uol aucir
Emes si emon coratge
Tant fermamen rizen iogan
Calre noil qier ni noil deman
Qenlieis remirar satura
Mos cors que dals non atura.

Remiran lauei genssor
Epenssan la trob meillor
Camar si fai egrazir
Per uezer eper auzir
Esil met dieus encoratge
Qe sol per mercem fassa aitan
Qeil plassa qieu lam ses engan
Merces aura sa dreitura
Et ill amic ses falsura.

Sieu non sui asa ricor
Pro rics per fin amador
Mipot siuals retenir
Qeu sai celar egrazir
Franchamen de bon coratge
So que taing aleialaman
Eport alieis honor tant gran
Sab saricor lamesura
Ricors lifara fraitura.

Ala pro reina prezan
Ten uai chansos etatura
Cab lieis tota res meillura.

fol. 122 b.

Daurde depradas.

Anc mais hom tant ben non amet
Cum ieu am decor uertadier
Cella don ai tal desirier
Qe maint sospir coral enget
Enoil aus mostrar mon talan
Per paraulla ni per semblan
Qe sos pretz fis euertadiers
Es tals qe noi ual repropchiers
Com sol dir per afortimen
Amors fai engal tota gen.

Dompna louers dieus qui formet
Vostre gen cors franc plazentier
Anc entant nous uolc dar parier
Car detotz bes uos estrinet
Tant largamen eses garan
Qe si saubut fos tan niqan
De ben lo uostres tant pleniers
Qesser ne pogra captaliers
Totz lomons amon escien
Nagra pres gran meilluramen.

Dompna ben a .vj. anz o set
Qieu ai estat en cossirier
Cossi alei demessatgier
Dun uostramic celan eqet
Vengues a uos merce claman
Mas qan mi pens lo gran boban
Qes enuos elos faitz sobriers
Eu mespert totz cum lesparuiers
Qe non a ni forssa ni sen
Qan paders daiglal sobre pren.

Anc mais tant aigla nomontet
Ni nuils nonpren niuuils non fier
Cum uostre pretz monta econqier
Tot so que pretz plus pres autet
Et ieu cum lauzelletz tremblan
Esgart uas uos em uir garan
Car non aus esser presentiers
Qe uoles on uoluntiers
Volera tost pero uolen
Uole uas uos ses cor uoluen.

Dompna cel qe primiers trobet
Com mescles fin aur ab acier
Perdiaman que so requier
Mout gran cortesia pensset
Car hom enten perdiaman
Qez es fortz et a uertut gran
Amor et amans es aciers
Dompnes fis aurs egaugz entiers
El fabres qelobra cozen
De totz tres fai obra plazen.

Dompna perdieu qencrotz estet
Vos clam merce eus prec eus qier
Que no uoillatz cest castier
Aissi totztemps tener enuet
Qe siuals merce nous deman
Ab huoills ab sospirs et ab chan
Vostrom soi fins e domengiers
Qe nom neschai autre logiers

Voillatz siuals qe bendizen
De uos aleuge mon turmen.

Natura uolc et autreiet
Qe tota res agues mestier
Dequeacom perqeu mofier
A uos seruir esim forsset
Amors de uos amar aitan
Qez ieu noi gart ni pro ni dan
Pois uei qesser nonpot estiers
De uos non serai clamatiers
Anz sufrirai alegramen
Lomal qem fai uiure languen.

ib.

Daurde depradas.

El temps qel rossignols sesgau
Efai sos uers sotz louert fuoill
Per sa pareilla qan lacuoill
Nom laissa amors estar soau
Anz uol qieu chant uuoilla ono
Cill que ma tengut enpreiso
Tant longamen capenas sai
Si poirai uiure sim nestrai
Que mais non torn enson ostatge.

Ab bel semblan et ab cor brau
Atengut cel cui amar suoill
Aissi lonc temps mon cor en uuoill
Qe luoill men son tornat tot blau
Totz hom qen amor sabando
Entrop ric luoc sap per razo
Cal angoissa nical mal trai
Qui ama so qe noill eschai
Si merces noi forssa paratge.

De ioi nouel segiei lesclau
Tro fui uengutz ason capduoill
On mi mostret tant gran orguoill
Cum si tengues delmon la clau
Del couinen mi fetz tenso
Cainz que disses enoia pro
Sab pessamen cortes egai
Vos sai donar ioi et esmai
Eus fatz plazer uostre dampnatge.

Engreu pantais uiu et estau
Eres no mauen de qant uuoill
Ni garir daiso don mi duoill
Non puosc sabel desir non uau
Qerre capteing contra leo
Qeis fiza tant ensa faisso
Que so qeis uol fai edesfai
Etrob lancse de peior plai
Onplus li sui de franc coratge.

Abtal agur intriei enau
Lo iorn qem mostreron miei huoill
Vna falsa ren don mi duoill
Que damor muor esi men lau
Anc mais hom tant marritz non fo
Cautras no mant ni mieus non so
Epuois autre ni ieu nomai
Ben pot saber nomaura mai
Cill que no uolc mon homenatge.

A mon amic uas cui satrai
Pretz eualors entot cant fai
Chanssos fai ton primier uiatge.

fol. 123 a.

Daurde depradas.

Pois merces nom ual ni maiuda
Ges dechantar nonai razo
Mas qui pot derazon perduda
Far mot plazen ab leugier so
Assatz deu esser plus grazit
Car mot ses razon son faidit
E qui nols capte ab dir gen
Son perdut elsos eissamen.

Anc de datz non puoc far tenguda
Anz get totztemps alautrui pro
Eges perso mos cors nois muda
Cades non ioc tant mi par bo
Car debeutat mifai enuit
Emostra defin pretz complit
Cil que uai entriga uoluen
Mon ioc qe per par re noi pren.

Iamais perme non er saubuda
Lamors qem ten en sa preiso
Anz la tenrai ben resconduda
Edirai ben canc res non fo
Epois uei que nomes cobit
Que sia astrucs en ioc partit
Iogarai sols priuadamen
Ab amor et ab pessamen.

Ben es paraulla conoguda
Que trop seruirs tol guizerdo
Etost es grans onta uenguda
Quis pliu trop enfol compaigno
Mos cors emiei huoill mant trahit
Car si feiron tant issernit
Qem consseilleron pernonsen
Qieu descobris tot mon talen.

Dompna lonc temps uos ai uolguda
Mas ar uos qier sius platz perdo

Car anc penssei qem fossetz druda
Pois mi tornez uostroc eno
Iamais per uos non qerrai guit
De lausengier car per un crit
Vos donetz tant gran espauen
Qem faillissetz decouinen.

Bels iois nouels ia tant petit
Non pensaretz qieu uos oblit
Anz uos amarai altramen
Sius enprec plus estrengolmen.

fol. 123 b.

Daurde depradas.

Tant sent alcor un amoros desir
Qei ant miei huoill nouellamen assis
Qieu non uuoill ies esser enparadis
Per qeia mais non pogues car tener
Lai on beutatz eiouens seignoreia
Etot aco qaz amor plazer deia
Qel mon non es nuills hom tant malanans
Lai non tornes ioios ebenestans.

Bem saup amors honrar et enriquir
Car anc deignet uoler qeu menardis
Tant qe penses que madompnam sofris
Qeu lesgardes dreitz huoills al departir
Ben sai que ia non aurai mas lenueia
E me conssen sos amoros semblans
Beil cuich mostrar cals es totz mos talans.

Beis fai adir som cuich car afortir
Nois deu hom ges de ioi qan laconquis
Car plus uencutz es cel qui safortis
Qe cel que sap humilmen obezir
Doncs ben es fols qui ab amor gerreia
Car saber pot si merces nol plai deia
Asofrir ler sos mals esos afans
Tant cum uolra cill decui es comans.

Ia sim uolgues midonz deltot aucir
Nom cuich tant gen monres ni macuillis
Nisiei beill huoill amoros plen de ris
Nomaneron tant doussament ferir
Mon cor qeis ten totz alieis esautreia
Eparla ablieis esolassa edompneia
Emagues pres peramic en baissans
Si cum dompnas recebont fins amans.

Dompna uostrom sui perfar eperdir
Tot cant uolretz permafe uos pleuis
Esim prendetz pertal cum ieus mofris
Ia dieus nom don poder caillor men uir
Adoussa res cui ador esopleia
Pretz eualors etot so qem merceia
Voillatz sius platz qeus retraia emos chans
Cum ieu uos sui eserai fis amans.

Amon amic que fai mieills tot qant deia
Denuill baron qez hom auia ni ueia
Ten uai chanssos esiasli membrans
Que maintas uetz ual mais us iorns cus ans.

fol. 124 a.

Daurde depradas.

De lai on son miei desir
Car sai qe cill nom desira
Per qieu souen plaing esospir
Mas ill nonplaing ni sospira
Perso delieis fort mi rancur
Et es dreita ma rancura
Qieu non pens dautra ren ni cur
Et ill demi non acura.

En mi son tuich aquil conssir
De que fis amans cossira
Esibem uau nim uolu nim uir
Mos cors nois uolu ni nois uira
Delieis que aten qe meillur
Qe tot so qeis uol meillura
Esol caillor nois peiur
Amors ab lieis non peiura.

Giraut de Bornelh. Laur. B. 4) Per zo qe mais non pogues auenir. id. 13) fehlt auch in Laur. B. 29) qes ren. id. 31. 32) Tot autresi cum seu lera denanz E magues pres per amic en baisanz. id.

Totz los afans qem fai sofrir
Mout uoluntiers los sofrira
Silam deignes sol acuillir
Tant gen cum ieu lacuilira
Ia noill agra cor flac ni dur
Doncs perque mes ill tant dura
Qe onplus ieu uas lieis matur
Et ill meins uas mi satura.

Si sagrades demon seruir
Detot mon sen laseruira
Car daqest mal qem fai languir
Sai ben que puois non languira
Mas ill non uol precs ni coniur
Esi merces non coniura
Tant cunpauc uas me sadreitur
Non aura demi dreitura.

Non puosc mudar cades non tir
Lai on mos mals aips me tira
Qan tot mon cor mafaich partir
Delai don ia nois partira
Sil sieu esgart dousset e pur
Qem fan cuidar quil es pura
Mi dissesen qem fes segur
Delieis que nom asegura.

ib.

Daurde depradas.

Ben deu esser solatz marritz
Et amors trista emarrida
E pauc deu hom prezar lor uida
Etot loben com alor ditz
Car cel per cui ualia
Solatz ecortesia
Chans edeportz iois emerces
Lor es faillitz don grans dols es.

Iamais bons uers non er auzitz
Ni cansos per razon complida
Amors morta es uostra crida
Qe ditz que uos etz esperitz
Cortesia dizia
Tals hom uos couenia
Tuich chantador eron nonres
Qan uolia dir qeus plagues.

Anc hom non dis motz tant grazitz
Ni anc lengua tant issernida
Qe sa uotz era tant complida
Qel rossignols es esbahitz
Qan son doutz chan auzia
Epros senes faillia
Mais que hom qeu anc conogues
Perso la dieus ason ops pres.

Ih'u crist prec qeil sia guitz
El paus ala destra partida
Ca sos amics a establida
Cadoncs er ben lo luocs garnitz
Dompna sainta maria
Per consseill uos daria
Sius azautatz dome cortes
Nugo brunet non laissetz ges.

Trop es caitius et adormitz
Totz hom cui auoleza guida
Car si pert el segle oblida
Eqand es daqest mon partitz
Dieus non uol saparia
Mas en enfern lenuia
On estai totz de penas ples
E ia mais non er qui del pes.

Vas salas tenras tauia
Tot plan car lai trametia
Chanssos euers esiruentes
Cel cui deu ben plaigner rodes.

Bels desirs uas on qieu sia
A en mi la seignoria
Perfar eperdir qeil plagues
Et anc nolui mas el cor mes.

fol. 125 a.

Daurde depradas.

Non cuidei mais ses comiat far canso
Mas ar mauen malgrat mieu far parer
Lopenssamen qel cor non pot caber
Tant mena dat cella cui eu mi do
Perqieu comens alei decossiros
Esi mos chans non es molt amoros
Ia non rept hom mas amor emerce
Car sim uolgesson portar bona fe
Ia nois feira madompna tant estraigna.

A penas sai que sia mal ni bo
Car sui marritz eplens denoncaler
Esieu deltot damor mi desesper
Ges peraitan non hiesc desa preiso
Que farai doncs sofrirai pesanssos
Et atendrai tro que ueigna sazos

Qeil desamat sofren trobon merce
Enom dira sautre pro nocamte
Atot lomeins midonz qen mi remaigna.

Ai fina amors ab un pauc guizerdo
Pogratz mon cor engran ioia tener
Sol que fessetz alieis cui am plazer
Detant bon grat mi mezeis labando
Esi daitan non uoletz neis mos pros
Siuals almeins mostratz li qui ez uos
Mas noi anetz que noi menetz merce
Cadoncs seran aiostat tuich libe
Esobrar lan acui qe dels sofraigna.

Demon dan cuich amors qeus mou tensso
Onplus uos dic qanetz midonz uezer
Cades lauei ses uos aitan ualer
Qe mais non cuich mescoute arazo
Pois aura faich son cors deren ioios
Qe sabeutatz mi fai aissi doptos
Cumilitat chausimen emerce
Euos mezeus a perpauc non mescre
Qeus desorguoill sius uol en sa companigna.

Vai na plazen endreich lauzor so mo
Cal sieu seruir mi deing er retener
E salieis platz qieu naia nuill plazer
Membre li doc et oblit li de no
Esieu sui fols nom fezes enoios
Rendam merce eso qem tol razos
Car sieu non puosc ablieis trobar merce
Cui am euuoill edesir mais que re
Non sai acui dema dolor mi plaigna.

fol. 129 a.

Louescoms desaint Antonin.

Benes camiatz ara mos pessamens
Elaturs fraitz don me cuiei tener
Que non anes mais ma dompn a uezer
Cabaital geing men cuiaua defendre
Mas aras sai si merces nola uens
Camon desir dei mamort demandar
Car aissim pres qan delui mi parti
Qan me auenc per sa terra passar
Canc nom saubi delieis uezer gardar.

Mas ges nonsai si es encantamens
Qe qan lauei demi non ai poder
Camors lam fai tant blandir etemer
Qe neis mos precs non lause far entendre
Mas ill e . . . an . . apresa econoisse . .
Que sap triar damor lodreich el tort
Edemi sap que de puois anc laui
Nom uenc encor dautra dompna preiar
Ni nuills maltraitz no la fetz oblidar.

Tantas penas nai sofertas cozens
Perque doutz gaugz men deuria eschazer
Pero bensai nolam cal plus temer
Qe si merces ia deu enlieis dissendre
Ben es razos euaillam chausimens
Bona dompna qem detz ioi edeport
Si qeil esglai se partan tuich de mi
Car bem podetz las perdas esmendar
Sim retenetz auostre benestar.

Car delas tres meillors etz plus ualens
Perqieu nonpart de uos mon bon esper
Mas tant dorguoill faitz contra mi parer
Perqieu uolgra uostra beutatz fos mendre
E si uuoill far tant uostres mandamens
Qe chascun iorn prec dieu eclam mout fort
Qeus meta encor qem fassatz bona fi
Cab uos gerrei acui non aus tornar
Nisai fugir nipuosc pro encaussar.

Aras sui tant dompna uas uos temens
Qe ses bon guit dompna nous aus uezer
Tal paor ai qem uoillatz dechazer
Mas tot enans necuich bon segur prendre
Esains iohans deuian cēr guirens
Qe dun bel dich ai traich tant bel conort
Mas doptos sui sil disses enaissi
Cum eus deman et irai o proar
Euos digatz nel uer si dieus uos gar.

---

17) no capte. Ambr. 24) Siuals qenomostraz. id. 31) mes oures. id.

Ama dompna uuoill canes far entendre
Chanssoneta epuois uai enonlen
Amon desir que pens demon conort
Tot enaissi cum sap qeil taing afar
Els compaignos sapchas me saludar.

fol. 180 b.

Louescoms de saint Antonin.

Amors nom puosc partir ni dessebrar
Pero bensai qel partirs mi demora
Et ieu non puosc senes amor estar
Et ai agut aital fat tota hora
Amoros sui et amoros serai
Econosc ben que peramor morrai
Eges pertant damor non puosc partir
Si bem conosc mon uiure emon morir.

Tals estarai cum nichola debar
Qesi uisqes lonc temps sauis hom fora
Qestet gran temps mest los peisos enmar
Esabia qei morria cal que hora
Eges pertant non uolc uenir ensai
Esi ofetz tost tornet morir lai
Enla gran mar don pois non poc issir
Enans i pres lamort senes mentir.

Et ieu senti lamort apropiar
Sella nom ual uas cui mos cors adora
Cui eu am tant qe dals non puos pensar
Eia socors noncre qem fassa abora
Car negun bel semblan damor nom fai
Esi anc rem promes ar mo estrai
Perqieu conosc que sui pres del fenir
Mas ieu non puosc en nuilla part fugir.

Cum hom en mar qan si sent perillar
Que dinz soncor sospira edels huoills plora
Econtral uent nonpot nuil gein trobar
Ni noil tenpro sibeis geta lancora
Ni nuills conortz noil pot atraire iai
Anz prega dieu qel get daqel esmai
Qel grans tempiers fara lanau partir
Don apaor desi mezeis perir.

Dompna merces uuoill sius platz merceiar
Cautre conort non cre qe naia ora
Sinbreu ab uos non puosc merce trobar
Lamors qieus ai maucira enbreu dora
Car debon sen edefin cor uerai
Vos am dompna trop mieills qe dir nous sai
Qel cor el sen el saber elalbir
Aitant en uos que dalres non cossir.

Dompna sieu muor per uostramor bem plai
Mas ia . . . .

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache. Von Dr. Max Müller. Von der Kaiserlichen Academie zu Paris gekrönte Preisschrift. Für das deutsche Publicum bearbeitet von Dr. Carl Böttger. Leipzig 1863.

Das vorliegende Buch, eine eigenthümliche Erscheinung, insofern es von einem Deutschen in englischer Sprache geschrieben, von einer anderen Hand in die deutsche Sprache übersetzt, den Landsleuten des Verfassers dargeboten wird, enthält neun Vorlesungen, die der Verfasser am königlichen Institut von Grossbritannien gehalten hat, nicht ausschliesslich für Fachgenossen, sondern für ein grösseres, wissenschaftlich gebildetes Publicum bestimmt, um demselben eine Einleitung in die Sprachwissenschaft zu geben, durch welche das Wesen und der jetzige Stand dieser umfangreichen Wissenschaft, so weit es auf dem beschränkten Raume möglich wäre, übersichtlich dargestellt würde.

Der Verfasser hat die Aufgabe, welche er sich gestellt, vortrefflich gelöst, nicht allein rücksichtlich des Inhaltes des Gegebenen, wie dies ja nach seinen anerkannten Leistungen auf diesem Gebiete nicht anders zu erwarten war, sondern auch rücksichtlich der Form, welche mit grossem Geschicke dem Zweck entsprechend gewählt ist. Eine kritische Besprechung glaubte ich hier nicht geben zu dürfen, dagegen habe ich es für zweckmässig gehalten, durch eine etwas ausführlichere Mittheilung des Inhaltes die Leser des Archivs, welche nicht speciell das Studium der Sprachwissenschaft betreiben, auf das Buch aufmerksam zu machen.

Nach einer kurzen Einleitung, welche besonders von den verschiedenen Namen handelt, die man der „Wissenschaft der Sprache“ beigelegt hat, unternimmt der Verfasser es, dieser Wissenschaft die ihr gebührende Stelle unter den Wissenschaften überhaupt anzuweisen. Er unterscheidet die Wissenschaften nach dem ihnen zu Grunde liegenden Stoffe in historische und physische, von denen die ersteren sich mit den Werken der Menschen, die letzteren mit denen Gottes beschäftigen, und zeigt nun in längerer Auseinandersetzung, dass die Sprachwissenschaft zu den physischen Wissenschaften zu rechnen sei. Die Sprachwissenschaft unterscheidet sich wesentlich von der Philologie, insofern diese die Sprache nur als ein Mittel behandelt, um in die gesammte Erkenntniss einer bestimmten Zeit oder eines bestimmten Volkes einzudringen, während jene die Sprache selbst zum Gegenstande ihrer Forschung nimmt, um das Wesen derselben kennen zu lernen; demnach ist die Philologie eine historische Wissenschaft, die Sprachwissenschaft nicht. Von den Einwürfen, welche sich gegen diese Behauptung

machen liessen, wird der nächste, dass die Sprache eine menschliche Erfindung sei, zurückgewiesen, die Untersuchung über den Ursprung der Sprache jedoch einer späteren Stelle aufbehalten; genauer dagegen wird ein zweiter Einwand geprüft, dass nämlich die Natur einer Entwickelung nicht fähig sei, während die Sprache eine solche habe, dass demnach die Sprachwissenschaft nicht in den Kreis der physischen Wissenschaften gehören könne. Der Verfasser weist auch diesen Einwurf zurück, indem er behauptet, es beruhe derselbe auf einer Verwirrung der Ausdrücke: die Sprache habe, wie jedes andre Naturproduct, nur ein Wachsthum, keine historische Entwickelung; denn wenn auch die Sprache einen beständigen Wechsel zeigt, so ist doch der Mensch nicht im Stande, denselben hervorzubringen oder zu verhüten, vielmehr beruht dieses Wachsthum der Sprache auf zwei natürlichen Processen, dem phonetischen Verfall und der dialektischen Wiedererzeugung. Beide Processe hat der Verfasser einer ausführlichen Erörterung unterzogen, in der namentlich über das Wesen und die Bedeutung der Dialekte vieles interessante und bedeutsame beigebracht ist. Keiner von beiden Processen steht in der Gewalt des Menschen, sondern beide folgen bestimmten Gesetzen, die nicht von Menschen gegeben sind, denen vielmehr die Menschen selbst gehorchen müssen. Zuletzt wird noch der Einwand besprochen, dass es, abgesehen von der Entstehung der Sprache, doch nicht möglich sein würde, das Leben und Wachsthum einer Sprache ohne historische Kenntniss der Zeiten, in denen sie sich bildete, zu verstehen; es wird erwidert, dass auch die anderen physischen Wissenschaften nicht ohne Zusammenhang mit der Geschichte der Menschheit sind, und dass grade die Sprachwissenschaft unabhängig von der Geschichte sein kann, da alle fremden Einflüsse, die eine Sprache erleidet, nur den Wörterschatz, nie ihre eigentliche Seele, die Grammatik treffen, so dass auch, genau genommen, Vermischung von Sprachen nie stattfindet.

In den nächsten Vorlesungen wird ein Abriss der Geschichte der Sprachwissenschaft gegeben, indem der Verfasser nachweist, wie dieselbe die drei Stufen, welche jede physische Wissenschaft durchzumachen hat, nämlich die empirische, die classificirende und die theoretische, betreten hat, Stufen, welche in der Entwickelung der Wissenschaften auch zeitlich nach einander auftreten, jedoch nicht, ohne dass einzelne Uebergriffe aus der einen in die andere versucht werden. Wir übergehen hier die historische Darstellung, wie sich bei den Griechen die empirische Grammatik bildete und dann zu den Römern überging, eine Geschichte, die der Verfasser in sorgfältiger Erörterung bis auf die gewissermassen einen Abschluss bildende Grammatik des Dionysius Thrax fortgeführt hat. Der Uebergang zur zweiten Stufe, meint der Verfasser, sei wesentlich behindert worden durch die Ausschliesslichkeit der Griechen und Römer, die jede andere Sprache als die ihrige als barbarisch und deswegen einer genaueren Betrachtung nicht werth ansahen; das Christenthum habe angefangen, diese Schranke zu beseitigen. Die ersten Versuche einer eigentlichen Classificirung sind dennoch erst im 17. Jahrhundert gemacht und auch da noch der Fortschritt lange durch die Ansicht aufgehalten worden, dass alle Sprachen vom Hebräischen abzuleiten seien. Dieser Meinung trat zuerst Leibnitz mit Erfolg entgegen, und seine Bemühungen für die Sammlung des zur Classificirung nöthigen Materials aus möglichst vielen Sprachen sind nicht zu übersehen. Das bedeutendste leisteten demnächst Hervas und Adelung, von denen der erste nicht allein Proben und Notizen von mehr als dreihundert Sprachen gesammelt und Grammatiken von mehr als vierzig Sprachen verfasst hat, sondern auch zuerst nach richtigen Grundsätzen die Sprachenfamilien zu bestimmen suchte. In Adelungs Mithridates sind ausser dem Hervas die Sammlungen benutzt, welche durch die Kaiserin Katharina von Russland veranstaltet worden waren. Zu einem sicheren Princip für die Classificirung des so gewonnenen Materials führte erst die Entdeckung, wenn man so sagen darf, des Sanskrit

von dem die erste Grammatik in Europa 1790 erschien, nachdem schon früher die europäischen Gelehrten durch Missionäre auf diese Sprache aufmerksam gemacht worden waren. Die Verwandtschaft des Sanskrit mit der lateinischen und griechischen Sprache wurde alsbald bemerkt und mehrfach von Engländern, namentlich den Mitgliedern der 1784 gegründeten asiatischen Gesellschaft in Calcutta erörtert, in Deutschland beginnt die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Sanskrit seit Fr. Schlegels Buch über die Sprache und Weisheit der Indier (Heidelberg 1808). Von den Deutschen wurde die gewonnene Kenntniss alsbald nutzbar gemacht; 1816 erschien Bopps Conjugationssystem, die erste wissenschaftliche Vergleichung der Grammatik des Sanskrit mit der des Lateinischen, Griechischen, Persischen und Deutschen, seit 1833 desselben vergleichende Grammatik.

Durch diese Studien wurde der Weg zur genealogischen Classification gebahnt, welche nach den Verhältnissen der lautlichen und grammatischen Formationen die Sprachen nach ihrer Verwandschaft einzutheilen und den Grad der letzteren festzustellen vermag. Der Verfasser giebt bei dieser Gelegenheit eine Uebersicht der einzelnen Zweige der indo-europäischen Sprachenfamilie, wie deren Entwicklung nach dem gedachten Eintheilungsprincip sich darstellt, nämlich des teutonischen, des romanischen, des hellenischen, des celtischen und des slavischen Zweiges in Europa, des indischen und des persischen in Asien, welche alle nach bestimmten Gesetzen durch phonetischen Verfall aus dem gemeinsamen arischen Originaltypus gebildet sind. Ich will hier noch einschalten, dass an einer späteren Stelle der Verfasser eine gleiche Uebersicht von der Entwickelung der semitischen und der turanischen Sprachenfamilie giebt, und dass am Ende des Buches die Zweige der genannten Familien in einer Sprachentafel übersichtlich zusammengestellt sind.

Diese Classification ist nun das Werk der vergleichenden Grammatik, deren Thätigkeit hiermit jedoch keineswegs abgeschlossen ist. Es wird ihr vielmehr nun zunächst die Aufgabe, nachzuweisen, wie die gramamtischen Formationen entstanden sind, welche Bedeutung die Flexionsendungen haben. Das gewonnene Resultat, dass alle diese Endungen aus selbstständigen Wörtern hervorgegangen sind, ist bereits allgemein bekannt; der Verfasser weist an zahlreichen trefflich entwickelten Beispielen den Weg nach, der zu diesem Resultate führte. Für die arische Sprachenfamilie ergiebt sich ferner aus diesen Untersuchungen, dass das ganze Gerüst der Grammatik schon vor der Zerstreuung dieser Familie fest aufgebaut war; aus der Betrachtung der Wurzeln, welche schon vor dieser Zerstreuung vorhanden waren, entwickelt sich ein nicht undeutliches Bild des Culturzustandes, in welchem sich zu jener Zeit die Arier befanden. Gelegentlich weist der Verfasser mit der weiten Verbreitung der arischen Sprachenfamilien auch die weite Verbreitung des Namens der Arier selbst nach.

In der siebenten Vorlesung werden nun die gewonnenen Resultate in Bezug auf die wesentlichen Bestandtheile der Sprache dargelegt. Die Bestandtheile der Wörter, die sich auf eine ursprünglichere Form nicht zurückführen lassen, sind die Wurzeln und diese sind von zweierlei Art, prädicative und demonstrative. Sämmtliche Wurzeln sind einsilbig und demnach aus den einfachsten Verbindungen der Vocale und Consonanten gebildet. Die Zahl der prädicativen Wurzeln, d. h. derer, die in jeder Zusammensetzung in welche sie eintreten, stets ein und dieselbe Grundvorstellung ausdrücken, ist nicht gross; beispielsweise giebt es deren im Chinesischen 450, im Hebräischen 500, etwa ebensoviel, nach Annahme des Verfassers, im Sanskrit. Hierzu kommt noch die kleine Zahl der demonstrativen Wurzeln, welche einfach die Existenz unter gewissen räumlichen und zeitlichen Verhältnissen bezeichnen; aus ihnen sind die meisten Flexionsendungen entstanden.

Aus der Weise, wie diese Wurzeln zusammengestellt werden, ergeben sich drei Arten von Sprachen: 1) radicale Sprachen, in denen die Wurzeln

selbst als Wörter gebraucht werden, so dass jede Wurzel ihre volle Selbstständigkeit behält; 2) terminationale, in denen zwei Wurzeln verbunden werden können, um Wörter zu bilden, wobei die eine Wurzel ihre Selbstständigkeit verlieren kann; 3) inflexionale, in denen bei derselben Zusammensetzung beide Wurzeln ihre Selbständigkeit einbüssen können; bei beiden letzteren Arten findet dasselbe Princip auf eine grössere Anzahl Wurzeln in der Zusammensetzung gleichfalls seine Anwendung. Die erste Art wird durch das Chinesische, die zweite durch die turanische, die dritte durch die arische Sprachenfamilie repräsentirt. (Vergl. über diese Classification und die gewöhnlichen, etwas abweichenden Benennungen: Steinthal, Classification der Sprachen, und in der Kürze: K. Hoffmann, im Archiv XXX S. 34 ff.). Die erste Art schliesst die lautliche Corruption ganz aus, die zweite nur in der Hauptwurzel, die dritte gestattet sie in der Hauptwurzel, so wie in den Endungen. Mit dieser Classification, welche der Verfasser die morphologische nennt, ist ein System gegeben, in welchem alle denkbaren Sprachformationen ihren Platz finden müssen, mit dessen Hülfe auch der Abschluss der classificirenden Stufe der Sprachwissenschaft, nämlich die Lösung des Problems, den gemeinsamen Ursprung aller Sprachen nachzuweisen, versucht werden kann. Indem der Verfasser diese Lösung noch offen lässt, sucht er die Möglichkeit eines gemeinsamen Ursprunges festzuhalten, und gelangt wenigstens zu dem Resultate, dass die Nothwendigkeit des Gegentheils bis jetzt nicht erwiesen ist.

Die letzte Vorlesung ist der theoretischen Stufe der Sprachwissenschaft gewidmet. Die Aufgabe derselben ist die Ergründung des Ursprungs der Sprache nach ihrer psychologischen wie nach ihrer physiologischen Seite hin. Es ist nicht wohl möglich, in der Kürze den Gang der Betrachtungen, die der Verfasser über diesen vielbesprochenen und noch so wenig aufgeklärten Gegenstand anstellt, anzudeuten, wir begnügen uns damit zu bemerken, dass auf der einen Seite der Verfasser sowohl die Theorie, welche die Sprache durch Nachahmung der Naturlaute entstehen lässt, als auch diejenige abweist, welche die Interjection als Grundlage der Sprache ansieht, dagegen die Bildung der Begriffsbezeichnungen auf die Bezeichnung der Merkmale des betreffenden Gegenstandes zurückführt, und dass er auf der anderen Seite die Anwendung des Lautes zum Ausdruck des Gedankens nur flüchtig erörtert und dieselbe als aus einer dem Menschen von Natur inwohnenden Kraft stammend erklärt. Das Problem, wie grade ein bestimmter Laut für die Bezeichnung eines bestimmten Begriffes verwendet wurde, ist nicht weiter berührt.

Zur näheren Erläuterung einzelner Gegenstände sind den Vorlesungen eine Reihe von Anmerkungen angehängt, deren Inhalt, zum Theil die einschlagende Literatur nachweisend, in dem Texte selbst keinen Platz finden konnte. Den Schluss des Ganzen bildet ein alphabetisches Register.

Die vorliegende deutsche Bearbeitung des Werkes hat nur an einzelnen Stellen sich meist unerhebliche Abweichungen von dem Originale erlaubt, grösstentheils zu dem Zwecke, dasjenige, was speciell auf das englische Publicum berechnet war, in entsprechender Weise dem deutschen Publicum nahe zu bringen. Die Uebertragung in die deutsche Sprache ist mit grossem Geschick gemacht, so dass man kaum irgendwie daran erinnert wird, dass eine Uebertragung aus einer fremden Sprache vorliegt. Der Bearbeiter kann sich des Dankes von Seiten des deutschen Publicums versichert halten, dass er ihm das treffliche Werk zugänglicher gemacht hat.

Wir schliessen hieran noch einige Bemerkungen über ein anderes Buch, das nach der Vorrede gleichfalls den Zweck verfolgt, zum Studium der Sprachwissenschaft anzuregen, nämlich:

Zur Sprachwissenschaft. Von Professor H. Wedewer. Freiburg im Breisgau 1861.

Es enthält dies Buch, das im Jahre 1861 der Philologenversammlung in Frankfurt am Main als Gabe dargebracht wurde, vier Aufsätze, von denen drei schon vorher anderweitig gedruckt waren: 1) über die Wichtigkeit und Bedeutung der Sprache für das tiefere Verständniss des Volkscharakters, mit besonderer Berücksichtigung der deutschen Sprache (Programm der Selektenschule zu Frankfurt 1859); 2) über Buffons Ausspruch: „Le style est l'homme même," oder über die Bedeutung des Styles für die Charakteristik der Völker und Einzelnen, mit besonderer Berücksichtigung des deutschen Styles (Programm ebend. 1860); 3) über die Bedeutung der Raumanschauung auf dem Gebiete der Sprache (Jahrbb. f. Philol., Bd. 78, H. 11); 4) über die Bedeutung der Zeitanschauung auf dem Gebiete der Sprache.

In den beiden ersten Abhandlungen, die gewissermassen zusammen ein Ganzes bilden, hat der Verfasser, ausgehend von dem Satze, dass der menschliche Geist sich auf bestimmte Weise nur durch die Sprache offenbaren könne, nachzuweisen versucht, dass der Charakter eines Volkes sich in der Sprache entschieden ausspreche, und er hat zu diesem Zwecke sowohl die phonetische Seite der Sprache, als den Inhalt des Sprachschatzes, die Art wie aus den Merkmalen eines Begriffes die Bezeichnung für denselben genommen wird, die Bildung der Wortableitungen und grammatischen Formen, endlich den Satz- und Periodenbau einer eingehenden Betrachtung unterzogen. Den Resultaten, welche der Verfasser gewonnen, wird man im Ganzen beistimmen können, wenngleich im Einzelnen manches bedenklich erscheint. Ich erwähne z. B. die Behauptung, dass eine eigentliche Angemessenheit zwischen dem Laute und dem was er jedes Mal in der Sprache bezeichnet, keineswegs bestehe, so wie die Meinung, dass sonst dieselben Vorstellungen in allen Sprachen auf dieselbe Weise bezeichnet werden müssten. Wenn auch die Sprachforschung jenen geläugneten Zusammenhang bis jetzt nur in einzelnen Fällen nachweisen konnte, so ist doch die Möglichkeit eines allgemeinen Nachweises durchaus nicht in Abrede zu stellen, ja man würde, wenn ein solcher Nachweis gelänge, vielleicht allerdings darauf kommen, dass dieselben Vorstellungen ursprünglich auf dieselbe Weise bezeichnet wurden, d. h. dass alle Sprachen einen gemeinsamen Ursprung haben. Dass jetzt die Sprachen für dieselben Vorstellungen verschiedene Bezeichnungen haben, erklärt sich leicht daraus, dass bei der Veränderung der Sprachen ein Wechsel in der Auswahl der Merkmale stattfand, die man zur Bezeichnung des Begriffs verwandte. Es ist in dieser Hinsicht interessant, in dem oben besprochenen Buche Müllers Betrachtungen über die dialektische Wiedererzeugung (S. 45 ff. vgl. S. 332 f.) nachzulesen. — Auch die Etymologien sind nicht immer glücklich verwandt, wie S. 35 f. *ἀρετή* und *ars* auf *ἄρειν fügen* zurückgeführt werden, während die Wurzel *ar* doch eine viel weitere Bedeutung hat (s. Müller S. 211 ff.).

Die beiden letzten, gleichfalls zusammengehörigen Aufsätze zeigen in kürzerer Darstellung, wie die Anschauung des Raumes und der Zeit in weitgreifender Weise im sprachlichen Ausdruck, namentlich durch Uebertragung auf andere geistige Verhältnisse sich geltend gemacht hat. Obgleich die Sache mehr angedeutet als genau durchgeführt ist, so bilden doch auch diese Abhandlungen einen interessanten, zu weiterer Forschung anregenden Beitrag zur Sprachforschung.

Berlin. Büchsenschütz.

Dictionnaire d'étymologie française d'après les résultats de la science moderne, par Auguste Scheler (doct. en phil. et lettres, bibliothécaire du roi des Belges, agrégé de l'univ. de Liége etc.) 1862.

Der Verfasser glaubt durch sein Werk eine Lücke in der Literatur der französischen Philologie auszufüllen. Wir können ihm nur beistimmen, denn sicherlich ist es eine dankenswerthe Arbeit, die vielfach zerstreuten etymologischen Forschungen zu sammeln, und in alphabetischer Reihenfolge geordnet der Benutzung bequem zu machen.

Der Verfasser, ohne die Verdienste französischer Etymologen (Nicot, Ménage, Caseneuve, Du Cange etc.) schmälern zu wollen, stellt sich auf den Standpunkt der neueren Wissenschaft. Dass die Grundlage des vorliegenden Werkes das Wörterbuch der romanischen Sprachen von Diez bildet, kann man somit wohl annehmen. Ja der Verfasser hat auch deswegen unserem Diez den Vorrang gegeben, um dessen Forschungen in Frankreich eine grössere Verbreitung zu verschaffen als sie bis jetzt haben. Doch neben dem Werthvollen, was der Verfasser hier zusammengetragen, hat er auch seine eigenen Ansichten und Forschungen in sein Buch niedergelegt.

Die einzelnen Artikel sind trotz ihrer Kürze mit grosser Klarheit und Sorgfalt verfasst. Das Wörterbuch umfasst im Allgemeinen nur die Vocabeln, welche die jetzt gebräuchliche Verkehrsprache enthält; ausgenommen jedoch ist die Terminologie der besonderen Wissenschaften, Künste und Gewerbe.

Der Verfasser hat sich redlich bemüht, stets das Richtige zu geben; dass er aber dies Ziel nicht in jedem einzelnen Falle erreicht hat, brauche ich in Bezug auf eine Wissenschaft, welche wie die Etymologie täglich neues Feld erobert, nicht hinzuzufügen. Auch könnte man in einzelnen Fällen die gelobte Präcision vermissen.

Die Ausstattung des freilich nicht billigen Buches (340 S. 4 Thaler) ist sehr lobenswerth.

Dr. Muret.

---

1) Grammatik der spanischen Sprache von H. W. A. Kotzenberg. Zweite umgearbeitete Auflage. Bremen 1862. J. G. Heyse's Verlag. Gr. 8. Hierzu noch
   Kleines spanisches Lesebuch zur Einführung in die Lectüre, von demselben; mit untergelegten Wörtererklärungen und zahlreicher Bezugnahme auf die zweite Auflage obiger Grammatik. Bremen 1862. Heyse.

2) Lehr- und Uebungsbuch der spanischen Sprache, mit besonderer Rücksicht auf praktische Bedürfnisse, von Gustav Kappes, Lehrer classischer und moderner Sprachen. Dresden, Louis Ehlermann, 1862.

3) Uebungs-Aufgaben zum Uebersetzen aus dem Deutschen in's Spanische, von J. E. Gomez de Mier, Lehrer der spanischen Sprache an der Realschule des Johanneums zu

Hamburg, und Friedrich Kramer, Lehrer mehrerer Sprachen, Uebersetzer etc. Hamburg 1862. Gustav Eduard Nolte.

Wenn Herr Kappes in der Vorrede zu seinem Lehr- und Uebungsbuche die Meinung ausspricht, es seien die Hülfsmittel zur Förderung des Studiums der castilianischen Sprache nichts weniger als reich, so ist dies ein Ausspruch, den wir, angesichts der alljährlich erscheinenden Grammatiken, Lehr- und Uebungsbücher etc. zu unterschreiben uns nicht getrauen möchten. Grade die spanische Sprache hat in dem letzten Jahrzehnt mehr deutsche Bearbeiter gefunden, als z. B. das Italienische, während uns doch Italien erreichbarer ist als Spanien und, als die Urheimath der gesammten romanischen Kultur, stets das Ziel aller Wünsche derer bleiben wird, die sich mit Wissenschaft und Kunst je beschäftigten. Und unter jenen Bearbeitern waren manche Glükliche, deren Namen doch nicht so ohne Weiteres übergangen werden sollten; wir nennen hier beispielsweise nur den Altmeister Gomez de Mier, dem die meisten seiner Nachfolger ihre Kenntniss des Spanischen überhaupt verdanken, ohne dies grade immer anzuerkennen; die gediegenen Arbeiten von Diez, Fuchs und anderen; den wackeren Precht, an dessen prächtige Grammatik auch die vorliegenden kaum heranreichen dürfen etc.

Ueber Mangel an Lehrmaterial dürfte also kaum zu klagen sein. Sehen wir also zu, welche besonderen, vortheilhaften Wege die vorliegenden Werke einzuschlagen bestimmt sind.

Die Grammatik von Kotzenberg ist ein Werk stupenden Fleisses und gediegener Fachkenntniss. Es will uns scheinen, als habe bei der Ausarbeitung derselben dem Herrn Verfasser die französische Grammatik von Prof. Dr. Eduard Mätzner vorgeschwebt; jedenfalls hat sein Werk innerlich und äusserlich ungemein viel übereinstimmendes mit diesem anerkannt gediegenen Buche und der Herr Verfasser wird uns hoffentlich nicht zürnen, wenn wir, statt alles Weiteren, unser Endurtheil — nach sehr genauer Durchsicht seines Buches — dahin concentriren, dass wir sagen: es hat alle Vortheile des Mätznerschen Werkes, y muchos mas, und nur wenige seiner Mängel. Aber doch einen, der dem Herrn Verfasser in seiner Schaffensfreude wohl entgangen ist — es gibt zu viel! zu viel der Theorie, bis in haarspaltende Unterschiede hinein; zu viel der Uebungen, von denen — bei der Kürze des Lebens — wohl die Hälfte ausreichen dürfte, um den Lernenden zu dem Ziele zu führen, welches der Herr Verfasser in seiner Vorrede sich selbst gesteckt hat „den Spanischlernenden als zuverlässiger Führer zum vollständigen Verständnisse und sichern Gebrauche der spanischen Sprache, so wie sie jetzt gesprochen wird, zu leiten.“ Wir haben an dem schönen Buche wenig mehr auszusetzen, als etwa dass das Schema der einfachen Conjugation (Seite 16) übersichtlicher sein könnte, etwa wie bei Precht, wo sich alle Ableitungen aus den Stammzeiten gleichsam wie ein Bild in's Gedächtniss prägen; dass wir ferner nicht einsehen, warum Seite 30 das Schema der zusammengesetzten Zeitformen nicht dem der einfachen entspricht, was ja doch ganz naturgemäss scheint. Dies sind aber ganz verschwindende Mängel gegenüber den Vorzügen dieses Buches, und über die deutsche Orthographie des Autors, der z. B. Perfe*k*t anterior oder Posterior perfe*k*t schreibt, wo wir nicht zu erkennen vermögen, ob es deutsch oder spanisch sein soll, dürfen wir wohl nicht rechten.

Das als Ergänzungsband hinzugefügte kleine spanische Lesebuch enthält eine recht anziehende Auswahl von Lesestücken, mit zahlreichen Noten am Fusse jeder Seite, und wird bei dem schönen Drucke und der musterhaften Correktheit, die dies Werk sowohl, als auch die Grammatik ziert, jedem Lernenden eine willkommene Gabe sein.

Das Buch des Herrn Kappes bietet wenig Neues, es sei denn, dass

seine Eintheilung der Verben in zwei Conjugationen, statt in drei, die es doch nun einmal sind und bleiben werden, dafür angesehen werden solle. Indessen ist das Buch recht sorgsam und mit eingehender Liebe gearbeitet und manche Kapitel der Syntax sind mit ungemeinem Geschick behandelt worden. Aber auch in diesem Buche, scheint es, sind der Uebungen eher zu viel, als zu wenig; denn in welcher Zeit sollen die 138 zum Theil sehr langen Uebersetzungsabschnitte erledigt werden? Und schreitet man da, bei einer Sprache wie die spanische, nicht viel lieber und erfolgreicher zur Lectüre der Klassiker, als sich so unendlich lange mit der Uebersetzung kleiner, unzusammenhängender, wenig sagender Sätzchen aufzuhalten? Beiden Werken, dem vorliegenden wie dem zuvor besprochenen, wäre dagegen die Aufnahme eines kurzgefassten etymologischen Wörterbuches als Anhang, wie in dem gleichzeitig von uns angezeigten Polnischen Lehrbuche von Dr. Kampmann, sehr zu empfehlen.

Die Uebungsaufgaben von Gomez de Mier und Friedrich Kramer sind für vorgerücktere Lernende berechnet und zerfallen in zwei Theile: von Seite 1 bis 153 in sehr fliessend übersetzte Abschnitte aus spanischen Historikern (vorzugsweise Lafuente), mit spanischen Wörtern am Fusse der Seite von Fr. Kramer, zur Rückübersetzung in's Spanische; und von Seite 155 bis 307 in das Lustspiel „Das Epigramm," von A. v. Kotzebue, mit Noten zum Uebersetzen in's Spanische, von J. E. Gomez de Mier. Beide Herren haben ihre Aufgabe gut gelöst, so dass dies Buch allen Freunden der spanischen Sprache angelegentlichst empfohlen werden kann.

Elementarwerk der polnischen Sprache, für den Schulunterricht bearbeitet von Dr. C. F. Kampmann, Prorector und Professor am Elisabeth-Gymnasium zu Breslau. Erster Theil, Grammatik. Zweiter Theil, Polnische Lesestücke. Dritter Theil, Aufgaben zum Uebersetzen aus dem Deutschen in's Polnische. Breslau, Ferdinand Hirt. 1863.

Mit den polnischen Grammatiken für Deutsche lag es bisher sehr im Argen. Die Arbeiten von Popiinski, Fritze und Andern, genügten kaum mehr den bescheidensten Ansprüchen der Neuzeit, und die Werke von Smith, Szrzeniawa und Miklosich sind zu gelehrt oder zu theuer. Wir müssen es daher dem Herrn Verfasser Dank wissen', dass er seine Kraft einem sehr zeitgemässen Unternehmen gewidmet und dieses so sachkundig ausgeführt hat.

Der erste Theil enthält auf 86 Seiten die eigentliche Grammatik, mit einem sehr nützlichen Anhange von Beispielen zur Declination und Conjugation, nebst Leseübungen und kurzen Sätzen und Sprichwörtern zum Uebersetzen aus dem Polnischen in's Deutsche. Was diesen Theil aber ganz besonders werthvoll macht, ist der zweite Anhang, enthaltend einen kurzen Abriss eines etymologischen Wörterbuches der polnischen Sprache, mit deutscher Worterklärung von Aug. Mosbach. Dieser Abriss bietet, mit Vermeidung alles minder Wichtigen, die gebräuchlichsten polnischen Wurzelwörter und deren Ableitungen, und dürfte nicht wenig geeignet sein, den Schüler mit dem Wortschatze der polnischen Sprache leicht und schnell vertraut zu machen. Es wäre wohl zu wünschen, dass eine solche Beilage jedes Lehrbuch einer neueren Sprache zierte, wiewohl nicht in Abrede zu stellen ist, dass die Anfertigung eines solchen

Wörterbuches eine Arbeit von nicht geringer Mühe und überhaupt nicht Jedermanns Sache ist.

Der zweite Theil enthält wohlgewählte, meist auf Darstellung polnischen Lebens gerichtete polnische Lesestücke, mit einem ganz vortrefflichen Wörterbuche, während der dritte Theil die deutschen, zum Uebersetzen in's Polnische bestimmten Lesestücke giebt, die durchweg einen folgerechten grammatischen Gang festhalten und dabei den Zweck des zweiten Theiles „polnisches nationales Sein möglichst zur Anschauung zu bringen" mit grossem Geschicke weiter verfolgen.

Indem wir so dem Fleisse und der grossen Umsicht des Herrn Verfassers die vollste Anerkennung zollen und dies Werk hiermit als das beste, das unserer Meinung nach für Schulzwecke geschrieben worden ist, angelegentlichst empfehlen, wolle er uns, bezüglich des ersten Theiles, einige Bemerkungen gestatten.

Zunächst stört es im Vorworte einer 2. Auflage eine Anzahl Verbesserungen und (an sich so sehr unerheblicher) Zusätze zur ersten zu finden, die eben so gut im Buche selber ihren Platz hätten finden können; der Verfasser gesteht ja selbst, dass sie die Frucht mehrjähriger Erfahrung seien. Sodann erscheint uns der ganze erste Abschnitt, die Lautlehre enthaltend, äusserst flüchtig behandelt oder wenigstens so stylisirt. Manches ist geradezu unverständlich. Was soll es z. B. heissen, wenn auf S. 1 von einfachen Vocalen die Rede ist, auf S. 2 die Diphthongen naturlange Vocale genannt werden; wenn auf S. 2 von den Consonanten gesagt wird, sie seien gemischter Natur, auf S. 3 wieder, von doppelter Natur? Was sind (S. 4) gestossene Consonanten, was (S. 8) schwankende? Verstehe das, wer kann! So wird ferner der Buchstabe p auf S. 1 unter den Consonanten aufgeführt, die zwar hart sind, aber durch ein folgendes i (j) erweicht werden; auf S. 3 ist er wieder doppelter Natur; S. 4 weich, S. 8 wieder hart, und dann wieder schwankend. So ist auch die Natur des j nicht klar dargelegt und die Behandlung des ganzen Abschnittes überhaupt so knapp, dass sie nicht selten an's Unklare streift. Was soll z. B. S. 3 Zeile 10 der Schüler unter wegen verstehen? Und grade dies Kapitel ist in Smith und Schleicher so lichtvoll und ausreichend behandelt. Bei der Behandlung der Verben dürfte der Standpunkt des Quartaners und Tertianers (s. Vorrede) kaum festgehalten worden sein, für die uns dies Kapitel viel zu knapp gehalten erscheint.

Alle diese Punkte würden sich leicht dahin gestalten lassen, dass dies Buch nicht nur denjenigen nützlich werde, welche Gymnasialbildung besitzen, sondern überhaupt Jedermann, was es ja in so hohem Grade verdient.

Essai d'un Dictionnaire des Homonymes français par E. Zlatagorskoï (slawisirt aus Goldberg). Ouvrage adopté en Russie, par le comité des études etc. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1862.

Wir haben es hier mit einem Werke zu thun, das geeignet ist, unsere ganze Sympathie in Anspruch zu nehmen, da es nicht der leichte Auswuchs einer Laune, noch das Objekt einer erspriesslichen Speculation, sondern thatsächlich das Resultat eines Lebens mühevollster Arbeit ist, bei welchem der Herr Verfasser — den der unterzeichnete Referent seit Jahren persönlich kennt, seine Gesundheit zugesetzt hat, indem er bei seinen Recherchen so unermüdlich verharrte, dass er nunmehr dem Erblinden nahe ist.

Da diesem Werke, das von einer ungeheuren Belesenheit spricht, ein erschöpfender Bericht des rühmlichst bekannten Dr. Peschier, Prof. in Tübingen, so wie ein (sehr schmeichlhafter) procès verbal de la section de littérature de l'institut national Genevois beigefügt ist, deren erster die Verdienste des Verfassers gebührend würdigt, so gestatten wir uns hier einen Theil desselben im Originale zu reproduciren:

Mr. Zlatagorskoï ne s'est pas contenté de tendre la main aux premières phrases venues, d'enregistrer ces citations banales dont fourmillent nos dictionnaires. Tous les exemples, signés ou non signés, ont une valeur individuelle, parce que l'auteur s'est montré sévère sur le choix de ces témoignages et que son érudition ne s'égare jamais. Toutes les branches de l'esprit humain ont été mises à contribution pour offrir au lecteur un ensemble de citations aussi varié qu'imposant.

L'antiquité grecque et latine, revivant dans un français pur et classique, a payé un large tribut à ce recueil: Homère, Euripide, Platon, Thucydide, Tacite, Virgile, Cicéron, Sénèque et bien d'autres encore ont fourni leur contingent. Les Pères de l'Église y font entendre leur voix éloquente et les littératures d'Orient y sont représentées avec éclat. La France, comme de juste, y occupe le premier rang et a fourni une large moisson d'exemples. Ceux-ci datent en partie de la période qui vit la langue sortir des langes où elle avait été si longtemps et si salutairement enveloppée. Le 13e siècle y tend la main à celui de Louis XIV, ainsi qu'au 18e et à l'époque où nous vivons. Joinville et Froissart y alternent avec Clément Marot, comme l'auteur des Essais avec celui des Provinciales; la muse altière de Corneille y coudoie le tendre et doux Racine, tandis que la période savamment cadencée du cygne de Cambrai ou la phrase solennelle de l'aigle de Meaux s'y mêlent sans façon aux malices de Voltaire et aux aimables négligences de style de Mme de Sévigné. Ainsi se trouve résolu le problème lexicographique de joindre l'utile à l'agréable, de plaire en instruisant. Au lieu de locutions insignifiantes, au lieu d'exemples sans valeur et sans portée dont l'affluence fatiguerait le lecteur, nous trouvons ici un choix de passages recueillis avec autant de patience que de goût et qui attestent une singulière ardeur d'investigation.

Ce travail, comme on le voit, sort entièrement des proportions d'une compilation ordinaire et s'élève à toute la hauteur d'une œuvre d'érudition. La Russie peut être fière de compter dans son sein des hommes nourris d'aussi fortes études et assez initiés aux mystères de la langue française pour doter leur pays et toutes les contrées où cet idiome est parlé, d'un Dictionnaire écrit en français et que la France lui enviera. Pour notre part, nous souhaitons ardemment la publication d'une œuvre aussi importante et qui répond à un besoin généralement senti.

Es ist dem nur noch hinzuzufügen, dass Herr Zlatagorskoï ein Deutscher ist, der seinen Namen, Goldberg, slawisirt hat, und ferner, dass jedes homonyme Wort von einer deutschen, russischen und englischen Uebersetzung begleitet ist, bevor die den Sinn desselben näher erläuternden französischen Citate mitgetheilt werden, und endlich dass das Werk — bis auf wenige Druckfehler in den russischen Uebersetzungen der erklärten Wörter — von musterhafter Correctheit ist.

Berlin. Prof. Dr. Aug. Boltz.

Miscellen.

Zur deutschen grammatik von Becker.

I.

Unter den beispielen einer vom accusativ auf den dativ übergegangenen verbalrektion findet sich §. 249 (II, 191) „ahd. weren (gewähren)“ angeführt. Dies wird, da jede weitere bemerkung fehlt, von keinem, der nicht sonst von dem eigentlichen sachverhältnis unterrichtet ist, verstanden, leicht aber von manchen ohne ihre schuld in arger weise misverstanden werden, zumal da gerade hehlen unmittelbar vorhergeht. Wie nemlich lat. celare mit doppeltem accus. verbunden ward, ebenso in der älteren deutschen sprache hehlen, mhd. hëln; jetzt aber setzen wir den dativ der person. Was scheint nun hieraus für das folgende beispiel sich anders zu ergeben, als dass hier ein gleiches verhältnis obwaltet, d. h. während wir gewähren, mit dem dat. der pers. und dem accus. der sache verbinden, braucht die ahd. sprache bei wërên einen doppelten accusativ? Allein keinesweges ist dies der fall. Zwar der persönliche accus. ist richtig, aber die sache steht im genitiv.*) Betrachtung des einen kasus ohne den andern ist ein unding; beider bedarf das verb zu seiner ergänzung. Es ist als ob man lehren wollte, im lat. stehe „donare“ ausser mit dem dativ, wie im deutschen „schenken,“ auch mit dem accus. der person, worauf denn recht folgsame anfänger vielleicht zur abwechselung einmal schreiben würden: dono te hunc librum (statt hoc libro). Gewähren, mhd. wërn, gewërn, heisst eigentlich „in besitz setzen,“ und diesem begriffe sind der persönliche accusativ und sachliche genitiv grade angemessen; die neuhochd. struktur scheint der analogie von geben, schenken, reichen, verleihen u. a. gefolgt zu sein.

II.

In den worten (I, 47): „lange vokale werden kurz z. b. einmal, wol, gern (aus ein-mal, wohl, begehren“) offenbart sich, wie bei Becker leider nur zu häufig, eine überaus mangelhafte auffassung der wahren entwickelung unserer sprachformen. Das erste der drei genannten wörter steht auf einer

*) Auch mhd. hëln konnte statt des accusativs den genitiv der sache vertragen (Gr. gr. IV, 636).

ganz anderen stufe als die beiden andern, und von ihm allein kann die behauptung zugegeben werden. Nemlich einmal (semel) im gegensatze von einmal (aliquando) lässt allerdings den ursprünglich langen vokal (mhd. mâl) kurz erscheinen. In wol und gern dagegen ist die kürze keineswegs eine gewordene sondern von jeher gewesen, steht folglich in gar keinem verhältnis der entwickelung zu der dehnung in wohl und begehren, welche auf wenig mehr als auf eingewurzeltem misbrauch beruht. Dem mhd. wol (ahd. wola) und gërne (ahd. gërno) folgen im nhd. wol (vgl. die vokalkürze im niederd. wull und engl. well) und gern od. gerne. Die schreibung wohl ist zwar sehr gebräuchlich, auch ein unterschied zwischen wohl u. wol beliebt worden; aber der kurze vokal von wol ist nicht aus dem langen von wohl hervorgegangen, sondern in wohl steckt dieselbe dehnung wie in dem ehemals ebenfalls giltigen gahr f. gar. Aehnlich ist das verhältnis von begehren zu gërn (vgl. entbehren, zehren; mhd. enbërn, zërn), wenn gleich rückkehr zur organischen einfachheit hier natürlich gerechten hindernissen begegnen und deshalb ungewünscht bleiben dürfte.

Parieren.

Unter der zahllosen menge von verben auf -ieren, welche in deutscher rede und schrift verweilen, werden sich nicht viele, vielleicht kaum ein zweites finden, das wie parieren (ob befugt oder nicht, bleibe hier dahingestellt) drei ganz verschiedene fremdwörter bezeichnet und gewissermassen in sich vereinigt.*) Das eine hat lateinischen, die beiden andern zunächst romanischen ursprung.

Parieren in der bedeutung gehorchen stammt vom lat. parēre; zur verdeutlichung heisst es auch wol „order parieren." Aber nicht in allgemeinstem sinne, zumal nicht von dem freien gehorsam der liebe, sondern vorzüglich mit bezug auf augenblickliche befolgung eines herrischen befehls ist jenes fremdwort im gebrauch; daher auch der zusatz „order."

Anstatt des deutschen „wetten" wird häufig, insbesondere beim spiel, parieren gesagt, das dem franz. parier (unstreitig v. lat. par, ital. pari; gleiches gegen gleiches setzen) nachgebildet ist.**)

Endlich gilt parieren als technischer ausdruck in der fechtkunst, wenn einem hiebe oder stosse ausgewichen, derselbe abgewehrt wird. Diess wort leitet sich vom franz. parer (ital. parare), welches zunächst zurichten, schmücken bedeutet und dem lat. parare entlehnt ist. Die begriffe vereinigen sich leicht, weil derjenige, der sich schützen, ausweichen, etwas ablenken, verhindern will, dazu der bereitung und rüstung bedarf, sie bestehe worin sie wolle.

---

*) Das mhd. parrieren, barrieren (verschränken) geht aus dem franz. barrer hervor.

**) Auch ein subst. paré, das im franz. gar nicht existiert, hört man in gewissen kreisen von mund zu munde wandern.

Mülheim a. d. Ruhr. K. G. Andresen.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

J. G. Th. Graesse, Trésor de livres rares et précieux ou nouveau dictionnaire bibliographique. 24. Livr. (Dresde, Kunze.) 2 Thlr.

Lexicographie.

D. Sanders, Wörterbuch der deutschen Sprache. 26. Lfrg. (Leipzig, Wigand.) 20 Sgr.

Mozin-Péschier, Vollständiges Wörterbuch der deutschen und französischen Sprache. 4. Aufl. 1. und 2. Lfrg. (Stuttgart, Cotta.) à 18 Sgr.

Grammatik.

J. Kehrein, Grammatik der deutschen Sprache vom 15. bis 17. Jahrhundert. 3 Thle. 2. Ausg. (Leipzig, Wigand.) 2 Thlr.

K. Weinhold, Grammatik der deutschen Mundarten. 1. Theil: Alemannische Grammatik. (Berlin, Dümmler.) $3^1/_3$ Thlr.

Fr. Bauer, Grundzüge der neuhochdeutschen Grammatik. (Nördlingen, Beck.) 14 Sgr.

Literatur.

Gesammelte Aufsätze der deutschen Literatur von R. H. Hiecke, herausgegeben von Dr. G. Wendt. (Hamm, Grote.) 1 Thlr.

Geschichte der deutschen Poesie in den letzten 3 Jahrhunderten, von O. F. Gruppe. I. Bd. 5. Lfrg. (Stuttgart, Bruckmann.) $16^1/_2$ Sgr.

A. Boden, Ueber die Echtheit und den Werth der „Zu Lessing's Andenken“ durch Prof. Dr. Wattenbach herausgegebenen Briefe von und an Elise Reimarus. (Leipzig, Winter.) 10 Sgr.

Briefwechsel des Grossherzogs Carl August mit Goethe in den Jahren 1775 bis 1828. (Leipzig, Voigt & Günther.) 6 Thlr.

C. G. Carus, Goethe, dessen Bedeutung für unsere und die kommende Zeit. (Wien, Braumüller.) 1 Thlr.

C. Schuchardt, Goethe's italienische Reise. 2 Bde. (Stuttgart, Cotta.) 2 Thlr.

Schillerfeier 1859, Verzeichniss der zum 100jährigen Geburtstage Schiller's seiner Tochter übersandten Festgaben. (Stuttgart, Cotta.) 15 Sgr.

F. Fränkel, Friedrich Schiller als Mensch und Dichter. (München, Finsterlin.) 10 Sgr.

R. Foss, Ludwig Uhland. Ein öffentlicher Vortrag. (Berlin, Besser.) 6 Sgr.

C. Th. Körner, Sein Leben, Tod u. s. w. (Schwerin, Oertzen.) 6 Sgr.

G. Wirth, Jean Paul Fr. Richter als Pädagoge, nebst einer Auswahl pädagogischer Kernstellen. (Brandenburg, Müller.) 15 Sgr.

Les vrayes chroniques de Messire Jehan Le Bel, publiées pour la première fois par M. L. Polain. 2 vols. (Brüssel, Heussner.) 4 Thlr.

Les oeuvres de Chastellain, publ. par M. Kervyn de Lettenhove vol. I. (Brüssel, Heussner.) 2 Thlr.

Le premier livre de chroniques de Jehan Froissart, publ. par M. Kervyn de Lettenhove. (Brüssel, Heussner.) 4 Thlr.

Etude sur le roman de renart par W. J. A. Jonckbloet. (Leipzig, Engelmann.) 4 Thlr.

Ch. Potvin, Bibliographie de Chrestiens de Troyes. Comparaison des manuscrits de Perceval le Gallois. (Bruxelles, Muquardt.) 1 Thlr. 26 Sgr.

La Franciade. Poëme en 10 Chants par M. Viennet. (Paris, Jung-Treuttel.) 26¼ Sgr.

Victor Hugo, geschildert von einem Genossen seines Lebens. (Leipzig, Steinacker.) 2⅔ Thlr.

M. Artaud, Etudes sur la littérature depuis Homère jusqu'à l'école romantique. (Paris, Jung-Treuttel.) 1½ Thlr.

A. Meyer, Shakspeare's Verletzung der historischen und natürlichen Wahrheit. (Schwerin, Hildebrand.) 6 Sgr.

Shakspeare in seiner Wirklichkeit. Von Dr. J. C. F. Flathe. (Leipzig, Dyk.) 1½ Thlr.

C. W. M. Grein, Bibliothek der angelsächsischen Poesie in kritisch bearbeiteten Texten mit vollständigem Glossar. 4. Bd. 1. Heft. (Göttingen, Wigand.) 2⅔ Thlr.

Concetto e forma della Divina Commedia opera di Domenico Mauro. (Neapel, Detken.) 1⅓ Thlr.

Hilfsbücher.

E. Reichenbach, Die Dichtungsarten der deutschen Poesie. (Wien, Braumüller.) 24 Sgr.

Th. Vernaleken, Uebungsstücke zum Vortragen. (Wien, Braumüller.) 20 Sgr.

Mager, Deutsches Elementarwerk. Lese- und Lehrbuch für Gymnasien etc. 2 Thle. I. Deutsches Sprachbuch. Für untere und mittlere Classen, herausgegeben von K. Schlegel. (Stuttgart, Cotta.) 12 Sgr.

W. Schillerwein, Abriss der deutschen Literatur. (Wien, Sallmayer.) 14 Sgr.

Th. Dielitz und J. E. Heinrichs, Handbuch der deutschen Literatur für die oberen Classen höherer Lehranstalten. (Berlin, Reimer.) 1½ Thlr.

L. Lehmann, Erster Unterricht in der französischen Sprache. (Berlin, Adolf.) 10 Sgr.

H. Lerot, Les verbes français. Petit traité élémentaire théorique et pratique de la conjugaison. (Hamburg, Gassmann.) 4 Sgr.

F. Lutz, Elementarbuch der französischen Sprache. 1. Thl. 2. Aufl. (St. Gallen, Scheitlin & Zollikofer.) 7½ Sgr.

F. Lutz, Französisches Lesebuch für untere Gymnasialclassen. 3. Aufl. (St. Gallen, Scheitlin & Zollikofer.) 10 Sgr.

A. Péschier, Causeries parisiennes. 10. Ed. (Stuttgart, Neff.) 11¼ Sgr.

E. Coursier, Handbuch der französischen und deutschen Conversationssprache. (Stuttgart, Neff.) ¾ Thlr.

G. Gurke, Englische Elementargrammatik. (Hamburg, Meissner.) 18 Sgr.

A. Diezmann, Englisches Lesebuch für technische Lehranstalten. 2. Aufl. (Leipzig, Wigand.) 20 Sgr.

The schoolboy's first story-book. (Bremen, Geisler.) 8 Sgr.

Beilage zum 4. Hefte des XXXIII. Bandes.

---

zu verschaffen sucht — fast überall gefühlt, und das Verlangen darnach ist schon oft laut geworden.

Wir wollen nun dem Verlangen entgegenkommen durch eine in einer längeren Reihe von Jahren entstandene, aus der Praxis hervorgegangene und in derselben bereits bewährte, sowie durch das günstige Urtheil vieler Sachverständigen empfohlene Zeichnenschule, welche alles oben Angedeutete in sich vereinigt und doch ein rein elementarisches Werk ist. Wir hoffen damit ein Bedürfniss zu befriedigen und besonders dem Hause und der Volksschule einen Dienst zu erweisen.

Die drei ersten Lieferungen, wovon die 1ste einen ausführlichen Prospekt über das ganze Werk enthält, sind bereits erschienen und werden die übrigen in möglichst kurzer Frist vollendet sein.

Preisermässigung.

Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Lloyd (E. H.) and G. H. **Noehden. A new dictionary of the English and German language.** In 2 parts. Part I. English and German. Part II. German and English. 2d edition, enlarged and corrected. 8. Hamburg, 1836. (2 Thlr. 20 Ngr.) Ermässigter Preis **24 Ngr.**

Im Verlage von **Georg H. Wigand** in Göttingen erschien:

Goethe's Faust.

Translated from the German

by **A. v. Beresford.**

Elegant broschirt. 20. Ngr.

Die bedeutendsten kritischen Blätter Englands haben diese Uebersetzung des „Faust“ als die bis jetzt gelungenste anerkannt.

Verlag von **Otto Meissner** in Hamburg:

Englische Elementargrammatik.

Von **G. Gurcke.** Preis 18 Ngr.

Englisches Elementarlesebuch.

Von **G. Gurcke.** Preis 15 Ngr.

Diese nach einem neuen Plan angelegte Grammatik erzielt auf wahrhaft methodische und bildende Weise rasches Eindringen in den Geist der englischen Sprache und angemessene Gewandtheit im Sprechen und Schreiben; Vorzüge, durch welche sie sich allen strebsamen Lehrern als ein recht tüchtiges Unterrichtsmittel empfehlen wird.

Das Lesebuch desselben Verfassers, für Anfänger berechnet, enthält eine gute Auswahl kurzer, dem Inhalt und und der Form nach ansprechender Stücke, durch beigefügte Fragen zum Sprechen anleitend; treffliche Gedichte, sowie ein Wörterbuch mit Bezeichnung der Aussprache. Die ganze Einrichtung ist praktisch.

**



